1.25 in 4°
(47,1
Zeitung

Digitized by Google

<36602706030016

<36602706030016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Die Mode,

Zeitung für die elegante Welt.

Jahrgang 1847.

Erſtes Halbjahr.

Mit 39 Kupfertafeln.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.

Digitized by Google

REGIA
ACENSIS

Inhalt.

Seite

Fetiſe. Von Madame Charles Reybaud 1
Der Kampf des Lebens. Von Charles Dickens (Boz) 78
Die Penſionsfreundinnen. Von Helmine Hart 153
Margarethe 225
Vater und Sohn 266
Die Sphinx. Von Francis Wey 321
Ein Königreich für ein Pferd 391
General und Präfekt. Von Marie Aycard 417
Feuilletons.
Mode-Berichte. Von J.
Literariſche Anzeigen.

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek

Zeitung für die elegante Welt.

№ 1. Pränumerationspreis halbjährlich 2⅓ Thaler. **1847.**

Feliſe.

Von Madame Charles Reybaud.

1.

Am letzten Tage des Monats December 1700, in der Stunde, wo die Straßen von Paris ſich vom Verkehr zu fullen beginnen, fuhr ein Reiſewagen durch das Thor St. Antoine in die große Stadt ein, und rumpelte ſchwerfallig auf dem mit Schmutz und Glatteis bedeckten Fahrweg dahin. Die aus den Fugen gewichenen Federn knarrten mißtönend bei jedem Umdrehen der Rader, während der Poſtillon, bis an die Hüften in hohen Stiefeln ſteckend, mit der Peitſche klatſchte und fluchend auf die Vorubergehenden ſchimpfte, die nicht ſchnell genug auf den ſchmalen Pfad längs den Häuſern, den ausſchließlich fur die Fußgänger beſtimmten Weg, flohen. Die Kutſche, von ziemlich altväteriſcher Form, war ſo mit Koth beſpritzt, daß es nicht möglich war, die Farbe des Kaſtens und das Wappen auf dem Schlage zu erkennen. Nur auf den Vorhängen, welche die Scheiben erſetzten, erblickte man eine Grafenkrone aus ſilbernen Nägeln. Einer dieſer Vorhänge, halb zurückgeſchoben, geſtattete einen Einblick in das Innere der Kutſche auf die Reiſenden. Im Fond ſchlummerte eine Dame in einen ſchwarzen Pelz gehüllt und das Geſicht von einer Schleierhaube verdeckt, mit dem Kopf auf einem ſammtnen Kiſſen ruhend. Auf dem Vorderſitz ſaß ein ältlicher Mann, offenbar ein Kammerdiener, und eine Frau, ihrem Aeußern nach eine Kammerfrau. Dieſe beiden Perſonen von wenig einnehmendem Weſen ſprachen kein Wort, und warfen kaum einen ſchläfrigen matten Blick auf die Straße. Zwiſchen der Kammerfrau und der Dame ſtand ein kleines Mädchen von etwa funf Jahren, das ſich mit beiden Handchen auf den Kutſchenſchlag ſtützte und von Entzücken erfullt war uber die bunten Schilder an den Häuſern,

Digitized by Google

die Auslagen vor den Läden, die Hauſirer, die an allen Ecken ſchrien, und die geſchäftige Menge, die, den kurzen Sonnenſchein benutzend, Geſchenke für den Neujahrstag einkaufte. Jeden Augenblick drehte ſich die Kleine um, um die Kammerfrau zu fragen und ihr mit einem Ausruf der Bewunderung irgend ein ſchönes Spielzeug hinter den Glasfenſtern eines Ladens zu zeigen, aber dieſe ſchien von dem kindiſchen Geſchwätz gar nicht aufgeheitert zu werden, und antwortete nicht einmal mit einem Kopfnicken. So ungeſtüm äußerte das Kind ſeine Freude und ſeine Neugier, daß einmal die Dame, plötzlich aufwachend, es beim Kleide ergriff und es heftig auf den Schooß der Kammerfrau zurückwarf, welche aus ihrer ſchweigſamen Ruhe aufgeſchreckt ausrief: Was iſt? Was gibts? Mein Gott!

Nichts, entgegnete die Dame mit einer ſeltſamen Kaltblütigkeit, indem ſie ſich wieder in ihre Ecke legte; ich glaubte, die Kleine wollte fallen.

Als ſie das ſagte, bog ſich das Kind, das ſich mit etwas trotziger Miene von neuem vorgedrängt hatte, wieder aus der Kutſche heraus, ganz entzückt über einen reichen Vorrath von Spielwaaren in einem Laden, vor dem ſie eben vorbeifuhren; bei dieſer Bewegung brachte ein Stoß des Wagens die Kleine aus dem Gleichgewichte, ſie ſtürzte hinaus und fiel, den Kopf voran, auf das Pflaſter. Ein ſchwerer Karren kam gleich hinter der Karoſſe her: einige Sekunden lang war das Mädchen zwiſchen den Rädern und den Füßen der Pferde verſchwunden. Alle Vorübergehende waren ſtehen geblieben; nur ein Schrei ertönte aus der Menge, und Aller Augen blickten mit angſtvoller Spannung auf die wuchtigen Räder, welche das Pflaſter zu zermalmen ſchienen. Als der Karren vorüber war, erblickte man das Kind, das ſich ſchon halb erhoben hatte und ſich auf eine Hand ſtützte, während es mit der andern ſich das Häubchen von ſchwarzem Tafft zurechtſetzte. Die Karoſſe, die grade ziemlich ſchnell fuhr, konnte erſt in einiger Entfernung angehalten werden. Die Reiſende ſtieg aus und ging, begleitet von ihren Leuten, mit wankenden Schritten durch die Menge, die ihr Platz machte und ſie nach einem Laden wies, wohin man das Kind gebracht hatte. Als ſie hier eintrat, ſtürzte ihr die Beſitzerin entgegen und rief mit gen Himmel erhobnen Händen: Gnädige Frau, danken Sie Gott... die liebe Kleine iſt nicht verletzt — kein Ritzchen iſt zu entdecken — es iſt ein Wunder!

In der That ſtand die Kleine mitten im Laden und betrachtete, kindiſch plaudernd, mit einer mit Bewunderung untermiſchten Begehrlichkeit das Spielzeug und Zuckerwerk, welches überall ausgeſtellt war. Die Reiſende betrachtete ſie einen Augenblick ohne ſie zu umarmen, ja ohne ſie nur zu berühren; dann ſank ſie bleich und matt auf einen Sitz und ſagte mit verlöſchender Stimme: O, mein Gott! mein Gott! ich glaubte ſie wäre todt!

Sie fuhr mit der Hand über ihre von kaltem Schweiß bedeckte Stirn, und ſchien einen Augenblick lang gegen dieſe heftige Erſchütterung ankämpfen zu wollen; aber plötzlich wurde ſie ohnmächtig und ſank bewußtlos in die Arme ihrer Kammerfrau.

Alles war ſogleich um ſie beſchäftigt: die Frauen, die anweſend waren, überſchütteten ſie mit Meliſſenwaſſer. Die Beſitzerin des Ladens rief ihr ganz gerührt zu: Gnädige Frau, kommen Sie doch zu ſich; das Kind hat keinen Schaden gelitten, ich ſchwöre es Ihnen!... Betrachten Sie doch den kleinen Engel und ſehen Sie, daß er ganz geſund und unverletzt iſt. Die arme Kleine iſt nicht einmal erſchrocken. Komm doch einmal her, Kleine; umarme deine Frau Mutter...

Meine Herrin iſt nicht die Mutter dieſes Kindes, unterbrach ſie die Kammerfrau ſchroff; meine Herrin iſt nicht verheirathet.

Verzeihen Sie; es war nicht böſe gemeint, antwortete höflich die Krämerin; das arme Fräulein iſt alſo wol vor Schreck ohnmächtig geworden.

Sie iſt ſo ſchwach, ſo krank; dieſe Erſchütterung hätte ihr erſpart werden können, murmelte die Kammerfrau mit einem faſt erzürnten Blick auf das Kind, die unſchuldige Urſache dieſes Unfalls.

Mittlerweile war die Reiſende wieder zum Bewußtſein gekommen und ſagte leiſe, die Augen wieder aufſchlagend: Ich fühle mich beſſer; mir iſt jetzt ganz wohl. Suſanne, laſſen Sie den Wagen kommen. Wo iſt Balin?

Hier, gnädiges Fräulein, erwiderte der alte Diener und trat vor.

Gut, ſagte die Dame; nehmen Sie die Kleine und führen Sie ſie nach dem Wagen.

Sie ſprach dieſe Worte mit dem Tone ſchmerzlicher Bewegung, aber ohne einen Blick auf das ſo wunderbar gerettete Kind zu werfen. Die Frauen, welche ſie umgaben, betrachteten ſie mit einer mit Erſtaunen vermiſchten Neugier. Es war eine ſchöne hohe Geſtalt von fünf und zwanzig bis ſechs und zwanzig Jahren, blond und von imponirendem Aeußern. Ihre etwas hagern Züge hatten einen Ausdruck ſtrenger Trauer; ihr Blick war kalt und zerſtreut; ihre Bewegungen hatten das Langſame, ihre Haltung das Niedergedrückte, welches eine Folge langer Seelenleiden iſt; aber noch glänzte aus den großen braunen Augen zuweilen ein lebhafter, feuriger Strahl. Sie ſtand jetzt auf, ließ wieder den Schleier über ihr bleiches Geſicht ſinken und richtete, auf den Arm ihrer Kammerfrau geſtützt, mit einer würdevollen Höflichkeit, welche die vornehme Dame verrieth, einige Worte des Dankes an die Kaufmannsfrau. Beim Hinausgehen bedeutete ſie den alten Diener durch ein Zeichen, ein Spielzeug für zwei Sous mitzunehmen, und legte dafür aus ihrer Börſe einen Louisd'or auf den Ladentiſch.

Die Krämerin geleitete ſie mit vielen Verbeugungen bis an die Thür; hier hielt ſie das Mädchen durch einen verſtohlenen Wink auf einen Augenblick zurück, küßte ihm die Hand und frug mit reſpektvollem Intereſſe: Wie heißen Sie, gnädiges Fräulein?

Feliſe, antwortete das Kind.

Das iſt ein ſchöner Name! rief die gute Frau. Feliſe! das heißt glücklich, unter einem guten Stern geboren, nicht wahr?

Mit einer unwillkürlichen Bewegung drehten ſich bei dieſen Worten die Reiſende und ihre Kammerfrau um, und Beide, offenbar von dieſer Aeußerung betroffen, warfen einen ſeltſamen Blick auf das Kind.

Ihr Name hat heute nicht gelogen, Fräulein Feliſe, fuhr die Kaufmannsfrau fort; möge Gott Sie ſo Ihr ganzes Leben hindurch beſchützen!

Die Fremde befahl mit einer ungeduldigen Geberde dem alten Diener die Kleine in den Wagen zu heben und ſtieg dann ſelbſt hinein. Fort, Kutſcher! rief dann die Kammerfrau und ſchloß die Vorhänge der Thür den zahlreichen Neugierigen, die ſich vor dem Laden verſammelt hatten, vor der Naſe zu.

Die Karoſſe fuhr nach einigen Augenblicken die Straße St. Antoine entlang, dann bog ſie um die Ecke des Biragueplatzes und hielt vor dem Kloſter der Annunciaten am Ende der Straße Culture-Sainte-Catherine, hundert Schritt von dem ſpäter von der Frau v. Sevigné bewohnten Hotel.

Der alte Diener hielt, die Dienſte des Stallmeiſters verſehend, ſeiner Herrin achtungsvoll den Arm hin und während ſie, eine Hand leicht auf

Digitized by Google

ſeinen Vorderarm geſtützt, ausſtieg, ſagte er mit einem Tone verlegenen und unruhigen Dienſteifers: Wenn es dem gnädigen Fraulein gefällt, kann ich ſogleich eine Wohnung aufſuchen. Ich geſtehe, daß ich etwas beſorgt bin, da ich Paris gar nicht kenne.

Nehmen Sie das erſte beſte Haus, vorausgeſetzt daß ich allein wohne, ganz allein, erwiederte die Reiſende.

Ich ſehe hier mehrere Zettel, antwortete der Bediente, indem er mit einem Blick die ſtattlichen Häuſer dem Kloſter gegenüber überlief; wenn das gnädige Fräulein ſie paßlich findet, ſo will ich ſehen ... Sie müßten denn ein anderes Quartier vorziehen.

Mein Gott! was kümmert mich das! murmelte die Reiſende mit einem Tone trüber Gleichgiltigkeit; es iſt gleich, ob ich in dieſer Straße oder am andern Ende von Paris wohne.

So muß ich ſogleich dafür ſorgen, ſagte Balin und ſah ſich nach allen Seiten um, wie ein Menſch, der aufs Gerathewohl gehen will. Wenn das gnädige Fräulein ſich nicht entſchließen kann, für dieſe eine Nacht in einem Gaſthofe zu bleiben, ſo muß ich mich ſogleich nach einem Tapezierer umſehen und Möbeln ſchaffen. Eure Gnaden werden heute von Allem entblößt ſein und wer weiß wie ſie dieſen Abend werden ſchlafen müſſen.

Was thut mir das! wiederholte die Reiſende mit einer Abgeſpanntheit, durch welche einige Ungeduld hindurchtönte; gehen Sie nur, Balin, und handeln Sie ganz nach Ihrem Gutdünken: Sie haben eine Stunde Zeit.

Gottlob, ich brauche nicht weit zu gehen, brummte der Bediente und ſchritt auf ein benachbartes Haus zu, über deſſen Thür man angeſchlagen las: Ein großes Hotel mit Hof und Garten ſogleich zu vermiethen.

Die Pforte des Kloſters öffnete ſich nach dem erſten Klingelzuge und ſchloß ſich alsbald wieder geräuſchlos hinter den neuen Ankömmlingen, die jetzt in ein geräumiges, feuchtes und düſteres Vorhaus traten. Eichene Bänke reihten ſich ringsum an der Mauer hin, und im Hintergrunde bemerkte man die erſten Stufen einer breiten Wendeltreppe. Niemand zeigte ſich und die Fremde blieb einen Augenblick ſtehen, um ſich in der unbekannten Umgebung zurechtzufinden. Während ſie ſich mit mattem Blicke umſah, wandte ſich das kleine Mädchen ungeſtüm nach der Thür und rief aus: Ich mag nicht in dieſes Haus gehen, es iſt ſo garſtig; ich will wieder fort.

Sie dürfen nicht, ſagte die Kammerfrau und verſuchte das Kind zurückzuhalten; kommen Sie, Mademoiſelle.

Ich will wieder auf die Gaſſe, rief das Kind mit erzürnter Miene und ſträubender Geberde, ich will fort! Ich will Ihnen nicht gehorchen!

Laſſen Sie ſie, Suſanne, laſſen Sie ſie; ich kann ſie nicht ſo ſchreien hören, ſagte die Fremde ſchaudernd, und eilte nach der Treppe, die ſie ſchnell hinaufſtieg.

Fräulein Feliſe, ſchreien Sie allein, ſo lange es Ihnen gefällt, ſagte Suſanne herb; bleiben Sie hier, man wird Sie nicht abholen. Sie verdienen nicht in das Haus des lieben Gottes zu treten.

Die Wendeltreppe, deren erſte Stufen ſich im Hintergrund des Vorhauſes zeigten, führte auf eine Flur, wo man eine Flügelthür mit feinen Bildſchnitzerarbeiten verziert, und darüber ein Wappenſchild entdeckte, das aber unter der weißen Tünche, die Alles bedeckte, nicht mehr zu erkennen war. Auf das weißangeſtrichene Schild hatte man jetzt ein blaues Kreuz zwiſchen zwei Lilienſtengeln gemalt.

Als die Fremde die Hand auf den künſtlich gearbeiteten Thürknopf legte, öffnete ſich der Flügel von ſelbſt und eine Laienſchweſter trat ihr entgegen. Nach einer Begrüßung, die man ebenſo gut für einen Knix wie für eine Kniebeugung nehmen konnte, ſagte ſie mit ſalbungsvoller Höflichkeit und leiſer Stimme: Jeſus und Maria ſeien mit Ihnen, Madame; haben Sie die Güte, einzutreten und ſich zu ſetzen.

Das Sprechzimmer der Annunciaten war ein großer Saal, den ein doppeltes Gitter mit einem ſchwarzen Vorhang in zwei gleiche Hälften ſchied, von denen die eine mit dem Innern des Kloſters in Verbindung ſtand und einen Theil der Klauſur ausmachte, während die andere zum Empfangzimmer der Laien beſtimmt war, die Erlaubniß zum Beſuch des Kloſters erhielten. Der Geſchmack, in dem dies Zimmer dekorirt war, verrieth, daß es früher eine andere Beſtimmung gehabt hatte; indem man es dem Bedürfniſſe des Kloſterlebens anpaßte, hatte man einige Spuren weltlicher Pracht übrig gelaſſen. Eine lederne Tapete, deren einſt vergoldetes Blumenmuſter jetzt ſchwarz geworden, bedeckte die kahlen Wände; das Kamin, in dem man ſich bequem ſetzen konnte, war mit ſchöner Bildhauerarbeit verziert und der hohe Sturz, der wie ein ſteinerner Baldachin hervorragte, war mit marmornen Amoretten geſchmückt. Die venetianiſchen Spiegel, welche früher die Ausſchmückungen dieſes Prunkſaals vollendeten, waren durch Gemälde erſetzt; aber anſtatt der ſtrengen Heiligengeſtalten, oder der ſchauerlichen Märtyrerſcenen, welche die weißen Wände der Klöſter meiſtens bedecken, ſtellten hier die Bilder zwei Frauen dar, zwei vornehme Damen im ganzen Glanze ihres Putzes und ihrer Schönheit: es waren die Portraits der Wohlthäterinnen des Kloſters.

Die Fremde warf kaum einen Blick um ſich und ſetzte ſich, ohne die Einladung der Laienſchweſter, ſich am Kamin zu wärmen, zu berückſichtigen, dicht an das Gitter, wo ſie maſchinenmäßig ihre von Froſt gerötheten Hände in die weiten Aermel ihres Pelzes ſteckte und mit ſchwacher Stimme ſagte: Die Frau Superiorin iſt wol bereits benachrichtigt. Ich komme mit einer Empfehlung Sr. Hochehrwürden des Biſchofs von Alais hierher, um eine von den Novizen zu beſuchen.

Möge Gott Se. Hochehrwürden erhalten! erwiederte die Laienſchweſter; unſere ehrwürdige Mutter war von Ihrer Ankunft unterrichtet und hat mir ihre Befehle ertheilt. Das Sprechzimmer wird nur zweimal des Jahres für Verwandte erſten Grades geöffnet; aber durch die Fürſprache Sr. Hochehrwürden und beſondere Gunſt hat unſere Schweſter Geneviève Erlaubniß erhalten, hierher zu kommen. Da iſt ſie.

Damit machte ſie zum zweiten Male eine Kniebeugung und neigte den Kopf, als ob ſie ſich niederwerfen wollte, und verſchwand durch eine kleine Thür, die mit dem Innern des Kloſters in Verbindung ſtand. Alsbald öffnete ſich langſam der ſchwarze Vorhang und eine verſchleierte Geſtalt erſchien hinter dem Gitter. Sie war in die Tracht gekleidet, welche den Annunciaten den Beinamen der Celeſten erworben hat. Ein himmelblaues Skapulir verbarg die Vorderſeite des wollenen Kleides und fiel bis auf die Schuhe von blauem Leder herab; eine Art Chorrock, dem Skapulir ähnlich, hing von der Schulter nieder; und der weiße Schleier ging bis auf die Knie und verbarg ihr Antlitz unter ſeinen dichten Falten. Man konnte weder den Wuchs noch die Züge der Novize erkennen, aber ein Etwas in dieſer verſchleierten Geſtalt machte einen nicht zu verkennenden Eindruck der Jugendlichkeit. Die leichtgeſchwungene Linie, welche der Chormantel bildete, der

Digitized by Google

Umriß der Schulter, die Haltung des Körpers verkündeten eine Jungfrau von ſechszehn bis ſiebzehn Jahren, ſchlank, zart und vom vornehmſten Anſtand. Einige Schritte hinter ihr kam eine zweite Nonne in derſelben Tracht, nur daß ſie einen ſchwarzen Schleier hatte. Es war eine der Hilfſchweſtern, welche die Novizen in's Sprechzimmer begleiteten, und die man in der Kloſterſprache Horchſchweſtern nannte. Dieſe ſetzte ſich abſeits, zog aus der Taſche ihr Formular und ihre Brille und fing an zu leſen.

Beim Anblick der Novize war die Fremde aufgeſtanden. Sind Sie es, Fräulein! Sind Sie es, mein Gott! rief ſie mit bewegter Stimme; ich hätte Sie unter dieſem Schleier nicht erkannt.

Die Novize machte eine Kopfbewegung und ſtreckte die Hand aus, eine weiße, kleine und dünne Hand, die aber dennoch nicht durch die engen Stäbe des Gitters gelangen konnte. Die Fremde erhob mit einer Geberde trauervollen Mitleids die Augen gen Himmel und eine Thräne benetzte ihre trocknen Lider. Die Novize auf der andern Seite des Gitters weinte hinter ihrem Schleier und einige Sekunden lang unterbrachen nur erſtickte Seufzer und leiſes Schluchzen die Stille. Aber endlich wurde die junge Nonne dieſer Bewegung Herr und indem ſie ſich dicht an das Gitter ſetzte, um dem Gaſt ſo nahe als möglich zu ſein, ſprach ſie mit gerührter Stimme: Ach, Fräulein, wie gütig von Ihnen, eine ſo lange Reiſe zu unternehmen, um unſer armes Kind herzubringen! Möge Sie Gott für dieſes gute Werk ſegnen!

Machen Sie mir kein Verdienſt daraus, erwiederte die Fremde mit herbem Tone, Suſanne und mein alter Diener Balin haben mich faſt wider meinen Willen in den Wagen gebracht. Sie haben beſchloſſen, daß ich den Winter in Paris zubringen ſoll, in der Meinung, daß eine Ortsveränderung günſtig auf meine Geſundheit wirken würde, als ob mir überhaupt etwas heilſam ſein könnte!

Die Religion, die Zeit werden ſie tröſten, ſagte die Novize mit einem Seufzer; hauptſächlich die Religion, glauben Sie mir . . .

Sind Sie getröſtet? unterbrach ſie die Reiſende.

Nein, ich bin reſignirt, erwiederte die junge Nonne mild. Und nach einer Pauſe fügte ſie hinzu: Aber ich ſehe Feliſen nicht. Wo iſt ſie? Unſere Mutter hat die Erlaubniß ertheilt, ſie aufzunehmen. Sind Sie nicht willens ſie mir heute ſchon zu übergeben?

Ja, ja, ſogleich, entgegnete die Fremde lebhaft; da kommt ſie.

Die Kleine, müde vergeblich Suſanne zu rufen, hatte ſich entſchloſſen allein hinauszugehen; ſie hatte aber die Thür aufgelaſſen die angelehnt geblieben war, und blickte verſtohlen in das Zimmer. Suſanne ergriff ihre Hand und führte ſie trotz ihres Sträubens an das Gitter.

Tante, rief ſie jetzt mit einem erſchrockenen Blick auf das ſchwarze Gitter aus und klammerte ſich an das Kleid der Fremden; Tante, will man uns in dies Gefängniß einſperren? Ich will nicht. Kommen Sie, kommen Sie; es iſt Niemand unten, wir machen die Thür auf und ſind gerettet. Wie ſie dann die beiden Nonnen hinter dem Gitter bemerkte, betrachtete ſie dieſe mit Verwunderung und flüſterte: Ach, da ſind Damen! Sehen Sie, Tante, ſie ſind blau gekleidet und haben einen Schleier wie die heilige Jungfrau; iſt dies ihre Wohnung?

Ja, liebes Kind, ſagte jetzt die Novize mit bewegter Stimme, hier wohnen wir; wir haben eine ſchöne Kapelle, einen ſchönen Garten; willſt du nicht bei uns bleiben?

Digitized by Google

Nein, ich kenne dich nicht; erwiderte das Mädchen. — Und nachdem es die Nonne einen Augenblick lang betrachtet, fügte es mit einer Miene naiver Reſignation hinzu: Nein, lieber will ich bei meiner Tante Philippine und der böſen Suſanne bleiben.

Aber wenn du mich kennteſt, würdeſt du gern bleiben, nicht wahr? ſagte die Novize, indem ſie ihren Schleier lüftete.

Meine Tante Geneviève! rief das Kind mit einer Geberde des Erſtaunens und der Freude.

Du erkennſt mich wieder, Feliſe; du freuſt dich, mich wieder zu ſehen, ſagte die junge Nonne mit einer Miene melancholiſcher Genugthuung und näherte ihr Geſicht dem des kleinen Mädchens, welches ſich an das Gitter drängte und verſuchte, ſie durch die eiſernen Stäbe zu küſſen.

Die Fremde warf einen Blick auf die Beiden und wandte ſich ſogleich wieder ſchaudernd ab; es war, als ob ihr Anblick ein Gefühl der Abneigung und des Entſetzens in ihrer Seele weckte. Dieſe Empfindung mußte Jedem ſeltſam erſcheinen, der dieſe zwei anmuthigen Köpfe hier gegeneinander geneigt ſah. Die Züge der Novize waren von einer Regelmäßigkeit, welche ihrer Phyſiognomie einen eigenthümlich edeln und ſtolzen Charakter gaben. Sie ſchien kaum dem Kindesalter entwachſen zu ſein, ſo wenig ſtark ausgeprägt waren noch die Züge, ſo zart noch die Formen. Das reine Oval ihres Geſichts war von einem leinenen Schleier eingerahmt, der die Stirn bis einen Zoll über die Augenbrauen verhüllte und kaum die zarten Umriſſe ihrer Wangen erkennen ließ. Dieſer Schleier von mattem Weiß hob das bleiche Incarnat und die unvergleichliche Zartheit ihres Teints noch mehr hervor. Das Kind war eine hübſche Brünette mit natürlich gelocktem Haar, Lippen roth wie eine Kirſche, feſten und runden Wangen wie die der Amoretten am Kamine. Ihre Züge erinnerten leiſe an die der Novize; was aber die Aehnlichkeit vollendete und bei beiden ein echtes Zeichen der Race bildete, das war die Farbe ihrer Augen. Bei beiden waren ſie von einem ſo blaſſen Blau, daß ſich die Iris, beſchattet von langen ſchwarzen Wimpern, kaum von dem perlmutterartigen Grund der Hornhaut unterſcheiden ließ. Dieſe Eigenthümlichkeit gab dem Blick der jungen Nonne einen originellen Reiz, einen ſchwer beſchreiblichen Ausdruck ſchmachtender Melancholie. Die Augen der kleinen Feliſe hatten dagegen etwas glanzloſes; die Seele leuchtete noch nicht aus dieſen bläulichen Sternen hervor, und ſelbſt wenn ein fröhliches Lächeln ihr Geſicht erhellte, ſo verloſch ihr Blick, verhüllt von den zarten Lidern.

Die Fremde war jetzt von dem peinlichen Eindruck zurückgekommen, den ihr der Anblick dieſer beiden ſchönen Geſtalten verurſacht zu haben ſchien. Sie wendete ſich wieder nach dem Gitter mit der Geberde einer Perſon, die ſich bereit macht Abſchied zu nehmen. Die Novize ließ wieder ihren Schleier ſinken und ſagte mit einem Seufzer: Schenken Sie mir nur noch einige Augenblicke, Fräulein; dies iſt gewiſſermaßen das letzte Lebewohl, das ich der Welt ſage; Sie ſind die letzte Perſon, mit der ich durch dieſes Gitter ſpreche.

Wie! die Pflichten ihres Standes ſind ſo ſtreng! rief die Fremde; die Regel legt Ihnen ein ſo großes Opfer auf?

Nein, Fräulein, erwiderte die Novize; ſie geſtattet es mir. Außer den drei gewöhnlichen Gelübden iſt es uns geſtattet, ein viertes abzulegen, nämlich dem Anblick und der Unterhaltung weltlicher Perſonen zu entſagen, ſelbſt in keiner indirekten Verbindung mit ihnen zu ſtehen, kurz in unbedingter und immerwährender Zurückgezogenheit zu leben. Einige der heiligen Jung-

frauen, die dieſem Hauſe zum Muſter gedient haben, haben dieſes vierte Gelübde geleiſtet, und ich habe mich entſchloſſen ihrem Beiſpiel zu folgen.

Werden Sie dieſes Uebermaß des Eifers nie bereuen? rief die Fremde, deren düſtres Geſicht einen weichern Ausdruck annahm; werden Sie eines Tages nicht beklagen, dieſe Verpflichtung noch zu den ſo ſchweren Obliegenheiten Ihres Standes hinzugefügt zu haben?

Die Novize ſchüttelte den Kopf und antwortete in melancholiſchem Tone: Ach! wer wird mich an das Gitter rufen laſſen? Seit dem Jahre, daß ich hier bin, erſcheine ich jetzt zum erſten Male hier. Und dann kommt es mir vor, als wäre ich getröſteter und ruhiger, wenn ich nicht einmal mehr ein Echo aus der Welt vernehmen kann, die ich ſchon wieder verlaſſen mußte, als ich kaum in ſie eingetreten war, und an die ich vielleicht ſchon zu oft zurückdenke.

Bei dieſen Worten wurde ihre Stimme unſicher; ſie konnte nicht ausſprechen und ließ den Kopf auf die gefalteten Hände ſinken, wie um ſich zu beruhigen und zu ſammeln.

Wenn ich alſo wieder hieher komme, frug die Fremde bis zu Thränen gerührt, ſo werde ich umſonſt verlangen Sie zu ſehen?

Wenn Sie wieder zurückkehren, erwiderte ſie mit dem Tone trauervoller Entſagung, wird es mir nur geſtattet ſein Ihnen ſagen zu laſſen, daß ich nicht todt bin, und daß ich Sie bitte, mich in Ihr Gebet einzuſchließen.

Die Fremde ſchlug die Augen mit einem Blick gen Himmel empor, der die Vorſehung anzuklagen ſchien, und blieb einen Augenblick ſtehen wie verſunken in trübſte Gedanken; dann verſiegten die Thränen, welche in ihren Augen ſchwammen, und ihr Antlitz nahm ſeinen unbeweglichen trüben Ernſt wieder an. Sie wandte ſich ſtumm nach Suſannen um und gab ihr ein Zeichen, vor dem Gitter ein Käſtchen niederzulegen, welches jene unter ihrem Arme trug. Die Kammerfrau gehorchte und zog einen kleinen vergoldeten Schlüſſel aus der Taſche, den ſie in das Schloß des Käſtchens ſteckte. Hier ſind die Juwelen der Gräfin, ſagte die Fremde, auf das Käſtchen zeigend; ich weiß nicht was darinnen iſt, ich habe keinen Blick hineingeworfen; aber ſo viel ich weiß, iſt alles auf's ſorgfältigſte erhalten worden. Dieſe Juwelen gehören dem Kinde; ich übergebe Sie Ihnen hiermit...

Ach! Warum? unterbrach ſie die Novize; das Schickſal Feliſens iſt im Voraus beſtimmt; erzogen in dieſem Hauſe, wird ſie hier den Schleier nehmen; wozu dann dieſer Schmuck?

Sie wird ihn Ihrer Kirche ſchenken an dem Tage, wo ſie Profeß thut; bis dahin bleiben ſie als Depot in den Händen Ihrer Superiorin. Alsdann legen die Advokaten Feliſen Rechenſchaft von ihrem Vermögen ab, und ſie kann darüber auf gleiche Weiſe verfügen.

Sie wird meinem Beiſpiel folgen, ſagte die Novize mit trübem Lächeln; mit ſiebzehn Jahren wird ſie das Gelübde der Armuth leiſten und ihren Brautſchatz den Armen ſchenken.

Unterdeſſen hatte ſich Feliſe des Käſtchens wie eines Spielzeugs bemächtigt; ſie verſuchte es an der vergoldeten Handhabe in die Höhe zu heben und probirte den Schlüſſel im Schloſſe. Plötzlich erhob ſie den Kopf mit einem leiſen Freudenruf, die Feder war aufgeſprungen und das Käſtchen hatte ſich geöffnet. Ehe es Suſanne bemerkte, hatte ſie hineingegriffen und eine Hand voll Schmuck herausgeholt, den ſie jetzt vor dem Gitter verſtreute. Es war ein Halsband von Perlen groß wie Haſelnüſſe, Ringe, Ohrgehänge von

Brillanten, und ein mit Steinen eingefaßtes Medaillon mit einem Portrait. Das Kind betrachtete einen Augenblick dieſes Bild, das eine junge Dame, blond und von anmuthiger Freundlichkeit vorſtellte, und indem der Anblick dieſes ſanften Geſichts in Feliſens Gedächtniß eine ſchwache Erinnerung wach rief, wendete ſie ſich an die Novize mit der Frage: Tante Geneviève, wo iſt Mama? Hier vielleicht?

Bei dieſer unerwarteten Frage ſchüttelte die Novize mit einem ſchwachen Seufzer den Kopf, und die Fremde rief, indem ſie ihr Geſicht mit einer Geberde der Verzweiflung verhüllte: Dies iſt das erſte Mal, daß ſie von meiner armen Schweſter ſpricht... daß ſie ſich erinnert...

Mama! wiederholte die Kleine und blickte um ſich; wo iſt Mama? Iſt ſie bei der Tante Geneviève?

Nein; ſie iſt im Himmel! murmelte die Novize, ihre Thränen erſtickend.

Da iſt ſie bei meinem Vater, erwiderte das Kind; mein Vater iſt auch im Himmel; er iſt todt.

Dieſe traurigen und naiven Worte brachten auf die, welche ſie hörten, eine ſchreckliche Wirkung hervor: die junge Nonne ſchluchzte laut; die Fremde, bleich und zitternd, verhüllte krampfhaft ſtöhnend ihr Antlitz mit dem Taſchentuch. Suſanne, ganz beſtürzt, ſagte leiſe zu ihr: Im Namen des Himmels, Fräulein, faſſen Sie ſich! Laſſen Sie die Thür der Klauſur öffnen, damit Ihnen dies Kind endlich aus den Augen kommt... es tödtet ſie.

Ja, ich will es nicht mehr ſehen... nicht mehr hören, rief die Fremde wie außer ſich; man führe ſie fort... damit ich ſie nie wieder ſehe.

Komm, Feliſe, ſagte Schweſter Geneviève weinend. Armes unſchuldiges Kind, die Welt ſtößt dich zurück, deine Verwandten haſſen dich, flüchte dich hieher wie ich.

Die Hilfſchweſter, die ſeit einiger Zeit nicht mehr in ihrem Formular las und zuhörte, miſchte ſich jetzt ein. Jeſus Maria, ſagte ſie gelaſſen, es iſt eine große Sünde ſich zu ſolchen Bewegungen hinreißen zu laſſen; dieſe gute Dame ſcheint ganz außer ſich zu ſein. Was hat ſie in dieſen Zuſtand verſetzen können! Kommen Sie, geliebte Schweſter; ich werde die Thür der Klauſur öffnen, um unſre neue Penſionärin einzulaſſen.

Sie iſt ſo klein, daß ſie, glaube ich, mit der Drehlade hineingelangen kann, bemerkte die Novize; erlauben Sie es, geliebte Mutter?

Gewiß; ich will ſelbſt den Haken losmachen, erwiederte dieſe und entfernte ſich in ein kleines Zimmer neben dem Sprechſaal, das man das Zimmer der Drehlade nannte.

Die Drehlade eines Kloſters iſt ein cylinderförmiger Schrank in einer doppelten Wand, der ſich rund herum auf ſeiner Achſe drehe nläßt; man legt darin die von draußen kommenden Gegenſtände nieder und die Aufſeherin des Schrankes nimmt ſie auf dieſe Weiſe in Empfang, ohne ſie zu ſehen. Auf dieſem Wege gelangen Waaren von geringerm Umfange und die kleinen Geſchenke, welche weltliche Perſonen den Nonnen machen, in das Kloſter. Die Hilfsſchweſter gab der Maſchine einen leichten Stoß, daß ſie ſich knarrend in ihrer Angel drehte. Suſanne raffte die Schmuckſachen zuſammen und warf ſie ohne Ordnung in das Käſtchen; dann faßte ſie Feliſen am Arm, hob ſie in die Lade, legte ihr das Käſtchen in den Schooß und ſandte ſie, durch einen zweiten Stoß, die Maſchine rückwärts bewegend, in das Innere des Kloſters.

Jetzt näherte ſich die Schweſter Geneviève dem Gitter, winkte der Frem-

den ein Lebewohl zu und ſagte zu ihr mit ſanfter, von Schmerz zerriſſener Stimme: Wir ſehen uns auf dieſer Welt nie wieder ... Möge der Herr Sie tröſten ... Möge ſeine Barmherzigkeit uns beide in ſeine Obhut nehmen.

Der ſchwarze Vorhang ſchloß ſich; die junge Nonne entfernte ſich mit dem Kinde, und der Schall ihrer Tritte verlor ſich bald im Hintergrund des Sprechſaals.

Die Fremde blieb einen Augenblick ſtehen, die Augen auf das Gitter geheftet und wie in ſtille Verzweiflung verſunken; dann ließ ſie ſich, ohne ein Wort zu ſagen, von Suſanne aus dem Zimmer führen.

Der alte Diener war ſchon zurück und wartete am Kutſchenſchlage.

Nun, ſagte Suſanne, wo gehen wir jetzt hin?

Blos zwei Schritt von hier, erwiederte er und wies auf einen Thorweg in einer Mauer ohne Fenſter, die einen Hof umſchloß. Ich habe dies Haus gemiethet; das gnädige Fräulein braucht nur über die Straße zu gehen, um ſich zu Hauſe zu befinden.

2.

Die Glocke hatte zum Mittagseſſen gerufen und die kleine Gemeinde verſammelte ſich im Speiſeſaal, als Schweſter Geneviève, Feliſen an der Hand, eintrat. Beim Anblick dieſes hübſchen Kindes, das ganz erſtaunt um ſich blickte, den Zipfel ſeiner mit Spitzen beſetzten Schürze in die Höhe hob und ſich mit kindlicher Höflichkeit verneigte, brachen die guten Schweſtern in laute Aeußerungen der Freude aus. Die Ankunft einer neuen Penſionärin war ein Ereigniß, welches das ganze Haus acht Tage lang beſchäftigte; wie alt ſie auch ſein mochte, immer war ſie ein neues Mitglied der geiſtlichen Familie der Annunciaten, denn außer mit ſeltenen Ausnahmen, nehmen die bei den Annunciaten aufgewachſenen jungen Mädchen dort den Schleier, da ihre ganze Erziehung auf dieſes Ziel hinſtrebte. Es war eine ſehr anſtändige Anſtalt für Jungfrauen vom Stande, die nur eine kleine Ausſteuer hatten; die Vorſorge ihrer Aeltern verſchaffte ihnen dies Aſyl, wo ſie eintraten, bevor ſie die Welt im geringſten kennen gelernt hatten, und wo ihr Leben ſtill und geräuſchlos verfloß.

Die Superiorin nahm Feliſen auf den Schooß und ſagte, indem ſie das Kind auf die Stirn küßte: Ein Schäfchen mehr für unſere Heerde; es iſt abermals ein Geſchenk des hochwürdigen Biſchofs von Alais, geliebte Schweſtern; wir verdanken ihm ſchon unſere Schweſter Geneviève und wir konnen fürwahr gegen ſeine Hochwürden nicht dankbar genug ſein.

O, verehrte Mutter, ſtammelte Geneviève, ich muß im Gegentheil durchdrungen von Dankbarkeit ſein für den Schutz, den mir der heilige Prälat gewährt.

Geliebte Schweſtern, an eure Plätze und ſprecht das Benedicite, erwiederte heiter die Superiorin; zur Bewillkommnung unſerer neuen Tochter wird die Schweſter Kellermeiſterin zum Deſſert einen Teller des vortrefflichen Kuchens hinzufügen, den wir vorige Weihnachten gebacken haben, und ich verlängere die Erholungszeit um eine halbe Stunde.

Danke, danke, verehrte Mutter, riefen die Nonnen alle zuſammen, als ſie Platz auf den Lehnbänken nahmen, die zu beiden Seiten der Tafel ſtanden.

Verehrte Mutter, ſagte Schweſter Geneviève, wollten Sie beſtimmen, welchen Platz unſere neue Schweſter einnehmen ſoll?

Ich wünſche, daß ſie ſich ſogleich mit Ihren Lieblingen befreundet, liebes Kind, antwortete die Superiorin gütig; ſetzen Sie ſie zwiſchen die beiden Chameroy.

Bei den Annunciaten kennt man nicht die kargen Mahlzeiten in irdenen Schalen und mit reinem Waſſer befeuchtet, welche die tägliche Koſt der Karmeliterinnen und Kapuzinerinnen bilden. Die Regel des heiligen Auguſtin und die Einkünfte des Hauſes geſtatten eine beſſere Koſt. Gegen den Gebrauch geiſtlicher Congregationen ſpeiſt die ganze Gemeinde an einer Tafel, die ehrwürdigen Mütter um die Superiorin gereiht, dann die jungen Profeſſen, neben ihnen die Novizen und unten die Penſionärinnen. Die Gerichte waren einfach, reichlich und gut bereitet, und die Laienſchweſtern beſorgten die Bedienung mit einer Ordnung, Gewandtheit und Aufmerkſamkeit, die nichts zu wünſchen übrig ließen: galonnirte Bediente hätten es nicht beſſer machen können.

Im Refectorium wie im übrigen Kloſter erblickte man Anzeichen der frühern Beſtimmung des Gebäudes. Hie und da guckten Spuren von Gemälden unter der weißen Tünche hervor, welche die Wände jetzt bedeckte, und es ließ ſich leicht unter der halbdurchſichtigen Decke eine Hetzjagd erkennen, der athemloſe Hirſch bereit ſich ins Waſſer zu ſtürzen, die Hunde hinter ihm, die Piqueurs ins Jagdhorn ſtoßend und die muthigen Jäger über die weite Ebene ſprengend. Ueber den Thüren ſah man bacchiſche und ländliche Embleme, deren Erklärung den guten Schweſtern gewiß ſchwer geworden wäre; und der Sturz des Kamins trug das überweißte Schild, deſſen Wappenzeichen das blaue Kreuz der Annunciaten bedeckte, aber um welches noch die alte Deviſe zu leſen war: „Dieu ayde au premier baron chrestien.“ Zum Schweigen waren die Nonnen während des Mahles nicht verpflichtet und ein Geſumm des Plauderns begleitete ohne Aufhör das Geräuſch der Gläſer und Teller.

Die liebe Kleine ißt gar nicht, ſagte eine der ehrwürdigen Mütter, mit einem Blick auf Feliſen; ſie iſt ganz eingeſchüchtert. Fräulein v. Chameroy, unterhalten Sie ſie doch; Angela, geben Sie ihr die Hand.

Angela v. Chameroy war ein Kind von Feliſens Alter, zart, niedlich und ſchön wie ein Engel. Sie neigte ſchüchtern ihre roſige Wange ihrer neuen Gefährtin zu, um ſie zu küſſen, und ſagte mit Naivetät: Wollen wir nicht Freunde ſein? Ich liebe Dich von ganzem Herzen!

Anſtatt ihr ihren Kuß zurückzugeben, ſah ſie Feliſe ganz erſtaunt an und antwortete mit abgewandtem Kopfe: Ich kenne Dich nicht.

Dieſe Aeußerung erregte die Heiterkeit der ganzen Geſellſchaft.

Seht die kleine Wilde! rief eine der Nonnen; ſie iſt gewiß im tiefen Walde unter den Wölfen erzogen worden ...

O nein, nein, Madame! ich wohnte in Toulouſe in einem ſchönen Hauſe mit Mama, die eine vornehme Dame war, und dann hat mich Tante Philippine fortgebracht...

Ich glaubte, ſie hätte ihre Mutter bei ihrer Geburt verloren? ſagte die Superiorin und ſah Geneviéven an.

Die Mutter iſt allerdings ſehr jung geſtorben, ſtammelte dieſe; doch kann Feliſe eine dunkle Erinnerung von ihr haben.

Und wie hieß deine Mutter, mein Schäfchen? frug eine der ehrwürdigen Mütter, um auch ein Wort mitzuſprechen.

Bei dieſer Frage erblaßte die Novize und ſah Feliſen mit peinlicher

Unruhe an. Das Kind zögerte, beſann ſich einen Augenblick und ſagte dann etwas beſchämt:

Ich weiß es nicht.

Bei dieſen Worten athmete Schweſter Geneviève leichter auf und ſagte, wieder ruhiger geworden, zur Superiorin: Theure Mutter, ich bitte Sie, dieſe dreiſten Reden zu entſchuldigen; Feliſe iſt ein verzognes Kind.

Gut, gut; ſo werden wir ſie beſſer erziehen, erwiderte die Superiorin mit Nachſicht; ſelbſt das rebelliſcheſte Naturell wird bei uns gezähmt. Der Himmel hat uns in dieſer Hinſicht beſondre Gaben geſchenkt.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton

Endlich haben wir einmal eine große Frage zu behandeln, und das iſt unſer Stolz, denn die großen Fragen kommen ſelten an die kleinen Blätter. Seit Medio des Decembers nämlich — für eine Meß- und Handelsſtadt wie Leipzig hat ſelbſt die Kunſt ſo viel Rückſicht, ihr die wicheigſten Wechſel immer an einem darauf gefaßten Medio- oder Ultimotage zur Zahlung vorzulegen — befinden wir uns in einem erklärten Kriegszuſtande. Am 15. December, der denkwürdige Tag war, genau geſagt, ein Dienſtagabend, tanzte nämlich Frau Fanny Cerrito-St. Leon bei verdoppelten Eintrittspreiſen auf unſrer Bühne und fiel durch. Der Leſer wird ſeinen Augen nicht trauen. Die Cerrito durchgefallen in Leipzlg! Uns gings grade wie dem Leſer. Mit einer von Bewunberungsluſt vollen Kaſſe und den lebendigſten Applaus zu zahlen bereit, betraten wir an mehr berührtem Mebio den feierlich bewegten Raum des Theaters. Der erſte Aufzug eines Lieblingsluſtſpielſtücks ging uns viel zu langſam vorüber, ſo ſehnlich war unſre Erwartung auf den Augenblick geſpannt, wo uns Fanny Cerrito bezaubern, eine ganze Welt voll Verdruß und Schneewetter in lächelndes Frühlings-Entzücken verwandeln und uns beiläufig ſogar ein bischen über die doppelten Eintrittspreiſe tröſten ſollte. Es gab aber noch einige Hinderniſſe zu beſeitigen, auch nachdem das Luſtſpiel im erſten Act ſchon alle Hinderniſſe dargelegt hatte, über die wir es im letzten obſiegen ſehen ſollten, denn der eigenſinnige Souffleurkaſten wollte nicht von ſeinem Platze weichen. Mit Verluſt beider Seitenlampen wich er endlich doch, und ſchließlich paßte nach einigen mißlungenen Verſuchen zu unſrer angenehmſten Ueberraſchung ſelbſt das Bret, welches ſich über den geoffneten Schlund zu ſchieben hatte. Das Ehepaar Cerrito St. Leon erſchien. Es tanzte, es wirbelte, es ſchwebte. Es ſprach mit ſeinen Bewegungen aller Anatomie des menſchlichen Körpers, unb ſelbſt ein wenig dem geſunden Geſchmacke Hohn, und dennoch geriethen wir niche außer uns. Frau Fanny präſentirte die heute für Leipzig fällige Anweiſung ihres europäiſchen Ruhms, ſie legte dazu den Solawechſel ihres reizenden Mienenſpiels, der überall «nach Sicht» mit Enthuſiasmus honorirt worden war — die Theaterdirektionen löſten ihn dann andern Morgens in ber Regel mit 60 bis 70 Louisd'or aus — und beides, Anweiſung wie Wechſel wurben mit einem verſteckten zwar, aber dennoch mit einem unzweifelhaften Proteſt zurückgewieſen. Auch ich behielt meine Bewunderung in der Taſche unb meinen Applaus in ben ſchon halb geöffneten Händen. Wir hatten alle ein Wunder erwartet und waren mit Fug verſtimmt, daß keins geſchah. Der Beifall war lau, und am andern Tage ſpielte Frau Cerrito vor einem nur halb beſetzten Hauſe.

Iſt nun Frau Cerrito an Leipzig, oder iſt Leipzig an Frau Cerrito geſcheitert? Dieſe Frage brauſt ſeitdem wie ein Sturm durch unſre Geſellſchaft. Sie iſt zu bedeutungsvoll, als daß wir uns nicht an ihre Löſung wagen ſollten.

Zuvörderſt gehört zum vollen Verſtändniß und zum rechten Genuſſe einer jeden Kunſtleiſtung ein gewiſſer Grad von vertraulicher Bekanntſchaft mit jener Kunſt ſelbſt. Sei er auch nur aus dem Anſchaun ihrer Werke, nicht aus eigner Uebung darin geſchöpft, wiewohl die letztere das Beſte und Sicherſte thut. Um von einem großgedachten und kühn ausgeführten Gemälde tiefer ergriffen zu werden, geſchweige denn, es zu würdigen, iſt es nöthig, nicht blos mit allgemeiner Bilbung und Empfänglichkeit begabt vor das Bild zu treten, ſondern der Beſchauer wird der dankbarſte und anerkennendſte ſein, der bereits die meiſten Gemälde geſehen und ſtudirt hat.

Daſſelbe gilt von dem Urtheil über dramatiſche Leiſtungen, über Werke der Muſik, der Bildhauerkunſt, ſelbſt der Poeſie. Freilich iſt in dem Falle, daß einem Menſchen, der z. B. zwar wenig Muſik gehört hat, welchem es aber ſonſt an verfeinertem Gefühle und Geſchmacke nach andrer Richtung hin nicht gebricht, oder für den Beſchauer eines Gemäldes, der nur ſelten eine gute Galerie betrat, die Wahrſcheinlichkeit viel größer, daß er *zuviel*, als zu wenig bewundern, und daß er ſchon die Mittelmäßigkeit für Meiſterſchaft halten wird. Faſt niemals aber wird das Umgekehrte geſchehen, daß ihm eine wirklich große Kunſterſcheinung gar keine wärmere Anerkenntniß abgewönne. Die heutige Tanzkunſt aber iſt keine ſo lautere und wahre Kunſt wie die übrigen. Ihre Zwecke und Wirkungen beruhen nicht auf ſo edeln, geſunden, allgemein menſchlichen Elementen, wie die Wirkungen der andern, ihrem göttlichen Urſprunge treuer verbliebenen Künſte. Das Ballet iſt die geſchminkte Kokette im Reifrock und gepudertem Haar unter den Muſen. Der einfache Sinn mag vor der ſogenannten höheren Tanzkunſt erſtaunen, aber ohne die Vermittlungen einer üppigen Lebensweiſe und eines häufigen Anſchauens ihrer Leiſtungen, wird er ſie nimmer recht verſtehen, und ſelbſt mit Hilfe jener Vermittlungen wird ſie endlich vielleicht Bewunderung von ihm erzwingen, aber ihm niemals zugleich die heitre Seelenerquickung der echten Kunſt zu gewähren vermögen. Das Ballet reizt, aber es befriedigt nicht. Im Drama, in der Oper iſt es deswegen die Jugend, welche applaudirt; im Ballet ſind es die alten Herren, zu denen natürlich vor Allem die verlebten zu rechnen.

Eine Stadt, die kein ſtehendes Ballet hat, darf daher eine entſcheidende Stimme über Balletleiſtungen nicht in Anſpruch nehmen. Es geht ihr Maßſtab, Verſtändniß und Auffaſſung dafür ab. Leipzig aber hat nicht nur kein Ballet, ſondern es hätte zum Glück auch nur ein ſehr kleines Balletpublikum, weil ihm die üppigen Verhältniſſe eines müßigen, leicht abgenutzten und verkünſtelten Lebens, und ſomit auch größere Summen jener Schattenmenſchen fehlen, die ſelbſt in der Kunſt nur den verlornen Nervenreiz wieder zu finden ſuchen. Zudem trat Frau Cerrito zuſammenhanglos mit einigen ihrer Paradeſtücken und ohne die glänzenden Zuthaten auf, die der moderne Tanz nicht entbehren kann, ohne ſeine gebrechliche Wirkſamkeit in Frage zu ſtellen. Er braucht einen feenhaften Ausſtattungsſchmuck noch viel nöthiger als die moderne Oper und braucht blendender Schlaglichter neben grell dunkeln Schatten, um ſeine Zauber zu entfalten. Noch dringender als alles dies ſind aber zweite und dritte Tanzerinnen erforderlich, damit es eine erſte Tänzerin geben könne. Alle dieſe Bedingungen mangelten dem einſamen Auftreten des Cerrito St. Leonſchen Ehepaares ſo ſehr, daß vielmehr die älteſten Dekorationen hervorgeſucht zu ſein ſchienen, als ſollten ſie in ihrer armſeligen Verſchabtheit dem Luxus eines Ballets zur ironiſchen Einfaſſung dienen. Daß ſelbſt die einfache Maſchinerie eines herabgelaſſenen und wieder zu bedeckenden Souffleurkaſtens zu ernſthaften Mißverſtändniſſen unter den Theaterarbeitern und zu einem viertelſtündigen Aufenthalte Veranlaſſung geben konnte, deutet übrigens am beſten an, wie vollkommen ſich unſre Bühne zu verwickelten Balletvorſtellungen eignen würde.

Haben ſich daher Leipzig und Fanny Cerrito gegenſeitig mißfallen, ſo iſt das erklärlich und doch darum keins an dem Andern gradezu geſcheitert. Daß unſer Publikum ohne Autoritätsglauben iſt, und daß es daher auch ſelbſt eine Berühmtheit als ſolche nicht eher anerkennt, als bis es deren Leiſtung zu betrachten Gelegenheit hatte, mag ich ihm nicht zum Vorwurfe machen. Frau Cerrito freilich war äußerſt erzürnt, daß ſie erſt tanzen ſollte, bevor ihr das hieſige Publikum applaudiren wollte. Eines begeiſterten Empfanges gewärtig, wo ſie ſich nur zeigt, erſchrak ſie vor der erwartungsvollen Stille eines Hauſes, in welchem nur ein vereinzelter Lohnbedienter die aufopfernde Höflichkeit hatte, von Zeit zu Zeit einen unverdroſſenen Blumenſtrauß von der zweiten Gaterie gegen die Scene hinunter abzuſchießen. Dieſer Lohnbediente iſt für ähnliche Gelegenheiten zu empfehlen. Er verrichtete ſein ſchweres Werk mit Muth und in weißen Baumwollenhandſchuhen, die eine Hand immer mit viel Eleganz bekleiden.

Seit Paganini iſt meines Erinnerns Frau Fanny Cerrito die erſte Erſcheinung auf unſerer Bühne, um deretwillen die Eintrittspreiſe um das Volle geſteigert wurden. Wenn irgend wen ein Vorwurf, ſo trifft er die Dame, daß ſie ihre Perſon allein, neben der ihres Mannes, für ein ganzes Ballet hielt und ihrer Liebenswürdigkeit ſo ſehr vertraute, um ſie auch der nüchternſten Beleuchtung und Anſchauung gegenüber für allmächtig zu erachten. So gewaltig aber iſt ſie nicht, denn die Cerrito iſt, tros ihres ſehr anmuthigen Geſichts und lieblichen Mienenſpiels durchaus keine Schönheit. Ihre geſchmeidige Geſtalt entbehrt nicht blos, bis zur Magerkeit der Arme, der geſunden Fülle, ſondern auch des Adels und der Hoheit, wodurch ihre berühmtere Vorgängerin, Fanny Eisler, ſo nachhaltige Eindrücke hervorbrachte. Das Auge in ſeiner verſchwommenen Mattigkeit paßt ganz wohl

zu den bewunderten Verrenkungen des Ballets, zu Geſtalt und Geſicht, aber es paßte ſehr wenig für unſre Vorſtellungen, die dort nach einem Lichtmeere ſuchten. Gewiß wären wir gar nicht dazu gelangt, uns einer ſo unartigen Kritik des Einzelnen bewußt zu werden, wenn Frau Cerrito mehr durch ihre Kunſt, als durch ihre Perſon hätte beſtechen können. Aber ſich ſelbſt hat ſie es zuzuſchreiben, daß ſie uns Zeit und Gedanken dazu einräumte, auch ihr Haar bewundern zu wollen. Eugen Sue würde deſſen Glutfarbe ſchöner finden, als wir es vermögen, obſchon auch er ſich bedenken dürfte, Adrienne v. Cardoville bei doppelten Eintrittspreiſen tanzen zu laſſen. Der Gemahl der Cerrito, Hr. St. Leon, tanzte beinah eben ſo gut als ſeine Frau, und hat dabei die zarte Rückſicht, jeden geiſtreichen Gedanken ſo weit aus ſeinem Antlitze zu verſcheuchen, daß ihm wirklich ein Ausdruck gelingt, der die Aufmerkſamkeit nicht einen Augenblick von der Hauptperſon abzuziehen vermag. Vielleicht iſt er darin etwas zu ſtreng gegen ſich, denn ein Unglück wär's für ihn, wenn Jemand ſein Tanzgeſicht für ſein eigentliches Antlitz hinnähme. Im «Tageblatte», dem allgemeinen Ablagerungsplatze aller Vorliebe und allen Aergers unſrer Stadt, ward die Klage in Bezug auf das Cerrito St. Leonſche Ehepaar ausgeſprochen, daß die Theaterdirektion ihr Geld an fremdländiſche Mittelmäßigkeiten wegwürſe, während die einheimiſche Fähigkeit mißachtet würde. Nun, beſſer als Hr. Jerwitz, der weiland oder noch gegenwärtige Leipziger Balletmeiſter, iſt Hr. St. Leon doch ſelbſt vor dem ſchlichteſten Auge, und ein Ausländer iſt er für den deutſchen Liberalismus ebenſalls nicht. Die Prager und Wormſer Juden ſind bekanntlich die älteſt eingewanderten im heiligen römiſchen Reiche, und wenn Hr. St. Leon nicht den ſonnenklaren Namen Levy in einen myſtiſchen Léon maskirt und ſeine ſemitiſche Abkunſt durch das Vorſetzen eines chriſtlich-romantiſchen «St.» verundeutlicht hätte, ſo würden wir den böhmiſchen Landsmann auf der Stelle in ihm anerkennen. Uebrigens iſt die Mummerei ganz überflüſſig, wenn man ſeinen Geburtsſchein im Geſichte trägt wie Monſieur St. Leon, und ſo vortrefflich Violine ſpielt, wie alle Böhmen, die ſich damit abgeben.

Es iſt doch ein merkwürdig gewandtes und in alle Lagen gerechtes Geſchlecht, die Juden. Einer von ihnen, der als Reb Levy Geige ſpielte und u. A. auch Concertmeiſter an der Berliner Königsſtadt war, tanzt wenige Jahre ſpäter als Monſieur St. Leon unter doppelten Eintrittspreiſen auf der Bühne, wo Paganini unter denſelben Bedingungen geigte! Kein Wunder, daß Karl Gutzkow's neuſtes Stück, in dem ſogar der Souffleur ein orthodoxer Talmudiſt ſein muß, daß «Uriel Acoſta» in Dresden das beſte Glück macht. Lauter Juden, die darin auftreten. Den Genuß einer ſo unvermiſchten Geſellſchaft gewährt uns nicht einmal jede Leipziger Meſſe, wo ſich doch hier und da auch ein zudringlicher Chriſt in die Verhandlungen miſcht. In dem Gutzkow'ſchen Stücke dürfen die letztern nur laut werden, wenn ſie applaudiren wollen. Darin mögen ſie ſich aber nach Herzensluſt Luſt machen, ohne daß der Verfaſſer etwas dawider hat, und ſogar ſchriftlich dürfen die Chriſten applaudiren.

Das vollendet die Emancipation, die eigentlich ſo ſehr die unſrige iſt, daß wir ſie viel dringender als die Juden brauchen, und auch von andrer Seite gewahre ich erfreuliche Zeichen dafür. In Hamburg war Fräulein Jazede im Begriffe, den Herbſt ihres Lebens zu erreichen, wozu die Damen ſonſt einen beſondern Taufſchein nicht mitzubringen haben. Es macht ſich von ſelbſt ſo nach Frühling und Sommer. Aber Fräul. Jazede gedachte einen Herrn Namens Herbſt zu heirathen — der Schriftſteller Lenz war leider ſchon vergeben — und dazu iſt allerorts ein Taufſchein erforderlich, welcher indeſſen Fräul. Jazede, wie vielen heutigen Schauſpielern, Sängern, Muſikern und Schriftſtellern fehlte. Durch hohe Vermittlung aber ward von dem Mangel abgeſehen und ihr der Herbſt ohne Schein angetraut. So das in Hamburg geſchieht dem dürren Holze, was ſoll am grünen Königsberg werden! Endlich wird es doch in Deutſchland dem armen chriſtlichen Jünglinge erlaubt werden, eine reiche Jüdin zu heirathen!

Allein ich verſäume meine Neujahrswünſche und doch iſt's Sitte aller gut gearteten Blätter, in der erſten Nummer mit ein paar Worten zu gratuliren. Wohin jedoch mit meinen zahlloſen Wünſchen auf dem kleinen Raume, der mir übrig geblieben? Den Chriſten alſo wünſche ich in aller Eile Emancipation von den Juden, den Letztern Duldſamkeit gegen uns, und nicht blos religiöſe. Dem «reiſenden Tintenfaſſe» Kohl, wie ihn ein Leipziger Journal benannt, die Entdeckung einer bis jetzt unbekannten Inſel, die noch von keiner deutſchen Touriſtin betreten wurde. Die Erde wird durch Dampfboote und Eiſenbahnen wirklich ſehr enge zuſammengelegt, und ſeit auch die Frauen bald Paris bald die Alpenwelt ſchildern, iſt ein ordentlicher Reiſeſchriftſteller, wenn er aus Schleswig-Holſtein kommt, und in Rußland und Irland bereits war, in peinlicher Verlegenheit, wohin er ſich wenden ſoll. Den deutſchen Bühnen wünſche ich eine geſegnete Ernte franzöſiſcher Stücke. Sie geben ſie doch am Liebſten. Der größten von

ihnen aber, dem Wiener Hofburgtheater wünſche ich den Schlüſſel zur Eröffnung ſeiner Räume für die neue Epoche des vaterländiſchen Dramas, da ſich der alte Dietrich doch als unbrauchbar erweiſt. Den guten Romanen, wie dem «Hans Jürgen und Hans Jochem» von W. Alexis, die ſehr ſelten ſind, wünſche ich ſechs dicke Bände und drei Auflagen, den ſchlechten aber, von denen viel zahlreichere Beiſpiele anzuführen wären, keinen einzigen und keine einzige. Den lyriſchen Dichtern ausreichenden Vorrath von weißen Gänſeblümchen und grauem Schreibpapier, und den politiſchen Tiſchrednern ſo gute Lungen, als die Magen ſind, zu denen ſie ſprechen. Von Zwecken zum Eſſen wird auch das neue Jahr das Nöthige beſcheren, da die alten Miniſter bleiben. Allen Vereinen, die ihr farbloſes Daſein unbeachtet hinſchleppen, wünſche ich die gut gewählte Ausſchließung eines Mitglieds, wodurch das Intereſſe plötzlich unendlich geſteigert wird, und der Leipziger Briefausgabe die Einrichtung, daß ſie die Abendpoſten nicht ferner bis zum nächſten Morgen unberührt laſſe, denn das iſt viel bequemer für die Briefträger, als für die Briefempfänger. Den Zeitungen und Banquiers bewegte Politik, damit die Klugen reich und die Dummen arm werden, was noch häufiger umgekehrt zutrifft. Dem Leipziger Stadttheater wünſche ich einen erſten Tenor auf ſo lange, als Hr. Emil Devrient in Dresden im Beſitz aller jugendlichen Liebhaberrollen ſein wird. Endlich den Leſern der «Mode» ſo viel Glück und der «Mode» ſo viel Leſer als ſie gegenſeitig begehren.

Rob. Heller.

Moden.

Das neue Jahr bringt zwar ſtets viele neue Toiletten, jedoch eigentlich neue Moden bringt es nicht, dieſe erſcheinen nur beim Wechſel der Jahreszeiten und mit ihnen iſt für die folgende Saiſon die Grundform aller Neuigkeiten angedeutet. Die rauhe Winterzeit erzeugt ſtets den einfachſten Straßenanzug und zwingt auch die eitelſte Dame die Rückſicht für den Putz der zweckmäßig einhüllenden Kleidung unterzuordnen. In den jetzigen Tagen vor Weihnachten und vor Neujahr, wo man in Paris wie in Deutſchland alle Damen ohne Unterſchied die Straßen durcheilen ſieht, um ihre Einkäufe zu machen, ſtellte ſich die einfache Gleichmäßigkeit der Straßenanzüge überzeugend heraus. Er beſtand meiſt aus einem dunkeln melirten *Tuchkleid* im hohen glatt anliegenden Oberrockſchnitt gemacht, welches über der Bruſt und auf dem Vorderblatt mit Brandebourgſchnüren verziert war. Darüber lag ein gut wattirter nicht zu kurzer und ziemlich enger *Mantel*, der von Herzoginnencaſchmir, oder Caſchmirflanell, oder, jedoch ſelten, von Seidenſtoff gemacht, und mit vorn reich drapirenden Kragen und Aermeln arrangirt und mit Stickerei und Poſamentirarbeit bereichert war. Die Farbe der Mäntel iſt ganz beliebig, nur wählt man die wollnen Mäntel buntfarbig, z. B. iſt braun ſehr beliebt, und die ſeidnen Mäntel meiſt ſchwarz. Die *Hüte* zu ſolchem Anzug nimmt man gern von ſchwarzem Sammt gemacht, außen mit ſchwarzen Bandmaſchen und einem kurzen Schleier ausgeputzt und unterm Schirm mit buntem Band garnirt. Zur Vollſtändigkeit des Anzugs gehört noch ein mittelgroßer Pelzmuff, ſchwarze Sammtſtiefeln und ein buntkantiges Batiſttuch. Ein eleganterer Stadtanzug beſteht aus einem grauſeidnen Oberrockkleid, über dem ein ſchwarzer Aermelmantel liegt, welcher von Atlas gemacht und mit einem breiten Streifen von Zobel umrändert iſt, dazu trägt dann die Dame ebenfalls einen Zobelmuff und einen bunten, z. B. vollgrünen Hut, der von ungeriſſenem Sammt und mit einer gleichfarbigen Feder arrangirt iſt. Einen ſehr geſchmackvollen Promenaden- oder Viſitenanzug zeigt die Dame auf unſrer Kunſtbeilage № 2.

Die Form der *Stadthüte* hat ſich durchaus nicht verändert, ſie iſt auch in der vorn rundſtehenden, jedoch an den Ohren anliegenden Mittelgröße des Schirms und mit der runden, leicht angeſetzten Kopfform eben ſo kleidſam als zweckmäßig. Der Ausputz der Hüte iſt unendlich verſchieden und dazu muß man auch die ſogenannten Doppelſchirme rechnen, die man als letzte Neuigkeit nennt, obgleich man ähnliche Arrangements ſchon früher hatte. Solch ein Hut iſt z. B. von maisfarbigem Atlas gewählt, der Schirm deſſelben iſt ganz glatt und ſo gemacht, daß der Bart gleich daran geſchnitten iſt, über dieſem feſten Schirm liegt nun etwas zurück eine, eine Viertelelle breite Spitze, die wie einen zweiten Schirm formt und deren Anſatz um den Kopf ein Federkranz oder ein Blumen-

zweig deckt. Noch eigenthümlicher nimmt ſich dieſer Doppelſchirm aus — der übrigens dem Genre eines Kleides mit einer Tunika entſpricht — wenn er von zwei dichten Stoffen arrangirt iſt. So hat Alexandrine von roſa Atlas und roſa Plüſch ſolche Hüte in der Weiſe zuſammengeſtellt, daß der Hutkopf von Plüſch gemacht war, der eigentliche Schirm mit dem angeſchnittenen Bart hingegen von roſa Atlas. Nun lag aber auf dem Atlasſchirm ein kleinerer Plüſchſchirm, an dem ebenſalls ein kürzerer Bart angeſchnitten war und den Atlasbart nicht ganz zudeckte. Noch eine andre Neuigkeit iſt die bunte Blonde, mit der man die Hüte verziert. Sehr hübſch war in dieſer Art ein weißer ungeriſſener Sammthut mit roſa Blonden unb mit einem Büſchel von roſa und weißen Federköpfen ausgeſchmückt. Die Mode, die Schirme innen mit einem in ber Farbe abſtechenden Futter zu verſehn, iſt nicht mehr ganz neu, wird aber gern getragen, und ſo ſieht man täglich neue grüne Hüte mit lilla Futter erſcheinen, oder vollblaue Hüte mit braungelbem Futter, oder leingraüe Hüte mit kirſchrothem Futter u. ſ. w.

Jetzt iſt der Moment für die **Hauben**, und ſo gibt es darin eine Unzahl neuer Modells, die ſich aber ſchwer beſchreiben laſſen, da ihr Reiz allein in der graziöſen Behandlung der Einzelheiten beſteht, wobei die namhafte Zuthat faſt gleichgiltig iſt. Die Hauben ſind im allgemeinen ſehr klein und ohne Bindebänder, aber häufig mit herabſallenden Barben gemacht. Sie ſind nach vorn wenig garnirt, und die Spitze ſällt meiſt nach hinten wie ein Hutbart; doch ſitzen alle Hauben, ſelbſt die Putzhauben, weit nach der Stirn vor. Zu den einfachen gekrauſten Tüllhäubchen verwendet man gern Florbänder, zu den Putzhauben hingegen meiſt ſchwere Atlasbänder. Sehr gefällig iſt die Madennahaube, wo über einem runden Deckel von Tüll eine breite Spitzen- oder Blondenbarbe liegt, welche ein Blumenkranz feſthält, und welche dicht zu beiden Seiten des Geſichts ſällt. Noch einfacher iſt die Haube Manon Lescaut, welche ebenfalls aus einem kleinen runden Deckel beſteht, jedoch von echten Spitzen gemacht. Um dieſen Deckel läuft eine Rüche von buntem, z. B. roſa Atlasband, und unter derſelben fällt eine Spitze ringsum herab. Dieſe Haube wird auf die Höhe des Kopfes geſetzt und von einer Seite iſt ſie mit einer großen vollen Roſe befeſtigt.

Die größte Modeſorge wendet ſich aber jetzt auf die **Balltoiletten**, und zwar kann dabei jede Dame ihren perſönlichen Geſchmack bekunden, denn jede Phantaſie iſt da geſtattet, und nichts iſt vorgeſchrieben als ſehr kurze Aermel und ein runder aber möglichſt tiefer Leibchenausſchnitt. Die Schneppentaillen ſind bei den Ballkleidern vorherrſchend, jedoch trägt man auch griechiſche Faltenleibchen. Der Tüll und der Crepp ſind die beliebteſten Stoffe, und zwar gibt man dem letztern noch den Vorzug. Als Ausputz iſt alles geſtattet, und iſt Tüllgekraus, Spitze und Band am häufigſten verwendet. Die Pagenſchleifen auf der Achſel fehlen ſelten bei einem jugendlichen Ballanzug. Eine ber glänzendſten Balltoiletten, die man kürzlich ſah, war ein weißes Creppkleid, welches mit doppelten Röcken gemacht war und über einem weißen Atlaskleid lag. Jeder dieſer Crepprӧcke war in breiten Arabesken mit geſchnittnen bunten Steinen geſtickt. Die Draperie über der Bruſt dieſes Kleides war mit vier echten Steinagraffen gefaßt. Der Kopfputz beſtand aus einem Stirnbanb von echten Steinen, welches an einer Seite in einer Quaſte endigte und an der andern Seite eine Roſe feſthielt. Die viertellangen Handſchuhe waren mit vier Roſetlenknöpſen von echten Steinen geſchloſſen. Einſacher und darum vielleicht graziöſer war ein andrer Ballanzug, der aus einem weißſeidnen Kleid beſtand, beſſen Rock mit zwölf Reihen handbreiter Spitzenkanten ſo gedeckt war, daß nur unterhalb der Taille der ſeidne Rock ſich zeigte. Zu beiden Seiten des Vorderblattes lief eine Reihe von zwölf Roſen, unb zwar in der Weiſe, daß unter jeder Spitzenſalbel eine Roſe ſtand und von der leichten Spitze verſchleiert wurbe. Vorn in der Mitte der Schneppentaille lief ebenfalls eine Reihe Roſen, welche nach der Spitze zu ganz klein wurden. Unter der Doppelberthe waren über der Achſel zwei Roſen verſchleiert, unb eine Roſenkrone zierte bas Haar.

J.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

№ 1. Pariſer Damenmoden. Ein Soiréeanzug von der Ballhülle und der Capeline gedeckt, und ein eleganter Hausanzug, worin man Geſellſchaft empfängt.

№ 2. Pariſer Herren- und Damenmoden. Der Herr im Gehrock zeigt einen Anzug, wie er für Morgenbeſuche paßlich iſt, und die Figur daneben trägt einen Geſellſchaftsanzug unter dem Gaban. Die Dame trägt eine elegante Promenadentoilette.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mode 1847 N°1.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Mode 1847 № 2.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

№. 2. Pränumerationspreis halbjährlich $2\frac{1}{3}$ Thaler. **1847.**

Feliſe.

Von Madame Charles Reybaud.

(Fortſetzung.)

Man ſtand auf um das Gratias zu ſagen. Die Erholungsſtunde begann jetzt, und die Nonnen begaben ſich aus dem Refektorium in den Garten. Er beſtand aus einem ziemlich großen Blumenſtuck, deſſen einzelne Beete mit Buchsbaum eingefaßt waren, vor der ganzen Länge der Façade; tiefe Bosquete umgaben es, durchkreuzt von Wegen, die eine Art Labyrinth bildeten. Die großen jetzt kahlen Bäume ragten über die Mauer empor und begrenzten den Geſichtskreis. Während der ſchönen Jahreszeit, wo die dichten Laubmaſſen die Giebel der benachbarten Häuſer ganz verdeckten, wo man über dieſen grünen Wipfeln nichts ſah als den ſonnenheitern Himmel oder leichtes Sommergewölk, hätte man meinen können ſich in einem engen und einſamen Thale, anſtatt im Mittelpunkt des modernen Babylon zu befinden. Schweſter Geneviève ſetzte ſich auf den Perron mitten unter die Penſionäre, die ſie umgaukelten wie eine Schaar geſchwätziger Vögel. Während die kleine Angele ſich bemühte mit Feliſen Freundſchaft zu ſchließen, nahm ihre ältere Schweſter neben der Novize Platz und ſagte zu ihr mit leiſer Stimme: Ach, liebe Schweſter, welch entſchloſſenes Geſicht! Unſre liebe Mutter hat gut reden, es wird nicht leicht ſein in ihr die Vocation zu erwecken.

Die Vocation! wiederholte Schweſter Geneviève; hat man dieſe nicht ſtets, wenn man nie die Welt geſehen hat, wenn man wie Sie, liebe Cäcilie, wie meine kleine Feliſe in einem Alter von ſechs Jahren hier eintritt?

Die Penſionärin ſchüttelte den Kopf und gab keine Antwort.

Cäcilie v. Chameroy war ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, blond, friſch und hübſch. Sie trug wie die andern Penſionärinnen ein Kleid von

blauem Etamin, das ihren bereits ziemlich hohen und höchſt anmuthvollen Wuchs hervorhob. Ihre Haare, ein wenig gekräuſelt und von etwas lebhafter Farbe, bildeten einen ſchweren Zopf, der ihr bis auf den Nacken herabhing und den eine Haube von ſchwarzer Gaze, mit unter dem Kinne zuſammengebundnen Seitenſtreifen nur unvollkommen bedecken konnte. Ihre Augen von einem ungewiſſen Blau, ihre etwas aufgeworfne Naſe, ihr lachender Mund bildeten zuſammen das muthwilligſte und geiſtreichſte Geſicht von der Welt. Es war unmöglich, ſich dieſe pikante Phyſiognomie unter dem Schleier zu denken. Die kleine Angele hatte dagegen ruhige und ſanfte Züge und einen Ausdruck von Gefühl, den man ſelten bei Kindern findet. Die zwei Schweſtern waren Waiſen und für das Kloſter beſtimmt. Die ältere erinnerte ſich dunkel des väterlichen Hauſes; die jüngere war von der Bruſt der Amme zu den Annunciaten gekommen und hatte keinen Begriff von dem was es außerhalb der Kloſtermauern gab.

Feliſe, die vor Schweſter Geneviève ſtand, weigerte ſich hartnäckig, ſich unter die Penſionärinnen zu miſchen, welche auf der Terraſſe Blindekuh ſpielten, und ſie, wenn ſie vorbeikamen, mit freundſchaftlicher Vertraulichkeit anlockten. Jedesmal wo eine von ihnen Feliſens Hand ergriff oder ſie an der Schürze zupfte, wendete ſie ſich ganz ärgerlich und beſchämt nach Geneviève um, und verbarg ſchmollend ihr Geſicht.

Ich muß wirklich verſuchen dieſe kleine Wilde zu zähmen! ſagte Cäcilie v. Chameroy; mit Ihrer Erlaubniß, Schweſter Geneviève, werde ich ſie nach Bethlehem zum heiligen Jeſuskind fuhren.

Ja, ja, wir wollen gehen! gleich! rief Feliſe, ſetzte ihr Käppchen wieder auf und ergriff die Hand der kleinen Angele.

Schweſter Geneviève gab Cäcilien den Arm und ſagte mit einem Seufzer: das arme Kind glaubt, wir werden es ſehr weit führen.

Sie gingen durch den Blumengarten und ſchlugen einen der Pfade ein, die ſich in den Bosquets verloren. Dieſer Theil des Gartens hatte etwas waldartiges. Grünender Epheu ſchlang ſich um die Stämme hundertjähriger Ulmen, deren Fuß in dichtem Gebüſch von Brombeeren und wilden Roſen verborgen war. Wenn der ſchöne Junimond kam, hörte man die Nachtigall die ganze Nacht unter dem dichten Laubdach ſingen, und das Singrün blühte unter dem Schutze dieſer ſchattigen Wipfel wie in ſeinen heimathlichen Wäldern. Der Pfad, welcher dieſen Hain durchſchnitt, machte ſo viele Windungen, daß man, ohne wieder auf dieſelbe Stelle zurückzukommen, ziemlich lange Spaziergänge machen konnte.

Feliſe ſprang voll Ungeduld und Neugier voraus. Der Anblick des verdorrten Raſens, der kahlen Bäume erweckte keine Erinnerung in ihr; ſie erinnerte ſich nur an das Grun und die Blumen des vorigen Sommers. Einmal jedoch blieb ſie plötzlich ſtehen und ſagte, indem ſie zu den großen Bäumen emporblickte, die uber ihrem Haupte ein Gewölbe bildeten: Tante Geneviève, wir hatten auch ſolche Alleen bei unſerm Schloſſe und dann auch den Park. Wir gingen in den Park ſpielen; erinnerſt du dich noch?

Sieh, ſieh doch! unterbrach ſie Schweſter Geneviève anſtatt ihr zu antworten, da iſt Bethlehem!

Das Häuschen! rief das Kind.

Tritt ſchnell ein und du wirſt ſehen, ſagte Cäcilie, ſie fortziehend.

Es war eine ländliche Hütte, in welcher die Nonnen alljährlich zur Feier des Weihnachtsfeſtes eine Nachbildung der Geburt Chriſti aufſtellten. Man

Digitized by Google

konnte ſich gewiß kaum ein naiveres und originelleres Gemälde denken. Zweige von immergrünen Bäumen, mit Moos und Muſchelwerk untermiſcht, bildeten die Landſchaft, deren Himmel von blauem Papier mit ſilbernen Sternen ſich wölbte. Eine gläſerne Schüſſel, im Moos verborgen, ſtellte einen See dar, von Goldfiſchen bevölkert. Der Stall, in dem der Heiland zur Welt kam, hatte ein Strohdach, getragen von vergoldeten Stäben, und um dieſe Wohnung anſtändiger zu machen, waren die guten Schweſtern auf den Einfall gekommen, hinter der Klippe einen Spiegel anzubringen. Es gehörte die Geſchicklichkeit und die Geduld der Nonnen dazu, um die Perſonen zu bekleiden, welche im ſchönſten Putz das Jeſuskind zu verehren kamen. Man erblickte Leute aus allen Ständen, von dem Waſſerträger aus der Auvergne und dem Milchmädchen mit der Bauernmütze, bis zu der Dame im Hofkleid und dem Finanzier in der großen Perücke. Inmitten dieſer Menge ſtand ein Mann im langen ſchwarzen Kleid mit Bäffchen und breitkrempigem Hut, der einer Annunciatennonne, die dem Jeſuskinde Oſtereier darbrachte, den Segen gab.

Auf einem Tritt vor der Krippe ſtehend, drückte Feliſe ihre Bewunderung und ihr Staunen nur durch unzuſammenhängende Ausrufungen aus. Dieſer Anblick hatte ſie ſogleich mit dem Aufenthalt im Kloſter verſöhnt; ſie konnte ſich nichts ſchöneres auf der Welt denken als dieſe zahlreiche Verſammlung von Puppen in prächtigen Kleidern, und alles was ſie in der Straße St. Antoine beim Vorbeifahren geſehen, erſchien ihr im Vergleich damit ſehr ärmlich. Als ſie ſich ein wenig von ihrer Ekſtaſe erholt hatte, fing ſie an, nach dem Namen aller dieſer ſchönen Figuren von Papiermaché zu fragen, die ihr wie wirkliche Perſonen erſchienen. Cäcilie erklärte ihr alles mit unermüdlicher Gefälligkeit. Als ſie zu der ſchwarzgekleideten Perſon kam, ſagte ſie ernſthaft: Dieſer iſt in Fleiſch und Bein vorhanden; es iſt der ehrwürdige Pater Boinet, Beichtvater des Kloſters. Voriges Jahr war anſtatt ſeiner der ehrwürdige Pater Pacaud, unſer Almoſenier, auch ein frommer Mann, dargeſtellt. Es iſt gewiß herrlich, ſein Bild in derſelben Niſche mit dem heiligen Jeſuskind aufgeſtellt zu ſehen! Das Portrait des Paters Boinet iſt ſehr ähnlich!

Er iſt ſehr häßlich! ſagte Feliſe naiv.

Während dieſes Geſprächs folgte Schweſter Geneviève, an der Thür des Pavillons ſtehend, mit ihren Blicken der kleinen Angele, welche, anſtatt die Krippe zu betrachten, die ſie ſchon zwanzig Mal beſucht, auf der Allee in den an dem Rande aufgehäuften dürren Blättern herumlief. Indem ſie dieſe Decke, welche den Boden vor dem Froſt ſchützte, aufſtöberte, entdeckte Angele einen kleinen grünen Blätterbüſchel, und ſofort durchduftete ein feiner entzückender Geruch die Luft. Ah! ſagte ſie mit einem Freudenrufe, ein Veilchen!

Sie pflückte es ſorgſam und überbrachte es frohlockend der Schweſter Geneviève. Die Novize ſteckte das Blümchen an ihren Buſenſchleier und blieb unbeweglich ſtehen, den Kopf auf die Hand geſtützt, die Augen geſchloſſen, als hätte der Duft ſie berauſcht. In der That hatte das die Luft durchdringende Arom ihr Herz ahnungsvoll erſchüttert; ihre Erinnerungen hatten ſie plötzlich nach andern Gegenden verſetzt; ſie ſah ſich einen Augenblick lang wieder in den heimiſchen Gefilden, unter den Platanen, an deren Fuß die Frühlingsblume einen bläulichen Teppich bildet, auf dem ſie oft geruht hatte. Als Cäcilie mit Feliſen, die kaum fortzubringen war, und lieber bis zum Abend vor der Krippe geblieben wäre, den Pavillon verließ, fand ſie die Novize immer noch in ihren Traum verſunken.

Digitized by Google

Schweſter, liebe Schweſter, rief ſie erſtaunt aus, Sie weinen, Sie fühlen Schmerz?

Nein, erwiderte Schweſter Geneviève, indem ſie eine Hand auf ihr Herz legte; nein, mein Kind, ich hatte im Gegentheil eine ſehr ſüße Empfindung, eine Art Freude, die ich nicht zu beſchreiben weiß und die mich Thränen vergießen machte.

Ach, liebe Schweſter! Sie haben von Dingen geträumt, die nicht hier ſind, ſagte das Mädchen und drückte der Novize theilnehmend die Hand.

Der Schall der Glocke kündigte jetzt den Schluß der Erholungszeit an: es kam jetzt die Nähſtunde. Als ſie in den Arbeitsſaal traten, ſagte die Superiorin zu den Nonnen: Sehr geliebte Schweſtern, es gilt jetzt, das Lämmchen zu kleiden, welches uns der Herr heute geſchickt hat; wir wollen für daſſelbe bis zur Stunde des Gebets arbeiten.

Sie vertheilte ſofort die Arbeit, und zwei Stunden ſpäter waren die Kleidungsſtücke für die Neuangekommne faſt fertig. Man ließ ſie jetzt vortreten um ihr ſtatt ihres ſeidnen Kleides und der mit Spitzen beſetzten Muſſelinſchürze die Tracht der Penſionärinnen anzulegen. Dieſe Veränderung ſchien ihr nicht beſonders zu gefallen; ſie ließ ſich ankleiden ohne ein Wort zu ſagen und ſah mit zürnendem Blick die gute Superiorin an, die ihr ſelbſt jedes einzelne Kleidungsſtück übergab und nicht müde ward auszurufen: Seht nur, liebe Schweſtern, wie es ihr ſitzt! Jeſus, wie hübſch ſie ſo ausſieht! Gewiß wird dieſes Kleid die Kraft haben, ſie auf der Stelle ſo gelehrig und folgſam zu machen, wie die andern Kinder.

Als die Einkleidung Feliſens vollendet war, umarmten ſie die Schweſtern nach der Reihe und wünſchten ihr das Glück, einige Jahre ſpäter eine andre Kleidung vornehmen zu können. An demſelben Abend noch, nach dem Gebet, ließ die Superiorin die Schweſter Geneviève mit der kleinen Feliſe in das kleine Sprechzimmer rufen. Eine Aufforderung der Art war eine Gunſt, welche den Novizen nur ſelten zu Theil ward. Das kleine Sprechzimmer war ein Saal mit einigen Stühlen, einem Tiſch und einer Bibliothek von ein paar hundert Bänden ausgeſtattet. Ein Gitter war nicht vorhanden und die Thür führte in das Zimmer der Drehlade. In dieſem Zimmer empfing die Superiorin der Annunciaten die Beſuche der wenigen Perſonen, welche das Recht hatten in das Innere des Kloſters zu dringen.

Der ehrwürdige Pater Boinet, Beichtvater des Kloſters, befand ſich bereits in dem kleinen Sprechzimmer bei der Superiorin, als Schweſter Geneviève mit Feliſen eintrat. Er ſtand auf, grüßte mit der Höflichkeit eines Weltmannes und ſagte, indem er das Kind zwiſchen ſeine Knie zog: Guten Tag, Fräulein, ſeien Sie willkommen; ſchon vor langer Zeit verſprach uns Se. Hochwürden eine kleine Annunciate zu ſchicken, und wir harrten mit großer Ungeduld ihrer Ankunft.

Feliſe, wenig gerührt durch dieſen freundlichen Empfang, ſah den Pater Boinet ſcheel an und ſchwieg.

Entſchuldigen Sie die Kleine, Ehrwürden, ſagte die Novize; ſie iſt noch ganz verſchüchtert; ſie iſt wie ein armer kleiner Vogel, der aus dem Neſt gefallen iſt, ſie fürchtet ſich und zittert in der Hand, die ſie aufgehoben hat und ihr Nahrung gibt.

Und doch bin ich überzeugt, daß der kleine Vogel nicht Luſt hat fortzufliegen, erwiderte freundlich der Beichtvater; was will er draußen? es iſt böſes Wetter, es friert, daß die Steine berſten, und wird gleich Nacht ſein.

Das Kind warf einen unwillkürlichen Blick nach dem Fenſter. Wirklich wurde es finſter, ein eiſiger Nebel verdunkelte die Scheiben, die traurige Nacht hullte ſich in ihre dunkeln Schleier. Feliſe drängte ſich zuſammenſchauernd und das Geſicht nach dem Kamin, wo ein helles Feuer flackerte, gewendet, an die Novize an.

Der kleine Vogel iſt ſchon zahm geworden, ſagte Pater Boinet lächelnd; er befindet ſich in ſeinem warmen Käfig beſſer als auf dem freien Felde, und da ich zufrieden mit ihm bin, will ich ihm etwas für ſein Schnäbelchen geben. Mit dieſen Worten zog er eine Papierdute aus der Taſche, ſchuttete ihren Inhalt in Feliſens Schürze aus und ſagte: Hier, liebe Kleine, laß dir dieſe Zuckermandeln in der Kaminecke ſchmecken.

Ich ſehe ſchon, Ehrwürden, die Kleine wird Ihr Liebling, ſagte die Superiorin und ſtreichelte Feliſen die Wange; wenn ſie recht folgſam und artig iſt, wird ſie auch meine Goldtochter werden. Sehen Sie nur, wie glücklich ſie bei uns ſein wird!

Es iſt mir gleich; ich ginge doch gern, wenn es Tag wird, murmelte das Kind mit einem Seufzer und ſah mit ſeinen großen klaren Augen Pater Boinet an.

Ach, ehrwürdiger Vater! ſagte Schweſter Geneviève bekümmert, ich fürchte ſie wird nie die Vocation haben.

In dieſem Falle halten wir ſie nicht zurück, mein Kind, antwortete mit Lebhaftigkeit die Superiorin; es iſt beſſer für ſie, ihr Heil in der Welt zu verſuchen, als die Verdammniß im Kloſter zu verdienen.

Pater Boinet ſchüttelte den Kopf und ſagte: Gott wird's lenken!

3.

Trotz der Sorgfalt, der Liebkoſungen und der Schmeicheleien, die man gewöhnlich in den Klöſtern an die neuen Penſionärinnen verſchwendet, gelang es doch nicht, Feliſen Gefallen an ihrem neuen Aufenthalt einzuflößen. Es war eine zugleich hartnäckige und launenhafte Natur, die ſich weder durch Güte noch durch Strenge regieren ließ; ſie furchtete Niemanden und liebte blos Schweſter Geneviève. Sie lernte ſich endlich den leichten Pflichten, deren Erfüllung von ihr gefordert wurde, fügen; anſtatt jeden Augenblick der Aufſcherin der Penſionärinnen zu trotzen, ihre eigenſinnigen Forderungen mit ſehr wenig gemeſſenen Worten auszuſprechen und die Klaſſe und den Schlafſaal durch ihren Muthwillen um und umzukehren, lernte ſie geſetzt einhergehen und die wohlanſtändigen und chriſtlichen Formeln gebrauchen, die im Hauſe Sitte waren. Dies war faſt alles, wozu man ſie während der erſten Monate ihres Aufenthaltes im Kloſter bringen konnte.

Unter dieſer Zeit legte Schweſter Geneviève ihr Gelübde ab. Dieſe unwiderrufliche Verpflichtung war nicht, wie die Einkleidung, mit feierlichen und ſchauererregenden Ceremonien verbunden. Faſt ohne alle Formalitäten verſprach die Novize, ihr Gelübde getreu zu beobachten, und empfing aus den Händen der Superiorin den ſchwarzen Schleier; darauf unterzeichnete ſie die authentiſche Urkunde ihres Eintritts in den Orden.

Schweſter Geneviève beſtand dieſe letzte Probe mit einer ſeltnen Feſtigkeit, ſcheinbar ohne mit Bedauern oder Theilnahme an die Welt, von der ſie ſich auf immer trennte, zurückzudenken. Dies diente ſehr zur Freude und Erbauung der ganzen Schweſterſchaft, und hauptſächlich der Superiorin, die anfangs ſehr an der Vocation der Jungfrau gezweifelt hatte, welche ſeit ihrem

Digitized by Google

Eintritt in das Kloſter mehr eine Neigung zum zurückgezognen und verborgnen Leben, als inbrünſtige Frömmigkeit gezeigt hatte; aber als man ſie mit ſo ruhigem Geſicht und ſo feſter Haltung das Opfer bringen ſah, mußte man wirklich glauben, ſie ſei wahrhaft berufen.

Unmittelbar nach der Feierlichkeit hatte Schweſter Geneviève Erlaubniß erhalten, ſich in ihre Zelle zu begeben, um ſich zu ſammeln und einen Augenblick zu ruhen. Sie verließ den Chor und begab ſich allein nach dem Schlafzimmer. Ihr Gang war ſchnell und feſt; ſie ging wie eine Perſon, die von einer innern Aufregung erfüllt iſt, welche der Wille niederhält und beherrſcht. Kaum war ſie in ihrer Zelle, ſo warf ſie ſich auf's Knie, die Hände gen Himmel erhoben, das Antlitz in Thränen gebadet, und rief laut: O Gott, mein Gott! ſtoße nicht die zurück, die in ihrer Trübſal zu dir kommt! nimm mich an, mein Gott, weil ich jetzt dir gehöre.

Sie wollte weiter beten, aber ihre Kraft war erſchöpft; ſie fühlte, wie ihre Gedanken ſich verwirrten und zu verſchwinden ſchienen. Bleich, die Stirn mit kaltem Schweiß bedeckt, blieb ſie auf den Knien liegen, Seele und Körper wie in Ohnmacht verſunken. So fand ſie Cäcilie v. Chameroy. Getrieben von einer theilnahmvollen Ahnung war die junge Penſionärin der Schweſter Geneviève gefolgt; als ſie ſie ſo liegen ſah, das Antlitz in Thränen gebadet, die Augen geſchloſſen, warf ſie ſich neben ihr auf die Knie und rief mit einem Tone, in dem ſich Schmerz und Schrecken miteinander vermiſchten: Schweſter, geliebte Schweſter, Sie weinen am Tage, wo Sie Profeß gethan! O mein Gott! Sie haben alſo nicht die wahre Vocation?

Die Nonne kam allmälig wieder zu ſich und ſagte, indem ſie mit der Hand über die noch mit Thränen gefüllten Augen fuhr, mit einem Tone voll unſäglicher Entſagung und Sanftmuth: Warum habe ich geweint, mein Gott? Was laſſe ich in der Welt zurück, deſſen Verluſt ich beklagen müßte? Bin ich nicht zu glücklich, hier eine Zuflucht gefunden zu haben! Ach, ich ſollte im Gegentheil den Herrn ſegnen, daß er mir ſein Haus aufgethan und mich in dieſe chriſtliche Familie aufgenommen hat.

Sie ſind eine Waiſe, meine Schweſter, ſagte Cäcilie v. Chameroy mit einem Seufzer.

Die Nonne machte eine bejahende Geberde.

Und da Sie ſich ohne Stütze in der Welt ſahen, beſchloſſen Sie in's Kloſter zu gehen? fuhr das junge Mädchen mit Lebhaftigkeit fort. Sie ſind aus Ihrer eignen Bewegung hierhergekommen? Ach, geliebte Schweſter, wenn ich wie Sie in dem Alter, wo man ſich ſelbſt kennt, geweſen wäre, als ich meine Aeltern verlor, ſo wäre ich nie zu den Annunciaten gekommen.

Aber es ſteht Ihnen ja frei, zu gehen, wenn Sie wollen, mein Kind, rief die Nonne aus.

Wo ſoll ich jetzt hingehen? erwiderte Fräulein v. Chameroy.

Ach, geliebtes Kind, entgegnete die Nonne, es iſt Unrecht, ſich ſolchen Gedanken zu uberlaſſen. Wir wollen uns lieber dem Looſe, welches die Vorſehung für uns beſtimmt hat, unterwerfen und verſuchen, die Pflichten lieben zu lernen, welche uns auferlegt ſind. Und was fehlt hier auch zu körperlichem und geiſtigem Wohlbefinden? Gibt es einen angenehmern und ruhigern Aufenthalt auf der Welt? Sie ſtand bei dieſen Worten auf und ging in der Zelle herum, nachdem ſie das Fenſter geöffnet und einen Blick auf den Garten geworfen hatte. Sehen Sie, fuhr ſie fort, indem ſie die Hand auf die Decke ihres weißen und weichen Bettes legte, es iſt hier nicht wie bei den

Kapuzinerinnen, wo man auf einem Brete, neben ſich einen Todtenkopf, ſchläft; dies Zimmer iſt nett und freundlich; man erblickt die ſchönen Schattengänge des Gartens und athmet eine ſo reine, ſo vom Blättergeruch erfüllte Luft ein, daß man ſich auf das Land verſetzt glauben könnte.

Es iſt wahr, liebe Schweſter, gab die junge Penſionärin zur Antwort, alles trägt hier einen lachenden Anſtrich; im Winter ſind die Zimmer gut geheizt; im Sommer hat man lange Erholungsſtunden und luſtwandelt in der Kühle im Garten; aber trotzdem denke ich immer mit Betrübniß an einen andern Aufenthalt zurück.

An das Haus, welches Ihre Aeltern bewohnten? frug die Nonne?

Es war ein altes halbverfallenes Haus, erwiderte treuherzig Cäcilie; es lag in einem verſteckten Gäßchen, und es war bei hellem Tage ganz dunkel. Mein Vater war bei ſeiner Ankunft in Paris, wo er um etwas anſuchen wollte, dort abgeſtiegen; mein Vater, ein guter Edelmann, ein tapfrer Offizier, der ſich im Dienſte des Königs zu Grunde gerichtet hatte. Meine Mutter hatte ihn begleitet; er hoffte mit einer Penſion in die Provinz zurückkehren zu können. Nach vier Jahren hatte er noch nichts erlangt, und unterdeſſen, welcher Mangel, welche Noth! Ich ſehe meinen armen Vater noch vor mir, wie er in einer großen ungeheizten Stube am Fenſter ſaß und Bittſchriften ſchrieb, und ſie dann meiner Mutter vorlas, die mit mir faſt den ganzen Tag im Bett liegen blieb, weil wir kein Holz hatten. Wir verließen blos Sonntags unſre Wohnung, um in die Meſſe zu gehen; aber welche Freude war dies für mich! Ich träumte die ganze Woche davon. Wir gingen über die Place royale; zuweilen ſchien die Sonne, und dann machte es mich unausſprechlich glücklich durch die Alleen zu laufen. Oft ſetzte ſich meine Mutter auf eine Bank und ließ mich eine halbe Stunde ſpielen; dann ſchloſſen wir uns wieder für die ganze Woche in unſre Wohnung ein. Ich wußte ſie jetzt nicht wieder zu finden, denn ich habe ſogar den Namen der Straße vergeſſen; aber ich ſehe noch das Haus, die feuchte, dunkle Treppe, das reinliche immer aufgeräumte und immer kalte Zimmer, die morſchen Möbeln, und das große Bett ohne Vorhänge, und den Schrank mit einigem Silberzeug, das Stück für Stück verſchwand. In dieſem Hauſe kam Angele zur Welt, und an demſelben Tage ſtarb meine arme Mutter.

Cäciliens Stimme wurde unſicher, wie ſie dieſe letzten Worte ſprach. Ihre lachenden Augen füllten ſich mit Thränen. Und was geſchah nach dieſem Unglücke, mein Kind? ſagte Schweſter Geneviève mit gerührter Miene.

Ach! nach dieſem Unglück kam ein anderes, antwortete Cäcilie; mein Vater wurde krank, und bald mußten wir ſehen, daß er nicht mehr zu retten war. In ſeinen letzten Lebenstagen kam ihm noch die Vorſehung zu Hilfe. Ein entfernter Verwandter von ihm hatte ſeine traurige Lage erfahren. Er eilte nach Verſailles und verwandte ſich für ihn. Er beſaß einigen Einfluß, und erlangte das was er nachſuchte; aber die Wohlthaten des Königs kamen zu ſpät. Vor ſeinem Tode empfahl uns unſer Vater dieſem alten Verwandten und bat ihn, unſer Vormund, unſer Beſchützer zu ſein; dann hielt er mir eine Rede, die ich nicht verſtand und die ich weinend anhörte. Als ſeine Seele zu Gott gegangen war, brachte uns unſer Verwandter, der Baron v. Favras hieher. Unſre verehrte Mutter, gerührt von unſerm Unglück, willigte auch in Angelens Aufnahme, die noch ein ganz kleines Kind war.

Und hat ſich dieſer Vormund nicht weiter um Sie bekümmert? frug die Schweſter Geneviève. Beſucht er Sie nicht zuweilen?

Niemals, gab Cäcilie zur Antwort; niemals, obgleich er ganz in der Nähe wohnt, denn ich erinnere mich, daß wir blos über die Straße zu gehen brauchten um hieher zu gelangen. Er kennt uns kaum; er kann uns nicht lieben. Angele und ich haben in Wirklichkeit keinen andern Vater und keinen andern Schutz als den lieben Gott.

Arme Kinder! ſagte Geneviève leiſe vor ſich hin, überzeugt von der Nothwendigkeit ihrer Vocation.

4.

Eine fromme und vornehme Genueſerin, Victoria Fornari, hatte den Orden der Annunciaten geſtiftet, und ein Jeſuit, Pater Zannoni, nach ihrem Entwurfe die Regel aufgeſetzt. Der Zweck dieſer Stiftung war, ſolchen Jungfrauen einen Zufluchtsort zu gewähren, welche ohne Sinn für die Welt, für immer unbekannt und verborgen leben wollten — eine Nachahmung der Einſamkeit Maria's, die der Engel allein in ihrem Kämmerlein gefunden. Sie ſollten unzugänglich der Außenwelt, ruhig und beſchwerdelos im Innern leben. Das Pariſer Haus übte dieſe Obſervanz mit ihrer urſprünglichen Genauigkeit. Geleitet von den ehrwürdigen Vätern der Geſellſchaft Jeſu in der Straße St. Antoine, hatte es die Tradition des Ordens rein erhalten: es gab vielleicht kein Kloſter in Frankreich, wo die Disciplin ſo vollkommen und die Pflichten des kloſterlichen Lebens zugleich ſo leicht waren. Man vermied übrigens mit außerordentlicher Sorgfalt alle Veranlaſſungen zu Unruhe, innerer Aufregung und zum Erſchlaffen der Disziplin. Die meiſten Nonnen, in ihrer Kindheit ſchon eingetreten, überflogen nie mit ihren Gedanken den engen Horizont, der ihre Blicke begrenzte; für ſie war die Welt in dieſem kleinen Raume eingeſchloſſen. Es waren einfache, ungebildete, glückliche Seelen, die den Strom des Lebens ohne Erſchütterung, ohne Geräuſch und durch eine ewige Dämmerung hindurch hinabſchwammen. Einige Mehrbegabte nährten ihre geiſtige Energie durch Religion. Dann wendeten ſie ſich von ſelbſt zu Gott; alles was ſie von Geiſt und Gemüth beſaßen, verſenkte ſich in ein myſtiſches Leben; ſie ſuchten mit Inbrunſt die Wege des Heils und fanden in der Ausübung der religiöſen Pflichten eine genügende Nahrung für ihre Thätigkeitstriebe.

Die Mutter Madeleine, Superiorin des Kloſters der Annunciaten, war eine Nonne, die in den ſchwierigſten Verrichtungen des klöſterlichen Lebens alt geworden war. Tüchtig und umſichtig, von aufrichtiger Frömmigkeit, redlichem Charakter, heitrer und ruhiger Gemüthsart, hatte ſie über ihre Untergebnen eine unbeſchränkte Herrſchaft, gemildert durch Nachſicht und Güte. In ihrem fünfundzwanzigſten Jahre zum erſten Mal zur Superiorin erwählt, waren beim Schluſſe ihres Priorats abermals alle Stimmen auf ſie gefallen, und ſo, eine unerhörte Sache in der Geſchichte religiöſer Orden, war ſie ſeit zwanzig Jahren ununterbrochen im Beſitz ihres Amtes geblieben.

Beichtvater und Almoſenier der blauen Schweſtern wurden ſtets aus den Jeſuiten der Straße St. Antoine gewählt. Pater Boinet, der jetzt das erſtgenannte Amt bekleidete, vereinigte mit bewährter Frömmigkeit und Sittenreinheit den Takt des Benehmens, welcher die Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu auszeichnet. Seine Obern hatten mit ihrem gewöhnlichen richtigen Gefühl und Scharfſinn in ihm einen jener Menſchen erkannt, die noch beſſer durch ihr Temperament als durch ihre Grundſätze gewappnet ſind, und hatten

Digitized by Google

daher nicht angeſtanden, ihm die geiſtliche Leitung von einer Anzahl Frauen zu übertragen, die nicht alle ehrwürdige Schweſtern mit verblaßtem Geſicht und mit Tabak beſchmutzter Naſe waren. Obgleich es ihm weder an Einſicht, oder Gewandtheit und Feinheit fehlte, doch zeigte er in ſeinen Reden nur eine mittelmäßige Fähigkeit; Niemand beſaß wie er die Gabe, ſich mit einfachen Geiſtern auf gleiche Höhe zu ſtellen und in ihre Minutien einzugehen. Sein dickes und gutmüthiges Geſicht flößte ſelbſt den Schüchternſten Vertrauen ein, und er war außerdem ſo häßlich, daß ſelbſt bei den Exaltirteſten nicht zu befürchten war, ſie könnten ihn mit gefahrbringender Bewunderung betrachten. Anſtatt die folgſame Heerde, die ſeiner Aufſicht anvertraut war, auf die rauhen Pfade der Buße zu drängen, leitete er ſie auf bequeme Wege, die ebenfalls in den Himmel führten.

Von ihrem Eintritt in's Kloſter an, war die Schweſter Geneviève ein Gegenſtand beſondrer Fürſorge von Seite des Pater Boinet geweſen. Als ihr Beichtiger und ihr Rathgeber bei dem wichtigen Schritte hatte er ſie durch Gründe ermuthigt, die unter dem Siegel des Beichtgeheimniſſes verborgen blieben, und die die junge Novize nur ihm entdeckt hatte. Als die Superiorin ihm ihre Bedenken über die Zulaſſung dieſes ſchönen jungen Mädchens, welches ein plötzlicher Entſchluß in's Kloſter führte, entdeckt hatte, gab er blos zur Antwort: Seien Sie ohne Sorge, ehrwürdige Mutter; ſie iſt eine unſchuldige Seele; ſie hat die Welt mit ihrem Taufkleide verlaſſen und hieher keine Erinnerung mitgebracht, welche ihre Reinheit beflecken konnte.

So wie die Schweſter Geneviève den ſchwarzen Schleier genommen hatte, erhielt ſie die Beſtimmung, die Aufſeherin der Penſionärinnen in ihrem Amte zu unterſtützen. Das war nicht ſchwer; man gab bei den Annunciaten nicht viel auf Unterricht des Geiſtes und viele Nonnen hatten nie ein andres Buch geöffnet als ihr Formular; dafür aber gab es auch kein Haus, wo man ſo ſchöne Stickereien und Bouquets von Flitter und Goldpapier zu machen verſtanden hätte. Schweſter Geneviève lehrte den kleinen Penſionärinnen leſen und arbeitete mit den größeren an der Kirchenbekleidung, wahre Meiſterwerke, die oft ein ganzes Jahr auf den Stickrahmen blieben und an deren Verfertigung das ganze Kloſter Theil nahm.

So konnte ſich die junge Nonne mit der Erziehung Feliſens abgeben. Anfangs verſuchte ſie dieſe ungelehrige und wilde Natur zu zähmen; aber dies gelang ihr nur unvollkommen. Hartnäckig und widerſpenſtig wie ſie war, widerſtand die Kleine ihren Ermahnungen und Befehlen, gab aber augenblicklich ihren Bitten nach, denn ſie liebte die Tante mit aller Zärtlichkeit, deren das leichtſinnige und egoiſtiſche Gemüth der Kinder fähig iſt. Ihrerſeits verrieth Geneviève für Feliſen eine unruhige und gewiſſermaßen ſchmerzliche Zuneigung. Oft hefteten ſich ihre Blicke mit dem Ausdruck tiefer Trauer auf das anmuthige Kind, und ſie ſagte leiſe, während ſie die Haare der kleinen Angele ſtreichelte, die gewöhnlich ruhig neben ihr blieb, während Feliſe mit der muthwilligen Lebhaftigkeit ihres Alters um ſie herumſprang: Herr, mein Gott! wann wirſt du ihr die Gnade erweiſen, ſie dieſem kleinen Engel gleich zu machen?

Cäcilie v. Chameroy wurde auch der Liebling und faſt die Freundin der Schweſter Geneviève; bald erkannte dies Kind, was der Scharfblick der Mutter Magdalene nicht gewahrte, was niemand geahnt hatte: ſie erkannte, daß das Gemüth der jungen Novize von einem geheimnißvollen, unheilbaren Schmerz belaſtet ſei. Theure und peinliche Erinnerungen, ein unbeſtimmter

Kummer erfüllten im geheim ihre Seele, und obgleich ſie niemals von ihrer Familie oder von der Zeit vor ihrem Eintritt ins Kloſter ſprach, ſo errieth doch Cäcilie, daß ſich ihre Gedanken ſtets mit dem, was ſie verlaſſen, beſchäftigten. Oft ſtand Geneviève Abends am Fenſter, in ſchweigende Betrachtung verſunken, und erhob die thränenvollen Augen zu dem ſternenbeſäeten Firmament. Wenn ſich dann ihre junge Freundin neben ſie auf den ſchmalen Balkon lehnte, ſprach ſie zu ihr mit einem Seufzer: O, liebe Cäcilie, wie ſchön die Nacht iſt! Blicken Sie hinaus in den Garten; dort ſieht man nichts als die Wipfel der Bäume und das Gewölbe des Himmels. Es iſt mir, als wäre ich draußen im Freien und athmete den Duft der Wälder ein, den friſchen Hauch, der über Wieſen geſtrichen iſt. O, wenn Sie wüßten, wie ſchön es an Sommerabenden in den Platanenalleen, neben ſich das rauſchende Waſſer, iſt!

Manchmal gab ſie ſich Erinnerungen aus ihrer Kindheit hin; im Hintergrund ihrer Zelle ſitzend, nahm ſie Angelen auf den Schooß und ſang ihr halblaut languedocſche Weihnachtslieder vor, welche die Kleine mit neugierigem und naivem Staunen anhörte, ohne ſie zu verſtehen. Oft horchte auch Feliſe bei dieſen Tönen auf, trat näher und wiederholte dieſe fröhlichen Refrains, dieſelben wahrſcheinlich, mit denen ſie ihre Amme in Schlaf gewiegt. Zu andern Zeiten verließ Geneviève während den Erholungsſtunden den Garten und begab ſich nach einer Galerie in einem Theile des Hauſes, welchen die Nonnen nicht bewohnten. Dieſer lange Saal, mit einem marmornen Fußboden wie eine Kirche, war noch mit einigen Gemälden geſchmückt, deren Rahmen, aus den Fugen gewichen und mit Spinnweben bedeckt, früher wol vergoldet waren; der Staub, der ſich ſeit einem Jahrhundert auf den ehrwürdigen Bildern geſammelt, hatte die Geſichter unkenntlich gemacht und alle Farben geſchwärzt, ſo daß man blos noch unbeſtimmte Züge auf einem rußigen Grunde ſah. Die Mobeln waren verſchwunden, mit Ausnahme einiger morſchen Seſſel, die in den Ecken auf dem Boden lagen. Dieſer Saal, dem die Tradition noch den Namen Prinzenſaal gab, mußte früher der Schauplatz glänzender Feſte geweſen ſein. Jedenfalls war der leichte Fuß der Tänzerinnen oft über dieſe feuchten Marmorplatten geſchwebt, während die Muſik ihre fröhlichen Klänge bis in die Hallen des Gartens ſandte; von all dem Geräuſch und Glanz war als einzige Spur noch übrig ein ſchwärzlicher Streifen am Getäfel von den Fackeln, welche die feſtlichen Scenen erleuchtet hatten.

Eines Tages kam Cäcilie auf den Gedanken, Geneviève bei ihrer einſamen Erholung Geſellſchaft zu leiſten. Sie fand ſie am Eingange der Galerie ſitzen, den Kopf auf die Hand geſtützt, den Blick verloren in den fernen Hintergrund, den nur ſpärlich ein Sonnenſtrahl erleuchtete, welcher durch die zerbrochenen Scheiben eines Fenſters ſchräg auf die mit Gemälden bedeckte Wand fiel: Aber liebe Schweſter, ſagte das Mädchen lachend, was machen Sie hier in Geſellſchaft dieſer alten Bilder, welche ausſehen, als blickten ſie traurig aus ihren Rahmen herab auf Sie?

Machen Sie nur erſt Bekanntſchaft mit ihnen, ſagte die Nonne und rückte zu, um Cäcilien auf der wurmſtichigen Bank, wo ſie ſaß, Platz zu machen; dann nahm ſie ihre nachdenkliche Haltung wieder an und ſagte: Ich ſtellte mir die Zeit vor, wo man hier einen Ball gab ...

Einen Ball! wiederholte Cäcilie mit tiefem Staunen; Sie können ſich denken, was ein Ball iſt!

Gewiß, denn ich bin dabei geweſen, ſagte Schweſter Geneviève mit einem Seufzer.

Sie haben getanzt! ſprach Cäcilie leiſe und faltete die Hände mit einer Geberde naiven Erſtaunens; dann dachte ſie ein Weilchen nach und fügte noch leiſer hinzu: das iſt ſehr unterhaltend, nicht wahr?

Ach ja! erwiderte treuherzig die Nonne und fuhr fort, als Cäcilie ſie fragend anſah: ich war einmal auf dem Ball, ein einziges Mal, an meinem ſechszehnten Geburtstage. Sie ſtützte ſich mit der Stirn auf die Hand und ſchien mit melancholiſcher Freude der Erinnerung an dieſen frivolen Genuß nachzuhängen; plötzlich aber ſtand ſie auf, ergriff den Arm Cäciliens und führte ſie vor die Gemälde. Es macht mir Freude, dieſe Perſonen zu betrachten, ſagte ſie, denn ich kannte ſie.

Heilige Jungfrau! wo haben Sie ſie geſehn, liebe Schweſter? rief die junge Penſionärin mit einem Erſtaunen, in das ſich einige Ungläubigkeit miſchte.

In den Buchern, antwortete die Nonne lächelnd. Wir befinden uns hier unter hochberühmten Leuten. Sehen Sie nur die Namen unter den Bildern, oder in Ermanglung der Namen dieſe Wappen.

Sie verſtehen ſich auf Heraldik?

Wie alle adligen Fräulein, die ihr Leben in alten Schlöſſern verbracht haben. Dieſes Haus, aus dem jetzt ein Kloſter geworden iſt, muß früher den Montmorencis gehört haben, denn überall iſt ihr Wappen zu finden, und dieſe Portraits ſtellen die Familie des Großconnetabels vor.

Cäcilie überlief mit ihrem Blick die Bilderreihe, und verſuchte die Züge unter dem hundertjährigen Staube zu erkennen, der ſie verhüllte; dann aber wendete ſie ſich wieder zu der Vorſtellung zurück, die ihr am auffälligſten geweſen, und ſagte, indem ſie auf das Portrait einer Dame hindeutete, von der nur noch die weißen Hände und ſchwarzen Augen erkennbar waren: Sie glauben alſo, daß dieſe ſchöne Dame hier den Ball gegeben hat?

Gewiß, entgegnete Geneviève, ſie hat hier ſicherlich die Branle und die Pavane getanzt, wie es vor hundert und mehr Jahren Mode war.

Ach! rief Cäcilie lachend, wenn die ehrwürdigen Mutter dies wüßten, ſo würden ſie hier Weihwaſſer ſprengen laſſen.

Die Glocke kundigte in dieſem Augenblick das Ende der Erholungsſtunde an.

Jeſus Maria, ſchon! rief Cäcilie; Mutter Perpetua hat ſicherlich den Zeiger vorgerückt. So muſſen wir denn Abſchied nehmen von dieſer ſchonen Geſellſchaft.

Der kleine Schalk machte bei dieſen Worten eine tiefe Reverenz vor den Bildern und ging dann tanzend der Schweſter Geneviève voraus.

Indeſſen verſtrich die Zeit unter dieſen einförmigen Pflichten und Erholungen; vier Jahre vergingen auf dieſe Weiſe ſchwerfällig, eintönig, ohne Intereſſe, ohne Erinnerungen. Schweſter Geneviève hatte jede einzelne Stunde langſam dahinſchwinden ſehen, und dieſer Abſchnitt ihres Daſeins erſchien ihr wie ein einziger Tag von endloſer Dauer. (Fortſetzung folgt.)

Feuilleton

Wenn Du mit einem Schauſpieler ſprichſt, verehrter Leſer, ſo wirſt du ſelten auf einen darunter gerathen, der nicht eine beinahe eben ſo gute Meinung, als er von ſich ſelbſt hegt, mithin die unbedingteſte Achtung, vor einer «einſichtsvollen und unparteiiſchen Kritik»

zur Schau trüge. «Einer ſolchen», ſagt er, und nimmt, wenn er der Intriguant der Bühne iſt, eine aufrichtige Priſe, die er mit gefühlvoller Naſe einſchlürft: «einer ſolchen unterwirft man ſich gern.» — «Von einer ſolchen», ruft der Andre, der die Liebhaberrollen ſpielt, und fährt ſich mit Lebhaftigkeit, dennoch aber nicht allzu unbeſonnen durch das künſtliche Gebäude der braunen Locken, «empfängt ein Jeder gern Belehrung». — «Eine ſolche Kritik iſt ja das einzige Mittel», erklärt der Intriguant mit einem frommen, auf der Bühne ſehr wirkſamen Augenverdrehen, «welches uns die jungen, nur zu häufig eingebildeten und trägen Schauſpieler munter und ſtrebſam erhält». — «Das einzige Mittel iſt ſie», fügt der Liebhaber noch begeiſterter hinzu und heftelt an ſeinen Handſchuhknöpfen, «welches dem übereilten Urtheil der Maſſe einen Maßſtab und Halt gibt, und dem aufwachſenden nur zu oft unterdrückten Talente gegen die überreife und mächtige Kabale einigen Schutz verleiht».

Endlich vereinigen ſich Beide, der träge Liebhaber und der rührige Intriguant — doch Du würdeſt daraus mit Unrecht ſchon auch auf ſonſtige Uebereinſtimmung ihrer Gemüther ſchließen, oder gar auf Eintracht — zu dem herzlichen Stoßſeufzer: «Aber wo findet ſich dieſe verſtändige und gerechte Kritik? — «Hier nicht», betheuert der Intriguant, ſeine Cigarrentaſche muſternd, wobei er den Kopf unwillig und verneinend ſchüttelt, «hier hören wir kein Wort über das Theater, als das gehäſſige Wort der Partei». — «Kein wahres, kein gerechtes Wort!» klingt das jugendlichere Echo wieder. «Darum leſe ich auch neuerdings keine Kritiken mehr über die Bühne». — «Das thu' ich ſchon ſeit Jahren nicht», lacht der Intriguant und brennt ſich die Cigarre an. Alle Beide aber, der Intriguant und der Liebhaber, begegneten ſich nur darum zufällig im Kaffeehauſe, weil jeder in aller Stille die neuſte Zeitung und den neuſten Theaterbericht des Schleunigſten dort aufſuchen wollte.

Gäb' es aber wirklich nirgends eine unverfälſchte Kritik? wär' es allenthalben nur der blöde Unverſtand, die Eigenſucht, Bosheit, die perſönliche Vorliebe oder Abneigung, welche ſich die öffentliche Beſprechung des Theaters anmaßten? Dann hätte es nie eine gute Kritik gegeben, denn die Klage der Schauſpieler iſt ſo alt, als die Geſchichte der deutſchen Bühne ſelbſt. Nach der Meinung der Hamburger war ſelbſt Gotthold Ephraim Leſſing weder ein einſichtsvoller, noch weniger ein gerechter Theaterkritiker. Es iſt bekannt, mit welchen Verdrießlichkeiten ihn unter Anderem die Eitelkeit einer Schauſpielerin verfolgte, welcher er endlich den boshaften Gefallen erwies, daß er ihres Namens in den dramaturgiſchen Blättern nicht ferner gedachte. Noch weniger wollten die Frankfurter Bühnenmitglieder Ludwig Börne's geiſtreiche Geißelungen als unparteiiſche Kunſturtheile anerkennen. Auch bei ihm kam's einer Schauſpielerin wegen zum perſönlichen Zuſammenſtoße. Der Kritik gegenüber aber ſind alle Schauſpieler Schauſpielerinnen, das heißt ſo eitel, ſo krankhaft verletzbar, und von ſo kleinlichem Zorn wie Weiber. Auch der Intriguant und der Liebhaber.

Dazu liegt die Theaterkritik leider wirklich überall mehr oder weniger im Argen, wie ſie ſtets eine der mißlichſten und undankbarſten Aufgaben für den Schriftſteller bleiben wird. Unbedeutende Leute und Blätter, ſo zahlreich als befliſſen in den größern Städten Deutſchlands, bemächtigen ſich am Eifrigſten der Bühnenberichte und ſchreiben in Lob und Tadel das ungewaſchenſte Zeug nieder, was dann ganz ſtolz zum gedruckten und lebendig umlaufenden Worte wird. Ohne eine gründliche literariſche Bildung aber, und ohne eine ohngefähre Ueberſicht der Geſammtleiſtungen des deutſchen Theaters kann ſelbſt ein fähiger und mit geſchmackvollem Sinn ausgeſtatteter Schriftſteller kein entſcheidendes Urtheil über theatraliſche Leiſtungen im Einzelnen und Ganzen abgeben, obſchon es grade die Bühnenberichterſtattung iſt, womit der unerfahrne Anfänger ſeine literariſche Laufbahn am liebſten beginnt. Von dem ſchmutzigen Eigennutze und der gebrandmarkten Gaunerbetriebſamkeit, die ſich wie Kletten an die Bühnenkritik klammern, dürfen wir hier ſchweigen. Dieſer Theil der Preſſe rühmt überſchwenglich und ſchmäht unſinnig, je nach bezahlter oder verweigerter Taxe. Allein er richtet durch all' ſein Zirndorfern und Wieſten nichts aus, als ſich ſelbſt zu Grunde, wenn es nicht eben nur längſt zu Grunde gegangne Perſönlichkeiten wären, die das kritiſche Raubgewerbe theils ſelbſtändig und vereinzelt, theils zu Redaktionsbanden rottirt betreiben.

Wie ſchwer es jedoch auch dem wohl bewanderten und gewiſſenhaften Schriftſteller wird, den Bühnen und dramatiſchen Werken gegenüber ein unbefangnes und ſelbſtändiges Urtheil zu behaupten, und wie ſelten eine Theaterkritik dem auswärtigen, mit den beziehentlich obwaltenden Verhältniſſen unbekannten Leſer zum zuverläſſigen Unterrichte, ja nur zum glaublichen Nachrichtsmittel dienen kann, davon liefert *Berlin* und liefern die *Berliner Blätter* ein verwunderliches Beiſpiel. Der geiſtreichſte Berichterſtatter eines größeren Journals daſelbſt iſt der ungenannte Kritiker der ehemaligen Staatszeitung, der in

Digitized by Google

ſeinen Mittheilungen die feinſten ironiſchen Wendungen, oft ſogar einen blühenden Humor entwickelt. Allein die Ironie und der Humor in welchem er ſich anmuthig tummelt, ſind der Zweck ſeines Berichts, deſſen Gegenſtand nur beiher und ſo weit er etwa Gelegenheit zu witzigen Ausfällen und beißenden Bemerkungen bietet, in Frage kommt, wodurch er viel mehr zerriſſen als entwickelt wird. Ein luſtiger Springquell, den der Wind der Laune am ſeltenſten auf den Boden niederfallen läßt, für welchen er eigentlich in die Höhe treibt! Was aber der Berichterſtatter der Staatszeitung an geiſtreichem Weſen verſchwendet, das ſucht Hr. Gubitz der Aeltere durch eine peinliche Sparſamkeit eben darin in der Voſſiſchen Zeitung aufzuwiegen. In den Gubitziſchen Berichten herrſcht eine ſo troſtloſe Plattheit der allgemeinen Belobigung, wie ſie nur vielleicht Hr. Friedrich Förſter nachzuahmen weiß, der ſeine Operntexte in derſelben geiſtigen Höhe zu halten ſucht, wie Gubitz die Theaterberichte. In der Speneriſchen Zeitung endlich berichtet Hr. Rötſcher, ein ſo grundgelehrter Dramaturg, daß er vor den verzwickten Syſtemen, die er ſich für dramatiſche Werke und theatraliſche Leiſtungen aufgebaut, die Bühne und was darauf vorgeht, nur im ſchiefſten Geſichtswinkel erblickt. Von allen Standpunkten der Anſchauung liebt er am meiſten den verkehrten und ſein Urtheil iſt das des tiefſinnigſten Hanswurſts, der jemals in Deutſchland eine Feder anſetzte. Da werde nun einmal ein Auswärtiger über Gehalt und Eindruck eines neuen Stücks auf der wichtigſten Bühne Norddeutſchlands aus den berliner Zeitungen klug!

Eine ſehr kurze und ſichere *Kritik des Eindrucks* kann ich empfehlen, aber es iſt eine geſprochne und zerſtreute. Wenn Du des Abends nach der Vorſtellung aus dem Theater gehſt, ſo horche auf die hingeworfenen Aeußerungen der kleinen Gruppen, die ſich für den Nachhauſeweg bilden. Die Bemerkungen ſind außerordentlich raſch, bald fein bald roh, immer aber ſcharf bezeichnend. Lieſeſt Du ein halb Dutzend davon zuſammen, ſo haſt Du die genaueſte Auskunft darüber, wie und wem ein Stück gefallen oder mißfallen. Nehmen wir z. B. an, es ſei eines jener neueſten markloſen Dramen gegeben worden, die von den belletriſtiſchen Zeitungen, den natürlichen Beſchützern jeder Mittelmäßigkeit, ſo lebhaft zur Aufführung empfehlen, als von den Bühnen mit Widerſtreben empfangen werden. «Biſt du da, Joſephine?» ruft eine junge Frau auf dem Corridor nach ihrem Mädchen. «Doch mit dem Mantel? Das wollte heute kein Ende nehmen. Gib raſch — ich ſaß wie auf Kohlen.» — «Sie haben recht gethan, mich hier draußen zu erwarten,» ertönt eine gründliche Baßſtimme unten an der Thüre. «Der Gulden war weggeworfen. Hätte ich Sie zu treffen gewußt, ſo wäre ich nach dem zweiten Akte in ein Bierhaus gegangen.» — «Es iſt doch ein geiſtreicher Dialog und es iſt Tendenz in dem Werke,» erklingt ein ſchwindſüchtiges Jünglingsorgan, «die Handlung ſchleppt freilich und mit dem Intereſſe des Hauſens iſt's ſo, ſo. Das will draſtiſchere Aufforderungen. Wär' übrigens die Aufführung nicht ſo kläglich todt geweſen, die Tragödie hätte Glück gemacht.» — «Rieke, in das Stück geh' nicht etwa,» warnt ein Mädchen in Pantoffeln. «Vom erſten bis zum letzten Akte wird die Decoration kaum zweimal gewechſelt und die Schauſpieler, ich ſage dir, ſie ſprachen nicht darin, ſie dahlten und gähnten nur. So ein bischen in Wuth, daß er darin ſchlagen möchte, geräth nicht ein einziger.» — «Einmal und nicht wieder,» ſpricht ein Herr lakoniſch und zu ſich, indem er in den Wagen ſteigt, der ihn auf's Land zurückbringen ſoll. — «Was hatteſt du nur immer Luſt zu applaudiren?» fragt ein Student den andern. «Bei einer ſo blaſſen Geſchichte. Alle Perſonen darin haben den Katzenjammer.» «Eben darum,» verſetzt der zweite, «das iſt ſchwer darzuſtellen und undankbar. Ich klatſchte den Schauſpielern, nicht dem Stücke.» — «Mein Himmel, nun regnets auch noch! Das war der Mühe werth, ſich darum die Füße zu erkälten,» beklagt ſich ein alter Theaterfreund, der in der Vorſtadt wohnt und den Droſchkenplatz leer zu finden fürchtet, eben weil es regnet. — «Ich konnte die Vorſtellung doch nicht beſuchen, die letzten Poſten trafen zu ſpät ein. Wie war das Stück?» fragt ein Mann, der ſeine Frau an den Arm nimmt, die er erwartet hat. «Nun, die Journale werden es loben, denn es gibt ſich ein Air, weißt Du, und auch der Aufführung werden ſie Gutes nachſagen, denn ſie war wie das Stück — anbrüchig und überſtanden. Dieſe Geſchmäcke lieben ſie ja. Aber das Publicum wird nicht viel Wiederholungen bezahlen. Es wurde auch nicht durch eine einzige Scene hingeriſſen und erſchüttert. Geh ich in ein Drama, ſo will ich Leidenſchaft ſehen, Charaktere, Handlungen, die mir das Herz erbeben machen. Es iſt, als ob unſre Schriftſteller dergleichen nicht mehr zu ſchreiben und unſre Schauſpieler es nicht mehr darzuſtellen wüßten. Von ihnen taugte auch keiner etwas.»

Schrieben wir ſo derb und deutlich, als ſich das Publicum beim Austritte aus einer Vorſtellung ausſpricht, ſo würde zwar Niemand

in Hamburg oder Wien zweifelhaft darüber bleiben, was und wie in Leipzig oder Berlin Theater geſpielt worden ſei, aber würde darum der pfiffige Intriguant, oder der nichts weniger als pfiffige Liebhaber — denn die Eigenſchaften für das Fach hängen doch mit den Eigenſchaften für das Leben ziemlich feſt zuſammen — an die Wahrheit und das Recht unſrer Kritik glauben? Sie glauben nur, was ihnen gefällt. Wahrheit iſt ihnen das Lob, Falſchheit jede Rüge, und ſchließlich kommt auf ihre Meinung gar nichts an. Sehr viel aber wäre gewonnen, wenn die Theaterkritik nicht mehr ſo häufig wie jetzt ein literariſcher Eiertanz wäre, der um tauſend Nebenintereſſen und um die Hauptſache herumhüpft, damit er ja Niemandes Eigenliebe oder Vortheil durch ein grades Zuſchreiten feindlich berühre, oder ein Räthſelſpiel, deſſen Löſung ſelbſt oft der Eingeweihteſte in alle literariſchen und künſtleriſchen Geheimniſſe nicht zu finden vermag.

Beim nächſten bedeutenderen Stücke, welches in Leipzig aufgeführt wird, werde ich hier die geſprochene und zerſtreute Kritik des Nachhauſewegs darüber ſammeln. «Urwaſi» aus dem Sanskrit des Kalidaſa von Wollheim würde ſich ſehr gut dazu eignen, wenn ich nicht fürchtete, die Sanskritſtücke möchten ſelbſt für Berlin zu alt ſein, um je nach Leipzig zu kommen. Zur begeiſterten Anerkenntniß oder zur widerwärtigſten Verſtimmung gewendet, wird jene Kritik jedenfalls den Vorzug unmittelbarer Wahrheit haben, deren Aeußerungen ſich nirgend anders ſo lauter und ſicher wiederfinden.

Auch die kleinen *Aufſätze in dem Ankündigungsraume* der Tagesblätter ſind oft viel deutlichere Meinungsausdrücke des Publicums, als die wohlgearbeiteten Artikel der Journaliſten im ſogenannten Texte. Oft iſt's der Nothſchrei einer blutheißen, felſenfeſten Ueberzeugung, die ſich endlich in einem bezahlten «Eingeſandt» Luft macht, weil ſie nirgends eine Stimme und einen Vertreter für ſich aufbringen kann. Oft der Haß, der dort ſein Fallnetz auswirft, noch öfterer die Vorliebe, der betriebſame Eigennutz oder die Selbſtgefälligkeit, die mit einer kleinen Anzeige eine große Wirkung, wol auch Täuſchung zu erreichen ſuchen. Jedenfalls charakteriſirt der Inhalt jener Ankündigungsräume, die ganze Städte- und Länderbevölkerungen zu Mitarbeitern haben, vortrefflich den Geiſt, die Gemüthsrichtung und den Bildungsſtand dieſer Bevölkerungen. Welcher Ort hat ſo viel ätzend witzige Anzeigen, oft ſarkaſtiſch treffende Bemerkungen über die allgemeinſten Fragen, aufzuweiſen, als *Berlin*? Der Erfindung eines «billigen und wohlſchmeckenden Kartoffelbiers» allein verdanken bie dortigen Zeitungen eine Menge der würzhafteſten und ſalzigſten «Eingeſandts», die ſich jetzt hoffentlich wiederholen werden, da abermals ein ſo wohlſchmeckendes Kartoffelbier erfunden worden iſt, daß vergebens Trinker dazu geſucht werden, die das reine Waſſer nicht um jeden Preis vorziehen. — In Dresden herrſcht ein förmliches Anzeigefieber, erregt durch die Meinungsverſchiedenheit über den Platz, den das neue Muſeumsgebäude erhalten ſoll. Aber witzig werden die Dresdner in dieſem erbitterten Streite nicht, höchſtens anzüglich und grob, wenn dies nicht etwa Fremde waren, die ſich dareingemiſcht hatten. — Aus dem Reichthum an nachrufender Dankbarkeit der «Leipziger Zeitung», die keinen Förſter, Amtmann, Schulmeiſter und Superintendenten kann verſetzen ſehen, ohne ihm ein tiefgefühltes Wort huldigender Achtung unb die dringende Bitte um ein freundliches Andenken in der Ferne — höchſtens wenn der Tod die verſetzende Behörde war, bleibt dieſer beliebte Paſſus weg, — zu inſeriren, aus jenem nachrufenden Dankbarkeitsreichthume könnten alle Blätter Deutſchlands zu gleichen Theilen verſorgt werden und für Sachſen würde immer noch genug übrig bleiben. Auch die Art, wie die Kaufleute und Gaſtwirthe der verſchiedenen Städte ihre Anerbietungen und Einladungen an das Publicum richten, iſt äußerſt charakteriſtiſch. Doch ich behalte mir die Ausführung des Themas für ein anderes Feuilleton vor, um mit ein paar Einzelnheiten zu ſchließen.

Wider welche allerliebſte *Dummheit* mag das Geſuch des Berliner Dreslermeiſters Weber in der Roſenthalgaſſe gerichtet ſein, der in der Voſſiſchen Zeitung anfragt: ob ihm nicht Jemand *eine* Pferdekraft von einer Dampfmaſchine zur Benutzung überlaſſen wolle.

Wie viele *Liebesverhältniſſe* ferner müſſen in Dresden im Schwunge ſein, wenn deren alltäglich ohngefähr zehn allein dem «Anzeiger» zinsbar werden! Denn es iſt doch nicht anzunehmen, daß die Dresdner Liebespaare bie Ankündigungen der Tageblätter jeder andern Art von Verſtänbigung vorziehen. Von jenen zehn Verhältniſſen ſind neun tief unglücklich und elf von der zarteſten Schwärmerei. Ganz im Gegenſatze von Leipzig und Berlin, wo ſich die Liebe ſo geſchickt durch Blicke, Worte, Küſſe und Umarmungen zu verſtänbigen weiß, daß ſie die Preſſe des Druckers nur ſehr ſelten in Anſpruch nimmt, und dann auch in einem ganz anderen Tone.

Etwas Gemeinſames haben übrigens die Anzeigen von Berlin, Leipzig, Dresden, was doch auf eine gewiſſe nationale Verwandtſchaft ſchließen läßt. Grade die werthvollſten Sa-

Digitized by Google

chen werden in allen brei Städten ſtets von den ärmſten Leuten verloren. Sogar die goldnen Cylinderuhren von unglücklichen Dienſtmädchen! Wie leichtſinnig doch überall die arbeitenden Klaſſen ſind. Und es iſt ganz recht, daß wenn ſie einmal etwas von ihrer Habe verlieren unb dies im unverkennbarſten Tone der Wahrheit und ihres Elends bekannt machen, es ihnen Niemand wiedergibt. Denn wer ſo oft im Namen ber Reichen gelogen, lügt wol auch einmal für ſich ſelbſt.

Rob. Heller.

Moden.

Die glänzendſte Geſellſchaftszeit geht erſt nach Neujahr in Paris an, doch vereinigen auch jetzt ſchon einzelne Feſte die ſchöne Welt. Das größte Aufſehen erregte kürzlich das Feſt, welches der Miniſter Guizot dem Bey von Tunis gab und wobei der größte Luxus und Glanz aufgeboten war, um dem orientaliſchen Fürſten zu imponiren. Natürlich erſchienen die Damen bei dieſer Gelegenheit im reichſten und modernſten Putze, den die erſten pariſer Modehandlungen geliefert hatten. Der größte Theil der Kleider war von gothiſchem Moor (das iſt ganz ſchwerer, ſehr groß und in der Zeichnung der Holzmaſer ähnlich gewäſſerter Moor) von großgemuſtertem Damaſt, von mit Gold und Silber burchwirkten Stoffen unb von ſchweren, buntfarbigen Wintertafften angefertigt. Große Muſter, breite Streifen, volle Farben und ein glänzendes Colorit zeichneten alle dort geſehene Stoffe aus. Poſamentierbeſätze, Spitzen und Blonden garnirten die Kleider, und ganz bewegliche Bouquets von echten Steinen, insbeſondere häufig von Brillanten gefaßt, bereicherten dieſe Toiletten. Auffallend iſt es, wie ſelbſt bei Soirées die Fächer von großen Handbouquets lebendiger Blumen verdrängt werden. Dieſe Bouquets wählt man von den ſeltenſten und koſtbarſten Blumen ſo aus, daß die Koſtbarkeit dieſer raſch vergänglichen Bouquets bei Weitem den Preis der reichſten Fächer überſteigt, da man letztere mehrere Mal verwenden und die darauf eingelegten Steine anders faſſen kann. Außerordentlich iſt dies Jahr die Vorliebe für Blumen in Mode. Beim Eintritt in ein elegant decorirtes Haus glaubt man ſich in ein Gewächshaus verſetzt, ſo reich iſt die Treppe und die Vorhalle mit immer grünen Bäumen und Gewächſen beſetzt. Oeffnet man dann das Vorzimmer, ſo ſtrömt der Wohlgeruch von den verſchiedenſten, in den Fenſtern und auf den Etagèren aufgebauten, blühenden Topfgewächſen entgegen. Und im Boudoir der Herrin iſt ein ganzer indiſcher Garten von tropiſchen Stauden und niederhängenden Schlingpflanzen gebildet. Tritt man nun aus dem Bereich der lebendigen Blumen in einen Salon, ſo erſtaunt man über den Zauber der künſtlichen Blumen, wenn ſie elegante Damen graziös verwenden. Ohne Blumen iſt dies Jahr faſt keine Balltoilette denkbar. Man trägt alle Arten von Blumen und es gibt darin keine ausſchließliche Mode, auch binden kann man ſie nach Belieben, doch ſind die Guirlanden am allgemeinſten. Eine Guirlande, von chineſiſchen Roſen, Reſeda und Myrthe zuſammengeſtellt, nennt man Guirlande-Fernanda. Ferner ſind Schilfkranze ſehr modiſch, ſowohl ſolche, die von grünen, ſammtnen Schilfblättern und Goldſchilf gebunden, als ſolche, die von granatrothen, ſammtnen Schilfblättern und Silberſchilf arrangirt ſind. Auch Kränze, von Vergißmeinnicht und Haidekraut zuſammengeſtellt, gefallen ſehr.

Zu den Soiréetoiletten trägt man ebenfalls Blumenſchmuck, d. h. entweder wirkliche bewegliche Blumenformen, von Gold, Platina und Edelſteinen ausgeführt, oder Email- und Goldgegenſtände mit Blumenmuſter, von echten Steinen ausgelegt. So ſah man bei einem Hofjuwelier in Paris eine Krone von Diamanten, die einen Kranz von einem Johannisbeerzweig, mit Blättern, Früchten und Blüten bildete. Eben ſo führt man zu Bruſtbougets Blumen aller Art von echten Steinen aus, z. B. Vergißmeinnicht von Türkiſen, Furia von Rubinen u. ſ. w., doch bindet man ſich meiſt nicht an die Farbe der Blumen, ſondern führt nur bie Form derſelben von jedem beliebigen Steine aus. Das ſo beliebte Tauſendſchönchen, oder das einfache Gänſeblümchen wird häufig von Brillanten gefaßt und als Nadel angebracht. Zu Chemiſetteknöpfchen wählt man häufig Blätter- oder Blütenformen, von Email ausgeführt unb mit echten Steinen bereichert. Auch die Armbänder trägt man in Zweigform, z. B. trug eine vornehme Dame ein Armband, das zwei Blätter einer Waſſer-

Digitized by Google

pflanze vorſtellte, die Blätter waren von grüner Email gemacht, und mit Adern von Brillanten abgezeichnet, den Reif, um den dieſe Blätter ſich ſchlangen, bildete ein goldnes Schilfblatt. Die Ohrengehänge trägt man größer und länger als früher. Und ſeit die Chatelaine aus der Mode kommt, tragen die Damen wieder die Uhren häufiger. Man hat meiſt ſehr kleine Uhren, die in ein grünes oder blaues Emailgehäuſe gefaßt ſind, auf welchem eine Blume mit kleinen Brillanten ausgelegt iſt. Die feine Uhrkette wird mit einer Broche an einer Seite des Gürtels befeſtigt, indeß die Uhr an der andern Seite ſteckt.

Die Kleider von ſchwarzer Spitze gemacht ſind ſehr modiſch. Man legt ſie gern über ein maisfarbiges oder lichtgrünes Atlaskleid. Buntfarbige Poult de ſoie oder Atlaskleider garnirt man oft mit zwei oder drei ſehr breiten Spitzenkanten. Halbſchleier von ſchwarzer Spitze trägt man auf den Stadthüten, und die ſchwarze Spitze, zu Aufſätzen aller Art arrangirt, gehört zu den geſchmackvollſten Neuigkeiten, kurz die ſchwarze Spitze dominirt in den neuſten Moden.

Die Stiefelchen macht man mit Abſätzen und trägt ſie, von ſchwarzem Sammt oder ſonſt ſchwarzem Zeug gearbeitet, zu jeder Stadttoilette; wählt man dagegen einen bunten Zeugſtiefel, ſo muß er genau von der Farbe des Kleides ſein; die Stiefelchen werden zur Seite zugeknöpft. Die Schuhe, die man wieder viel trägt, haben breite, grade abgeſchnittne Spitzen und ziemlich große Vordertheile. J.

Hierzu eine Kunſtbeilage:

№ 3. Pariſer Damenmoden. Soiréetoiletten. Das weiße Kleid iſt von Poult de ſoie gemacht, und garnirt mit einer neumodiſchen Filetfranſe, welche von weißſeidnen und ſilbernen Schnüren geknüpft iſt. Der Hut iſt von grünem ungeriſſenen Sammt und weißen Federn arrangirt. Das roſa Atlaskleid decken drei breite ſchwarze Spitzenkanten; die Hülle, coin du feu genannt, iſt von roſa Atlas angefertigt und mit Schwan umrändert.

Anzeiger. № 1.

Bulwer's neueſter Roman:

Lucrezia oder die Kinder der Nacht.

Auf Veranſtaltung des Verfaſſers aus dem Engliſchen überſetzt.

In 3 Bänden. 12. geh. 3 Thlr.

iſt heute in unſerm Verlage erſchienen und daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Berlin, den 5. December 1846. *Duncker & Humblot.*

Soeben erſchien und in allen Buchhandlungen zu haben:

Caſanova, oder Begebenheiten eines Weltmannes. Seitenſtück zu Martin der Findling. Roman von Eugen Sue. Mit einer Gallerie (Stahlſtiche) weiblicher Schönheiten. Erſter Band. 8. broſch. 20 Ngr.

Dumas, Alex., die beiden Selbſtmörder, oder vier Frauenabenteuer. Roman. 4 Bände. 8. broſch. 2 Thlr.

— — die beiden Dianen. Hiſtoriſcher Roman. 4 Bände. broſch. 2 Thlr.

Bourdin, L., die ſieben Cardinaltugenden. Roman. 4 Bände. Mit Bildern. 8. broſch. 4 Thlr.

Berger's Buchhandlung in Leipzig.

Im Verlage von **Otto Klemm** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Romantiſche Dichtungen von Auguſt Burck. 2 Bde. Preis 2½ Thlr.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: **Leop. Voss.** Druck v. **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Digitized by Google

Die Mode 1847 No. 3.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

№ 3. Pränumerationspreis halbjährlich $2\frac{1}{3}$ Thaler. **1847.**

Feliſe.

Von Madame Charles Reybaud.

(Fortſetzung.)

Angele und Feliſe waren immer noch zwei Kinder; aber Cäcilie näherte ſich ihrem ſechszehnten Jahre; das Madchen war zur ſchönen Jungfrau geworden, friſch und bluhend wie eine Roſenknoſpe. Ihr reiner und ſammtzarter Teint hatte einen unvergleichlichen Glanz und ihre goldblonden Haare waren die ſchönſten von der Welt. Bei jeder etwas lebhaften Kopfbewegung loſten ſich die herrlichen Locken und fielen bis auf die Ferſen herab. Wenn dann die Aufſeherin der Penſionärinnen ſie wieder unter das ſchwarze Spitzenhäubchen ſteckte und die Muthwillige ſanft ausſchalt, antwortete dieſe lachend: Verzeihen Sie mir, liebe Mutter, bald werde ich Ihnen dieſe Mühe nicht mehr verurſachen. An dem Tage, wo ich den weißen Schleier nehme, wird die große Scheere der Mutter Perpetua alle dem ein Ende machen.

Immer näher kam der Augenblick, wo die junge Penſionärin das Novizenkleid anlegen ſollte, und ſie ſchien ihn ohne Bangen und Unruhe zu erwarten. Sie war ſo fröhlich und aufgeweckt wie ſonſt, ihre lebhaften und lachenden Augen zeigten weder die Spuren von geheimen Thränen noch ſchlummerloſen Nächten, und ihr liebliches Geſicht trug beſtändig den Ausdruck heitrer Ruhe. Aber auch nicht der ungeduldige Eifer einer Seele, die ihrer heiligen Verpflichtung entgegeneilt, war an ihr zu bemerken. Mutter Madeleine ſagte, ſie habe die paſſive Vocation: nach dem Urtheil der wurdigen Superiorin die beſte. Sie war der Meinung, man dürfe nicht länger zögern, dieſem weißen Lamme die Pforten der Hurde fur immer zu verſchließen, und der Tag der Feierlichkeit wurde endlich feſtgeſetzt.

Der Gebrauch wollte, daß ſich die Poſtulantin, ehe ſie den Schleier nahm, zu dieſem feierlichen Schritt durch einige Tage des Alleinſeins in

der Sammlung vorbereitete. Es geſchah dies in einem abgelegnen Zimmer, deſſen Ausſtattung mit klöſterlicher Armuth in vollkommner Harmonie war. Das Bett ohne Vorhänge ſtand zwiſchen einem Strohſtuhl und einem Gebetpult; das ſchmale Fenſter, das auf einen innern Hof hinausging, verbreitete ein trübes Licht über die gänzlich kahlen, nur geweißten Wände. Man nannte dieſen trübſeligen Aufenthalt die Solitüde, und Nonnen von beſondrer Frömmigkeit ſuchten zuweilen um Erlaubniß nach, ſich zur Buße und Ertödtung des Fleiſches einige Tage darin einzuſchließen.

Fräulein v. Chameroy ſchien immer dieſelbe zu bleiben: beſtändig heiter, ruhig, ſorglos. Aber als ſie ſich am Vorabend des Tages, wo die Vorbereitungszeit beginnen ſollte, nach dem Gebet für einen Augenblick mit der Schweſter Geneviève allein befand, ſagte ſie zu ihr haſtig und mit aufgeregter Stimme: Ach, geliebte Schweſter, ich weiß nicht was in mir vorgeht… meine Seele iſt überwältigt von Kummer — ja, manchmal packt mich Verzweiflung, wenn ich bedenke, daß ich in acht Tagen den Schleier nehmen ſoll. O, wäre ich doch ein Vogel, daß ich über dieſe Mauern wegfliegen könnte!

Wehe, mein Kind, was ſprechen Sie? rief Schweſter Geneviève beſtürzt aus; wie, Sie wollen das Kloſter verlaſſen!

Um nur ein paar Tage an einem andern Ort zu leben als hier, gab Cäcilie zur Antwort, glaube ich, könnte ich mein ganzes Leben hingeben.

Aber, großer Gott! was ſollte aus Ihnen werden in dieſer Welt, von der Sie nicht den geringſten Begriff haben, wo Sie keinen Menſchen kennen?

Was thut das? erwiderte mit Ungeſtüm Cäcilie; es muß ſo ſchön anderswo ſein! Dann ſetzte ſie weinend hinzu: aber ich werde das Kloſter nicht verlaſſen, ich werde die Schwelle der Klauſur nie überſchreiten, weder lebend noch todt!

In dieſem Augenblick traten die Nonnen in den Schlafſaal; Schweſter Geneviève hatte nur noch Zeit, Cäcilien die Hand zu drucken und ihr zu ſagen: Mein Kind, morgen wird Pater Boinet mit Ihnen die geiſtliche Uebung beginnen; Sie müſſen ihm den Zuſtand Ihrer Seele offen darlegen. Fürchten Sie nichts, er iſt ein frommer Mann, voll Einſicht und Barmherzigkeit, er wird Sie mit Nachſicht anhören und Sie tröſten!

Am nächſten Morgen begann die Vorbereitungszeit des Fräulein v. Chameroy, und Schweſter Geneviève ſah ſie blos noch im Chor zwiſchen der Superiorin und der Aufſeherin der Novizen.

Eine Einkleidung iſt ein großes Ereigniß für ein Kloſter. Eine ſolche Feierlichkeit zog ſtets ein großes Publikum herbei, und die guten Schweſtern fanden dabei eine Befriedigung frommer Eitelkeit in der Ausſtellung ihres Kirchenſchmuckes. Bei dem Nahen dieſes Tages herrſchte eine ungewöhnliche Aufregung im Kloſter. Die ehrwürdigen Mütter kamen gar nicht mehr aus der Sakriſtei; ſie holten aus den Cypreſſenſchränken die goldgeſtickten Meßgewänder, die Chorhemden von Spitzen, und nahmen mit Stolz das Inventarium über die Reliquien und die goldnen und ſilbernen Gefäße auf, während die jungen Nonnen Bouquets von künſtlichen Blumen machten und die kleinen Penſionäre neue Manſchetten für die Wachskerzen ausſchnitten. Man blieb Abends auf um dieſe großen Vorbereitungen zu vollenden, man aß im Arbeitsſaal: es herrſchte eine allgemeine fröhliche Thätigkeit.

Inmitten dieſes Jubels dachte Geneviève mit Trauer an die letzten Worte Cäciliens; ſie fürchtete, daß die Ermahnungen des Pater Boinet bei der Armen hätten wirkungslos bleiben konnen, und ſah mit einer unausſprechli-

Digitized by Google

chen Unruhe dem Tag der Ceremonie entgegen. Als ſie am Abend vorher beim Verlaſſen des Chors Fräulein Chameroy allein nach ihrer Celle gehen ſah, blieb ſie einen Augenblick zurück und ſagte haſtig zu ihr, während ſich die andern Nonnen entfernten: Iſt Ihre Seele befreit worden von ihren Zweifeln? Haben die Worte des Pater Boinet Sie in Ihrer Vocation beſtärkt?

Fräulein v. Chameroy wendete der Nonne ihr von innern Kämpfen gebleichtes Geſicht zu und antwortete mit heißen Thränen: Ach, liebe Schweſter! in mir hat ſich nichts verändert; ich bin immer noch von denſelben Aengſten und Kümmerniſſen erfüllt... Der Herr hat mir ſeine Gnade entzogen...

Haben Sie dem Pater Boinet gebeichtet? frug die Nonne.

Ja, Schweſter, ich habe ihm allen Widerwillen, alle ſtrafbaren Wünſche, die ich ohne es zu wollen fühle, eingeſtanden; aber er hat ohne Empörung die Darſtellung meines Seelenzuſtandes angehört. Er behandelte meine Befürchtungen als grundloſe Skrupel und verſicherte mir, daß ich die Vocation im genügenden Maße habe.

Er hielt es nicht für nöthig, den Tag der Einkleidung noch aufzuſchieben?

Nein; er empfahl mir nur, mich Gott ganz anheimzugeben, der die Wege, auf welchen wir zu ihm gelangen, beſſer kenne als wir. Dann, von einem tödtlichen Schmerz bedrückt, warf ich mich unſrer ehrwürdigen Mutter zu Füßen und erklärte ihr, daß ich mich zu einem heiligen Leben nicht berufen fühle und mein Seelenheil auf's Spiel ſetze, wenn ich den Schleier nehme. Sie hörte mich mit unendlicher Güte an, ohne mich zu tadeln, ohne zu ſtaunen, und nannte mich ſtets ihre liebe Tochter, ihr liebes Schäfchen. Alsdann nahm ſie mit mir eine neue Gewiſſensprüfung vor, und obgleich ich ihr offen alle ſtrafbaren Gedanken geſtand, die mich immer mehr erfüllten, ſo wollte ſie doch nicht glauben, daß mich der Herr ſo ſehr verlaſſen hätte, und verſicherte mir, ich beſäße die Vocation. Ach, geliebte Schweſter! ſo groß iſt meine Undankbarkeit und Gottloſigkeit, daß dieſe Güte und dieſes Erbarmen mich nicht rühren können; im Gegentheil empfand ich nur Gefühle der Empörung und des Haſſes. Ich werde den Schleier nehmen, aber keine gute Nonne ſein; im Grunde meiner Seele werde ich mein Gelübde verabſcheuen...

O nein, Kind! ſprich nicht ſolche Worte! unterbrach ſie Geneviève voll Entſetzen: wir ſind im Hauſe des Herrn, wenige Schritte von ſeinem Allerheiligſten...

Es iſt wahr... zürne mir nicht, mein Gott! ich unterwerfe mich in Demuth deinem Willen! murmelte Fräulein v. Chameroy und ſenkte das Haupt mehr ſchmerzensmüd als reſignirt.

Das Erſcheinen der Mutter Madeleine unterbrach dieſes Geſpräch; beim Erblicken der Schweſter Geneviève runzelte ſie etwas die Stirn und ſagte mit wohlwollender Strenge: Haben Sie nicht die Glocke gehört, liebe Tochter? die Schweſterſchaft iſt ſchon im Arbeitsſaal verſammelt. Gehen Sie und ſagen Sie während der Arbeit für ſich zehn Paters und zehn Avemarias, weil Sie der heiligen Pflicht des Gehorſams ermangelt haben.

Dann wendete ſie ſich zu Fräulein v. Chameroy und fügte hinzu: Sie, geliebtes Kind, müſſen ſich bereit halten im Sprechzimmer zu erſcheinen. Sie haben noch eine letzte Pflicht gegen die Welt zu erfüllen: Sie müſſen von Ihrem Vormund, dem Herrn Baron v. Favras, die Einwilligung zu Ihrem Schritte verlangen und ihn bitten, der Feierlichkeit Ihrer Einkleidung

Digitized by Google

beizuwohnen. Ich habe ihn erſuchen laſſen, heute zu dieſem Zwecke hieher zu kommen, und Sie werden ihn bald am Gitter ſehen.

Ja, geliebte Mutter, erwiderte Fräulein v. Chameroy mit willenloſer Unterwürfigkeit. Seit langen Jahren hatte ſie das Geſicht dieſes alten Vormunds nicht geſehen, der ſich ſeit dem Tage, wo er die kleine Ausſteuer der beiden Schweſtern den Händen der Superiorin übergeben, nicht weiter um ſie bekümmert hatte und ſie vergeſſen zu haben ſchien.

Mutter Madeleine geleitete Cäcilien bis zu ihrer einſamen Zelle und begab ſich alsdann in das kleine Sprechzimmer, wo alsbald auch Pater Boinet erſchien.

Nun, ehrwürdiger Vater, rief ihm die Superiorin entgegen, welchen Erfolg hat der Schritt gehabt, den Sie ſo barmherzig waren zu verſuchen?

Den Himmel ſei Dank, den vollſtändigſten, erwiderte Pater Boinet mit der Miene eines Mannes, der eine ſchwierige Sache zu einer glücklichen Entſcheidung gebracht hat. Der Herr Baron v. Favras wird binnen Kurzem ſeiner Mündel anzeigen, daß er ihr ſeine Einwilligung zur Einkleidung nicht gibt.

Er will es thun! ehrwürdiger Vater, rief Mutter Madeleine voller Freude; ſind Sie deſſen gewiß?

Er iſt feſt entſchloſſen, gab der Pater zur Antwort.

Und Ew. Ehrwürden hat durch die Ueberredungskunſt, die Ihnen eigen iſt, ſo plötzlich den Baron v. Favras bewogen, daß er ſich dieſer Waiſen annehme?

Verhüte Gott, daß ich mir das Verdienſt ſeines Entſchluſſes zuſchriebe! Meine Beredſamkeit hat nichts dabei gethan. Nachdem ich Erkundigungen über den perſönlichen Charakter des Barons v. Favras eingezogen, gab ich meinen erſten Plan auf, der darin beſtand, ihm offen die Verlegenheit einzugeſtehn, in welche wir verſetzt würden durch den plötzlichen Widerwillen des Fräulein v. Chameroy gegen das Kloſterleben, den zu befürchtenden Skandal, wenn man ſie zum Eintritt zwinge, und die hohe Gefährlichkeit eines ſolchen Beiſpiels fur das Kloſter. Der Baron iſt ein alter Offizier, und ſein Charakter hat ſeine ganze ſoldatiſche Schroffheit und Rauhheit beibehalten. Er iſt vom Janſenismus angeſteckt und thut ſich auf ſeine Sittenſtrenge etwas zu Gute; doch geht er nur an den Tagen in die Meſſe, wo er dazu verpflichtet iſt; er verabſcheut die Mitglieder unſers Ordens und beſucht nur die Predigt, wenn ein Pater des Oratoriums die Kanzel beſteigt. Der Himmel gab mir den Gedanken ein, grade ſeine Abneigung gegen uns zu unſerm Zwecke zu benutzen. Ich ſandte eine Perſon zu ihm, deren Gewandtheit, gute Geſinnung und Diſcretion mir bekannt ſind. Dieſe Perſon ließ gegen ihn etwas fallen von unſerm Einfluß in dieſem Hauſe, und unterrichtete ihn ſodann auf ſein Befragen von der geiſtlichen Autorität, die wir hier ausüben, und der beſondern Aufmerkſamkeit, die wir dem Orden der Annunciaten ſchenken. Der alte Herr gerieth dadurch in Feuer und Flammen. Er eiferte über die Unterſtützung, die man uns gab, wunderte ſich, daß er nicht eher erfahren habe, in welchen Händen ſich ſeine Mündel befänden; kurz brachte Alles an, was der Haß unſern Feinden einflößt. In dieſem Augenblick kam Ihre Botſchaft zu ihm; ich bin überzeugt, daß er in wenig Minuten im Sprechſaal ſein wird. Nicht das Seelenheil dieſer beiden Kinder treibt ihn an, ſondern ſein Haß gegen uns; aber was auch der Beweggrund ſeines Thuns ſei, wir erreichen unſern Zweck. Er wird die beiden Schweſtern mit ſich aus dem Kloſter nehmen, und der Skandal dieſer Geſchichte wird auf

ihn allein zurückfallen; Ihre Töchter werden nie erfahren, daß ſich eine Widerſpänſtige unter ihnen befunden hat; und wir haben zur rechten Zeit das Unkraut von dem Weizen geſondert.

Ja, ehrwürdiger Vater, ich frohlocke mit Ihnen darüber, ſagte Mutter Madeleine mit einem Seufzer; aber, ich geſtehe es Ihnen, ich kann die beiden Kinder nicht ohne Schmerz ſcheiden ſehen. Es ſchien, als ob der Herr mir ſie für immer gegeben hätte, und jetzt verliere ich ſie plötzlich. Wenn ich wenigſtens ihres Glückes in dieſer Welt ſicher wäre! wenn ich nicht fur ihr Heil in jener zittern müßte!

Es iſt dies eine Neigung, die Sie dem Seelenheil ihrer andern Töchter opfern, antwortete Pater Boinet mit gewichtiger Wurde; bedenken Sie, ehrwürdige Mutter, die plötzliche Sinnesänderung des Fräulein v. Chameroy und die Folgen, welche ein ſolches Beiſpiel haben kann. Sie haben beſſer als ſie ſelbſt in den Grund ihrer Seele geblickt; ſie wird nicht von einem vorübergehenden Widerwillen, von einer Angſt die zu beſchwichtigen war, beherrſcht; was ihr fehlte, war die Vocation, die wir ihr nicht geben können. Möge ſie alſo gehen... wir können blos noch für ſie beten.

Aber auch ihre Schweſter, das theure Kind, welches wir ſo lieb gewonnen haben, wird man uns nehmen! ſagte die gute Superiorin und wiſchte eine Thräne weg, die wider ihren Willen ſich aus ihrem Auge ſtahl.

Der Baron wird die Eine nicht ohne die Andre zu ſich nehmen, und da es ſich darum handelt, Beide entweder zu verlieren oder zu behalten, ſo kann die Wahl nicht zweifelhaft ſein, antwortete der Pater.

Ich ſträube mich nicht, würdiger Vater, erwiderte die Mutter Madeleine mit Reſignation; muß doch unſer Leben ganz Selbſtverleugnung und Aufopferung ſein!

Man klingelte jetzt, zum Zeichen daß Jemand im Sprechſaal ſei; die Superiorin ließ ſogleich Cäcilien rufen, und als dieſe eintrat, ging ſie ihr entgegen und ſagte zu ihr mit einer Ruhrung, die ſie nicht unterdrucken konnte: Gehen Sie in's Sprechzimmer, geliebtes Kind, Sie wiſſen, daß Sie Ihren Herrn Vormund haben rufen laſſen; hören Sie ehrfurchtsvoll an, was er Ihnen ſagt, und kommen Sie dann zu mir.

Nach Verlauf von weniger als einer Viertelſtunde trat Cäcilie bleich und verſtört, aber mit gen Himmel erhobnen Händen und ſtrahlendem Antlitz wieder bei der Superiorin ein. Geliebte Mutter, ſagte ſie, der Herr Baron verſagt mir ſeine Einwilligung; er will nicht, daß ich den Schleier nehme.

Dann müſſen Sie gehorchen, geliebte Tochter, erwiderte die Superiorin mit Ruhe; Sie müſſen ſich demuthvoll vor dem Willen der Vorſehung beugen und ſich bereit halten, den Befehlen Ihres Herren Vormundes zu gehorchen.

O, ich bin bereit! rief Cäcilie entzückt aus; dann aber ſetzte ſie mit halb freudigem, halb traurigem Tone hinzu: Geliebte Mutter, wer hätte das gedacht? der Herr Baron will uns auch aus dem Kloſter nehmen.

Ich widerſetze mich dem nicht, erwiderte Mutter Madeleine immer noch äußerlich gefaßt, obgleich ihr Herz tief betrübt war: Ihr Vater hat auf ſeinem Todtenbett alle ſeine Rechte auf den Herrn Baron v. Favras ubertragen; er beſitzt vollkommne väterliche Gewalt über Sie, und ich bin bereit, Sie in ſeine Hände zu ubergeben.

Ich werde das Kloſter verlaſſen! ſagte Cäcilie leiſe und faltete die Hände mit einer Miene des Erſtaunens, faſt des Zweifels. Herr, mein Gott! iſt dies möglich? die Pforten der Klauſur werden ſich vor mir öffnen.

Digitized by Google

Ja, meine Tochter, ſagte die Superiorin mit betrübtem und gerührtem Blick, Sie werden uns für immer verlaſſen.

Dieſe Worte, obgleich ſich in ihrem Tone durchaus kein Vorwurf ausſprachen, machten dem Fräulein v. Chameroy ihre Undankbarkeit und die unfreiwillige Verſchuldung ihres Herzens offenbar. Sie warf ſich vor der Superiorin auf die Knie und ſagte zu ihr ſchluchzend, ihre ehrwürdigen Hände in Thränen badend: O! geliebte Mutter, verzeihen Sie mir... Schlecht vergelte ich die Wohlthaten, mit denen Sie mich überſchüttet haben... Ich bin des Namens Ihrer Tochter, den Sie mir ſo lange gegeben, nicht würdig...

Die gute Superiorin konnte ihre Thränen nicht zurückhalten; ſie drückte das Kind, welches auf dem Punkt ſtand ſie zu verlaſſen, an die Bruſt und ſprach zu ihm mit einem Tone voll Schmerz, Zärtlichkeit und frommer Standhaftigkeit: Meine Tochter, meine geliebte Tochter, gedenken Sie in dem neuen Leben, welches Sie jetzt beginnen, der Beiſpiele, die Sie hier vor Augen hatten. Sie ſind nicht berufen eine Heilige zu werden; entſagen Sie dem Kloſterleben, aber bleiben Sie immer eine chriſtliche Jungfrau, ein tugendhaftes Weib.

Wirklich öffnete ſich noch an demſelben Tage vor Fräulein v. Chameroy und ihrer Schweſter jene ſchreckliche Pforte, die ſich nur ſehr ſelten wieder aufthat, um die bei den Annunciaten erzognen Jungfrauen der Welt zurückzugeben; aber dieſes große Ereigniß wurde erſt am Abend bekannt. Die Superiorin kündigte es den Nonnen im Arbeitsſaal an, wo ſie verſammelt waren, um die Vorbereitungen zu der übermorgenden Feierlichkeit zu vollenden. Sie erzählte ihnen kurz, wie der Baron v. Favras gegen den Eintritt ſeiner Mündel in's Kloſter Einſpruch gethan, und empfahl den Nonnen, die beiden Schweſtern in ihre Gebete einzuſchließen.

Dieſe unerhörte Nachricht verſetzte die guten Schweſtern in ganz unſägliches Staunen und Beſturzung. Man hob die Hände gen Himmel, man ſprach laut im Arbeitsſaal.

Jeſus, mein Heiland! eief Mutter Perpetua, eine ſolche Gewaltthat faſt im Augenblick der Einkleidung... Dieſer Menſch muß ein Heide ſein, ein Atheiſt, ein Hugenott...

Seine verdammenswerthen Pläne werden ihm nicht gelingen, ſagte eine andee Nonne; ſeid verſichert, liebe Schweſtern, dieſe Kinder werden der Verfolgung trotzen, und nachdem ſie ihn durch ihee Standhaftigkeit beſchämt haben, ihn zwingen, ſie zu uns zueückzuführen.

Möge der Herr ihnen dieſe Gnade angedeihen laſſen, ſagte eine Dritte; wie gern wird man die Pforte der Hürde wieder vor dieſen theuern Lämmlein aufthun.

Eine der ältern Schweſtern, die der Superiorin, als dieſe den Arbeitsſaal verließ, gefolgt war, kehrte jetzt zurück. Ach, vielgeliebte Schweſtern, ſagte ſie, betet für dieſe von einem grauſamen Geier geraubten Tauben. Ich habe eben mit Schweſter Urſula geſprochen; ſie hat dieſem böſen Menſchen die Thür des Sprechſaals geöffnet; ſie war anweſend, als er ſeine Mündel mit ſich fortnahm.

O, ehrwürdige Mutter! erzählen Sie uns... Wie ſah er aus? was ſagte er? riefen die Nonnen.

Es iſt ein alter Herr, ganz contrakt von Gicht und Rheumatismus. Sein Bedienter mußte ihn bis in's Sprechzimmer führen. Schweſter Urſula hat nicht verſtehen können, was er alsdann zu Fräulein v. Chameroy ſagte; ſie hat nur gehört, daß er ſehr barſch und heftig ſprach; wahrſcheinlich hat er ſehr gedroht und das Aergerniß bis auf's Aeußerſte treiben wollen, denn unſre

Digitized by Google

ehrwürdige Mutter hat ſogleich nachgegeben. Die beiden Schweſtern wurden ihm übergeben; die Pforte der Klauſur öffnete ſich, und die armen Kinder verließen weinend das Kloſter. Angele hat ſich gefürchtet, als ſie den Lärm der Straße vernahm; ſie iſt ganz troſtlos umgekehrt, und ihre Schweſter hat ſie zuletzt forttragen müſſen.

Möge der Herr dieſe armen Kinder aus den Händen des Böſen erlöſen! rief Mutter Perpetua; geliebte Schweſtern, wir wollen den ehrwürdigen Pater Boinet bitten, eine neuntägige Andacht zu dieſem Zwecke abzuhalten.

Während dieſes Geſprächs hatte Schweſter Geneviève, abſeits ſitzend, ſtill unter dem Schleier geweint und in ihre Hände die kleine Hand Feliſens gelegt, die leiſe und mit betrübter und verwunderter Miene zu ihr ſagte: Hörſt du? die beiden Chameroy ſind fort ... ſie ſind gegangen, ohne es dir zu ſagen. Du liebteſt ſie doch ſo ſehr!

Schweſter Geneviève dankte Gott für dieſen Vorfall, der dem Schickſal ihrer jungen Freundin eine andre Wendung gab; aber von nun an belaſtete ein noch tödtlicherer Kummer ihr Gemüth, und ein tieferer Lebensüberdruß nagte im Geheim an ihrem Herzen. Die muntre Laune Cäciliens hatte oft ihren Kummer zerſtreut; dieſer lebhafte Geiſt, dieſes liebenswürdige Naturell wirkte erquickend und belebend auf ſie ein. Sie fand auch eine ſüße Befriedigung in der Sorgfalt, die ſie ihrer Schweſter Angele widmete; Angele war ihr, ohne daß ſie es wußte, lieber geworden als Feliſe, und ſie hatte ſich gewöhnt, ſie wie ein Kind zu betrachten, welches ihr der Himmel auf ewig geſchenkt. Anfangs gab ſie ſich einer ſtillen Erwartung hin, ſie wiederzuſehen; aber Pater Boinet, der ihr in den erſten Augenblicken den Troſt dieſer eiteln Hoffnung gelaſſen, brachte ihn ihr allmälich aus dem Sinn und ließ ihr endlich erkennen, daß ſie von den beiden Kindern, die ſie mit ſo vieler Liebe erzogen, auf immer getrennt ſei. Die Welt war den Töchtern der Annuntiation in Wirklichkeit verſchloſſen; kein Ton drang durch die dicken Mauern der Klauſur, und obgleich das Hotel des Baron v. Favras ganz in der Nähe lag, obgleich man von der Pforte des Kloſters faſt ſehen konnte, was bei ihm vorging, ſo hörten doch die Nonnen nie wieder von den beiden Fräulein v. Chameroy ſprechen.

Schweſter Geneviève verſank allmälich in einen Zuſtand geiſtigen Siechthums und körperlicher Hinfälligkeit, der ihr keine Schmerzen zu verurſachen ſchien. Sie glich einer jungen und kräftigen Pflanze, die gewaltſam an einen luft- und ſonnenloſen Ort verſetzt, langſam verkummert und verdorrt. So vegetirte ſie einige Jahre lang, ohne ſich zu beklagen, ohne ſich zu ängſtigen, ja ohne zu wiſſen, daß ihr Leben auf dem Punkte ſtehe zu erlöſchen. Faſt bis zum letzten Tage beſuchte ſie den Chor und den Arbeitsſaal. Sie befreite ſich auch nicht von den Obliegenheiten, welche ihr Amt als Unteraufſeherin der Penſionärinnen von ihr forderte; in den Arbeitsſtunden überwachte ſie immer noch die arbeitsunluſtigen Händchen dieſer Kleinen, die ſie im Kreiſe umgaben, aber während der Erholungsſtunde blieb ſie, anſtatt ihnen zu folgen, am Eingange des Gartens ſitzen, das Haupt gebeugt, die Augen bald am Himmel hinſchweifend, bald auf den Bäumen ruhend, deren Blätter zu fallen anfingen.

Eines Abends fühlte ſie ſich ſo ſchwach, daß ſie nicht allein nach ihrer Zelle zurückgehen konnte und ohnmächtig den Nonnen, die ſie begleiteten, in die Arme ſank. Mutter Madeleine eilte ſogleich herbei und ließ, in der Ueberzeugung, daß ihr Hinſchwinden plötzlich ſein letztes Stadium erreicht habe, den Pater Boinet rufen. Schweſter Geneviève ſprach nicht mehr; ſie

Digitized by Google

athmete mühſam und ungleichmäßig, und die halbgeöffneten Lider ließen nur die Hälfte der blaßblauen Augenſterne erkennen; deren ſanfter Strahl bereits erloſchen war. Das Leben entfloh ſchnell aus dem ſchwachen Körper, und die Seele ſchwankte auf den unbeſtimmten Grenzen, welche unſer Leben von der Ewigkeit trennen. Pater Boinet ſprach zu ihr; aber ſie konnte ihn nicht mehr hören, und ehe noch die Ceremonien, mit welchen die Kirche das Bett eines Sterbenden umgibt, zu Ende waren, verſchied ſie. Sie verſchied ohne Kampf, indem ſie einige unverſtändliche Worte ſtammelte und leiſe ſeufzte wie ein Kind, welches einſchlummert.

Man hatte gleich in den erſten Augenblicken Feliſen entfernt, und ſie hatte die Nacht in einer abgelegnen Zelle zugebracht. Sie hatte ruhig geſchlummert, denn bei der Unerfahrenheit und dem ſorgloſen Leichtſinn ihres Alters dachte ſie nicht an den Tod; da Schweſter Geneviève noch ſo jung war, ſo war ihr nie der Gedanke eingefallen, daß ſie bald ſterben könnte, und ſie war auch am Abend vorher über die plötzliche Erkrankung ihrer Tante nicht erſchrocken. Früh als der erſte Angelus geläutet wurde, ſtand ſie auf, erſtaunt über die Stille, welche im Schlafſaal herrſchte, und verließ, ohne noch etwas Böſes zu ahnen, leiſe ihre Zelle, um die andern Penſionarinnen aufzuſuchen. Da trat die Superiorin ſelbſt bei ihr ein, um ihr das traurige Ereigniß anzukündigen. Geliebte Tochter, ſagte ſie zu ihr, indem ſie Feliſen in ihre Zelle zurückführte, knien Sie nieder und bitten Sie Gott, daß er Sie tröſte: Ihre Jugend iſt von einer großen Trübſal heimgeſucht worden.

Feliſe gehorchte und heftete ihre großen klaren Augen, in denen ſich mehr Staunen als Unruhe ſpiegelte, auf die Mutter Madeleine. Während ſie ſo die Superiorin forſchend anblickte, aber keine direkte Frage zu ſtellen wagte, ertönte die Todtenglocke, deren Geläut bis in dieſe Zelle ſchallte. Feliſe ſtieß einen lauten Schrei aus und fing an zu zittern: ſie ahnte plötzlich das traurige Ereigniß und ihr Geſicht drückte zu gleicher Zeit Schmerz, Zweifel und eine ſchreckliche Verzweiflung aus. Beten Sie, mein Kind, ſagte die Superiorin ſchmerzzerriſſen; beten Sie und beugen Sie ſich in Demuth vor den Rathſchlüſſen des Himmels; Gott hat unſre Schweſter Geneviève zu ſich genommen; ſie iſt in den Himmel gegangen, zu den Engeln ...

Sie iſt todt! nein, nein ... ich glaube es nicht! rief Feliſe und ſtürzte nach der Thür. Mutter Madeleine konnte ſie nicht zurückhalten, und die Nonnen, die ſie unterwegs traf, verſuchten vergebens ſie aufzuhalten; ſie lief ganz außer ſich nach der Zelle der Schweſter Geneviève und blieb wie vom Blitz getroffen auf der Schwelle ſtehen. Die Verblichne lag auf ihrem Bett in ihren Nonnenkleidern und das Kruzifix zwiſchen den Händen. So weiß und ruhig war ihr Antlitz, daß man ſie für ein Alabaſterbild einer Heiligen des Ordens, gekleidet in die weiße Tunika, in das Skapulir und den himmelblauen Mantel hätte halten können.

Feliſe betrachtete mit ſtarrem und faſt bewußtloſem Blick dies traurige Gemälde, dann kniete ſie in einer Ecke der Zelle nieder und blieb dort unbeweglich liegen, den Körper zuſammengeſunken, das Geſicht gegen die Wand gekehrt. Die Ermahnungen des Pater Boinet, die Troſtſprüche der Superiorin, blieben wirkungslos; ſie ließ ſich weder bewegen den Platz zu verändern, noch ſich ein Wort entreißen. Ihr Schmerz zeigte ſich nur durch ſeltnes Schluchzen und unwillkürliches Erſchaudern. Sie weinte nicht, und ihre halbgeſchloſſenen Augen waren von einem weißfarbigen Kreis umgeben, als ob die zurückgehaltnen Thränen das Weiße ihrer Augen verzehrten.

Einige Stunden ſpäter holten ſämmtliche Nonnen in Prozeſſion die Leiche der Schweſter Geneviève ab, um ſie nach altem Brauch in den Chor zu bringen, wo ſie bis zum andern Tage ausgeſtellt blieb. Als der Sarg fortgetragen worden, erhob ſich Feliſe freiwillig und ſchloß ſich dem Zuge an. Die übrige Zeit des Tages und die Nacht hindurch, während die Nonnen beteten, blieb ſie in einem Winkel auf den Knien, den Kopf auf die Bruſt geſunken, liegen. Weder die Ermahnungen noch die Befehle der Superiorin konnten ſie aus dieſer Erſtarrung herausreißen: ſie wohnte ſo dem Begräbniß bei; aber als dies vorbei war, als man den Sarg in die Gruft der Kirche geſenkt hatte, da verwandelte ſich dieſer ſtarre Schmerz in entſetzenerregende Verzweiflung. Die Arme ſtieß die Nonnen zurück, welche ſie zu tröſten verſuchten, und verließ mit ſchnellen Schritten den Chor; aber die Kräfte verſagten ihr bald, und ſie blieb am Fuß der großen Treppe ſtehen.

Geliebte Tochter, ſprach zu ihr die Superiorin mit würdevoller Milde, Sie ſündigen ſchwer gegen Gott und gegen ſich ſelbſt, wenn Sie ſich dieſer Leidenſchaftlichkeit hingeben. Nicht auf dieſe Weiſe ſoll ſich der Schmerz eines chriſtlichen Gemüths äußern.

Verehrte Mutter, unterbrach ſie Feliſe, ich habe Sie um etwas zu bitten. Sie werden es mir nicht abſchlagen... Sie können mir nichts abſchlagen nach einem ſo großen Unglücke...

Sprechen Sie, liebe Tochter, ich will Ihnen gern Alles gewähren, was Sie tröſten kann. Was wünſchen Sie? was wollen Sie?

Ich will augenblicklich dieſes Haus verlaſſen, erwiderte Feliſe und blickte verſtört um ſich, ich will nicht länger hier bleiben...

Bei dieſer unerwarteten Erklärung ließ ſich von allen Seiten ein Gemurmel des Erſtaunens und der Entrüſtung vernehmen. Noch nie hatte eine bei den Annunciaten erzogne Jungfrau ſolche Worte hören laſſen; es war wie eine Gottesläſterung, ein Verdammungsurtheil, über ſich ſelbſt ausgeſprochen von derjenigen, welche das heilige Aſyl verlaſſen wollte, wo ihre Jugend zeitliche Unterſtützung und geiſtige Nahrung erhalten. Die Superiorin, etwas entrüſtet über dieſes Aergerniß, hob die Hände empor und rief aus: Der böſe Geiſt will das Verderben dieſer ſchwachen Creatur! betet für ſie, geliebte Schweſtern... Dieſe Seele muß Gott wiedergewonnen werden.

Bei dieſen Worten befahl ſie den Nonnen mit einer Handbewegung, ſich zu entfernen, und indem ſie zu Feliſen trat, ſprach ſie zu ihr mit der Geduld und Leutſeligkeit, die man an ihr gewohnt war: Kommen Sie, liebe Tochter, Ihr Körper iſt ſo krank wie Ihr Geiſt. Sie können ſich kaum aufrecht erhalten. Stützen Sie ſich auf meinen Arm.

Wohin wollen Sie mich führen? rief Feliſe mit wilder Verzweiflung; ich ſoll in die Zelle meiner Tante Geneviève zurückkehren? ſoll in den Chor, in den Arbeitsſaal, in den Garten, überall hingehen, wo ich ſie zu treffen gewohnt bin! Nein, nein... weil ſie nicht mehr da iſt, kann ich nie dahin zurückkehren!

Ich werde Sie in meine eigne Zelle führen, erwiderte Mutter Madeleine, von Mitleid durchdrungen; ich will Sie ſelbſt pflegen und tröſten... Sie werden Troſt für Ihren Schmerz finden, liebe Feliſe; Gott prüft zuweilen ſeine Kinder; er ſchickt große Trübſal über ſie; aber ſeine Barmherzigkeit tröſtet bald die blutenden Herzen. Der Schmerz, den Sie jetzt fühlen, iſt vorübergehend; nur die Verdammten leiden ewig. Bald werden Sie gewahr werden, daß der Herr Ihnen nicht Alles genommen hat. Allerdings haben Sie eine Ihnen ſehr theure Perſon verloren, aber es bleibt Ihnen noch eine zahlreiche Familie, mit der Sie durch die Bande der chriſtlichen Liebe und

Barmherzigkeit vereint ſind: ich bin Ihre Mutter, liebe Feliſe, und alle Annunciaten ſind Ihre Schweſtern.

Nachdem ſie eine Weile die Wirkung dieſer Worte abgewartet, fügte ſie mit liebevoller Entſchiedenheit hinzu: Folgen Sie mir, mein Kind.

Die Arme trat einen Schritt zurück und wandte den Kopf ab.

Gehorchen Sie, meine Tochter, ſagte jetzt Madeleine mit ſtrengem, aber bekümmertem Tone; wenn ich Sie nicht durch Ueberredung bewegen kann, muß ich mich entſchließen Gewalt anzuwenden.

Feliſe blieb unbeweglich und antwortete nicht. Die Superiorin ließ nun zwei Laienſchweſtern kommen und befahl dieſen, die Widerſpänſtige in eine Zelle neben der ihrigen zu führen und ſie keinen Augenblick aus dem Geſicht zu verlieren.

Als Pater Boinet das Vorgefallne erfuhr, äußerte er nach einigem Nachdenken gegen Mutter Madeleine: Das iſt eine ernſte Sache, ehrwürdige Mutter; dies Kind kann das Kloſter nicht verlaſſen wie Fräulein v. Chameroy; wie immer ſeine Vocation ſein möge, es muß Nonne werden.

O, ehrwürdiger Vater! was ſagen Sie? unterbrach ihn die Superiorin. Ich habe Sie oft die erzwungnen Vocationen tadeln und die Hartnäckigkeit von Aeltern, welche ihre Töchter nöthigen in's Kloſter zu gehen, beklagen hören.

Das iſt wahr, erwiderte er lebhaft; aber glauben Sie mir, ohne daß ich mich näher erkläre, der Platz dieſes Kindes iſt nicht in der Welt, und chriſtliche Liebe befiehlt Ihnen die Anwendung aller Mittel, um ſie hier zu behalten und ſie zu bewegen, den Schleier zu nehmen.

Die Zelle, in welche man Feliſen geführt hatte, war von dem großen Schlafſaal durch die zwei Zimmer getrennt, welche die Wohnung der Superiorin bildeten. Dieſes Zimmerchen, nett und freundlich, hatte eine Ausſicht auf den Garten, und die Herbſtſonne erhellte es den ganzen Tag über mit ihren warmen Strahlen. Eine Laienſchweſter hatte die Aufſicht über die junge Penſionärin und leiſtete ihr Geſellſchaft. Jeden Morgen brachte Mutter Madeleine eine Stunde bei ihr zu, jeden Abend kam ſie wieder; aber ihre Geduld, ihre unerſchöpfliche Liebe, ihre Geſchicklichkeit, die Gemüther zu gewinnen, richteten nichts aus gegen dieſen leidenſchaftlichen, mit verzweifelten Entſchlüſſen verbundenen Schmerz. Bisweilen ſaß ſie ganze Stunden lang trübe, niedergeſchlagen, ſtumm in der dunkelſten Ecke der Zelle, den Kopf auf die Bruſt gebeugt, und wie düſtern Gedanken nachhängend. Zu andern Zeiten verfiel ſie in Paroxysmen der Verzweiflung, deren Heftigkeit ihre geiſtigen Kräfte erſchöpfte und auf die ein Zuſtand gänzlicher Hinfälligkeit folgte.

Eines Tages führte die Superiorin eine ihrer Genoſſinnen zu ihr und ließ dieſe Beiden alsdann allein.

Die junge Penſionärin ſetzte ſich neben Feliſen, die ſie noch nicht angeredet hatte, und rief aus, indem ſie ſie mit Thränen im Auge umarmte: Ach, liebe Freundin, wie betrübt ſind wir Alle! Unſere ehrwürdige Mutter hat uns empfohlen, dich in unſer Gebet einzuſchließen, und alle Tage nach der Meſſe hält das ganze Kloſter eine neuntägige Andacht für dich. Gewiß wirſt du dadurch große Erleichterung fühlen, und wenn ſie vorüber iſt, wieder zu uns zurückkehren ...

Feliſe gab keinen Laut von ſich und ſchüttelte nur den Kopf.

Wir werfen uns unſerer Mutter zu Füßen, fuhr die junge Penſionärin fort, wir bitten für dich. Wenn dir verziehen iſt, kommen wir zu dir und führen dich, wie Mutter Perpetua ſagt, im Triumph zu der Hürde zurück.

Dieſe Beweiſe naiver Theilnahme und Freundſchaft blieben bei Feliſen

Digitized by Google

eben ſo wirkungslos, wie die Ermahnungen der Mutter Madeleine; ſie entzog der jungen Freundin die Hand und ſagte kurz: Nein, ich will allein ſein; ich befinde mich hier beſſer, als unter euch.

Herr, mein Gott! Du liebſt uns alſo nicht mehr?

Ich weiß nicht ... Ich habe jetzt blos einen Gedanken, ich fühle blos Eines: daß meine Tante Geneviève todt iſt ... daß ich ſie nie, nie wieder ſehen werde ... o, könnte ich auch ſterben ... Ich liebte ſie ſo ſehr.

Sie zerſchmolz bei dieſen Worten in Thränen, verhüllte ſich das Geſicht mit ihrer Schürze, als wolle ſie das Tageslicht nicht erblicken, und winkte der Penſionärin zu gehen. Dieſe entfernte ſich ganz betrübt, um ihren Genoſſinnen mitzutheilen, wie ſie Feliſen gefunden; aber die Superiorin, welche ſie unterwegs traf und die ſich das Vorgefallene erzählen ließ, ſprach mit Ernſt zu ihr: Es iſt gut, liebe Tochter; Sie haben Alles, was Sie konnten, zu dem armen Kinde geſagt. Jetzt fordert die Chriſtenliebe, daß Sie die Antworten, welche der Böſe ihr eingeflüſtert hat, verſchweigen. Wenn man Sie über dieſen Punkt befragt, ſo antworten Sie einfach, daß ſie Sie angehört habe, ohne das Stillſchweigen zu brechen; das iſt keine Lüge, ſondern ein erlaubter Vorbehalt, und Sie können ihn mit gutem Gewiſſen gebrauchen.

Am andern Tage ſagte Mutter Madeleine zu Pater Boinet: Ich habe Ihre Vorſchriften getreulich befolgt, ehrwürdiger Vater, aber bis jetzt ohne Erfolg. Trotz Ihres Scharfblicks und Ihrer Einſicht haben Sie doch vielleicht den Charakter dieſes Kindes nicht gehörig gewürdigt; mit dem Leichtſinn und der gewöhnlichen Sorgloſigkeit ihrer Jahre vereinigt ſie eine Hartnäckigkeit, die in ihrem Alter ſehr ſelten iſt. Obgleich ſie für die arme Schweſter Geneviève eine eigenthümliche Zuneigung fühlt, ſo iſt doch ihr Herz keiner Anhänglichkeit fähig; ſie liebt jetzt Niemanden hier und gehorcht nur der Autorität und der Gewalt. Ich ſehe mit aufrichtiger Betrübniß die gänzliche Fruchtloſigkeit meiner Bemühungen und verlaſſe ſie immer mit Schmerz.

Sie haben alſo, würdige Mutter, ſagte Pater Boinet, nicht die mindeſte Veränderung, die mindeſte Beſſerung bemerkt.

Nicht die mindeſte; ihr Gemüthszuſtand iſt immer noch derſelbe; meine Ermahnungen beläſtigen ſie, die Bemühungen der Schweſter Urſula erbittern ſie, ſie verzehrt ſich in einer tödtlichen Niedergeſchlagenheit; wenn ſie noch einige Zeit in dieſem Zuſtand bleibt, ſo muß ſie unterliegen.

Sie geben dieſe Seele auf, ehrwürdige Mutter, ſagte der Beichtvater mit dem Tone leiſen Vorwurfs; Sie wollen Ihr Werk aufgeben? Der gute Hirt läßt nicht alſo ſein Schäflein auf halbem Wege ſich verirren. Er hat mehr als ein Mittel, es zurückzuführen, und wir werden das beſte zu finden ſuchen.

Er dachte einen Augenblick nach und ſagte alsdann: Dies Kind muß auf einige Zeit das Kloſter verlaſſen.

Sie iſt eine Waiſe; in welche Hände könnte man ſie mit Sicherheit geben, Herr, mein Gott! rief die Superiorin.

Sie entſinnen ſich, ehrwürdige Mutter, daß ſie vor neun Jahren von einer Dame hiehergebracht wurde. Es war dies ihre nahe Verwandte, die leibliche Schweſter ihrer Mutter, die ſehr weit gereiſt war, um ſie den Annunciaten zu übergeben. Seitdem hat dieſe Dame von Zeit zu Zeit Jemand an's Gitter geſchickt, um ſich nach der Schweſter Geneviève zu erkundigen und dieſe zu bitten, ſie in ihr Gebet einzuſchließen. Sie wohnt nicht weit von hier und wird ſich nicht weigern, ihre Nichte zu ſich zu nehmen.

Aber, ehrwürdiger Vater, bemerkte die Superiorin, das hieße, im Widerſpruch mit Ihrem erſten Entſchluß, Feliſen der Welt zurückgeben.

Digitized by Google

Wenn ich recht unterrichtet bin, würden wir ſie im Gegentheil in eine ſo trübſelige Umgebung ſchicken, daß ſie ſehr bald ſelbſt bitten wird, wieder hier aufgenommen zu werden. Sie darf bis zum letzten Augenblick von unſerm Plane nichts wiſſen; ich werde mich ſogleich damit beſchäftigen und mich bemühen die Sache ſchleunigſt zu Ende zu bringen.

Möge der Himmel Ihre Pläne und Ihre Bemühungen unterſtützen! rief die Superiorin mit Dankbarkeit; ſicherlich, ehrwürdiger Vater, gibt Ihnen Gott ſtets ein, was zu ſeinem Ruhme und zum Frieden und Gedeihen dieſes Hauſes ſich wenden muß.

Zwei Tage ſpäter, nach der Vesper, ließ Pater Boinet ſich wieder bei der Superiorin melden. Mit Gottes Hilfe habe ich dieſe Sache glücklich durchgeführt, ſagte er zu ihr, als ſie in das kleine Sprechzimmer trat; die Perſon, die ich aufgeſucht habe, war ſehr erſchüttert, als ich ihr den Tod der Schweſter Geneviève meldete; aber ſie weigerte ſich, ihre Nichte bei ſich aufzunehmen. Es koſtete viele Mühe, ſie zu einem andern Entſchluß zu bewegen. Jetzt aber, ehrwürdige Mutter, laſſen Sie Ihre widerſpänſtige Tochter hieher rufen.

Feliſe trat mit gleichgiltigem und trübem Geſicht in das Zimmer; ſie erwartete vielleicht eine ſtrenge Ermahnung und hatte ſich offenbar gefaßt gemacht, ſie mit geduldigem Schweigen anzuhören; aber anſtatt ſie mit einem ſtrengen Blick zu empfangen, ſagte der Pater Boinet mit Wohlwollen zu ihr: Sie haben ein Verlangen gezeigt, dies Haus zu verlaſſen, Fräulein; beſtehen Sie noch auf Ihrem Willen?

Ja, ehrwürdiger Vater, ſtotterte Feliſe, ganz verwirrt von dieſer unerwarteten Frage.

In dieſem Falle, fuhr Pater Boinet in demſelben Tone fort, können Sie heute das Kloſter verlaſſen; Ihre Tante, Fräulein Philippine v. Saulieu, wird Sie zu ſich nehmen.

Meine Tante Philippine! wiederholte Feliſe beſtürzt, denn dieſer Name rief ihr plötzlich alle traurigen Eindrücke ihrer Kindheit zurück.

Man wird Sie in ihr Haus bringen, geliebte Tochter, ſagte jetzt Mutter Madeleine; gebe der Himmel, daß Sie bei ihr den Troſt finden, der Ihnen hier mangelt! Lieben und ehren Sie Ihre Tante, leben Sie in der Furcht Gottes und vergeſſen Sie nie, daß das Kloſter der Annunciaten immer denen offen ſteht, welche müde der Welt für den Reſt ihres Lebens dahin zurückkehren wollen.

Feliſe zögerte einen Augenblick; auf der einen Seite erblickte ſie die ſtrenge und imponirende Geſtalt ihrer Tante, begleitet von ihrer alten Suſanne; auf der andern die verödeten und unheimlichen Räume, wo Schweſter Geneviève gelebt und die ſie auf ewig verlaſſen hatte. Das Gefühl dieſes ſchmerzlichen Verluſtes trug den Sieg davon, ſie machte unwillkürlich einen Schritt nach der Thür und ſagte mit erſtickter Stimme, indem ſie ſich das Geſicht mit dem Taſchentuch bedeckte: Ich bin bereit.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton

Nach den Compoſitionen eines mittelmäßigen Muſikanten gibt es nichts langweiligeres anzuhören auf Erden, als das Geſpräch eines Muſikanten, und auch die guten Muſiker ſind ſelten von glücklicher Unterhaltung. Es iſt immer als glaubten ſie, die Menſchheit ſei nur erſchaffen, Einige darunter um Noten zu ſchreiben, mehre Andre um ſie vorzutragen, und endlich alle Uebrigen um den Aufführungen beizuwohnen. Dies unbedingt als richtig

Digitized by Google

zuzugeſtehen, iſt jedoch zuviel verlangt, ſelbſt von einem lebenslänglichen Abonnenten der Leipziger Gewandhausconcerte und wenn er zugleich verſchämter Beſucher der «Euterpe» wäre.

Muſik und immer wieder Muſik, das iſt die Axe, um die ſich ihr Weltall dreht. Der griechiſche Philoſoph, welcher die Freude der Gottheit dahinein ſetzte: die Harmonie mit ſeligem Ohr zu ſchlürfen, in welcher ſich der ewige Lauf der Geſtirne verkündigt, hat, glaub' ich, die Einbildung unſrer Muſiker zu verantworten, daß die Welt ein Leierkaſten und ſie dazu berufen ſeien, die tonangebenden Stifte in die Walze einzuſchlagen. Wir Anderen haben das Zuhören.

Sprechen ſie dieſen Satz nicht immer ausdrücklich aus, ſo verſchweigen ſie ihn nur, weil er ſich aus ihren Reden ganz handgreiflich von ſelbſt ergibt. Dabei aber kommt ein wunderbarer Fall zum Vorſchein. Diejenigen, die am Eifrigſten Muſik und nur klaſſiſche Muſik, ſowie von uns, als eine Pflicht, Empfänglichkeit und Verſtändniß für das Edelſte und Höchſte ihrer Kunſt verlangen, bringen nach unſerm ſchlichten Auffaſſungsvermögen gar keine eigentliche Muſik hervor. Dahingegen werden uns eben Jene, deren Compoſitionen oder Vorträge wir mit Begierde aufſuchen, von den klaſſiſchen Muſikern als Stümper und Charlatane verſchrien.

Ein ſolcher Stümper iſt ſogar Bellini, ein ſolcher Charlatan Roſſini — obſchon dieſer die Fähigkeit gehabt hätte, nach dem echteſten Lorbeer des Ruhms zu greifen, wie manchmal die milderen Klaſſiker hinzufügen — und dreifach iſt's Donizetti und Verdi. Aber das ſind fremde Namen leichtfertiger Italiener. Wollen uns die Klaſſiker auch überreden, daß jene deutſchen Komponiſten, die nicht blos die Achtung der Grammatiker, ſondern, was beinah für wünſchenswerther gelten ſollte, auch die Bekanntſchaft und Liebe des Publicums beſitzen, ebenfalls ſämmtlich Stümper und Charlatane ſeien? Wenigſtens nimmt die Hochſchätzung der Klaſſiker grade um ſo viel ab, als ſich ein Muſiker an Publicum für ſeine Werke hinzuſetzt, und unter den Genialſten von ihnen — denn die Muſiker verachten das Talent und ſind immer reine Genies — iſt ſelbſt Mendelsſohn-Bartholdy bereits zu populär, um ihnen noch klaſſiſch genug zu ſein. Ein tiefſſinniger Kritiker, den ich kürzlich zu ſprechen die Unannehmlichkeit hatte, lächelte ſeltſam zu meinem Lobe von Mendelsſohns ſchöpferiſchen Fähigkeiten. «Wird bald vorüber ſein mit ihm», ſagte er endlich, «und etwas eigentlich Großes hat er doch auch bis jetzt nicht geleiſtet». — «Mein Gott, was nennen Sie denn etwas Großes?» fragte ich beſtürzt. «Das dem Umfange nach kleinſte Erzeugniß kann nach meinem Dafürhalten oft ein ſehr großes Werk ſein, und von Mendelsſohn-Bartholdy haben wir nicht blos reizende Lieder mit und ohne Worte, Chöre und Ouvertüren und Concertſtücke, ſondern auch Arbeiten im weiteſten Wurfe: Symphonien und Oratorien». — «Warum ſchreibt er keine Oper?» entgegnete mir der Kritiker mit einem unendlich überlegnen Blicke und mit jenem Mienenſpiele, in welchem ſich ein nachſichtiges zwar, dennoch aber etwas ungeduldiges Mitleiden mit der Unbehilflichkeit des Andern ausſpricht. — «Haben wir einen Künſtler nach den reichen Gaben zu beurtheilen, die wir ihm verdanken, oder darnach, womit er ſich noch gar nicht befaßt hat? Uebrigens höre ich, daß Mendelsſohn, weſſen ſein Ruhm gar nicht bedarf, an einer Oper componiren ſoll». Der Kritiker ſchüttelte dabei ſo leiſe mit dem Kopfe, wie ein Mann der viel beſſer unterrichtet iſt. «Emanuel Geibel», fuhr ich fort, «ſoll den Text dazu geliefert haben. Nach der Lektüre von «König Roderich» fürchte ich nur, daß Geibel nicht der Dichter iſt, einem muſikaliſchen Drama die ſichere Grundlage unterzubreiten». — «Die Oper wird niemals erſcheinen», beruhigte der Kritiker meine Beſorgniß und kniff die Augen zuſammen. Ich war endlich ärgerlicher geworden, als man's jemals um eines muſikaliſchen Klaſſikers willen werden ſollte. «Was verlangen Sie denn von einer Oper?» rief ich, «wenn ſie Mendelsſohn zu ſchreiben nicht im Stande ſein ſoll?» — «Mehr als elegante Gedankenform, nämlich auch leidenſchaftliche Tiefe, mehr als ſchmeichelnde Harmonie und glänzende Inſtrumentation — aber Sie verſtehen ja nicht Muſik», unterbrach er ſeine Unterweiſung, und ich trennte mich von ihm, was ich meiner Stimmung viel früher hätte zu lieb thun ſollen.

Darin hat er Recht, daß ich nichts von Muſik verſtehe. Verſtehe ich denn aber die Frauen, dies unergründlichſte Räthſel der Natur beſſer, und doch habe ich meine Bewunderung und mein Entzücken an ihnen! Von einer Muſik nun wie von einer Frau verlange ich vor allen Dingen, daß ſie ſchön ſei. Dann werde ich hoffentlich auch finden, ſie ſei gefühlvoll, geiſtreich und liebenswürdig. Die muſikaliſche Kritik empfiehlt uns am dringendſten die häßlichen Frauen. Lernt ſie nur verſtehen, ſagt ſie, Ihr Oberflächlichen und Blinden, und Ihr werdet entdecken, wie ſchön ſie ihr erhabner Geiſt und ihr tiefes Gefühl macht. Das iſt jedoch ein ſehr langweiliger Weg, der des Verſtandes zur Liebe, beſonders wenn die Frauen, die man uns antrauen möchte, trotz ihres Geiſtes und Gefühls endlich doch noch beiſpiellos langweilig ſind.

Kürzlich las ich von einer neuen Oper, die

in Frankfurt oder Mainz zum erſten Male aufgeführt worden war, «daß ſie gewiß keinen Kenner von Muſik unbefriedigt laſſe». Wenn dies ihr äußerſtes Lob iſt, ſo wird ſie die Nichtkenner, deren viel mehr in einem Theater verſammelt ſind, jedenfalls deſto unbefriedigter gelaſſen haben. Das Publicum iſt ſo dankbar für ein bischen muſikaliſches Talent, für ein wenig Erfindung und ein paar freundlich anſprechende Melodien, daß es die Opern eines Flotow auf den Händen trägt, und einmal im Begriffe war, ſelbſt Herrn Netzer für einen hoffnungsvollen Componiſten zu halten. Aber mit nichts ſind die klaſſiſchen Muſiker, wenn auch vielleicht aus den trifftigſten Gründen, zurückhaltender, als mit Erfindung, Melodie, einſchmeichelndem Reize, und mit nichts freigebiger, als was wir allerdings nicht zu würdigen wiſſen, mit breiten Verarbeitungen ihrer Dreſſur. Sie vergeſſen, daß es die Muſik mit dem Gefühle zu ſchaffen hat, und wenden ſich an den Verſtand. So kommt es, daß Deutſchland mehr als funfzig Operncomponiſten beſitzt und dennoch im Jahre ſein Repertoir nicht um fünf gelungne Opern bereichert ſieht.

Vielleicht ſind einige gute Werke unter den **Neuigkeiten**, die uns gegenwärtig von Hamburg, Berlin, Wien her angemeldet werden. Leider gehört Conradin **Kreutzers**: «Hochländerin», wozu Bernd v. Guſeck das Buch gegeben, nicht zu den gefälligen Stücken. Das Hamburger Stadttheater hat die Oper zuerſt in Scene geſetzt, der Tonſetzer die erſte Darſtellung ſelbſt geleitet, es hat dabei an keinem Hervorrufe, an keiner Aeußerung des Beifalls gefehlt, und dennoch erging's der «Hochländerin» in Hamburg, wie vor zwei Jahren dem «Adolph von Naſſau» Marſchners in Dresden. Die Zuhörer für die Wiederholungen waren nicht zuſammenzubringen.

Ein Berichterſtatter erzählt von Hrn. **Aloys Schmitt**, daß dieſer von Frankfurt a. M. mit neugeſchaffnen großen Meiſterweeken: Opern, Oratorien, Symphonien nach Hamburg unterwegs ſei. Sonach ſchüttelt Hr. Schmitt die «großen Meiſterwerke» aus dem Aermel. Der Berichterſtatter iſt feſt davon überzeugt, denn er fährt fort: «Alle unterſcheiden ſich himmelweit von den gewöhnlichen oberflächlichen Arbeiten. Alle haben eine originelle Neuheit, ſo daß eine mächtige Wirkung nicht ausbleiben kann. Wir ſehen unſerm deutſchen Cherubini mit Verlangen entgegen». Wenn dies nicht ein pfiffiger Feind Schmitts geſchrieben hat, ſo hat ihm ein ungeſchickter Freund durch ſo überſchwengliches Vorauspreiſen den Boden untergraben, bevor er ihn betritt. Beinah noch weniger als mit Anſtand zu tadeln, verſteht doch die deutſche Preſſe mit Beſcheidenheit zu empfehlen.

Wien iſt nach Weimar die an Operncomponiſten reichſte Stadt Deutſchlands. Denn was Weimar durch den Abgang Hrn. Lobe's verloren, gleicht ſich hinſichtlich Wiens dadurch aus, daß auch dort ein ſehr namhafter Tonſetzer, Hr. Hugh Pierſon-Leonhard-Lyſer in Abgang gekommen. Unter dieſen Operncomponiſten iſt viel Veilchen, welches im Verborgnen blüht, und die Wiener Theater achten das Recht ſolcher Verborgenheit ſo ſehr, daß ſie ſich, vorzugsweiſe für öffentliche Aufführungen, Hrn. Donizetti aus Paris und Hrn. Lortzing aus Leipzig verſchrieben haben. Hrn. Netzer hingegen, den ſie ebenfalls bereits «gewonnen» hatten, laſſen ſie jetzt neidlos in Grätz berühmt ſein. In Wien blühen neben jenen Veilchen auch bedeutende Fabriken von Operntexten, und Hr. Otto Prechtler iſt von ihnen die am meiſten beſchäftigte Firma. Dennoch will uns keine Oper von Wien zuwandern. Weder Hoven, noch Nicolai, noch Proch haben Erfolge erlangt, dir über das Weichbild der Stadt hinausgriffen. Glücklicherweiſe hat ſich endlich ein Mitglied der hornblaſenden Familie Lewy der Wiener Operncompoſition erbarmt, Hr. Carl Lewy, und zu dem deutſchen Cherubini Frankfurts wäre ſonach der deutſche Halevy Wiens gefunden.

Aus den Berliner Berichten iſt wieder einmal nicht zu errathen, was eigentlich dort in der Muſikwelt vorgeht, außer etwa wenn Hr. Hieronymus Truhn ein Concert gibt, worüber es an authentiſchen Berichten niemals fehlt. Iſt alſo der «Prinz von Oranien», trotz Friedrich Förſters Texte, den ſelbſt der lammfromme H. Smidt in der «Theaterchronik» verſpottet, eine Oper von Beſtand oder nicht? Gefallen Eſſer's «beide Prinzen», oder haben ſie das Schickſal von Laden — Huths «Bellaroſa» in Potsdam getheilt, über die Hr. Bellani nach einmaligem Anhören nicht urtheilen wollte, woran er ganz klug that, wenn er die zweite Aufführung ſo vorſichtig zu vermeiden wußte, als das Publicum, welches in ſolchen Dingen einen merkwürdigen Takt verräth. Daß ein ſechsjähriger Junge, Papendik, den Berlinern Pianoforteconcerte vorſpielen wollte und daß die Berliner erklärten, dies ſei viel unterhaltender für den Knaben, als für die Zuhörer, iſt ebenfalls ein Zeichen ſolchen Taktes. Diesmal erſpart zugleich die Berliner Entſcheidung den übrigen Städten Deutſchlands eine Menge trauriger Concertſtücke, weshalb ſie doppelt anzuerkennen iſt. Wenn Hr. Alexander Dreyſchock vier Wochen in Leipzig warten muß, um ein Concert zu Stande zu bringen, und Hr. Thalberg, aus Brüſſel ſogar unverrichteter Sache abreiſen muß, wär's auch ein ſeltſamer Geſchmack, ſich von Papendik Klaviervorträge halten zu laſſen.

Bei Hrn. Kaulbach dem Maler, in Mün-

Digitized by Google

chen, trafen Donna Lola Montez und Fräul. Jenny Lind geſellſchaftlich zuſammen. Die entſchiedenſten Gegenſätze der weiblichen Kunſtwelt — wenn es erlaubt iſt Lola Montez, deshalb weil ſie weder ſingen noch tanzen kann, zur Kunſtwelt zu rechnen — die ſich jemals im Raume eines Salons perſönlich berühren konnten. Hr. Kaulbach malt die Spanierin für die Galerie weiblicher Schönheiten des Königs, in welche ihrer Zeit auch Charlotte v. Hagn eingeführt ward. Jenny Lind's Schönheit iſt nicht von jenem Reize, der Galeriebeſitzer beſticht. Sie hat ihre Erfolge auf der Bühne und im Concerte gemacht, man möchte ſagen trotz ihrer äußerlichen Erſcheinung, die erſt durch die Kunſtwirkſamkeit hohe Bedeutung und liebenswürdigen Ausdruck gewinnt. Umgekehrt bei Lola Montez, welche die Kunſt nur als Freiſchein mißbraucht, eine anlockende Perſönlichkeit öffentlich auszuſtellen. Jenny Lind und Lola Montez heißt Norden und Süden unter einem Dache vereinigen, aber den Norden in ſeinen ernſten Tugenden verkörpert, und den Süden in ſeiner verführeriſchen Sünde.

Uebrigens muß es doch ſo kalt gar nicht ſein im nördlichen Deutſchland, und vielleicht auch nicht in Schweden, als man die Gegend ausſchreit. Zu Aerzen im Hannöveriſchen ſitzt der lyriſche Dichter Günther Nicol, den Herloßſohn, ich weiß nicht warum, die männliche Kathinka Zitz zu nennen pflegt, «unter der Linde» und hört die Bienen ſummen und die Nachtigallen ſchlagen. So ſteht in Verſen im «Hannoveriſchen Morgenblatte» zu leſen, in einer Decembernummer. Gott ſegne das glückliche Land.

Rob. Heller.

Moden.

Bei der anhaltend ſcharfen Witterung braucht man vor Allem einen guten warmen Mantel. Dieſem Bedürfniß iſt die Mode längſt zuvorgekommen durch den diesjährigen einfachen Mantelſchnitt, welchen mehrere Kragen und bequeme warme Aermel bereichern. Gewöhnlich trägt man die Stadtmäntel von einfarbigen einfachen Stoffen, und beſetzt ſie mit Franſen, Poſamentirarbeit und Stickereien; doch ſieht man auf der Straße wol auch einzelne Sammt- oder Atlasmäntel, welche mit breiten Spitzen oder koſtbarem Pelzwerk verziert ſind. Trotz der Kälte, trotz der Anpreiſung der Modejournale kommt dieſen Winter das eigentliche Pelzwerk nicht zur herrſchenden Mode. Den Muff trägt man allerdings allgemein, aber er iſt eben eine zu allgemeine Nothwendigkeit, um als Modeartikel zu gelten. Man macht ihn ohne Unterſchied von jeder Art Pelzwerk, und eine elegante Dame hat deren mehrere, um ſie dem Anzug anzupaſſen. Zum Stadtanzug nimmt man einen Zobel oder Mardermuff, zum reicheren Viſitenanzug gehört der Hermelinmuff, und zur Ballhülle paßt ein Muff von Chinchilla gedeckt, oder ein ſehr kleiner Atlasmuff mit Schwan umrändert. Da die jetzige Mode das Pelzwerk meiſt nur zum Putz verwendet, ſo ſind die leichten lichtfarbigen Pelzarten am meiſten geſucht, und der echte Hermelin, die Chinchilla und der Schwan ſind am beliebteſten. Die Ballhüllen, auf die große Sorge und großer Luxus verwendet wird, da man mit ihnen in die Geſellſchaft eintritt, haben oft Pelzbeſatz; unſre beiliegenden Modebilder № 4 und 5 zeigen zwei elegante Modells ſolcher Ballhüllen. Der vorherrſchende Schnitt derſelben iſt viſiteartig, wenn auch jedes neue Modell ſich durch irgend eine kleine Abbeugung vom Grundſchnitt unterſcheidet. Der Mantelſchnitt iſt im Augenblick ganz zurückgelegt, höchſtens zeigt er ſich hin und wieder als Kragenform auf einem Mantel, und ſelbſt als Kragenform iſt der Pelerinenſchnitt neumodiſcher. Die Pelerine wird auch auf den Winterkleidern, vom Kleidſtoff angefertigt, viel getragen, doch auch als ſelbſtändige Hülle wird ſie arrangirt. Ein hübſches Modell dieſes Schnittes wird Frileuſe genannt und wird im Theater und im Zimmer getragen. Die Frileuſe erſetzt den vorjährigen Pelzpalatine, den man nicht mehr hat; ſie iſt in großer Pelerinenform von weißem Atlas gemacht, iſt wattirt, vom gleichem Atlas gefüttert, und in ſo kunſtvollen Muſtern auf der Watte abgeſteppt, daß man eine erhabne Stickerei zu ſehen glaubt. Eine neumodiſche Hülle ganz andrer Art iſt die ſogenannte Tuniſienne. Dies iſt eine leichte Ballhülle, welche man von ponceau Caſchmir anfertigt, mit ponceau Atlas füttert, und mit gewirkten ſchmalen Palmenkanten beſetzt. Der Schnitt der Tuniſienne kann am erſten einer ſehr langen türkiſchen Weſte in Sackform ver-

Digitized by Google

glichen werden, welche ein kleiner Capüchon bereichert, und welche durch die lang herabhängenden orientaliſchen Aermel charakteriſirt wird. Unter dieſen langen Hängeärmeln hat man kleine anſchließende Aermel zum Warmhalten des Armes verborgen.

Auf den Stadthüten, deren Form in nichts verändert iſt, bringt man häufig einen Spitzenausputz an; die innere Garnirung des Schirms beſteht aus ungeriſſenem Sammt von lebhafter Farbe, der ſich in duftigem Tüllgekraus verliert. Eine Moosfarbe, welche in's lila und in's geldbraune ſpielt, iſt eine beliebte, ſehr neumodiſche Modefarbe, daneben bleibt maisfarbig und vanillenbraun viel getragen. Die Putzhütchen kommen jetzt ſehr in Aufnahme, man wählt ſie, wie alle Art Aufſätze, gern in einem nationalen oder hiſtoriſchen Charakter. Allerliebſt fand man ein Hütchen Mousquetaire, das man von grünem oder granatfarbigem Sammt ausführt, und das einen runden Kopf und einen runden Schirm hat; letzterer iſt aber zu beiden Seiten ganz in die Höhe geſchlagen, und an einer Seite des aufgeſchlagnen Randes ſtehen zwei volle Roſen, an der andern Seite ſitzt eine Bandſchleiſe, deren Enden mit Perlenfranſen beſetzt ſind. Der ganze Hut ſteht auf der Höhe des Kopfs und nach der Stirn vorgeneigt. Sehr kleidſam iſt auch der ſogenannte ſpaniſche Schirm, der nach Art der altſpaniſchen Hüte geformt, von ſchwarzem Sammt gemacht und mit Federn und einer ſchwarzen Spitzenkante bereichert iſt.

Trotz der Herrſchaft der Spitze, gewinnt doch die Blonde mehr und mehr die Modegunſt, und man garnirt Putzkleider und arrangirt Coiffüren immer häufiger von ihr, nur muß ſie ſo leicht und durchſichtig als nur möglich ſein. Ein ſehr gefälliger Aufſatz z. B. iſt von weißer Blonde arrangirt; er beſteht aus einem runden Kopf, an deſſen Rand ein Geflecht von roſa und ſchwarzem Sammt hinläuft und das an der linken Seite mit mehreren herabfallenden Enden ſchließt. Unter dem Sammtrand fällt eine breite Blonde hervor, und unter der Blonde ſteht ein Kranz von Sammtſchleiſen, welcher die Blonde vom Kopf abſtehend erhält.

Ein neuer Schmuckgegenſtand iſt die Agraffe-Fibuline; ſie iſt dazu beſtimmt, die Falten des großen Caſchmirſhawls auf den Achſeln feſtzuhalten. Dies iſt eine höchſt empfehlenswerthe Nadel, da es ſo ſchwer hält, die ſehr großen Shawls in einem graziöſen Faltenwurf zu erhalten.

Für die Stadtkleider ſind die Schöße faſt ganz abgekommen, und höchſtens bringt man an den hohen Weſtenleibchen nach hinten ein Caraco an, die Weſtenleibchen, denen man auf der Hüfte einen Zwickel einſetzt und um den Halsausſchnitt meiſt einen Shawlkragen gibt, ſind ſehr viel getragen. Außerdem iſt die hohe, ganz glatte Schneppentaille modern. Ueber der Bruſt geſchloſſene Kleider ſind dieſen Winter ſehr modiſch, doch kann man auch die Leibchen vorn mit einem Bruſtaufſchlag verſehn und bis zum Tailleneinſchnitt öffnen; dann ſetzt man auf dem Vorderblatt des Rockes die Aufſchläge in Schürzenform fort. Die langen Aermel zu den Stadtkleidern können fünf verſchiedene Schnitte haben; erſtens macht man ſie oben eng und glatt im Aermelloch ſitzend, erweitert ſie aber nach unten und faßt ſie an der Hand in ein ſchmales Bändchen; zweitens macht man ſie durchweg haldweit und faßt ſie an der Hand ebenfalls zuſammen; drittens macht man gewöhnliche Ellnbogenärmel, die an der Hand ſchließen; viertens macht man enge Aermel ohne Naht, wo aber am Ellnbogen die hintere Seite des Aermels faltig angereiht iſt und die am Handgelenk glatt ſchließen, und endlich fünftens macht man die beiden letztgenannten Aermelſchnitte an der Hand etwas weiter, ſchneidet ſie in Hufeiſenform aus und läßt ſie offen, um einen weißen Unterärmel anzubringen.

Die Taille der Herrenkleider verkürzt ſich anſehnlich, insbeſondere an den Soiréefracks, die ſich auch in den Schößen vorn ſehr öffnen. Die Schöße werden daher enger und mehr ſpitzig als früher geſchnitten.

J.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

№ 4. Pariſer Damenmoden. Soiréetoiletten. Ein grünes Moorkleid, eine Atlas-Viſite mit Hermelin verbrämt, und ein Carmoiſinhut mit Spitzenbarben bereichert. Ein weißes façonnirtes Seidenkleid mit Band und Blumen garnirt, und als Kopfputz ein Goldnetz mit Atlasrollen zuſammengeſtellt.

№ 5. Pariſer Damenmoden. Soiréetoiletten. Ein weißes Atlaskleid mit venezianiſchen Spitzen garnirt, darüber eine Phantaſie von kirſchrothem ungeriſſenen Sammt gemacht und mit Schwan umrändert. Die ſitzende Figur zeigt ein gelbes Kleid von Poult de ſoie gewählt, und die dritte Figur trägt ein Kleid von poult de reine bleu Montpensier, welches mit Spitzenkanten ausgeputzt iſt.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mode 1847 N°4.

Digitized by Google

Die Mode 1847 № 5.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

№ 4. Pränumerationspreis halbjährlich 2⅓ Thaler. **1847.**

Feliſe.

Von Madame Charles Reybaud.

(Fortſetzung.)

5.

Etwa funfzig Schritte von dem Kloſter der Annunciaten ſtand ein ziemlich großes Haus, deſſen Vorderſeite von einer Mauer ohne Fenſter und nur mit einem großen Thorweg verſehen, verdeckt war. In dem Hofe, der dieſes Gebäude von der Straße trennte, ſtanden Linden, welche die Scheere des Gärtners ſeit vielen Jahren unberuhrt gelaſſen hatte und deren dichtbelaubte Zweige ein dunkles Gewölbe bildeten. Von dort gelangte man in eine Vorhalle, der die Nähe der Bäume das wenige Licht raubten, welches durch ein mit einem eiſernen Gitter verſehenes Fenſter hätte hineingelangen können. Eine große ſteinerne Treppe nahm die eine Seite ein; aber ſchon der Anblick der mit einer dicken Lage Staub bedeckten Stufen verrieth, daß die obern Stockwerke nicht bewohnt waren. Aus dieſer Halle trat man in ein ſo geräumiges Vorzimmer, daß die ganze Dienerſchaft eines Granden von Spanien daſelbſt Platz gehabt hätte, und wo ſelbſt bei hellem Mittag ein trübes Zwielicht herrſchte.

Feliſe trat in dieſes ſchweigſame und düſtre Haus, geführt von Suſanne, die ſie an der Pforte der Klauſur in Empfang genommen hatte. Die mürriſche Dienerin war noch ganz die alte mit ihren zurückſtoßenden Mienen, dem ſpröden Ton der Stimme und dem bekümmerten und vertrockneten Ausſehen. Jetzt gerade ſchien ſie innerlich erzürnt zu ſein und murmelte einzelne unzuſammenhängende Ausrufungen, untermiſcht mit Seufzern und heftigen Geberden, vor ſich hin. Feliſe ging hinter ihr her, faſt zitternd und ohne den Muth zu beſitzen, ſie anzureden. Im Vorzimmer fand ſie den alten Balin, wie

ehedem in Schwarz gekleidet, ſtumm, ſteif und mit ſeinen Kleidern wie aus einem Stück geſchnitten. Nachdem er Feliſen mit einem Seitenblick erkannt, öffnete er die Thür eines zweiten Gemachs, das an das Vorzimmer ſtieß, und trat zur Seite, um ſie vorbeizulaſſen. Obgleich ſie von Natur weder ſchüchtern noch furchtſam war, ſo trat ſie doch mit klopfendem Herzen in dieſes große Zimmer, in welchem die letzten Strahlen der Sonne ein ungewiſſes Halbdunkel verbreiteten und in deſſen Hintergrunde ſie eine unbeweglich daſtehende Geſtalt zu erblicken glaubte. Anſtatt weiter in's Zimmer zu treten, blieb ſie betroffen und mit niedergeſchlagenen Augen ſtehen; nach einigen Augenblicken gewann ſie wieder einige Faſſung und ſtotterte: Tante, Sie erkennen mich vielleicht nicht mehr...

O doch! Ich erkenne Sie, Feliſe, gab Fräulein Philippine v. Saulieu zur Antwort, nachdem ſie einen einzigen Blick auf ihre Nichte geworfen und ſich dann mit einem Schauer abgewendet hatte, welcher die unwillkürliche Empfindung der Abneigung und des Schmerzes, die ihre Seele erfüllten, verrieth; aber alsbald dieſe erſte Regung unterdrückend, fügte ſie hinzu: Es muß Ihnen im Kloſter nicht gefallen haben, da Sie es zu verlaſſen wünſchen?

Ja, ſeitdem ich meine gute Tante Geneviève verloren habe, antwortete ſie weinend. So lange ſie lebte, dachte ich nicht daran, nach einem andern Aufenthalte zu verlangen. Hätte ich ſie jemals verlaſſen können? Ich liebte ſie ſo ſehr! Ich war ganz klein zu ihr gekommen, und ich kannte keine andre Verwandte; denn Sie, Tante, ſah ich niemals und hatte Sie faſt vergeſſen.

Bei dieſen Worten erhob ſie die Augen, um die edle und ſchöne Geſtalt anzuſehen, von der eine dunkle Erinnerung noch in ihrem Gedächtniß lebte; aber ſie mußte faſt glauben, es ſtehe eine andre Perſon vor ihr. Die ſchönen blonden Haare, die ehemals in goldnen Locken herabfielen, waren ganz weiß geworden und umſchlangen mit ſilbernen Streifen eine von Furchen durchzogene Stirn; die zarten Züge waren abgezehrt und welk; ein vorzeitiges Alter hatte dieſe Königingeſtalt gebeugt. Fräulein v. Saulieu hatte noch ganz die tiefe Trauer beibehalten, die ſie bei ihrer Ankunft in Paris getragen; ihr Kleid von Ras de Saintmaur ging hinten in eine lange Schleppe aus wie ein Witwenmantel, und ihre Haube von ſchwarzem Crepp war mit bronzirten Nadeln von Stahl befeſtigt. Feliſe betrachtete ſie einen Augenblick mit ſchmerzlichem Staunen und ſagte alsdann: Sie haben wegen des Todes meiner Tante Geneviève große Trauer angelegt.

Ich trage ſie ſeit zehn Jahren, und werde ſie Zeit meines Lebens beibehalten, erwiederte Fräulein v. Saulieu.

Suſanne war zugleich mit Feliſen in den Salon getreten und ſchien mit Unruhe die Einwirkung zu beobachten, die dieſes erſte Gegenüberſtehen auf ihre Herrin machte. Jedenfalls gewahrte ſie, daß ſich Fräulein v. Saulieu bereits von dem peinlichen Eindruck, den der Anblick ihrer Nichte in ihr hervorgebracht, wieder erholt hatte, denn ſie näherte ſich Feliſen und ſagte zu ihr mit ſanfterem Tone: Beliebt es dem gnädigen Fräulein vielleicht, ſich auf Ihr Zimmer zu begeben?

Wie Sie meinen, Suſanne, entgegnete ſie, innerlich ganz zufrieden mit der Ausſicht, ſich aus der Verlegenheit dieſer Unterhaltung, die ihre Tante ſo kärglich nährte, zu retten. Als ſie ſich verneigt und ihr den Rücken gekehrt hatte, folgte ihr Fräulein v. Saulieu mit dem Blick und murmelte mit einem Seufzer, der aus dem tiefſten Grunde eines blutenden und zerriſſenen Herzens emporzuſteigen ſchien: Mein Gott! welches Opfer!...

Digitized by Google

Alsdann ſetzte ſie ſich wieder auf den gewohnten Platz, nahm ihre Stickerei zur Hand und fing an mechaniſch zu arbeiten.

Die Wohnung des Fräulein v. Saulieu im Erdgeſchoß beſtand aus drei großen Zimmern, welche die ganze innere Façade ausfullten, an die dann noch auf jeder Seite ein dem Garten zugewendeter Flügelausbau ſtieß. Dieſer Ausbau von nur geringer Tiefe, hatte in jedem Stockwerk nur ein Zimmer. Das an die Appartements des Fräulein v. Saulieu ſtoßende Flügelzimmer war in aller Eile für Feliſen eingerichtet worden. Dies Gemach zeigte jedoch nichts von dem freundlichen und netten Ausſehen der Kloſterzellen; die Wände, mit in Camail bemaltem Getäfel bekleidet, waren ſonſt nicht tapezirt. Jede einzelne Abtheilung bildete ein Gemälde mit allegoriſchen Figuren, wie die Jahreszeiten, die Elemente u. ſ. w., ſo daß daraus eine Prozeſſion von weißen Geſtalten auf grauem Grunde von der allertrubſeligſten Wirkung entſtand. Das Kamin, unter deſſen Sturz man aufrecht ſtehen konnte, war mit Feſtons in Marmorarbeit verziert, und das auf einer Eſtrade ſtehende Himmelbett war groß genug, um ein Kind in Erſtaunen zu ſetzen, welches an das ſchmale Lager mit dem einfachen weißen Vorhang, in dem die Penſionärinnen der Annunciaten ſo ruhig ſchlummerten, gewohnt war.

Der Abend nahte und die hohen Fenſter, die auf den Garten hinausblickten, ließen nur ein trubes Dämmerlicht in's Zimmer, das mit jedem Augenblick dunkler wurde. Der Herbſtwind ſtrich durch die Thüren und machte die Vorhänge am Getäfel raſcheln. Feliſe ſetzte ſich wie erſtarrt auf ein Tabouret und muſterte das Zimmer mit betrübtem Blick. Suſanne brannte zwei Kerzen an, öffnete einen ſchönen mit Perlmutter und Schildkrot ausgelegten Schrank, wie ſie damals die Stelle des Sekretärs und der Kommode vertraten, und brachte in deſſen Käſten die beſcheidene Habe der jungen Penſionärin unter. Unter den ſorgſam zuſammengelegten Kleidern und der Wäſche befand ſich das Kaſtchen, welches Fräulein v. Saulieu an dem Tage, wo Feliſe in dem Kloſter angekommen, der Schweſter Geneviève ubergeben. Da es ſofort in die Hände der Superiorin niedergelegt worden, ſo hatte es bis jetzt in einem Schranke der Sakriſtei geruht, und Feliſe erinnerte ſich deſſen nicht mehr. Selbſt jetzt bemerkte ſie nicht die Bewegung, welche Suſanne bei ſeinem Anblick gemacht hatte. Die alte Dienerin warf nur einen Blick auf das reiche Käſtchen, und beeilte ſich dann, es in einem geheimen Fach unterzubringen, das ſie ſogleich verſchloß. Als ſie fertig geworden, zog ſie die Vorhänge des Bettes auf, legte die Decke zurecht und ſagte zu Feliſen, die, die Hände unter der Schurze gefaltet und den Kopf gebeugt, ihr ohne ein Wort zu ſprechen mit dem Auge folgte: Jetzt, gnädiges Fräulein, werde ich Ihr Abendeſſen fertig machen laſſen; dann werden Sie ſchlafen gehen ...

Schon! bemerkte Feliſe; im Kloſter legte man ſich erſt um neun Uhr zu Bett. Ich bin noch nicht mude, und ich will meiner Tante fur den Abend Geſellſchaft leiſten, wenn ſie es erlaubt.

Sie bleibt Abends nie auf, erwiderte Suſanne; ſobald die Nacht angebrochen iſt, legt ſich das gnädige Fräulein in's Bett und Niemand im Hauſe regt ſich mehr.

Jeſus! Was Sie mir da ſagen! Unſre ehrwurdige Mutter Superiorin ſagte immer, daß man, um vor böſen Traumen frei zu ſein, vor dem Schlafengehen durch Zerſtreung den Geiſt erheitern und durch Gebet die Seele

Digitized by Google

reinigen müſſe. Sucht ſich meine Tante nach dem Souper nicht zu zerſtreuen?

Sie ſoupirt nicht; in Kurzem werde ich ihr in ihrem Bett einen Zwieback und ein Glas Waſſer ſerviren; dies iſt ihr einziges Abendmahl.

Und ſo bleibt es das ganze Jahr hindurch?

Das ganze Jahr; aber Sie ſind nicht gezwungen es auch ſo zu machen. Ihnen wird zum Abendeſſen ſervirt ſein.

Ich habe keinen Hunger, erwiderte Feliſe traurig. Doch als ſie ſah, daß Suſanne eine Kerze nahm und gehen wollte, hielt ſie es doch für beſſer ihr zu folgen, als bis zum andern Morgen allein in dieſem großen Gemach zu weilen, das auf ſie einen ſo unheimlichen Eindruck machte. Der Speiſeſaal, wohin Suſanne ſie jetzt führte, war groß und dunkel, wie die andern Zimmer, und Abends drang der Schimmer der Kerzen nicht bis zu der Decke hinauf, die kuppelförmig gewölbt und im italieniſchen Geſchmack gemalt war. In der Mitte des Saales ſtand eine große Tafel, gedeckt mit Silbergeſchirr, aber mit einem einzigen Couvert; der gegenüberſtehende Credenztiſch war mit ſilbernen Schüſſeln von ausnehmender Größe beſetzt, die in dem Zwielicht wie Schilde leuchteten.

Feliſe nahm Platz, während ſie mit verwundertem Auge das prunkende Couvert und den Saal muſterte, deſſen Getäfel faſt erleuchtet ſchien von dem Ueberfluß an Silberzeug, das die Schränke belaſtete. Das arme Kind machte einen Verſuch, das kalte Ambigu, das man ihr vorgeſetzt, zu koſten, konnte aber blos etwas Obſt und einen Tropfen Wein genießen. Während ſie dieſes mäßige Mahl zu ſich nahm, ſtand Balin, die Serviette unter dem Arme, hinter ihrem Stuhle, um die Teller zu wechſeln und ihr einzuſchenken. Die Geſtalt dieſes alten Dieners vermiſchte ſich in ihrer Seele mit den dunkeln Erinnerungen aus ihrer erſten Kindheit, und ſie begann über die ſchon ferne Zeit nachzudenken, wo ſie an der Pforte des Kloſters der Annunciation angekommen; ſie erinnerte ſich an den Moment, wo Balin ſie aus dem Wagen gehoben und nach der Pforte getragen, während der ſchwere Thorflügel ſich geräuſchlos vor ihr öffnete. Es iſt lange her, ſeitdem ich Sie nicht geſehen habe, ſagte ſie plötzlich und wandte ſich nach dem alten Diener um, aber doch beſann ich mich gleich auf Ihr Geſicht; doch Sie hätten mich gewiß nicht wieder erkannt, wenn Suſanne mich nicht angemeldet hätte?

Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, gab Balin blos zu Antwort.

O! ſagte ſie mit ungläubigem Tone und indem ſie die Hand in gleicher Höhe mit dem Tiſch hielt, ich war blos ſo groß, als Sie mich in das Annunciatenkloſter brachten, und mein Geſicht iſt auch nicht mehr das eines fünfjährigen Kindes.

Nicht nach der Erinnerung, die ich von den Zügen des gnädigen Fräuleins hatte, habe ich ſie wiedererkannt, entgegnete Balin, ſondern durch eine Familienähnlichkeit.

Sehe ich etwa meiner armen Mutter ähnlich? frug lebhaft Feliſe.

Balin ſeufzte und machte eine verneinende Geberde.

Dann erinnert Sie mein Geſicht an meinen Vater, fuhr Feliſe fort; ach, meinen Vater ſehe ich blos wie im Traume, ich erinnere mich ganz dunkel ſeiner Züge.

Sie irren ſich, das iſt nicht möglich, murmelte Balin.

Feliſe lehnte ſich mit dem Arm auf die Tafel, den Blick ſinnend, die Stirn auf die Hand geſtützt und ſagte langſam mit einzelnen Unterbrechungen,

wie Jemand, der ſich dunkle Erinnerungen klar zu machen ſtrebt: Wir wohnten in einem Schloſſe. Es war dort ein blautapeziertes Zimmer und viele Roſenſtöcke vor dem Fenſter. Das war das Zimmer meiner Mutter, glaube ich ... aber ich kann mich auf meine Mutter nicht mehr beſinnen ... Die Züge meines Vaters habe ich ganz deutlich vor Augen. Er hatte ein ſchönes Geſicht, eine hohe Stirn und ſah ſehr bleich aus. Eines Tages, und das muß das letztemal geweſen ſein, wo ich ihn ſah, war er ganz ſchwarz gekleidet, und vor dieſer häßlichen Tracht muß ich mich gefürchtet haben, denn als er mich an ſeine Bruſt drucken wollte, wendete ich mich ſchreiend ab. Das war nicht im Schloſſe; es war an einem Orte, auf den ich mich nicht recht beſinnen kann ... Doch ich ſehe, ſehe noch ...

Sie unterbrach ſich, um ſich auf Scenen zu beſinnen, deren Einzelheiten in ihrer Erinnerung zerſtreut waren; dann wandte ſie ſich plötzlich wieder gegen Balin und ſagte: Aber Sie waren auch da, ich beſinne mich, Sie trugen mich auf Ihrem Arme nach dem Zimmer, wo mein Vater war ... Dann brachten Sie mich zu meiner Tante Philippine und ich habe auf dem ganzen Wege nur geweint, ich weiß nicht weshalb. Sie ſehen, ich erinnere mich noch recht gut.

Es iſt wahr! ſagte Balin, der ihr, immer bleicher werdend, zugehört hatte und deſſen zitternde Lippen blos dieſe Worte hervorbringen konnten; aber Feliſe, mit ihren eignen Gedanken beſchäftigt, bemerkte ſeine Unruhe nicht. Nach einem langen Stillſchweigen fuhr er fort: Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einen Rath gebe. Wiederholen Sie gegen Suſanne niemals, was Sie jetzt geſprochen haben; hüten Sie ſich vor allem vor dem gnädigen Fräulein, davon zu reden, und fragen Sie ſie niemals über Ihre Familie.

Mit dieſen Worten nahm er eine Kerze und ging Feliſen, die niedergeſchlagen nach ihrem Zimmer zurückkehrte, voraus. Suſanne brachte ſie ſogleich zu Bett, machte dann die Runde im Zimmer, ſah nach, ob alles verſchloſſen ſei und entfernte ſich, indem ſie die brennende Kerze mit ſich fortnahm. Als Feliſe ſich allein ſah, umgeben von Schweigen und Finſterniß, fing ſie an nachzudenken und ſich zu ſammeln. Seitdem ſie die Schwelle des Kloſters überſchritten, hatte ein niederſchlagendes Gefühl des Staunens ihr ihren Schmerz in Vergeſſenheit gebracht; aber als ſie dieſe düſtern Gemächer, dieſe melancholiſchen Geſichter nicht mehr vor Augen ſah, als nicht mehr die ſcharfe Stimme Suſannens und das heiſere Falſet Balins an ihr Ohr ſchlugen, dachte ſie von neuem an die arme Tante Geneviève und fing an bitterlich zu weinen. Lange Zeit befeuchtete ſie mit ihren Thränen das Kiſſen von feinem holländiſchen Leinen, auf dem ihr Haupt ruhte; gegen Morgen ſchlief ſie endlich ein, geiſtiger und körperlicher Ermattung unterliegend.

Bei Tag und bei Nacht herrſchte ein trübes Schweigen in dem Hotel des Fräulein v. Saulieu; man vernahm dort keinen Lärm der Außenwelt, denn die innere Façade war von der Straße durch den Hof und die tiefe Vorhalle, deren Thüren beſtändig geſchloſſen waren, getrennt. Als Feliſe erwachte, verrieth ihr ein ſchwacher Sonnenſtrahl, der durch eine Ritze der Jalouſien auf ihr Kopfkiſſen fiel, daß es heller Tag ſei. Sie ſtand eilig auf; in dieſem Augenblick ſchlug eine Uhr in der Nachbarſchaft, die Kloſteruhr vielleicht, neun.

Heilige Jungfrau! Tante Philippine wird ſchmälen und die böſe Suſanne mich eine Faullenzerin nennen, ſagte Feliſe naiv zu ſich ſelbſt; um dieſe Stunde muß das ganze Haus ſchon lange aufgeſtanden ſein.

Digitized by Google

Sie nahm ſich kaum die nöthige Zeit zum Ankleiden, öffnete dann ihre Thür mit einer Art Furcht und trat in einen Saal, der ihr Zimmer von den Gemächern des Fräulein von Saulieu trennte; die Fenſter waren noch geſchloſſen und die tiefſte Stille herrſchte im Hauſe. Dieſes Schweigen, dieſes Zwielicht ſtößten ihr einigen Schauer ein; ſie ging nur zögernd und ſchüchtern weiter, bis ſie am andern Ende des Saales eine halboffene Thür erblickte, durch welche das helle Licht des Tages glänzte; ſie wagte es, ſie ganz aufzuſtoßen und trat in ein großes Zimmer, welches auf den Garten hinausſah. In dieſem Salon war ſie am Abend vorher empfangen worden, aber ſie hatte weder ſeine Lage, noch ſeine Einrichtung beachtet.

Niemand ließ ſich blicken; kein Geräuſch war zu vernehmen. Feliſe muſterte mit neugierigem Auge dies Gemach, wo ſich Fräulein v. Saulieu gewöhnlich aufhielt. Ihre Blicke fielen zuerſt auf zwei Porträts, zu beiden Seiten des Kamins. Das eine, welches ſie ſogleich erkannte, ſtellte ihre Tante Philippine dar, aber wie ſie dieſelbe nie geſehen hatte, in reichem Putz, die blonden Haare mit Perlen untermiſcht, Blumen am Buſen und ein Lächeln auf den Lippen. Auf dem andern Bilde ſah man einen Mann in der Blüte ſeiner Jahre; die knappe Oberſtenuniform hob ſeinen geſchmeidigen und kräftigen Wuchs hervor; in der einen Hand hielt er einen Federhut, mit der andern ſtreichelte er ein ſchönes Windſpiel. Dies Gemälde war von eigenthümlicher Wahrheit; hauptſächlich das ſanfte, klare und tiefe Auge war wie das eines Lebenden. Dieſe beiden Geſtalten, ſo ſchön, ſo herrlich, auf deren Stirn der glückliche Stolz, der heitre Muth, die lebendigen Hoffnungen der Jugend ſtrahlten, ſchienen gar nicht an ihrer rechten Stelle zu ſein in dieſem geräumigen Saale, der wie eine Witwenwohnung ganz mit Schwarz behangen war und deſſen Fenſter Gazevorhänge verhüllten. Der Lehnſeſſel des Fräulein v. Saulieu ſtand dieſen Bildern gegenüber. Hinter ihm ſtand eine ſpaniſche Wand, deren Grau in Grau gemalte Abtheilungen mit Attributen der Trauer bedeckt waren. Neben dem Seſſel, auf einem Gueridon, lag eine angefangene Stickerei und ein Gebetbuch. Eine große graue Katze lag zuſammengeballt auf dem Fauteuil und folgte mit halboffenem Auge allen Bewegungen Feliſens, die langſam die Runde im Zimmer machte und zuletzt zu den Porträts zurückkehrte, die ſie lange Zeit mit träumeriſcher Neugier betrachtete. Der Anblick dieſer ſtolzen und ſchönen Geſtalten erweckte in ihrer Seele dunkle Erinnerungen und ſie konnte ihren Blick nicht davon abwenden. So fand ſie Suſanne.

Sie ſchon, gnädiges Fräulein! ſagte die mürriſche Dienerin; ich wollte Sie eben wecken.

Ich danke Ihnen, Suſanne, antwortete dieſe und wandte ſich mit Lebhaftigkeit um; ich fürchtete zu lange geſchlafen zu haben und habe mich beeilt, mich anzukleiden. Ich bin mit meinem Morgengebete ziemlich ſchnell fertig geworden, und bin dann hierher gekommen, in der Hoffnung, meine Tante hier zu finden.

Das gnädige Fräulein ſteht erſt zu Mittag auf, gab Suſanne zur Antwort.

Jeſus! Sie ſchläft noch?

Sie ruht, entgegnete die Dienerin; ſie iſt ſo geſchwächt!

Ja freilich, ſie ſieht jetzt recht alt aus, ſagte Feliſe und ſah das Porträt an; ihr Geſicht iſt ganz blaß und voller Runzeln. Welcher Unterſchied mit dieſem Bilde!

Digitized by Google

So war ſie, wie ſie zwanzig Jahr alt war, ſagte Suſanne mit einem Seufzer; wer würde ſie jetzt wiedererkennen?

Und das andre Porträt, frug Feliſe, ſtellt wol auch Jemanden aus unſrer Familie dar?

Suſanne antwortete nur mit einem Kopfſchütteln.

Es iſt das Porträt eines Verſtorbenen? frug Feliſe mit inſtinktmäßigem Scharfſinn fort.

Bei dieſer zweiten Frage erbebte Suſanne und ſah Feliſen mit einem Blick voller Unruhe, Staunen und einem geheimen Entſetzen an, als ob dieſes bloße Wort in ihrem Geiſte traurige Erinnerungen geweckt hätte. Als ſie ſich wieder etwas erholt hatte, ſagte ſie kurz: Laſſen Sie nie merken, daß Sie dieſe Bilder beachten; hauptſächlich erwähnen Sie dieſelben nie gegen das gnädige Fräulein. Sie können jetzt im Garten ſpaziren gehen, wenn Sie Luſt haben.

Mit dieſen Worten öffnete ſie eine der Glasthuren und ſchob Feliſen mit ſanfter Gewalt auf den Perron hinaus. Der Garten, der die ganze Länge der innern Façade des Hotels einnahm und auf der andern Seite von einer hohen, baufälligen Mauer begrenzt war, ſah aus wie ein Feſtungsgraben ohne Waſſer, in dem man ein paar Beete angelegt hat. Die hohen Gebäude, welche ihn gegen Süden uberragten, ließen ſelbſt im hohen Sommer keine Sonnenſtrahlen hinabdringen; einige verkummerte Strauche ſpaniſcher Hollunder, ein paar Schneeballbuſche wiegten ihre Zweige in dieſem ewigen Schatten; aber keine Blume erbluhte in den dunnen Buchsbaumeinfaſſungen, welche ſymmetriſche Abtheilungen vor den Fenſtern bildeten; nur Moos wucherte auf dem Boden, auf den Steinen und ſelbſt auf den verkümmerten Sträuchen. In der Ecke des Gartens, welche die Einfaſſungsmauer, und der Seitenflügel, in dem ſich Feliſens Zimmer befand, bildeten, ſtand eine Art Laube mit durchbrochenem Dache, mit einigen Epheuranken bekleidet. Dieſes Fleckchen hatte ſich Balin in ſeinen Mußeſtunden eingerichtet und er ward nicht müde, um daſſelbe kletternde Pflanzen zu ſäen, von denen kein Menſch das erſte Blättchen hatte keimen ſehen.

Feliſe ſetzte ſich auf die oberſte Stufe der Freitreppe; der Garten der Annunciaten erſchien ihr wie ein irdiſches Paradies in Vergleich mit dem, was ſie jetzt vor Augen hatte, und ſie fand, daß das ſchwarzbehangene Zimmer ihrer Tante einen viel traurigern Anblick gewähre, als die Kloſterſäle. Vielleicht hätten ſich die Prophezeiungen des Paters Boinet jetzt ſchon erfullt, vielleicht hätte ſich Feliſe ſchon wie die Iſraeliten nach der Sklaverei zuruckgeſehnt, wenn nicht ein Wort Suſannens ihren Gedanken plötzlich eine andre Richtung gegeben hätte.

Die alte Dienerin öffnete halb die Glasthür und ſagte zu ihr mit unfreundlichem Tone:

Da Sie nicht ſpaziren gehen, ſo kommen Sie, ich will Sie aufkleiden. Es iſt heute Sonntag, wir müſſen in die Meſſe gehen.

Ich ſoll ausgehen! Ich ſoll auf die Straße gehen! rief Feliſe, das Herz bebend vor Erſtaunen und Freude; Jeſus! daran dachte ich nicht, ich vergaß, daß es hier keine Klauſur gibt!

Die Toilette dauerte nicht lange; Suſanne warf ihr über ihr Penſionärinnenkleid einen weitfaltigen Rock von ſchwarzem Floret; dazu kam noch ein Mantel von gleichem Stoff und eine Mütze mit unter dem Kinn zuſammengebundenen Bärbchen, die wie ein Dach uber die Augen vorragte und nur den untern Theil des Geſichts ſehen ließ.

Als die alte Suſanne die letzte Nadel angebracht hatte, ging Feliſe nach der Thür, ohne nur daran zu denken, einen einzigen Blick in den Spiegel zu werfen, vor dem ſie ſich angekleidet, und ſagte voll freudiger Ungeduld:

Nun, ich bin fertig; gehen wir. — Dann aber fügte ſie ſich beſinnend hinzu: Wir müſſen wol auf Tante Philippine warten?

Das gnädige Fräulein geht nie aus, erwiderte Suſanne; ſie hat Dispens bekommen, die Meſſe für ſich in ihrem Gebetbuch zu leſen; ich werde Sie begleiten.

Es war grade einer der ſchönen Herbſttage, welche die ganze pariſer Bevölkerung aus den Häuſern locken; die geringen Bürger gingen ſchon in ihren Sonntagskleidern auf den Straßen ſpaziren; Karoſſen fingen ſchon an zu rollen und von allen Seiten vernahm man das dumpfe, ununterbrochene und eintönige Brauſen, ähnlich fernem Wellengetöſe, das man Tag und Nacht in der großen Stadt hört.

Feliſe ging einen Schritt vor ihrer Duenna, munter und leicht wie ein Vogel. Eine Art Schwindel hatte ſie ergriffen, wie ſie die freie Luft einathmete; der Inſtinkt der Freiheit war lebendiger, gebieteriſcher in ihrer Seele erwacht; es war ihr, als genügten ihr die Füße nicht mehr, um den Raum zu durcheilen; ſie hätte fliegen mögen, wie ein Vogel. Suſanne, über dieſe Lebhaftigkeit ärgerlich, brummte oder hielt ſie manchmal an ihrem Kleide feſt, und ſagte mit ſtrafender Miene:

Sehr ſchön, gnädiges Fräulein! Sie laufen wie eine Botenfrau. Gehen Sie doch geſetzt und ruhig, ohne die Leute anzuſehen und ohne ſich jeden Augenblick umzudrehen, wie eine Wetterfahne.

Aber Feliſe konnte ſich nicht enthalten, oft ſich umzudrehen inmitten dieſer Menge, die ſich dicht an den Häuſern hinwälzte, während die Kutſchen auf der Mitte der Straße rollten, und ſie ſah mit neidendem Blicke den Mädchen im Sonntagsſtaate nach, die allein durch die Straßen gingen. Suſanne führte ſie in die Jeſuitenkirche in der Straße St. Antoine; als ſie die Bettler erblickte, die ihre Wunden und ihre Lumpen vor der Thür zur Schau trugen und mit kläglicher Stimme um Almoſen baten, blieb ſie erſtaunt ſtehen; in den Klöſtern, wo man doch das Gelübde der Armuth ablegte, bekam man das Elend nie vor Augen, und dies war das erſtemal, wo Feliſe Arme ſah. Ihre natürliche Gutherzigkeit wurde ſogleich rege; ſie wendete ſich nach Suſannen um und ſagte zu ihr mit einem Blick auf die hungernde Schaar: Ich möchte ihnen Geld geben.

Sie können es thun, erwiderte Suſanne und holte aus der Taſche eine Handvoll Scheidemünze, welche ſie Feliſen hinreichte, Sie können dies und noch viel mehr geben; Sie ſind reich.

Feliſe hörte die Meſſe ſehr zerſtreut an; die Kirche war voll vornehmer Welt, und anſtatt in ihrem Gebetbuch zu leſen, betrachtete ſie alles ringsum mit einer leicht erklärlichen Neugier. Die Traurigkeit der Frauen fiel ihr beſonders auf; ſie liebte inſtinktmäßig die Eleganz und den Reichthum. Beim Herausgehen aus der Meſſe gewahrte ſie durch die halboffne Thür eines Ladens ſeidne Stoffe und Spitzen.

Ich möchte dies kaufen, ſagte ſie und blieb ſtehen.

Dies Atlaskleid mit weißen Blumen auf ſchwarzem Grunde und dieſe ſeidnen Spitzen? ſagte Suſanne mit gleichgiltiger Miene.

Ja, das meine ich.

Sie ſollen die Sachen morgen haben; heute iſt es nicht möglich; die Kaufleute machen heute zum Sonntag keine Geſchäfte.

Zu Hauſe angekommen, fand Feliſe ihre Tante im Salon. Sie ſaß an ihrem gewohnten Platz, mit dem Rücken gegen die ſpaniſche Wand, welche eine Art Cabinet in dem geräumigen ſchwarztapezirten Saale bildete. Sie las die Meſſe in dem Gebetbuch, welches vor ihr auf dem Gueridon neben ihrer zuſammengerollten Arbeit lag; die graue Katze hockte ſchlummernd auf der Mitte des Kiſſens, auf das ſie kaum ihre Fußſpitzen ſtützte. Sie beantwortete den Gruß Feliſens mit einer Kopfbewegung, winkte ihr ſich zu ſetzen und fuhr fort zu leſen. Mit dem erſten Glockenſchlage der Mittagsſtunde ſchloß ſie das Buch. Balin öffnete die Flügelthüren des Speiſeſaals und rief aus: Gnädiges Fräulein, es iſt ſervirt. — Darauf ging man zu Tiſche. Das ſchauerliche Gelag, wo die Bildſäule des Comthurs präſidirte, war nicht ſchweigſamer und unheimlicher, als dieſes Familienmahl, deſſen prunkendes Ausſehn ſeltſam mit der kleinen Anzahl und dem trüben Geſicht der Gäſte contraſtirte. Die arme Feliſe wagte kaum einen Biſſen in den Mund zu nehmen oder die Augen aufzuſchlagen; das ſtrenge, unbewegliche Antlitz ihrer Tante ſchüchterte ſie ein; ſie kam ihr wie ein übernatürliches Weſen, zu gleicher Zeit lebendig und todt, vor. Man hätte in der That ſagen können, Fräulein v. Saulieu denke einzig daran, das Daſein mit den möglichſt beſchränkten Mitteln zu friſten, und ihr einziges Ziel ſei, zu einem vollkommen paſſiven Leben zu gelangen. Sie ſprach kaum und ging nur, um ſich aus ihrem Schlafgemach in den Salon zu begeben; ſie war nie bis an die Thür der Vorhalle gekommen; ſie war nie in dem feuchten Garten ſpaziren gegangen, deſſen bemooſte Pfade ſie von ihrem Stuhle aus erblickte.

Kein fremdes Geſicht war im Hauſe erſchienen, ehe der Pater Boinet dem Fräulein v. Saulieu den diplomatiſchen Beſuch abſtattete, deſſen Frucht die Rückkehr Feliſens zu ihrer Tante geweſen. Nach dieſem Ereigniß hatte er die Schwelle des Hotels nicht wieder überſchritten: wahrſcheinlich hatte er eingeſehen, daß die Anchoretin ihn nicht gern zum zweitenmale empfangen würde.

Suſanne, der alte Balin und eine dicke Magd, Namens Cateau, bildeten die ganze Dienerſchaft des Hauſes. Cateau kam nie aus der Küche heraus und hatte im Verlauf von neun Jahren kein einzigesmal das Geſicht des Fräulein v. Saulieu geſehen, ja nicht einmal von fern ihre geiſterhafte Geſtalt erblickt. Der alte Balin, immer ernſt und ſchweigſam, brachte ſein Leben auf den Bänken des Vorzimmers hin; ſeine einzige kümmerliche Zerſtreuung war, den Garten zu pflegen, wo er noch nie die Freude gehabt hatte, eine einzige Blume erblühen zu ſehen. Suſanne verließ nicht das Zimmer ihrer Herrin; ſeit langer Zeit gewohnt, ſie zu bedienen, bedurfte ſie keines Befehls mehr und kam allen ihren Wünſchen zuvor, ehe ſie noch ausgeſprochen waren. Oft verlebten dieſe beiden Frauen, die ſich nicht mehr verließen, einen ganzen Tag, ohne ein einziges Wort miteinander zu ſprechen.

In dieſer düſtern Umgebung lebte die arme Feliſe ganz verlaſſen. Man befriedigte ihre Bedürfniſſe, ſelbſt ihre Grillen mit einer Art Verſchwendung; ſie hatte neue Kleider, Spitzenhauben und ſelbſt Geld für die Armen; aber alle dieſe Aufmerkſamkeiten beſchränkten ſich lediglich auf die materielle Seite des Lebens, deren Befriedigung Suſanne übernommen hatte. Niemals vernahm ſie aus dem Munde der ungeſelligen Dienerin ein freundliches und theilnehmendes Wort. Ihre Tante, die ſie anfangs mit offenbarer Abneigung

Digitized by Google

angeſehen, betrachtete ſie bald auf dieſelbe Weiſe wie alle andern Dinge, mit trüber Gleichgiltigkeit. Mochte eine Perſon, die ſo ſehr in ſich ſelbſt zurückgezogen lebt, einem Einfluß von Außen nicht lange zugänglich ſein, oder mochte es ihr gelungen ſein, durch eine Kraftanſtrengung des Willens den erſten Eindruck zu überwinden, kurz Fräulein v. Saulieu ertrug mit ſtoiſcher Gleichgiltigkeit die Anweſenheit dieſes Kindes, oder bemerkte es vielmehr gar nicht.

Vom erſten Tage an hatte Feliſe eingeſehen, daß das Kloſter, mit dem Hauſe ihrer Tante verglichen, ein Ort reich an Zerſtreuungen und Unterhaltung ſei. Dennoch dachte ſie gegen die Prophezeiungen des Paters Boinet nicht daran, dahin zurückzukehren. Eine weniger energiſche Natur hätte dieſes Leben nicht ertragen; aber ihr Charakter, in dem ſich Kraft und Leichtſinn, Lebendigkeit und Hartnäckigkeit vereinigten, erhielt ſie gegen die ſchlimmſten Prüfungen aufrecht. Sie ertrug die Langeweile und den Müßiggang der ganzen Woche in der Hoffnung, Sonntags eine Stunde auszugehen; auch tröſtete ſie die Art Freiheit, welche ſie, ganz ſich ſelbſt überlaſſen, genoß, einigermaßen über ihr Alleinſtehen.

Des Morgens ſtand ſie ziemlich früh auf, wo ſie dann, bewegt von dem natürlichen Thätigkeitstrieb der Kindheit, in ihrem Zimmer alles umkehrte, die angefangene Arbeit zehnmal hinlegte und wieder anfing, im Garten ſpaziren ging, und ſich ſo zu thun machte, bis die lange gelbe Hand Suſannens die Glasthür des Salons öffnete. Dann ſetzte ſie ſich in die Ecke des Zimmers und rührte ſich nicht, bis der erſte Glockenſchlag zwölf und die Stimme Balins gleichzeitig verkündete, daß die Tafel gedeckt ſei. Nach dem Diner, welches eine Viertelſtunde dauerte, verfügte ſich Fräulein v. Saulieu wieder in den Salon und griff ſchweigend zu ihrer Arbeit. Feliſe ſetzte ſich an die ſpaniſche Wand und da ſie ſich ſcheute, ihre Tante anzureden, ſpielte ſie ſtill mit der großen grauen Katze und ſagte ihr leiſe Schmeichelworte. Zuweilen blickte Fräulein v. Saulieu auf und rief ihre Katze, und dann ſprach Feliſe auch zu ihr. Auch erkühnte ſich wol Feliſe, für den Liebling zu antworten. Auf dieſe Weiſe gelang es ihr, aber ſelten, ſich mit ihrer Tante zu unterhalten.

Eines Tages, wo ſie fruher aufgeſtanden war als gewöhnlich und in dem noch von dem Morgennebel feuchten Garten ſpaziren ging, bemerkte ſie, daß Balin noch nicht im Vorzimmer ſei, deſſen offne Thür und Fenſter einen Einblick in die große Vorhalle und dahinter auf die den Hof beſchattenden Linden erlaubte. Feliſe ging auf den Zehen bis in die Vorhalle; es war niemand darin. Einen Augenblick fühlte ſie ſich verſucht, ſich auf die Straße hinaus zu wagen; aber ſie fürchtete, auf dem Hofe Balin zu treffen. Dafur fiel ihr die große Treppe in die Augen, mit einer dicken Schicht Staub bedeckt, auf der ſie die breiten Fußtapfen des Alten nicht gewahrte, und ſie kam auf den Einfall, hinaufzuſteigen. Alle Zimmer des erſten Stocks ſtanden offen. Es waren, wie im Erdgeſchoß, große Säle, aus denen man auf den Garten hinausſah, Zimmer, deren Wände und Decken Gemälde ſchmückten; aber es zeigte ſich keine Spur von Hausrath, und ſchon der bloße Anblick der Gemächer zeigte, daß ſie ſeit langer Zeit unbewohnt ſeien. Nur in der Schlafkammer hing ein vergeſſener Streifen Tapete und das Kaminblatt war unter einem Haufen vermoderter Papiere und zerriſſener Bücher halb verſteckt. Auf dem Sims lagen zwei kleine Bucher, welchen die Zeit einen Einband von Staub gegeben. Feliſe nahm ſie maſchinenmäßig mit den Fingerſpitzen auf: es waren Perraults Märchen und ein einzelner Band der Prinzeſſin von Cleve.

Digitized by Google

Eine ſchmale Treppe führte zu dem zweiten Stockwerke, einem Dachgeſchoß, wo ehedem die Dienerſchaft ihre Schlafzimmer gehabt hatte. Eigentlich hatten die Lakaien viel angenehmer gewohnt als die Herrſchaft; denn alle dieſe kleinen Zimmer gewährten eine Ausſicht auf ein benachbartes Grundſtück, welches dem in den untern Fenſtern Stehenden die hohe Gartenmauer verbarg, und in Blumenbeeten mit Springbrunnen, einem Raſenrondel, Heckengängen und Alleen ausgelegt war.

O, welch herrlicher Ort! rief Feliſe ganz entzückt und ſteckte den Kopf zu dem runden Dachfenſter hinaus; aber ſie zog ihn gar ſchnell zurück, als ſie unten den alten Balin erblickte, der ganz gravitätiſch zwiſchen den Roſenſtöcken, die er gepflanzt hatte und die durchaus nicht bluhen wollten, auf- und abſchritt. Hinter dem Fenſterflügel verſteckt, ſchwelgte ſie noch einmal in der Ausſicht auf das Paradies, das ſie eben entdeckt; dann ſchlich ſie auf den Zehen hinab, huſchte wie ein Schatten hinter Balin weg und eilte in ihr Kämmerchen, wo ſie ſich einſchloß. Ohne einen beſondern Werth darauf zu legen, hatte ſie die beiden auf dem Kaminſims gefundenen Bücher mit ſich genommen. Sie ſchenkte Anfangs ihnen kaum einen Blick und ſteckte ſie in einen Schubkaſten; aber eines Tages, wo ſie ſich mehr langweilte als gewöhnlich, ſuchte ſie dieſelben wieder hervor. Für ein halbes Kind, welches blos das Gebetbuch der Annunciaten in Händen gehabt, war das Buch Perraults etwas Wunderbares, Staunenerregendes. Feliſe las dieſe naiven Feenmärchen mit demſelben Gefühle, mit dem junge Mädchen den erſten Roman leſen, der ihnen in die Hände fällt, mit einer Neugier, einer Erregung und einem Entzücken, die ſich gar nicht beſchreiben laſſen. Alle dieſe Geſchichten verſetzten ſie in eine Zauberwelt, die ſie faſt fur wirklich hielt, und mehrere Tage lang träumte ſie von nichts als von Riquet mit der Quaſte und der ſchönen Prinzeſſin Finette, wie ſie in einſamer Gefangenſchaft gehalten. Der erſte Band der Prinzeſſin von Cleve intereſſirte ſie Anfangs viel weniger als dieſe fantaſtiſchen Erzählungen; aber als ſie die Märchen Perraults auswendig wußte, fing ſie den Roman der Madame Lafayette von neuem an. Hier mußte ſie zuerſt eine neue Sprache erlernen, die abgeglättete, verfeinerte Sprache der ſchönen Welt, hochherzige Ausſpruche der Ehre, Tugend und ritterlichen Liebe; aber auch dieſe Saiten erklangen zuletzt in ihrem Herzen, ſie fand Geſchmack an der romantiſchen Geſchichte, deren abgeriſſenem Faden ſie nicht folgen konnte, und las ſehr oft von neuem die langen Geſpräche, in denen der Herr von Nemours ſeine Leidenſchaft fur die ſchöne Prinzeſſin von Cleve ſo zart analyſirte. So gewann Feliſe einen Einblick in Dinge, die ſie in der Unwiſſenheit und Einfalt ihres Geiſtes gar nicht geahnt hatte; es wirkte wie ein erſter Lichtſtrahl erleuchtend und belebend auf ihre Phantaſie und ihr inneres Sein.

(Schluß folgt.)

Fenilleton

«Dazu kommt noch, daß dieſe komiſchen Tableaux prächtig illuminirt ſind, welches natürlich den Eindruck noch um Vieles erhöht» — — — ſagt Herr Adolf Bäuerle, indem er die ſatiriſchen Bilder ſeiner «Wiener allgemeinen Theater-

zeitung», und dieſe ſelbſt für Norddeutſchland empfiehlt. Welch' ein verſchwenderiſcher Reichthum des Blattes! Welch' ein Luxus auch der Neujahrsankündigung, die ungefähr den Umfang eines Doppelfeuilletons unſerer «Mode» hat, um in einer ausführlichen Darſtellung nachzuweiſen, daß es für die «Wiener allgemeine Theaterzeitung» auch nicht einen einzigen Zweig menſchlicher Kunſt und Wiſſenſchaft gibt, über den ſie ſich nicht zu Unterhaltung oder Lehre verbreiten würde. Hätte die Neujahrsankündigung kurz und bündig ſein wollen, ſo konnte ſie anſtatt auf vier Spalten, in vier Zeilen einfach ſagen, das Blatt enthalte überhaupt Alles. Alles was irgend durch Hilfe von Setzern und Preſſen auf einen Rieſenzeitungsbogen täglich ge bracht werden könne. Alles, nichts ausgenommen, ſogar nicht das Langweilige. Alles, was neu, und Alles was alt genug, um irgend mittheilensmöglich zu erſcheinen.

Aber die Bäuerleſche Ankündigung will offenbar gar nicht kurz ſein, ſonſt hätte ſie ſich, wenn nicht den ganzen maleriſchen Satz, doch mindeſtens die beiden «Noch« darin erſpart. Ihr Verfaſſer weiß, wie kurz das menſchliche Gedächtniß im Allgemeinen und wie ſchmal die norddeutſche Einbildungskraft in Sonderheit iſt. Dem einen kommt er deshalb mit der Wiederholung eines «Noch« zu Hilfe, an welchem nichts zu tadeln iſt als höchſtens, daß es ſchon das erſte Mal rein überflüſſig am Platze ſtand. Unſre träge Phantaſie aber reizt er durch das Inhaltsverzeichniß ſeiner Zeitſchrift zu dem ſchwindelerregenden Verſuche auf, ein literariſches «Alles» in ſeinen verſchiedenartigſten Fächern, Rubriken, Abtheilungen und Unterabtheilungen mit Einem Gedanken zu umſpannen. Dieſer ungeheure Gedanke baut ſich dann gemächlich zum verkörperten Begriffe aus, wenn wir für 20 Gulden Conventionsgeld eine Unterzeichnung auf die Wiener allg. Theaterzeitung nehmen, und wir haben ein volles Jahr Zeit, ihm durch 300 Nummer nachzugehen.

In Wien fällt dem Fremden neben der Länge der journaliſtiſchen Neujahrsankündigungen vornämlich noch eine andre Länge auf. Dies iſt die des Speiſezettels. Zum Genuſſe beider gehört aber nothwendig ein wieneriſcher Appetit und hier und da etwas öſterreichiſche Gutherzigkeit. Denn auch die Speiſezettel ſind Charlatane und verſprechen oft mehr, als die darauf folgende Tafel zu erfüllen vermag, wodurch ein eigenſinniger Eſſer leicht verſtimmt werden kann.

Daß ein ſatiriſches Bild, wie wir es blos in Federſtrichen ausgeführt geben, wenn es mit lebendigen Farben bekleidet erſcheint, «ſich in ſeinem Eindrucke noch um Vieles erhöht», iſt eine tiefe Wahrheit der populären Ankündigungsberedtſamkeit Bäuerle's. Leider werden in unſerm kleinen Blatte nur die Modekupfer illuminirt und das Feuilleton hat ſich mit Schwarz auf Weiß zu begnügen. Müſſen wir aber auch auf die Farbenpracht der «Theaterzeitung» verzichten, ſo wollen wird verſuchen, ihren geiſtigen Reichthum und ihre Mannigfaltigkeit nachzuahmen. Die unten gebrauchten Ueberſchriften ſind dem Bäuerle'ſchen Speiſezettel entlehnt. Einer davon lautet: «Mediciniſches. Heilkunde. Winke zur Erhaltung der Geſundheit.» Ohne für diesmal auf den feinen Unterſchied der Eintheilung zwiſchen «Mediciniſchem» und «Heilkunde» einzugehen, faſſen wir beide Rubriken in eine zuſammen und behalten uns nur vor, unſre Winke zur Bewahrung der Geſundheit in einem beſondern Satze zu ertheilen.

«Mediciniſches. Heilkunde.» In der Geſellſchaft für arzneiwiſſenſchaftlichen Fortſchritt zu Boſton in Nordamerika ward am 9. Nov. verfloſſenen Jahres von dem Dr. Bigelow ein Vortrag gehalten: über das von dem Dr. Morton erfundene Mittel zum Unempfindlichmachen gegen wundärztliche Operationen. Herr Morton iſt Zahnarzt in Boſton. Da es ſowol in als außerhalb Amerika Perſonen gibt, welche die Empfindung, ſich einen Zahn ausreißen zu laſſen, unter die ſchmerzhafteren Regungen des Körpers zählen, ſo läßt er die Leidenden, die bei ihm Hilfe ſuchen, einen gewiſſen Aether einathmen, wodurch ſie alsbald in einen höchſt angenehmen Zuſtand von Trunkenheit verſetzt werden. Die Wirkungen des Morton'ſchen Mittels ſind denen des Opiums und Hadſchiſch ähnlich, oder, um allgemeiner verſtändlich zu reden, denen des Weins. Nur muß letzterer in größeren Doſen genommen werden, als von Opium und Hadſchiſch erforderlich ſind, was in Deutſchland wol vorkommt, auch ohne daß es der Trinkende immer ausdrücklich auf wundärztliche Operationen abſieht, obſchon er dergleichen, in etwas unwiſſenſchaftlicher Weiſe freilich, manchmal nicht allein erlebt, ſondern ſogar ſelbſt vollzieht. Hat nun der Kranke genug von jenem Aether eingeſaugt, ſo wird ihm der Mund auf- und dann der Zahn ausgebrochen, ohne daß es ihm die mindeſte Unbehaglichkeit verurſacht. Die Betäubung iſt vielmehr ſo lieblich geweſen, daß ſich der Kranke ganz ſchalkhaft überraſcht fühlen würde, wäre ihm etwa ein falſcher Zahn während ſeiner Bewußtloſigkeit ausgezogen werden. Denn ein ſolcher Irrthum würde

ihm, wenn ber Patient nur hinreichend mit ſerneren Zähnen verſehen iſt, bie Gelegenheit zu einer neuen Trunkenheit bieten, die einem ordentlichen Menſchen boch ſtets ſehr erwünſcht kommt. Herr Bigelow ſchilbert nun in jener Vorleſung, die wir übrigens nicht ſelbſt mit angehört, ſonbern in ber deutſchen Allg. Zeitung abgedruckt gefunden haben, wie das Mortonſche Mittel auch bei wichtigeren Gliederabtrennungen mit bem beſten Erfolge angewanbt worben iſt. Zum Beiſpiel warb am 7. Nov. einem Mäbchen das rechte Bein oberhalb bes Knies abgenommen, währenb ſie ruhig unter bem Dufte des Aethers ſchlummerte. Als ſie erwachte mußte ihr von dem Abſchneiden bes Beins erzählt werben, damit ſie es erführe, ſo wenig hatte ſie bavon bemerkt. Im Liegen vermiſſen wir natürlich Alles eher als ein Bein. Aber auch bies Benehmen des Mädchens habe ich nicht ſelbſt im Maſſachuſettshospitale zu Boſton beobachtet, ſondern nur bavon geleſen. Folgende

«Winke zur Erhaltung ber Geſundheit» brängen ſich uns jeboch aus der gegebenen Schilderung von ſelbſt entgegen. Sauge niemals das Mortonſche Dunſtmittel ein, ohne dem Arzte vorher ben kranken Zahn genau bezeichnet zu haben, wenn Du aus irgenb einem Grunde nicht zweimal baſſelbe Mittel gegen daſſelbe Uebel gebrauchen willſt. Den Wein trinke mit Vorſicht. Unter keiner Bedingung aber trinke ihn in Geſellſchaft von Wundarzten. Denn wenn er auch nicht ſo vollſtändig wie der Mortonſche Aether betäubt, daß Du gleich um Arme und Beine beſorgt ſein müßteſt, ſo kann er Dich doch in einen Zuſtand verſetzen, aus deſſen Folgen Du erſt erkennſt, wie gefährlich er geweſen. Woher rührten die Brauſchen am Kopfe, die Hautriſſe, bie blutrünſtigen Naſen, denen wir hier und da nach einer durchbecherten Nacht, ſelbſt in der anſtändigſten Geſellſchaft begegnen, wenn nicht von den Verſuchen lüſterner Wundärzte? Erfahren dieſe erſt, baß ſich ſo weſentliche Beſtandtheile des menſchlichen Körpers entfernen laſſen, ohne daß der Dunſtberauſchte den Verluſt bemerkt, welche gräßliche Ueberraſchungen ſtehen bann zu gewärtigen!

Die Schilberungen merkwürbiger Gebräuche aller Völker, auf die uns Bäuerle's Rubriken leiten, würden wir am liebſten mit Deutſchland beginnen. Aber dazu müßten wir für heute zu weit ausholen. Denn eine fremde Narrheit ſieht jedes Volk außerordentlich leicht und gern ein. Viel ſchwieriger iſt's, ihm die eigne ergreiflich vorzulegen. Um ber Rubrik aber doch in Etwas gerecht zu werden, ſo ſei hier mitgetheilt, baß bie Chineſen hohle Ziegelſteine zu brennen und damit zu bauen verſtehen, was ihnen bie Düſſeldorfer — nicht blos bie Maler — aus Vorliebe für bie Hohlheit ablernen wollen. Etwas raſcher können wir fortfahren, wenn wir uns ben Beiträgen zur Tagesgeſchichte, einem ſehr bequemen Fache, zuwenben, ober noch beſſer bem «Allerneueſten in Kunſt, Wiſſenſchaft, Leben und Natur», womit aber zu unſerer Beſchämung bie «Wiener allgemeine Theaterzeitung» wie ſie es ſelbſt ſagt, allen übrigen Journalen ſo weit vorauseilt, baß ihnen nichts als das Nachſehen und bie Nachleſe bleibt. Wagen wir es dennoch mit einigen Nachrichten.

In Berlin ſucht bas Publieum vergebens nach einer Abhilfe wiber bie für bas Auftreten des Fräulein Gareia-Viardot unb der Frau Fanny Cerrito über alles bisherige Maß erhöhten Theatereintrittspreiſe. Das Gegenmittel iſt aber leicht gefunden, und ich theile es mit, ohne eine Nationalbelohnung beim Bundestage deshalb zu beantragen. Daß die anhaltende Brodtheuerung und die übertrieben geſteigerten Preiſe, grade ber nothwendigſten Lebensbebürfniſſe, vor Allem bie Sängerinnen vertheuern und die Anſprüche ber Tänzerinnen unendlich ſteigern würden, war vorauszuſehen. Natürlich müſſen die Theater, ſobald ſie mehr zahlen ſollen, ſich auch mehr zahlen laſſen. Würden aber die Berliner nur eine Woche oder zwei die hohen Eintrittspreiſe wirklich zu hoch für ihre Beutel finben und kein einziges Billet abnehmen, ſo iſt barauf zu wetten, daß ſie wieder auf ihr voriges Maß zurückkehren. Und kann, bei ſolchem Verhalten des Publieums auch anderwärts, keine Bühne einer Hauptſtadt mehr die ausſchweifenden Forderungen der Modeſängerinnen und Modetänzerinnen befriedigen, ſo werden wir es erleben, daß ſie den Preis ihrer Leiſtungen billiger ſtellen.

In Paris warb auf dem Odéontheater das neue Drama Ponſards: «Agnes von Meran» gegeben. Die fein gemeiſelte Schönheit der Verſe und einzelne Stellen voll hinreißenden Gefühls erhielten lebendigen Beifall, aber das Stück im Ganzen ließ kalt.

Auch Roſſinis jüngſte, nach ſo langer Pauſe erſchienene und mit ſo großer Sehnſucht erwartete Oper: «Robert Bruee» vermag nicht zu erwärmen unb zu begeiſtern. Mehr als die Muſik gibt den Pariſern das Betragen der Frau Stoltz zu reden, welche die Keckheit hatte, unter ben Ausbrüchen eines wüthenden Zorns, dem Publieum von der Bühne herab zu erklären, es ſei eine unwürbige Behandlung einer Frau, ihren Geſang

nicht bewundern zu wollen. Frau Stoltz iſt die Freundin des Opernunternehmers Herrn Pillet und mehr dadurch, als durch ihr Talent in den jahrelangen Beſitz der erſten Partien und jetzt auch der dankbarſten Rolle in «Robert Bruce» gelangt.

In Breslau iſt das Luſtſpiel des Doctor Freitag: «Valentine» vor mehrern Wochen mit dem größten Erfolge in Scene gegangen und ſeit Monaten ſchon vom Verfaſſer an die deutſchen Bühnen verſendet, ohne daß irgend woher von Anſtalten zur Darſtellung der «Valentine» zu hören. Warum nicht? Es iſt doch wahrhaſtig kein ſo erdrückender Ueberfluß von deutſchen Luſtſpielen vorhanden, daß er die Regien verhinderte, ſich auf günſtige Neuigkeiten raſch einzulaſſen. Mit Balfe's: «der Leibeigne» werden ſie flinker ſein, deshalb, weil es eine Oper und noch mehr darum, weil ſie das Werk eines Fremden iſt. Den Beſuchern des Londoner Drurylanetheaters hat übrigens «der Leibeigne» ſehr gefallen.

So reichhaltig übrigens die Rubriken Bäuerle's ſind, ſo vermiſſe ich doch eine darunter und zwar eine ſehr wichtige: «Die Sünden des deutſchen Volks» Oder würde es die «Wiener allg. Theaterzeitung», die einſt ſo ausführlich über die Feſtlichkeiten berichtete, mit denen Herr Friedrich Liſt als Gaſt der Kaiſerſtadt fetirt ward, unter den «ſeltſamen Gebräuchen» erzählen, daß unſre Nationaldankbarkeit mit ihrem Lohne zu warten pflegt, bis ſich das Nationalverdienſt erſchoſſen hat, oder ſonſt wie in der Verbitterung oder gar im Elend verkommen iſt? In Stuttgart, Karlsruhe und Leipzig werden endlich Unterzeichnungen für Liſt's Nachgelaſſene eröffnet. So gebt nun wenigſtens doppelt, wo früher das Einfache ausgereicht hätte, denn durch Liſt's beklagenswerthen Lebensſchluß hat ſich Eure Schuld für dieſes Leben weit über das Zweifache erhöht.

Endlich noch ein Wort an Herrn Bäuerle, da es ſcheinen könnte, wir verſpotteten ſein Blatt. Nur deſſen Neujahrsſpeiſezettel. Die übrigen Wiener Blätter geben ihn eben ſo pomphaſt und ſelbſtgefällig, aber ſie leiſten weniger und es würde daher ſchmerzhafter für ſie geweſen ſein, an der Größe ihrer Verſprechungen die Kleinheit ihres Erfüllens nachzuweiſen.

Bäuerle's Zeitſchrift hat aber jetzt den vierzigſten Jahrgang erlebt und ihr Herausgeber mehr als ſechzig. Er iſt der liebenswürdigſte und gewandteſte Großſtädter, den man in Wien kennen lernen mag, und ſein Blatt das umfaſſendſte der belletriſtiſchen Preſſe Oeſterreichs. Im vierzigſten Jahre würde ſelbſt ein Journal in Schwaben ſo klug geworden ſein, Scherz zu verſtehen. Und ich ſollte dies der «Wiener Theaterzeitung» nicht zutrauen?

Rob. Heller.

Moden.

Erleiden auch die Herrenmoden im Vergleich mit denen der Damen nur geringe Veränderungen, ſo erheiſchen ſie doch monatlich einen Ueberblick, um ihren Neuerungen zu folgen. Der Januar und der Februar, in denen ſich überall die Feſte der Geſellſchaft drängen, ſind für die Erfindung in der Kleidermode am ergiebigſten und es iſt dies alljährlich der Moment, wo mancherlei Verſuche auftauchen, um der Monotonie der Herrenkleidung abzuhelfen. Voriges Jahr verſuchte man die Sammtfracks einzuführen und brachte wirklich die geſtickten Weſten mehr und mehr auf; dies Jahr will man die kurze ſchwarze Hoſe durchſetzen. Man macht dieſe kurzen anſchließenden Ballhoſen meiſt von ſchwarzen Caſimir; ſie enden unter dem Knie mit einem ſchmalen Bändchen und dann ſchließt man ſie mit ſchwarzen Knöpfen. Zu dieſen Hoſen trägt man ſchwarzſeidne Strümpfe mit geſtickten Zwickeln und glänzende Schuhe, die eine ſchwarze Schnalle ſchließt. Die weiße, ſehr lange Weſte, die zu ſolchem Anzug gehört, iſt mit Gold geſtickt und mit einem weit geöffneten Ausſchnitt ohne Kragen angefertigt. Der ſchwarze Frack iſt in der jetzt angenommenen Form gemacht, das heißt der Kragen und die Bruſtaufſchläge deſſelben ſind breit, die Schöße kurz und weit, ſie ſind abgerundet und mit weißem Atlas gefüttert. Dies eben beſchriebene Ballcoſtüm iſt nach einem der neueſten und modernſten Modelle angegeben; allein beliebter und allgemeiner iſt folgendes Soiré-

und Balleoſtüm, wo der Herr ſtatt der kurzen Hoſe ein langes ſchwarzis Caſimirbeinkleid trägt, welches oben ohne Falten halbweit geſchnitten iſt, ſich aber in den Beinen nach unten ſo ſehr verengt, daß der Fuß nur grade durch die untere Oeffnung durchgehen konn und ſich das Fußblott des ſchwarzen durchbrochnen Strumpfes unverhüllt zeigt. Ueber dieſem langen Beinkleid ſitzt eine langtaillige vorn in der untern Spitze geöffnete grade Weſte, welche von mattem, weißem Seidenzeug gemocht und mit einer fingerbreiten weißſeidnen, brochirten Borde umrändert iſt. Der ſchworze Frack für dieſen Anzug iſt mit ſcharf einſchneidender enger Taille gemacht, ſo doß man ihn unten nicht zuknöpfen kann; er hot vorn weit auseinander ſtehende Schöße, mit ſchwarzem Atlas gefüttert, und der ſehr gewölbte Kragen geht mit den Bruſtaufſchlägen zuſammen, welche ſich in der Mitte der Bruſtlänge plötzlich endigen. Ein runder Hut, zum Zuſammenklappen eingerichtet, ein Batiſthemd mit geſticktem Jobot und mit geſtickten Monſchettenfalbeln, ein weißgeſticktes Taſchentuch und weiße Glacéhandſchuh vollenden jeden Ballanzug. Das weiße Halstuch iſt wieder ſo allgemein angenommen worden, daß es ſich von ſelbſt verſteht, doß nur von einem ſolchen die Rede ſein kann. Man kann aber die weiße Halsbinde nach Belieben von Seidenſtoff oder von geſticktem Batiſt wählen. Man hat von Batiſt eine Art kurzer Shlips mit geſtickten Enden, die zu einzelnen Phantoſieanzügen ſehr hübſch ausſehen. Zum geputzteren Anzug läßt man die Hemdenkragen ſtets in die Höhe ſtehen; der umgeſchlagene Hemdenkragen deutet das Negligé an.

Die geputzten Weſten ſind alle grade, über der Bruſt breit ausgeſchnitten und ohne Kragen; die Taille derſelben muß ſehr knapp und ohne Schoß gemacht werden, und die Bruſt gewölbt ſein. Man wählt die Ballweſte faſt durchgehend weiß, und zwar zieht mon darauf den Beſatz mit einer gemuſterten gleichforbigen Borde der Stickerei vor. Die Soiréeweſte wählt man im oben erwähnten Schnitt von buntem, z. B. blauem oder granatforbigem Sammet, welcher mit weißen Blumenguirlanden brochirt iſt. Die Shawlkrogenform wird nur noch ſelten neu gemacht und man erſetzt ſie zum Stodtanzug mit gekreuzten Klappenweſten. Auch eine kurze Schoßweſte, forme chevalière genannt, iſt beliebt.

Ganz im Gegenſatz zu den oben beſchriebenen Ballbeinkleidern ſind die Pontalons zum Stadtanzug noch immer ſehr weit gemocht, insbeſondre onch unten. Die Fußriemen kann mon noch Gefallen weglaſſen oder onbringen. Dunkle einforbige oder dunkel geſtreifte Stoffe wählt mon am häufigſten zum Winterbeinkleid.

Die Ueberziehröcke haben für den Stadtanzug der Herren jede andre Winterhülle verdröngt. Der neueſte Ueberziehrock heißt Surtout-Howar und iſt eine Zuſammenſetzung ous dem Oberrock- und Poletotſchnitt. Es hat dieſer Ueberrock eigentlich eine grade Form, welche nur ein wenig kreuzt und zwar vermittelſt angeſetzter Bruſtklappen. Der Kragen iſt gewölbt, der Halsausſchnitt hoch, die Aermel ſehr weit und mit dem Aufſchlag ſo lang gemacht, doß man ſich ihrer unten wie eines Muffs bedient. Man nimmt zum Howarüberzieher höufig leichtforbiges Tuch und ſteppt alle Nähte des Rocks doppelt.

Die Knöpfe oller Herrnkleider ſind von mittler Größe und am meiſten halbgewölbt, doch ſieht man auch zuweilen ſehr kleine Knöpfe.

Der Rond der Herrenröcke iſt entweder umgeſchlogen und in fingerbreiter Entfernung obgeſteppt oder mit einer feinen Schnur beſtoßen.

Die Maskenbälle beginnen nun ſchon hin und wieder und haben die Herren und Damen doppelt zu ſorgen. Irgendwie ſpaniſch iſt im Augenblick Modegeſchmock, und ſo wählt man auch häufig ſponiſche Coſtüms zu den Maskenbällen, wobei die Damen ihrer Vorliebe für den Ausputz mit ſchwarzen Spitzen genügen können. Auch altfranzöſiſche Coſtüms ſind noch immer beliebt.

Die Stickerei oller Art liefert den Hauptausputz für die Domentoiletten, und immer ſucht man Neuigkeiten darin zu erfinden. So machte man ſchon im vorigen Jahr eine Stickerei, wo Sammet, in beſtimmten Formen, mit Blättern oder Arabesken, ausgeſchlagen wurde, und dann auf Caſchmir oder Seidenzeug als Schürzenbeſatz aufgenäht wurde. Dieſer Beſatz von ausgeſchlagenen Sammtmuſtern iſt auch jetzt noch ſehr beliebt; neuer iſt ober eine auch als Handarbeit empfehlenswerthe Stickerei, nämlich die algieriſche. Es iſt dies eine Art Application von ousgeſchlagenem Atlas, Tuch oder Caſchmir, von dem man auf Sammt ein Muſter zuſammenſtellt, welches man noch mit feiner Seiden- oder Goldſchnur umrändern kann. Es wird dieſe Stickerei meiſt für Möbel oder Vorhänge verwendet, doch auch einzeln für Kleider und Mäntel. Sehr hübſch fand man kürzlich eine andre Stickerei, die auf einem violetten Atlasrock ausgeführt war; ſie beſtand nämlich aus mit Seide dickgeſtickten Nußblättern, welche ein Gezweig, von kleinen ſchwarzen Schmelzperlen ausgeführt, verbond.

Digitized by Google

Die Perlenſtickerei wird jetzt häufig auf Putzkleidern angebracht; ſo ſah man in Paris ein lichtblaues Atlaskleid, welches mit Blumenkanten bereichert war. Die Blumen waren aber von kleinen weißen Perlen und die Blätter von Silberfaden ausgeführt. Zu dieſem Kleide trug die Dame im Haar einen Vergißmeinnichtkranz mit Silberblättern. Sehr ſchön nahm ſich auch ein maisfarbiges Sammtkleid aus, das ein geſtickter Schürzenbeſatz von weißen Perlen zierte. Sogar ein weißes Creppkleid zeigte eine derartige Stickerei; dies Kleid war mit drei Röcken gemacht, und um jeden derſelben lief eine Arabeskenkante, von Corallenperlen ausgeführt. Der dazu gehörige Kopfputz beſtand aus Corallenranken. Bei den geſtickten Kleidern und insbeſondre bei den in Schürzenform geſtickten gibt man dem ausgeſchnittenen Schneppenleibchen weder eine Draperie, noch eine Berthe, ſondern ſetzt die Stickerei in Latzform darauf fort.

Man zieht zum Putzanzug die weißen Atlasſchuhe den weißen vorm Jahre ſo viel getragenen Atlasſtiefelchen vor. Die Schuhſpitzen ſchneidet man gradeckig ab. Die Handſchuhe trägt man viertellang und garnirt ſie oben ſchmal; zuweilen beſetzt man ſie mit weißen Perlen.

Die Haare trägt man ſtets ſehr einfach. Statt der Stirnpuffen trug neulich eine Dame vier dicke Lockenrocken, welche nicht, wie man es früher ſah, vom Stirnſtrich nach dem Ohr gelegt, ſondern vom Hinterhaar aus nach der Stirn zu feſt geſteckt waren, ganz ſo, wie man vor Jahren die ſeidnen Locken arrangirte.

Die Blumenfranſen, die ihr Name erklärt, ſind eine Ballneuigkeit zur Coiffüre.

J.

Hierzu eine Kunſtbeilage:

№ 6. Pariſer Damen- und Kindermoden. Stadtanzüge. Ein Atlasoberrock, den Spitzenaufſchläge und eine Schnurenſtickerei verzieren; darüber liegt ein geſtickter Shawl. Die zweite Figur trägt ein Kleid von poult de soie, mit Schnuren verziert, und einen Sammtmantel. Das kleine Mädchen zeigt einen der ſehr beliebten Kinderpaletots von Caſchmir ausgeführt.

Anzeiger. № 2.

Soeben erſchien und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vollſtändiges Lehrbuch der modernen Zuſchneidekunſt und Bearbeitung der Herrenkleider ꝛc. Von Carl und Heinrich Klemm. Mit vielen Abbildungen. 2te Aufl. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Berger's Buchhandlung in Leipzig.

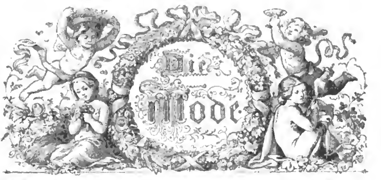
Neue Musikalien im Verlage von **Fr. Hofmeister** in Leipzig.

Berger (Ludw.), Andreas Hofer. Lied f. eine Singstimme m. Begl. d. Pfte 5 Ngr. **Beyer (Ferd.)**, Op. 29. 2 Rondeaux sur des Motifs de Meyerbeer p. Pfte. № 1, Robert le Diable. № 2, Les Huguenots à 10 Ngr. 20 Ngr. **Idem**, Op. 88. Les Progrés des jeunes Elèves. 12 Morceaux instructifs en Variations et Rondeaux sur des Thèmes favoris p. Pfte. № 1, La Norma. № 2, Air tyrolien. № 3, I Puritani. à 12½ Ngr. 1 Thlr. 7½ Ngr. **Hünten (Franç.)**, Op. 146. La Sérénade. Thème de Bellini varié p. Pfte. 17½ Ngr. **Idem**, Op. 148. Variations sur le célèbre Duo de l'Opéra: Belisario de Donizetti p. Pfe. 17½ Ngr. **Labitzky (Jos.)**, Op. 131. Karlsbader Sprudel-Galopp f. Pfte. 10 Ngr. **Idem**, Idem f. Pfte. zu vier Händen 12½ Ngr. **Idem**, Idem für grosses Orchester 1 Thlr. 10 Ngr. **Idem**, Idem im leichtesten Arrangement f. Pfte. 10 Ngr. **Marschner (H.)**, Der Templer u. die Jüdin (Il Templario e l'Ebrea). Grosse romantische Oper. Vollständiger Klavierauszug. Neue Auflage nach der zweiten Bearbeitung, mit deutschem und italienischem Texte 7 Thlr. **Idem**, Lied des Waldbruders Tuck, aus der Oper: Der Templer u. die Jüdin, f. Pfte. (Text v. Chordirector Fischer) 12½ Ngr. **Reichardt**, Das Bild der Rose f. Tenor-Solo u. Männerchor 6 Ngr. **Thalberg (S.)**, Op. 53. Grande Fantaisie sur l'Opéra: Zampa de Herold, arr. p. Pfte. à quatre Mains 1 Thlr. 7½ Ngr.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: **Leop. Voss.** Druck v. **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Die Mode 1847 N° 6.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

№ 5. Pränumerationspreis halbjährlich 2⅓ Thaler. 1847.

☞ Der Kampf des Lebens. Eine Liebesgeſchichte von Dickens (Boz). Seite 78.

Feliſe.

Von Madame Charles Reybaud.

(Schluß.)

Von dieſer Zeit an bevölkerten anmuthige Phantome ihre Einſamkeit; ſie lebte in dem Reiche der Feen und verließ ihre Paläſte nur, um ſich unter die vornehmen Damen und die galanten Ritter des Hofes der Königin-Dauphine zu miſchen. Zuweilen war ſie nahe daran, ſich ſelbſt als eine junge Prinzeſſin zu betrachten, die eine boſe Fee zur Pathe hat. Sie fühlte ſich verſucht, in ihrer Umgebung die ſie bewachenden boſen Genien zu ſehen.

Eines Tages kramte ſie in ihrer Kommode und fand dabei das Käſtchen, welches Suſanne in einem geheimen Schubfache verſteckt hatte. Sie erkannte ſogleich die Schmuckſachen wieder und da ſie ſich erinnerte, daß ſie dieſelben bei ihrem Eintritt in das Zimmer der Drehlade in der Schurze getragen, ſo war ſie überzeugt, daß ſie ihr Eigenthum ſeien. Jetzt zog hauptſächlich das Medaillon mit dem Porträt ihre Aufmerkſamkeit auf ſich; es ähnelte ſehr dem Porträt im Salon: dieſelben aſchblonden Haare, dieſelben ſtolzen und zugleich anmuthigen Züge. Unwillkürlich ſah Feliſe in den Spiegel, um in dem eignen Geſicht einige Aehnlichkeit mit dem Porträt aufzuſuchen, aber in ihren Zügen glich nichts dieſem lieblichen Antlitz; ſie war minder hübſch, aber ſchöner als das Porträt.

Nachdem ſie das Bildchen neben das Kruzifix zu Häupten ihres Bettes gehängt, trat ſie wieder vor den Spiegel und fing mit kindiſcher Freude an, ſich allen Schmuck, den das Käſtchen enthielt, anzulegen. So überraſchte ſie Suſanne: um den Hals eine dreifache Reihe Perlen, in den langen ſchwarzen Haaren glänzende Juwelen, die Hände geſchmückt mit koſtbaren Ringen.

Grundgütiger Himmel, was machen Sie da! rief die alte Dienerin faſt zürnend, wozu bringen Sie dieſen Schmuck wieder an's Tageslicht? Den ſollte kein Menſch wieder anlegen.

Warum nicht? frug Feliſe trotzig. Dann fügte ſie lachend hinzu: Er müßte gut zu einem ſchönen Brautkleid ſtehen. Sagen Sie mir, Suſanne, wann wird man mich verheirathen?

Bei dieſer Frage trat die Kammerfrau einen Schritt zurück und antwortete mit einem erſchreckten Blick auf Feliſen: Sie? Niemals!

6.

Feliſe war ihrem funfzehnten Jahre nahe, als ſie das Kloſter verließ; ſie war zu dieſer Zeit ein ziemlich in die Höhe geſchoſſenes Mädchen, der jedoch noch alle Reize der Jugend fehlten. Durch ihre magern Formen, durch ihren Teint ohne Friſche charakteriſirte ſie ſich als eine jener Blüten, deren ſpäte Entwickelung dann mit einem Schlage eintritt. Wirklich verwandelte ſich das ſchwächliche und blaſſe Kind wie eine Chryſalide, die im Verlauf einer Nacht ihre unſcheinbare Hülle mit Flugeln glänzend von Roth und Azur vertauſcht. Niemand ſchien jedoch dieſe Umgeſtaltung zu bemerken; man ſchien nicht zu beachten, daß Feliſe ſechszehn Jahre alt war und daß dieſe jungfräuliche Knoſpe ſichtlich erblühte. Suſanne behandelte ſie immer noch wie ein kleines Kind und Fräulein v. Saulieu ſchenkte ihr auch nicht mehr Aufmerkſamkeit als früher. Nur einmal, als Feliſe den Salon verließ, folgte ſie ihr mit dem Blick und ſprach mit einem Seufzer: das Mädchen wird ſchön!

Eines Sonntags war Feliſe mit Suſannen in der Meſſe, wie gewöhnlich im Schatten eines Pfeilers ſitzend und von der Menge durch ihre gefürchtete Duenna geſchieden. Von Zeit zu Zeit erhob ſie kaum merklich den Kopf und ſah ſich verſtohlen um, denn ſie fand ein eigenthümliches Vergnügen an dem Anblick der ſchönen Welt, deren Modekirche die der Väter der Geſellſchaft Jeſu in der Straße St. Antoine war. Grade als der Gottesdienſt begann, gingen zwei junge Damen, die ſich verſpätet hatten, durch das große Schiff, hinter ſich einen Lakaien, der ihr Meßbuch in einem ſammtnen Beutel trug. Aller Augen wendeten ſich ſogleich auf ſie und gewiß hörten ſie im Vorübergehen manche ſchmeichelhafte Aeußerung fluſtern. Die eine im Damaſtkleide und ſchwarzer Schärpe trug die Trauer der einjährigen Witwen; die andre hatte ein Kleid von Taffet mit einem Ueberwurf von weißem Muſſelin an; ihre Gazemütze, verziert mit roſenrothem Band, war oben vor der Stirn mit graden Röhrenfalten beſetzt, und das Geſicht umgaben kleine Löckchen, welche dieſem einfachen Kopfputz einen Reiz ſonder gleichen verliehen. Sie gingen mit gemeſſenem Schritt und einem ſtolzen und ſittſamen Geſicht durch das Schiff, wie es ſchien ohne von der Wirkung, welche ſie hervorbrachten, etwas zu gewahren, und nahmen in der erſten Reihe vor dem Hauptaltare Platz. Beim Anblick dieſer zwei ſchönen Frauen konnte Feliſe einen leiſen Ausruf der Ueberraſchung und der Freude nicht unterdrücken. Sie erkannte ihre beiden Geſpielinnen, die Freundinnen aus dem Kloſter, Fräulein v. Chameroy und ihre jungere Schwſter Angele.

Was gibt's? Was haben Sie? frug Suſanne und ſah ſie erſtaunt an; Sie ſind ja ganz aufgeregt.

Ach! weil ich mich ſo ſehr freue, erwiderte ſie leiſe; wiſſen Sie, wer

Digitized by Google

die beiden ſo ſchönen und ſo geputzten Damen ſind? Meine beſten Freundinnen im Kloſter. Welches Glück! Ich kann meine Bekanntſchaft mit ihnen wieder anfangen; Sie erlauben mir doch, daß ich mit ihnen beim Herausgehen aus der Kirche ſpreche?

Nein, Fräulein! erwiderte Suſanne in ihrem ſchroffſten und entſchiedenſten Tone.

Feliſe wurde roth und wandte den Kopf mit einem Gefühl bittern Verdruſſes und tiefer Empörung ab; ſie ſah ein, daß Widerſtand hier unnutz ſei. Sie hoffte noch im Stillen beim Herausgehen aus der Kirche ſich den beiden Schweſtern nähern und mit ihnen, begünſtigt vom Geräuſch, ein paar Worte ſprechen zu können; aber Suſanne ließ ſie nicht aus den Augen und hielt ſie auf ihrem Platz zurück, bis ſich die Menge verlaufen hatte. So verlor ſie ihre Freundinnen bald wieder aus den Augen und verließ dann die Kirche, das Herz voll von Traurigkeit und Haß gegen ihre unerbittliche Duenna, als ſie die Beiden über den Biragueplatz gehen und in die Straße Culture-Sainte-Catharine einlenken ſah. Nun regelte ſie ihre Schritte ſo, daß ſie ihnen nicht vorauskam, folgte ihnen mit den Augen und ſah ſie endlich zu ihrer unausſprechlichen Freude in das Haus treten, welches neben ihrer eignen Wohnung ſtand.

Jetzt fing Feliſe an nachzudenken und fiel inſtinktmäßig auf die Liſten und Kunſtgriffe, welche ein in Gefangenſchaft gehaltenes Mädchen anwenden kann, um ihre Aufſeher zu hintergehen. Sie brauchte ſich nur etwas zu orientiren, um ſogleich einzuſehen, daß der Garten, den man aus den Dachfenſtern erblickte, der des benachbarten Hotels war und daß nur die garſtige Mauer, deren Riſſe ſie aus dem Salon ihrer Tante gewahrte, die beide Grundſtücke ſchied. Den ganzen übrigen Tag lang wandelte ſie im Garten auf und ab, maß den hohen Wall mit dem Blick und ſann auf Mittel, ihn zu überſteigen. Einen Augenblick lang dachte ſie daran, ganz einfach durch die Hausthür zu entſchlüpfen und ſich zu ihren Freundinnen zu flüchten; aber bei aller ihrer Unerfahrenheit beſaß ſie doch Einſicht genug, um zu erkennen, daß ſie ſich nicht ſo offen der Autorität des Fräulein v. Saulieu entziehen konnte, und faßte, ohne es ſelbſt recht zu wiſſen, den beſten Entſchluß: ſie wartete die hilfreichſten Bundesgenoſſen gefahrvoller Unternehmungen, die Gelegenheit und die Inſpiration ab. Weder die eine noch die andre ließen lange auf ſich warten.

Es war jetzt Anfang Mai, die Zeit der langen Dämmerungen und der warmen Abende. Balin ging Tag für Tag im Garten herum, nach den kümmerlichen Knospen forſchend und mit ſorglicher Hand die ſchwachen Halme ſtutzend, die hie und da aus dem undankbaren Boden hervorſproßten. Der Alte ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, eine Paſſionsblume um die Laube, die er in einer Ecke des Gartens gebaut, wachſen zu ſehen; deshalb fügte er zu dem ſchon vorhandenen Holzwerk noch ein Spalier und ein Dach von Latten, welches ſich an die Mauer lehnte. Als Feliſe ihn daran arbeiten ſah, kam ihr der Gedanke an, daß es nicht ſchwer ſein könne, dieſes leiterartige Gerüſt hinaufzuſteigen. Sie hatte ſchon bemerkt, daß nach Einbruch der Nacht ein ſchwacher Lichtſchein bis an den Rand der Mauer ſchimmerte, als ob der Garten des Nachbarhauſes theilweiſe erleuchtet ſei; manchmal auch hatte ſie Stimmengeräuſch gehört.

Eines Abends, als Suſanne die Fenſter des Salons geſchloſſen und Balin ſich in ſeine Schlafkammer begeben hatte, nachdem er die im Vor-

ſaal brennende Lampe ausgelöſcht, verließ Feliſe leiſen Schrittes ihr Zimmer und lauſchte lange Zeit in der Finſterniß auf die mancherlei leiſen Töne, die ſich vernehmen ließen. Ein leichter Wind bewegte die Bäume, deren Wipfel über die Mauern ſahen, und durch dieſes Rauſchen hindurch tönten von Zeit zu Zeit menſchliche Stimmen, als ob man nebenan ſpreche.

Feliſe ging nach der Laube. Sie war kräftig und gewandt; in einem Augenblick ſtand ſie auf dem Lattendach und ſah, die Hände auf die Mauer geſtützt, in den Nachbargarten hinab. Angele und Cäcilie ſaßen auf Gartenſtühlen an einem Tiſch, auf dem einige Erfriſchungen ſtanden. Kerzen in einer Glasglocke erleuchteten dieſe beiden lieblichen Geſtalten, zu denen der Garten einen dunkeln Hintergrund bildete. Als die beiden Schweſtern die Geſtalt auf der Mauer erblickten, ſtießen ſie einen Schrei aus und ſprangen erſchrocken auf; aber als Feliſe ſie bei ihren Namen rief, erkannten ſie ihre alte Freundin ſogleich und traten ihr mit freudiger Ueberraſchung näher: Es iſt Feliſe! rief die ältere lachend; o! der allerliebſte Dieb!

Ich möchte wol zu euch, rief ſie ihnen ganz leiſe zu; aber wie iſt das anzufangen?

Schnell! wir laſſen eine Gartenleiter holen, ſagte Angele, mit dem ſilbernen Glöckchen ſchellend, das auf dem Tiſche ſtand; das nennt man aus den Wolken fallen! Ach, liebe Feliſe, komm ſchnell, daß ich dich umarmen kann!

Ein Lakai kam ganz verwundert herbei, ſetzte eine Leiter gegen die Mauer und entfernte ſich wieder beſcheiden. Feliſe ſtieg leichten Schrittes die Stufen hinab und ließ einen Ausruf der Freude vernehmen, als ſie den Erdboden berührte.

Armes Kind! woher kommſt du eigentlich? rief Cäcilie aus und umarmte ſie; wer hätte dich heute Abend erwartet und noch dazu auf dieſem ſeltſamen Wege?

Wie groß und ſchön du geworden biſt! ſagte Angele und ſchloß ſie voll Freude in die Arme.

Auch du biſt ſchön! erwiderte Feliſe ſie bei den Händen feſthaltend und mit frohem Blicke ſie betrachtend.

Komm! ſagte jetzt Cäcilie und ließ ſie zwiſchen ſich und ihre Schweſter ſetzen; komm, liebes Kind, erzähle uns, warum du nicht mehr im Kloſter biſt, und warum du deine Beſuche des Nachts und über die Mauer ſteigend abſtatteſt?

Ihr ſollt Alles erfahren, gab Feliſe mit einem Seufzer zur Antwort; ich habe viel Kummer, aber die Geſchichte deſſelben iſt nicht lang.

Sie erzählte alsdann, wie ſie nach dem Tode der Schweſter Geneviève das Kloſter verlaſſen, wie ſie von ihrer Tante aufgenommen worden und in dieſem Hauſe ein viel traurigeres, einſameres und ſtilleres Leben führe als im Kloſter. Die Schweſtern hörten ihr mit lebhaftem Antheil und Staunen zu; jeden Augenblick drückten ſie Feliſen die Hand, umarmten ſie und ſagten zu ihr mit zärtlichem Bedauern: Armes Kind! welch ein Leben! Aber das kann ſich ändern; das wird ſich ändern, Gott ſei Dank! Du wirſt nicht immer unter dem Joch dieſer grauſamen Tante bleiben. Du wirſt dein Gefängniß verlaſſen. Nur friſchen Muth! Du ſiehſt, man kann überall herauskommen, ſelbſt aus dem Kloſter.

Gewiß, denn wir ſind alle drei hier! rief Feliſe aus und warf den Kopf zurück wie ein wildes Füllen, das dem Herradero entflohen iſt; aber jetzt

erzählt mir auch, wie es euch ſeit dem Tage gegangen iſt, wo euch euer Vormund aus dem Kloſter wegnahm. Wißt ihr, daß Mutter Perpetua immer noch eure Rückkehr erwartet und daß ſie prophezeit hat, Angele werde eines Tages den Schleier nehmen?

Dieſe Prophezeiung dürfte wol nicht wahr werden! entgegnete Cäcilie mit einem heitern Lächeln und blickte ihre Schweſter an. Was mich betrifft, ſo bin ich niemals zum Kloſterleben berufen geweſen, unſere arme Schweſter Geneviève wußte das wohl. Ach! wie viele Thränen habe ich geweint in der Zelle, die man die Kammer der Schmerzen und nicht der Einſamkeit nennen ſollte. Doch laſſen wir dieſe traurigen Rückerinnerungen! Du weißt, liebe Freundin, wie unſer Vormund, der Baron von Favras, uns mit Gewalt aus dem Kloſter nahm. Anfangs verwies er uns in ein abgelegenes Zimmer dieſes Hotels, und wir führten ein ziemlich trauriges Leben; ſpäter hat er mir geſagt, daß er in ſeiner Rathloſigkeit, was er mit uns anfangen ſolle, auf dem Punkte ſtand, uns in ein andres Kloſter zu thun, als eine Perſon, die ſein ganzes Vertrauen beſaß, ihm die Geſchichte des armen Dichters Scarron erzählte, der ganz ſchwach und contrakt ein Mädchen von ſechzehn Jahren und ſchön wie ein Engel heirathete, diejenige, welche jetzt die vornehmſte Dame von Frankreich iſt. Auf den Baron machte dies Beiſpiel einen großen Eindruck, und einige Tage ſpäter kam die Perſon, die es ihm erzählt, zu mir, um mir in ſeinem Namen ſeine Hand anzubieten. Das ſchöne Fräulein v. Aubigné hatte den Dichter Scarron nicht zurückgewieſen; Fräulein von Chameroy konnte ſich wol zu Gunſten des Barons v. Favras entſcheiden: ich heirathete meinen Vormund ...

Was! den alten ganz contrakten Mann, von dem uns Mutter Perpetua ein ſo abſcheuliches Bild entwarf? rief Feliſe aus.

Er war der redlichſte und beſte Menſch von der Welt, erwiderte Cäcilie. Bald nach unſrer Verheirathung reiſte er mit mir und Angelen auf ſeine Güter; er behandelte uns wie ſeine Kinder; auch nannte er mich ſtets ſeine Tochter und ich fühlte mich in der That ſehr glücklich in dieſer Verbindung, ſo glücklich, daß ich ihn, als ich ihn verlor, beweint habe wie den zärtlichſten Vater, und den feſten Entſchluß gefaßt habe, mich nie wieder zu verheirathen.

Um vielleicht wieder ins Kloſter zu gehen? frug Feliſe naiv.

Das nicht, entgegnete Cäcilie mit Lebhaftigkeit; ich will mit der anſtändigen Freiheit, die der Witwe geſtattet iſt, in der Welt leben. Ich liebe die Geſellſchaft, den Umgang mit ſchönen Geiſtern; deshalb bin ich nach Ablauf meines Trauerjahres nach Paris zurückgekehrt, um ein Haus zu führen. Da aber eine Witwe meines Alters, die eine junge Schweſter bei ſich hat, nicht große Geſellſchaft bei ſich empfangen kann, ohne daß ihr Ruf darunter leidet, ſo gedenke ich erſt Angelen zu verſorgen ...

O! ſo verfügſt du über mich, Schweſter! rief die jüngere Schweſter mit einer heitern Miene, unter der ſich ihre innere Bewegung nur ſchlecht verbarg.

Ja, Fräulein, ich verheirathe Sie, ſagte ihre Schweſter in demſelben Tone und ſah ſie liebevoll an; und wenn es nöthig iſt, werde ich Sie zwingen ...

Soll ſie auch einen alten gichtbruchigen Ehemann bekommen? frug Feliſe faſt zornig.

Nein, nein, entgegnete Cäcilie lachend. Der, den ich ihr zum Gatten

geben will, iſt ein junger Herr von Adel, ſchön, tapfer und ritterlich, ein vollkommner Cavalier.

Wie? Herr v. Nemours? frug Feliſe ernſthaft.

Herr v. Nemours? wiederholte die junge Witwe. Du kennſt Jemanden dieſes Namens?

Nein, aber ich habe einen Theil ſeiner Lebensgeſchichte geleſen; er iſt ein ſehr liebenswürdiger Herr, der eine leider verheirathete Dame liebt, die Prinzeſſin von Cleve. Könnt ihr mir nicht ſagen, ob ſie endlich Witwe geworden iſt und den Herrn v. Nemours geheirathet hat?

Ach, mein Gott! was du uns da erzählſt, iſt der Roman des Fräulein v. Lafayette! rief lachend Cäcilie und küßte ſie auf die Stirn; es iſt kein wahres Wort daran, Närrchen.

Es iſt ein Märchen! rief Feliſe etwas verwirrt aus; und doch ſchien es mir ſo wahr zu ſein! Aber alsbald auf einen andern Gegenſtand übergehend, ſetzte ſie hinzu, indem ſie um ſich blickte: Wie froh bin ich, hier zu ſein! Einmal habe ich dieſen Garten geſehen, ohne zu ahnen, daß ich ihn einmal betreten und darin meine Freundinnen, die beiden Chameroy, wie man euch im Kloſter nannte, finden würde.

Jetzt, meine Liebe, mußt du vor allen Dingen bald wiederkommen, ſagte Angele mit herzlicher Lebhaftigkeit zu ihr; vielleicht erlaubt es dir deine Tante, wenn du darum bitteſt, oder wenn wir ihr einen Beſuch abſtatten ...

Nein, nein, unterbrach ſie Feliſe, wenn ſie wüßte, was ich heute Abend gethan habe, ſo wäre Alles verloren; ſie würde mich nicht wieder zu euch laſſen, deß bin ich gewiß.

Dann darf ſie es niemals erfahren! erwiderte Cäcilie heiter. Der Weg, den du heute eingeſchlagen haſt, hat weder Thür noch Schloß und wird, obgleich etwas unbequem, immer gangbar bleiben.

Und wir, liebe Feliſe, werden dich oft hier erwarten, fügte Angele hinzu. Von Sonnenuntergang an gehen wir in den Alleen ſpaziren und des Abends bleiben wir ſtets lange auf der Terraſſe, um friſche Luft, wie auf dem Lande, zu genießen.

Und ihr ſeid immer allein? frug Feliſe.

Bis jetzt immer, antwortete die Freundin mit einem Lächeln und einem Blick auf ihre Schweſter. Cäcilie hat es dir bereits geſagt: eine junge Witwe darf nicht von aller Welt Beſuche annehmen; man würde ſie nicht tadeln, wenn ſie einmal auf den Einfall käme, einen Ball zu geben, aber ohne ſich übler Nachrede auszuſetzen, darf ſie keine kleine Geſellſchaft um ſich verſammeln. Wir würden in der That wie Einſiedler leben, wenn nicht einige alte Bekannte des Barons uns zuweilen einluden.

Ach, wie glücklich ſeid ihr, auszugehen wenn es euch gefällt, in Geſellſchaften zu gehen und Beſuche zu machen! ſagte Feliſe mit einem Seufzer; ich habe keine andre Zerſtreuung, als in die Meſſe zu gehen, und dies noch dazu blos Sonntags.

Nur Geduld, mein Herz, ſagte die Freundin, wir werden Rath ſchaffen und deiner Tante zum Trotz dich in die Welt einfuhren, dich amüſiren und dich verheirathen.

Welch Glück! rief Feliſe aus. Wie ſie aber jetzt die Stunde an den Uhren des Hotels ſchlagen hörte, fügte ſie hinzu: Zwölf! Schon zwölf! Ach! wenn Tante Philippine, die niemals ſchläft, jetzt die Naſe zum Fenſter herausſteckte! und mich kommen ſähe ... Aber ſie hört mich nicht; ich werde ganz

leiſe gehen, wie ihre Katze Mitouſle, wenn ſie auf dem Teppich um ihren Stuhl herumſchleicht.

Mit dieſen Worten umarmte ſie die beiden Schweſtern und empfahl ihnen die Leiter an der Mauer zu laſſen, damit ſie bald wiederkommen könne. Einige Augenblicke ſpäter kehrte ſie ohne Licht in ihr Zimmer zurück und legte ſich mit noch lautklopfendem Herzen in ihr Himmelbett.

Dieſe Zuſammenkunft wiederholte ſich öfter mit demſelben Glücke. Die Freundſchaft der Kinderjahre erwachte von neuem und mit größerer Lebhaftigkeit; hauptſächlich die ſanfte Angele hatte ihre alte Kloſtergefährtin mit der ganzen Kraft ihres Herzens zu lieben begonnen. Sie war eine jener liebevollen Seelen, jener wohlwollenden Naturen, zu deren Glück das Glück Anderer gehört, und ſie beſchäftigte ſich ſehr mit dem Schickſal Feliſens. Auch die junge Witwe liebte das aufblühende Kind; ſie fand in ihm eine Naivetät, einen Hang zum Romantiſchen, eine Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, die ſie ſehr anzogen. Ihre langen Unterhaltungen drehten ſich beſtändig um die Welt, die Feliſe noch nicht einmal von ferne geſehen hatte und von der ſie ſich ein ſo ſchönes Bild entwarf. Bald kam es ihr vor, als ob ſie alle Perſonen kenne, von denen man ihr ſo oft erzählte, und ſie frug aus freien Stücken nach dem Befinden der verwitweten Gräfin v. Manicamp, des Marquis von Gandale u. ſ. w. Die Gräfin war eine vornehme Dame, äſthetiſch und fromm, und ihr Neffe, der Marquis v. Gandale, galt für einen der liebenswürdigſten Cavaliere und eine der beſten Partien unter dem jungen Adel. Frau v. Favras führte ihn als ein Muſterbild von Geiſt, Muth und Ritterlichkeit an.

Wir haben ihm von dir erzählt, mein Engel, ſagte ſie zu Feliſen; du kannſt nicht begreifen, wie ſehr ihn die Schilderung deiner Gefangenſchaft intereſſirt hat. Er ſagte, du glichſt einer verzauberten Prinzeſſin aus dem Märchen der Frau v. Aulnoy und nennt deine Tante die Fee Dentue. Frau v. Manicamp erkundigt ſich auch beſtändig nach dir; ſie brennt vor Ungeduld, dich zu ſehen, und ich muß jedenfalls einmal ihren Wunſch befriedigen. Ich habe es ihr verſprochen.

Bis dahin empfiehl mich ihr ergebenſt, ſagte Feliſe mit halb ernſthaftem Tone und verſichere ihr, daß ich ihre unterthänige Dienerin ſei.

Allemal wenn der Name des Marquis v. Gandale im Geſpräch vorkam, überzog Angelens Stirn eine flüchtige Röthe: ſie hörte zu und ſchwieg mit niedergeſchlagenen Augen; aber Feliſe bemerkte nicht dieſe Röthe und dieſes Schweigen, das viel beredtſamer war als Worte, und ahnte nicht, daß dies der Gatte war, den Frau von Favras für ihre Schweſter beſtimmt hatte.

Eines Abends ſagte die junge Witwe lächelnd zu Feliſen: Meine Schönſte, ich habe einen großen Plan gefaßt; die ſechs letzten Wochen meiner Trauer ſind verſtrichen; es wäre nicht unſchicklich, wenn wir etwas mehr von der Welt ſähen. Ich gedenke nächſter Tage eine Geſellſchaft zu geben. Es wird Tanz ſein, ein kleines Conzert und Nachteſſen. Wirſt du uns die Ehre anthun, unſer Gaſt zu ſein?

Ich ſoll auf den Ball gehen? rief Feliſe die Hände erhebend aus, o, mein Gott! iſt dies möglich!

O ja! es iſt möglich, es iſt ſogar leicht, ſagte Angele lachend; meine Schweſter und ich haben ſchon alle Vorkehrungen dazu getroffen. Wir ſchmücken dich mit dem Beſten, was wir haben, laſſen dir ein Kleid machen ...

O, Kleider habe ich zu Dutzenden, unterbrach ſie Feliſe, und ſehr ſchöne; die böſe Suſanne hat ſie mir gekauft, und aus Langeweile habe ich immer neue verlangt; ich habe auch Perlen, Juwelen ...

Gut, ſo legſt du ſie an, ſagte Cäcilie erfreut; du mußt zum Bewundern ſchön und geſchmückt auftreten ...

O, liebe Feliſe, fügte Angele hinzu, wie werde ich mich freuen, dich ſo in die Mitte des Salons zu führen und dich vorzuſtellen! Wie werde ich ſtolz ſein auf die Lobſprüche, die man deiner Anmuth, deiner Schönheit zollen wird!

Ich komme mir vor wie Aſchenbrödel auf dem Ball, äußerte Feliſe naiv; es fehlte nur noch der kleine gläſerne Schuh ...

Und der Prinz, der dir den Hof macht, ſagte lautlachend Frau v Favras; liebes Herz, du mußt dich mit weniger glänzenden Eroberungen begnügen.

Acht Tage lang träumte Feliſe von dieſem Feſte mit unſäglicher Neugier, Ungeduld und Freude. Endlich — es war ein ſchöner Sommerabend — in der Stunde, wo der letzte bleiche Schimmer des Tages verſchwindet, ſtahl ſich Feliſe aus dem Hauſe ihrer Tante und gelangte glücklich in den Garten des Hotels Favras. Man hatte abſichtlich dieſe Seite der Terraſſe, die außerdem von einer Hecke verdeckt wurde, im Dunkeln gelaſſen; Feliſe konnte unbemerkt einen Pavillon des Erdgeſchoſſes gewinnen, wo Angele ſie erwartete.

O, der prächtige Schmuck! Du biſt reizend, Liebe! rief das Mädchen aus und betrachtete ſie mit Entzücken; das ſind Juwelen, die einer Königin würdig ſind.

Ich habe mich auf's Gerathewohl angekleidet, faſt im Finſtern, ſagte Feliſe und näherte ſich einem großen Spiegel, wo ſie ſich in ganzer Figur ſehen konnte. Sie hatte ein Kleid von ſilbergrauem Taffet, ohne alle Stickerei und Beſatz, angelegt; aber die Einfachheit dieſes Anzuges, den Suſanne für die Sonntagsſpaziergänge hatte machen laſſen, war von dem koſtbaren Schmuck gehoben, den Feliſe aus dem Käſtchen genommen; die ſchwarzen Wellen ihres Haares waren mit Perlenſchnüren, befeſtigt mit Diamanten, untermiſcht; eine Juwelenkette ſchmückte ihre Bruſt und fiel auf den Gürtel herab. Dieſes reiche und ſtrenge Koſtüm paßte bewundernswürdig zu der königlichen Geſtalt, zu der hehren Schönheit Feliſens; ſie ſah es und ſagte, das Haupt mit einer Bewegung des Stolzes und unausſprechlicher Freude erhebend, zu Frau v. Favras, die eben eintrat:

Ich bin bereit!

Noch einen Augenblick, ſagte Angele; wir müſſen in den düſtern Charakter deines Putzes noch etwas heitres bringen. — Mit dieſen Worten heftete ſie an Feliſens Bruſt ein Bouquet von Roſen und ſpaniſchem Jasmin, wie das, welches ſie an ihrem Kleide von weißem Damaſt trug.

Als Feliſe an der Hand der Frau v. Favras im Salon erſchien, erhob ſich ein Gemurmel der Bewunderung von allen Seiten; die Tänzer blieben ſtehen, die Spielenden vergaßen auf eine Minute die Karten; die Wirkung, welche ſie hervorbrachte, war allgemein. Ihre Schönheit hatte etwas Ueberraſchendes, Fremdartiges; ſie erinnerte an die Frauen vergangner Zeiten, an die Heldinnen des Arioſt, an die ſchönen Florentinerinnen des Decameron. Das ſchwarze Haar, die graden Augenbrauen, die Augen, deren blaſſes und leuchtendes Blau unter langen Wimpern glänzte, der Blick, bald ſcharf und kalt wie ein Schwert, bald melancholiſch und brennend, meiſtens aber träumeriſch,

Digitized by Google

alle dieſe Eigenheiten und Gegenſätze machten aus dieſem Mädchen ein ſeltſames und reizendes Weſen, das man nicht ohne Neugier, ohne Intereſſe und ohne Bewegung anſehen konnte. Sie fühlte dieſen erſten Triumph und war davon berauſcht; es war ihr, als ob ſie in dieſem Augenblick ihre rechte Stelle einnehme und als ob ihre Schönheit ſie zur Königin dieſer Welt, die ſie huldigend und bewundernd umgab, mache.

Mittlerweile hatten die Spielenden wieder die Karten ergriffen, die Tanzenden das feierliche Menuet, das einen Augenblick unterbrochen worden, vollendet und die alten Damen von Neuem ihre Unterhaltung am Baſſettetiſch begonnen. Feliſe wurde von Frau v. Favras im Saale herumgeführt. Als ſie Frau v. Manicamp begrüßt hatte, ſah die alte Dame ſie lange an und ſagte dann: Ich wundre mich nicht mehr über das, was man mir erzählt, Fräulein; Ihre Schönheit iſt ein koſtbarer Schatz, den man, um den größten Unglücksfällen zu entgehen, verbergen muß; überall wo Sie erſcheinen, werden Sie die Menſchen treulos, eiferſüchtig und unglücklich machen! — Nach dieſem Compliment küßte ſie Feliſen auf die Stirn und wandte ſich dann zu einer neben ihr ſitzenden Dame und flüſterte dieſer zu: Sie erinnert mich an Fräulein v. Fontanges; derſelbe Wuchs, derſelbe Anſtand, dieſelbe ſtolze Schönheit, aber der Geiſt des Geſichtes iſt ein ganz andrer. Die arme Fontanges ſah einfältig und gutmüthig aus; dieſe hier hat große klare Augen, in denen ein wildes Feuer leuchtet. Mir iſt meine hübſche Angele mit dem ſanften Geſicht, dem Teint friſch wie eine Roſe, und dem Magdalenenhaar viel lieber.

Feliſe kehrte auf ihren Platz zurück, als ihre Augen zum zweitenmale den Augen eines Mannes begegneten, der, ſeitdem ſie in den Salon getreten, ſich fern gehalten hatte und an den Unterhaltungen des Abends keinen Theil zu nehmen ſchien. Er war jung, von vornehmer Tournüre und hatte, obgleich von Geſicht nicht beſonders ſchön, doch in ſeinem ganzen Weſen etwas ſo geiſtreiches und edles, daß er gleich auffallen mußte; Feliſe dachte ſich bei ihm gleich den Herrn v. Nemours, den Geliebten der Prinzeſſin von Cleve, und ſie fühlte eine innere Erregung, als Frau v. Favras dem Unbekannten winkte und lächelnd ſagte, indem ſie ihn vorſtellte: Meine Liebe, dies iſt der Marquis von Gandale, der vor Begier, dich zu ſehen, bald umkommt, und der, ſeitdem du gekommen biſt, ſo erſtarrt vor Bewunderung zu ſein ſcheint, daß er keinen Schritt thun kann, um dich zu begrüßen.

Zwiſchen zwei Perſonen, die viel von einander haben reden hören, beſteht eine Art gegenſeitiger Theilnahme, die leicht zu einem lebhaftern und gefährlichern Gefühl wird: der erſte Blick, den Feliſe auf den Herrn von Gandale warf, war nicht der gleichgiltige und neugierige Blick, mit dem ſie die andern Anweſenden muſterte, und der Marquis ſeinerſeits ertrug nicht ohne Bewegung dieſen ſanften Strahl. Tänzer drängten ſich in Menge um Feliſen, und um ſich ihrer zu entledigen, mußte ſie ihnen endlich erklären, daß ſie gar nicht Menuet tanze; aus der Art und Weiſe, wie ſie das that, konnte Herr v. Gandale errathen, daß ſie außerordentlich froh ſei, dieſen Vorwand zu haben, um ihre Unterhaltung nicht zu unterbrechen, die ſich übrigens auf die gewöhnlichen Banalitäten beſchränkte. Den ganzen Abend ſprachen ſie ſo miteinander.

Der Mond war aufgegangen, und ſein bleiches Licht fing an, die dunkeln Laubmaſſen des Gartens zu erhellen, der ſich im ſilbernen Zwielicht einer hellen Sommernacht von den offnen Fenſtern aus den Blicken zeigte. Feliſe beugte

ſich zu dem Fenſter hinaus, in dem ſie ſaßen, deutete mit dem Finger auf die Mauer, welche die beiden Hotels trennte, und ſagte mit einem Seufzer zu dem Marquis: Dort iſt mein Gefängniß; in wenigen Augenblicken muß ich es wieder aufſuchen ...

O, Fräulein! ſagte er mit Feuer, denken Sie lieber daran, es für immer zu verlaſſen!

O! ja, ich denke daran! ſagte ſie leiſe und innig.

Ein in der Welt erzogenes Mädchen hätte nicht auf dieſe Weiſe den Mann, den ſie auszeichnete, den ganzen Abend in ihrer Nähe feſtgehalten; aber Feliſe gab ſich zu naiv dem ſüßen Genuß dieſer erſten Leidenſchaft hin, um dieſes Tête à tête zu unterbrechen. Als man ſich in den Speiſeſaal begab, um das Nachteſſen einzunehmen, nahm ſie Herrn v. Gandale's Arm an und lud ihn mit einem Blick ein, ſich neben ſie zu ſetzen.

Frau v. Favras zeigte ſich ſehr unruhig und ihre Schweſter verhehlte nur mit Mühe ihren tiefen Schmerz. Frau v. Manicamp betrachtete Feliſen und ihren Neffen mit einem mit Verdruß vermiſchten Erſtaunen. Die Erſcheinung dieſer Prinzeſſin hat großen Effekt hier gemacht, ſagte ſie einer vertrauten Freundin ins Ohr. Sehen Sie nur den Marquis, er verläßt ſie nicht; ... man kann ſich bei einem erklärten Verhältniß nicht anders benehmen ... Das verdrießt mich; ich hatte andre Pläne mit meinem Neffen.

Mit der Morgendämmerung trennte ſich die Geſellſchaft endlich. Feliſe war ſchon verſchwunden und der Marquis v. Gandale hatte ſich einige Augenblicke nach ihr entfernt. Als ſich die beiden Schweſtern allein ſahen, ſchickten ſie ihre Kammerfrauen fort und ſchloſſen ſich ein. — Ach! Schweſter, was haben wir gethan! rief Angele aus und ſtürzte weinend der jungen Witwe an die Bruſt, welches Feſt, ach! welch unſelige Nacht! ... Der Marquis hatte nur Augen für Feliſen ... er liebt ſie ſchon ... er liebt ſie!

Nein, Schweſter, nein, ich glaube es nicht, antwortete Cäcilie; er iſt nur geblendet von ihrer Schönheit und fühlt ſich geſchmeichelt durch die Auszeichnung, mit der ſie ihn ſo offen behandelt, niemand als ihn anſieht, mit niemand als mit ihm ſpricht ... Dieſe unſchuldigen Kinder haben ſeltſame Vorrechte! Aber wahrhaft berührt iſt das Herz des Herrn v. Gandale nicht.

Angele ſchüttelte traurig den Kopf, trocknete ihre Thränen von den bleichen Wangen und ſagte mit Ueberzeugung: Er liebt ſie! ... Sie iſt ſo ſchön! ... Aber, Schweſter, habe ich ein Recht, mich zu beklagen? ... In deinem Eifer für mein Glück haſt du den Plan zu dieſer Heirath entworfen, und Frau v. Manicamp wünſchte ſie; aber man hat kaum nach den Wünſchen des Herrn v. Gandale gefragt und mit Unrecht vorausgeſetzt, er liebe mich. Hat er mir es jemals eingeſtanden? Iſt er durch das geringſte Verſprechen gebunden? Ach, meine Wünſche allein haben dieſen Bund geſchaffen ...

Er liebte dich vielleicht noch nicht, aber er würde gelernt haben dich zu lieben, meine Angele! rief Frau v. Favras mit Thränen aus und ſchloß ihre Schweſter in die Arme. Dein Glück und das meinige ſind uns geraubt! ... O, wie blind und unglücklich muß der ſein, der dich ſo verſchmäht! .. Aber ein Andrer als Herr v. Gandale wird den Werth des Kleinods, das ich ihm geben wollte, beſſer würdigen!

Wir müſſen dieſe Pläne aufgeben, liebe Schweſter, ſagte Angele mit ſanfter Entſchloſſenheit; ich fühle, daß ich mein Herz nicht zweimal verſchenken kann. Ich leide jetzt ſchwer, ſchwerer als ich ſagen kann; aber dieſer

Schmerz wird ſich lindern, wenn ich mich zu Gott wende. Mutter Magdalene ſagte es immer zu uns: Er allein kann tröſten!...

Am nächſten Tage brachte Frau v. Favras ihre Schweſter auf ein Landgut in der Nähe von Paris; ſie verlebten daſelbſt vierzehn Tage in der vollſtändigſten Einſamkeit ohne die geringſte Nachricht von Feliſen, ohne nur den Namen des Herrn von Gandale nennen zu hören: Angele blieb tiefbekümmert und Frau v. Favras wünſchte und fürchtete doch auch zu erfahren, was ſeit ihrer Abweſenheit geſchehen. Bei ihrer Rückkehr nach Paris fand ſie folgenden Brief der Frau von Manicamp vor:

„Liebe Baronin!

Mein Neffe iſt ein Geck, den ich jedenfalls enterben werde. Er hat ſich in die Kleine, die man in dem verzauberten Schloſſe gefangen hält, verliebt. Nach dem, was Sie mir von ihr ſagten, iſt ſie reich und von gutem Hauſe; aber mir liegt nichts an einer Verbindung mit dieſer verwunſchenen Prinzeſſin. Ich hatte andre Pläne. Ich habe dem Marquis v. Gandale erklärt, daß ich in ſeine Wünſche nicht eingehe; daher wird er ſein Heil perſönlich bei der Fee Dentue verſuchen.

Ich zeige Ihnen dieſe koſtbare Geſchichte ſelbſt an, um Ihnen die erſte Ueberraſchung zu erſparen, und bitte Sie, mir zu geſtatten, mich Ihre beſte Freundin und ergebenſte Dienerin zu nennen Gräfin v. Manicamp."

Nun, was ſagſt du, Schweſter? ſagte Angele, nachdem ſie den Brief geleſen.

Wir reiſen wieder ab; wir wollen wenigſtens nicht Zeugen dieſer Hochzeit ſein, rief Frau v. Favras mit Heftigkeit.

Ja, wir müſſen abreiſen, ſagte Angele; aber ehe wir gehen, werde ich an Feliſen ſchreiben.

Sie nahm die Feder und ſchrieb mit zitternder Hand und blutendem Herzen folgenden Brief:

„Theure Feliſe!

Der Himmel, der dich ſehr frühzeitig mit ſchweren Leiden heimgeſucht hat, ſendet dir jetzt ein großes Glück: der beſte Mann von der Welt liebt dich und wird um deine Hand anhalten. Sei glücklich mit ihm und mache ihn glücklich; dies iſt der Wunſch meiner Schweſter und der meinige; wir ſprechen ihn gegen dich aus, indem wir von dir gewiß auf lange Abſchied nehmen. Mögeſt du in deinem Glück nicht die vergeſſen, welche leiden; bete für ſie und für dich, und denke, ausgeſtattet mit dem Guten dieſer Welt, an höhere und heiligere Dinge.

Es ſcheint mir, als könnte ſich die Prophezeiung der Mutter Perpetua noch erfüllen und als würde ich eines Tages den Schleier der Annunciaten nehmen. Dann gedenke meiner und ſprich zuweilen von der Schweſter Angele."

Ein gewandter Bedienter nahm es auf ſich, dieſen Brief Feliſen zukommen zu laſſen, und ſie fand ihn noch an demſelben Tage um einen Stein gewickelt vor der Thür ihres Zimmers. Feliſe wußte von allem, was vorgefallen, kein Wort und lebte ſeit vierzehn Tagen in der unausſprechlichſten Aufregung. Die plötzliche Abreiſe der beiden Schweſtern hatte ſie mit Staunen und Betrübniß erfüllt; ihre Abweſenheit entzog ihr jede Möglichkeit und jede Hoffnung, den Marquis v. Gandale wiederzuſehen. Sie verbrachte Tag und Nacht in Thränen, wie ein verliebtes und verzweifelndes Mädchen; vielemal ſtand ſie auf dem Punkte, aufs Gerathewohl aus dem Hauſe zu entfliehen, wo ſie vor Zwang, Kummer und Langeweile ſtarb.

Digitized by Google

Der Brief Angelens verſetzte ſie in einen Rauſch des Erſtaunens, des Triumphs und der Freude, den ſie nicht bewältigen konnte. Bleich, mit flammendem Auge und hocherhobenem Haupte trat ſie in den Salon, wo Fräulein v. Saulieu, die an ihrem gewohnten Platz ſitzend, an ihrer Stickerei arbeitete. Sie mußte ſich ſetzen, denn ihre Knie bebten und ſie konnte ſich nicht aufrecht erhalten; dann ſagte ſie, ihre Worte kurz und haſtig betonend: Tante ... ich muß Sie ſprechen. Hören Sie mich an. Der Augenblick iſt da, wo ich endlich dieſes Haus verlaſſe ... Bald, heute vielleicht noch, wird ein vornehmer und reicher Mann um meine Hand anhalten ...

Was ſagſt du? ich habe es nicht gehört, unterbrach ſie Fräulein v. Saulieu mit der Geberde, und dem leeren Blick einer Perſon, deren Geiſt aus einer andern Welt zurückkehrt.

Ich ſage, daß der Marquis a. Gandale mich heirathen will und bei Ihnen um mich anhalten wird, erwiderte Feliſe; Sie werden ihn nicht abweiſen, Tante?

Fräulein v. Saulieu ſah ſie ganz betäubt an und machte eine verneinende Bewegung. Bei dieſer ſtummen Antwort brach der langeverhaltene Groll Feliſens endlich los. — Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen gehorche! rief ſie aus; ich habe nur zu lange die Sklaverei ertragen, in der Sie mich halten! ... Ja, Sie haben mich bedrückt und ich haſſe Sie! Was ſind Sie mir von jeher geweſen? Eine herzloſe Verwandte. Als Kind legen Sie mich an der Pforte eines Kloſters nieder; jetzt bewachen Sie mich wie eine Gefangene. Aber mein Platz iſt in der Welt; ich will dort leben wie andre Mädchen meines Standes. Ich bin reich und von gutem Hauſe, ich weiß es; geben Sie mein Vermögen heraus, daß ich endlich meines Ranges würdig lebe ... Sie antworten nicht ... Aber Sie werden antworten müſſen, wenn Herr v. Gandale nach dem Grund Ihrer Weigerung fragt ...

O, unſeliges Kind! rief Fräulein v. Saulieu aus und erhob die Hände gen Himmel; dann wies ſie mit bekümmerter und gebieteriſcher Geberde Feliſen die Thür und ſagte: Geh auf dein Zimmer ... Ich werde Herrn v. Gandale empfangen ... und wenn er dann noch auf ſeinem Verlangen beſteht, gebe ich meine Beiſtimmung zu deiner Heirath ... Geh!

Ueberwältigt von ihrer gebieteriſchen Weiſe und betroffen von den letzten Worten entfernte ſich Feliſe zornglühend und ſchloß ſich in ihr Zimmer ein, wo ſie den ganzen Tag am Fenſter ſtehen blieb und jeder Bewegung lauſchte. Fräulein v. Saulieu hatte die nöthigen Befehle ertheilt: Balin wartete im Vorzimmer und Suſanne wendete die Augen nicht von der Hausthür weg.

Am folgenden Nachmittag kündigte das Rollen eines Wagens, der in den Hof einfuhr, die Ankunft des Marquis v. Gandale an. Mit eigenthümlichen Gefühlen überſchritt er die Schwelle dieſes düſtern Hauſes, und ſeine Erregung wuchs noch, als der alte Diener, in Trauer gekleidet, die Thüre weit öffnete und ihn in den widerhallenden Sälen anmeldete. Fräulein v. Saulieu war aufgeſtanden, um ihn zu empfangen. Beim Anblick dieſer gebietenden Geſtalt, die der Schmerz vor der Zeit zur Greiſin gemacht und deren trauriger und ſtolzer Blick ſich vor ihm ſenkte, ſchauerte der Marquis innerlich zuſammen und mußte ſich erſt einen Augenblick ſammeln. Fräulein v. Saulieu wartete in Schweigen auf ſeine Anrede.

Fräulein, ſagte er endlich, ich bin der Marquis Hektor v. Gandale; ich glaube dieſer Name geſtattet mir, auf die Ehre einer Verbindung mit Ihrer

Familie Anſpruch zu machen. Ich bin im Beſitz eines Vermögens, welches mir erlaubt, meinem Range gemäß zu leben. Ich habe Gelegenheit gehabt, Ihre Fräulein Nichte zu ſehen, und ihre ſeltne Schönheit und ihr Geiſt hat mich ſo eingenommen, daß ich eine leidenſchaftliche Zuneigung zu ihr gefaßt habe. Wie ich höre, iſt ſie eine Waiſe; Sie ſind Ihre einzige Verwandte und ich halte bei Ihnen um ihre Hand an.

Ich verweigere ſie Ihnen, Herr Marquis, ſagte Fräulein v. Saulieu mit ſehr bewegter Stimme.

Darf ich Sie um die Gründe dieſer Weigerung bitten, gnädiges Fräulein, ſagte Herr von Gandale.

Wenn Sie darauf dringen, ſollen Sie ſie erfahren, ſagte die Dame mit peinlicher Anſtrengung; aber ich bitte Sie, ohne nähere Erklärung und ohne mich zu zwingen, Ihnen eine ſchmerzliche Geſchichte zu erzählen, der Hand meiner Nichte zu entſagen ...

Der Marquis antwortete nur mit einer ſtummen Geberde; ſein Stolz und ſeine Liebe ſchienen ſie herauszufordern.

Fräulein v. Saulieu ſammelte ſich, als ſuche ſie in ſich ſelbſt Kraft zu ſprechen; dann ſprach ſie, anfangs langſam, aber dann immer haſtiger und mit abgeſtoßenem Tone:

Ich habe Ihnen eine beklagenswerthe Geſchichte zu erzählen, Herr Marquis ... die entſetzlichen Unglücksfälle zweier Familien ... Eine Waiſe von meiner Kindheit an, wurde ich mit einer jüngern Schweſter bei einem Onkel erzogen, der uns adoptirt hatte. In ihrem ſechszehnten Jahre heirathete meine Schweſter einen Mann von Stande, und ich blieb bei meinem Onkel, der ſehr hinfällig geworden war. Ich hatte meine Verheirathung aufgeſchoben, um ihn in ſeinem Alter zu pflegen: bis in mein fünfundzwanzigſtes Jahr lebte ich bei ihm, überzeugt, daß er ſein Vermögen zwiſchen mir und meiner Schweſter, die er ſchon reich ausgeſtattet, theilen würde; aber dieſe Erwartungen wurden getäuſcht, ein Teſtament, das er verheimlicht hatte, ſetzte mich zur einzigen Erbin ein ... O, warum muß ich mich an die unſeligen Folgen dieſer Vorliebe erinnern! ... Der Gatte meiner Schweſter hatte ſeit langer Zeit eine ſtrafbare Neigung für mich gefaßt ... Seine Habſucht kam dieſer ſchrecklichen Neigung gleich ... Ich ſtand auf dem Punkte, mich mit dem Mann zu verheirathen, den mein Herz ſchon ſeit langem gewählt hatte ... Der Elende faßte den Plan, mich zu ehelichen, nachdem er alle Hinderniſſe, die ſich dieſem Vorhaben entgegenſetzten, aus dem Wege geräumt ... Eine Dispenſation des heiligen Vaters kann einem Manne geſtatten, ſich nach einander mit zwei Schweſtern zu verheirathen ... In einer Nacht wurde ſeine Frau in ſeinem Schloſſe ermordet und der, mit dem ich mich verbinden wollte, faſt vor meinen Augen tödtlich von einer Kugel getroffen ... Der Mörder hatte ſein doppeltes Verbrechen mit unendlicher Geſchicklichkeit zu verbergen geglaubt, aber die Vorſehung hatte ſeine ſofortige Züchtigung im Sinn. Seine Miſſethaten hatten unſichtbare Zeugen gehabt ... Seine Opfer wurden gerächt ... Er ſtarb von Henkershand ... Sie haben jedenfalls die entſetzliche Geſchichte des Grafen v. Chardavon, der in Toulouſe lebendig gerädert wurde, gehört ... Das war der Vater Feliſens ... Er hatte eine junge Schweſter ... Man nannte ſie die ſchöne Geneviève ... Gebrandmarkt durch das Verbrechen ihres Bruders, iſt ſie in einem Kloſter geſtorben, und ich, welcher dies Ungeheuer Alle, die ich liebte, geraubt hat, wanke hier dem Grabe entgegen, umgeben von den alten Dienern, die mir gefolgt ſind,

und dieſem Kinde, das mich anklagt und dem ich ewig unſre Schmach verbergen muß ...

Der Marquis hatte dieſe Erzählung mit ſtummem Entſetzen angehört; ehe noch Fräulein v. Saulieu aufgehört hatte zu ſprechen, ſtand er auf. Balin öffnete die Flügelthür. Herr v. Gandale verbeugte ſich tief, als wolle er Verzeihung von der Frau erbitten, die er zu ſo ſchrecklichen Geſtändniſſen gezwungen, und dann entfernte er ſich langſam.

Als er hinausging, bemerkte Fräulein v. Saulieu das bleiche Antlitz Feliſens im Hintergrund des Salons; die Arme hatte gelauſcht und Alles gehört. Sie war entſetzlich in ihrer ſtarren Verzweiflung.

Tante, ſagte ſie und legte den BriefAngelens auf den Gueridon, Sie müſſen mich wieder zu den Annunciaten bringen ... Dort iſt mein Platz ... Ich habe ſchon geſtern nachgedacht und ſehe es jetzt klar ... Fräulein v. Chameroy liebte den Marquis v. Gandale ... und weil ich die Tochter eines Hingerichteten bin, wird er ſie heirathen ... O, Tante, bringen Sie mich in's Kloſter zurück ... denn bei dieſem Gedanken fühle ich, daß das Blut eines Mörders mir in den Adern fließt!

Wirklich kehrte Feliſe noch an demſelben Tage in's Kloſter zurück. Als ſie zum zweitenmal die verhängnißvolle Pforte hinter ſich hatte, traten ihr die Superiorin und Pater Boinet entgegen.

Wir erwarteten Sie beſtändig, meine Tochter, ſagte der Pater.

Kommen Sie an meine Bruſt, rief die Mutter Madeleine liebevoll aus; o, Sie müdes und blutendes Lamm, geſegnet ſei der gute Hirt, der Sie zurückführt, und der Tag, wo Sie wieder hier eintreten!

Der Kampf des Lebens.

Eine Liebesgeſchichte von Ch. Dickens (Boz).

Erſter Theil.

Vor langer, langer Zeit — es kümmert uns wenig, wann und wo in England — wurde eine heiße Schlacht geſchlagen. Sie wurde geſchlagen an einem langen Sommertage, als das wogende Gras grün war. Manche wilde Blume, geſchaffen von des Allmächtigen Hand zu einem duftenden Pokal für den Thau, ſah an dieſem Tage ihren bunten Kelch überſchäumen von Blut und ſtarb ſchaudernd. Manches Inſekt, das ſeine zarte Farbe von unſchuldigen Blättern und Kräutern hatte, wurde an dieſem Tage neugefärbt von ſterbenden Menſchen und bezeichnete ſeine haſtige Flucht mit einer unnatürlichen Spur. Der bunte Schmetterling trug auf dem Rand ſeiner Flügel Blut in die Luft. Der Bach fluthete roth dahin. Aus dem zertretenen Erdboden wurde ein Sumpf, wo in trüben Pfützen, die ſich in den Spuren von menſchlichen Füßen und Pferdehufen geſammelt, das überall vorherrſchende Roth unheimlich in der Sonne ſchimmerte.

Der Himmel bewahre uns vor dem Anblick eines Schauſpiels, wie es der Mond auf dieſer Wahlſtatt ſah, als er über den waldumſäumten, ſchwarzen Hügelrücken im Hintergrund heraufkam und auf das Blachfeld herab-

Digitized by Google

blickte, beſäet mit himmelwärts gerichteten Geſichtern, die voreinſt am Mutterbuſen Mutteraugen angelächelt oder ruhig geſchlummert hatten. Der Himmel bewahre uns vor den Geheimniſſen, welche der mit Leichengeruch beladene Wind über den Schauplatz von dieſes Tages Arbeit und dieſer Nacht Tod und Leiden flüſterte! Mancher einſame Mond glänzte auf dieſer Wahlſtatt, mancher Stern blickte trauervoll darauf nieder, mancher Wind aus jeder Weltgegend wehte darüber hin, ehe die Spuren dieſes Kampfes verſchwanden.

Sie blieben noch lange Zeit, aber nur in Kleinigkeiten; denn die Natur, hoch erhaben über die böſen Leidenſchaften des Menſchen, gewann bald wieder ihre Heiterkeit und lächelte auf das ſchuldige Schlachtfeld hernieder wie ehedem, als es noch unſchuldig war. Die Lerchen ſangen hoch über ihm; die Schatten der fliehenden Wolken verfolgten ſich ſpielend über Wieſe, Feld und Wald und über Dächer und Kirchthurm der von Bäumen umſäumten Stadt hinaus in die glänzende Ferne, wo Erde und Himmel zuſammenfließen und das Abendroth verbleicht. Saaten wurden geſäet und wuchſen empor und wurden eingeerntet; der Bach, der mit Purpur gefärbt geweſen, drehte ein Mühlrad; Männer pfiffen hinter dem Pfluge; Aehrenleſer und Mäher arbeiteten in ruhigen Gruppen; Schafe und Kühe graſten auf der Weide; Knaben ſchrien auf den Feldern, um die Vögel zu verſcheuchen; Rauch ſtieg aus den Feuereſſen empor; Sabbathglocken ließen ihr friedliches Geläute ertönen; alte Leute lebten und ſtarben; die ſcheuen Geſchöpfe des Feldes und die einfachen Blumen des Waldes und des Gartens blühten und welkten in der gewohnten Zeit auf der blutigen Wahlſtatt, wo tauſend und abertauſend Menſchen in der großen Schlacht gefallen waren.

Aber anfangs ſah man dunklere Flecken in der jungen Saat, welche die Leute mit ſcheuem Grauen betrachteten. Jahr auf Jahr kehrten ſie wieder, und man wußte, daß auf dieſen fruchtbareren Stellen Menſchen und Pferde in buntem Haufen begraben lagen und den Boden düngten. Der Ackersmann, der dort pflügte, ſcheute ſich vor den großen Würmern, die dort in der Erde wohnten, und die Garben, die man dort erntete, wurden viele Jahre lang die Schlachtgarben genannt und beſonders geſetzt; und niemals kam eine Schlachtgarbe beim Erntefeſt auf den letzten Wagen. Lange Zeit kam mit jeder Furche, die gezogen wurde, eine Spur des Gefechtes an den Tag. Lange Zeit ſah man verletzte Bäume auf der Wahlſtatt und halbzerſtörte Hecken und Mauern auf den Stellen, wo mörderiſches Handgemenge geweſen, und feſtgetretne Flecke, wo kein Halm wachſen wollte. Lange Zeit ſcheute ſich jede Dirne, ſich Haar oder Buſen mit der ſchönſten Blume dieſes Todtenfelds zu ſchmücken; und viele Jahre lang glaubte man, die dort wachſenden Beeren hinterließen an der Hand, die ſie pflückte, einen zu unauslöſchlichen Fleck.

Aber die Jahreszeiten, obgleich ſie ſo flüchtig vorübergingen wie die Sommerwolken, machten in ihrem Verlauf ſelbſt dieſe Spuren des alten Kampfes verſchwinden und verwiſchten die ſagenhaften Erinnerungen aus dem Gedächtniß der Menſchen, bis ſie zu Altenweibermärchen zuſammenſchrumpften und mit jedem Jahr mehr vergeſſen wurden. Wo die wilden Blumen und Beeren ſo lange ungepflückt geblieben, da ſtanden jetzt Gärten und Häuſer und Kinder ſpielten Krieg auf dem Raſen. Die verwundeten Bäume waren ſchon lange als Julklötze verbrannt worden. Die dunkelgrünen Flecke waren nicht friſcher als das Gedächtniß derer, die darunter beſtattet lagen. Noch immer brachte die Pflugſchaar von Zeit zu Zeit Stücke

verroſtetes Eiſen zu Tage, aber es war ſchwer zu erkennen, wozu es gedient hatte, und die Finder grübelten und disputirten darüber. Ein alter, ſchwarzer Harniſch und ein Helm hatten ſo lange in der Kirche gehangen, daß derſelbe ſchwache, halbblinde Greis, der ſich jetzt vergebens bemühte, ſie oben an dem weißen Gewölbe zu erkennen, ſie ſchon als Kind ſtaunend betrachtet hatte. Wenn das auf dem Felde erſchlagene Heer einen Augenblick lang in der Geſtalt, wie jeder gefallen, und auf der Stelle, wo jeder ſeinen Tod gefunden, hätte auferſtehen können, dann hätten zerſpaltete Schädel zu Hunderten zu Hüttenthüren und Fenſtern hereingeſehn: wären erſchienen an den friedlichen Herden; wären aufgeſpeichert geweſen in den Scheunen; wären emporgeſtiegen zwiſchen dem Kind in der Wiege und ſeiner Wärterin; hätten den Bach gedämmt, die Mühle gedreht, den Obſtgarten und die Wieſe angefüllt, den Heuſchober hoch aufgethürmt mit Sterbenden. So verändert war die Wahlſtatt, wo tauſend und abertauſend Menſchen in der großen Schlacht gefallen waren.

Vielleicht nirgends mehr verändert vor etwa hundert Jahren als in einem kleinen Obſtgarten hinter einem alten ſteinern Hauſe mit einer Jelängerjelieberlaube vor der Thür. Dort vernahm man an einem ſchönen Herbſtmorgen Muſik und heiteres Lachen und zwei Mädchen tanzten luſtig auf dem Raſen, während ein halb Dutzend Bauerweiber auf Leitern ſtanden und Aepfel von den Bäumen pflückten, aber zuweilen in ihrer Arbeit innehielten und den Fröhlichen zuſahen. Es war ein anmuthiges, natürliches Schauſpiel; ein ſchöner Tag, ein ſtiller Ort, und die beiden Mädchen tanzten in ihrer Herzensluſt ganz froh und ungenirt.

Wenn auf der Welt Niemand glänzen wollte — dies iſt mein Dafürhalten und ich glaube, ihr ſtimmt mit mir überein — ſo würden wir viel beſſer vorwärts kommen und uns einander viel mehr amuſiren. Es war ganz allerliebſt anzuſehn, wie die beiden Mädchen tanzten. Sie hatten keine Zuſchauer als die äpfelpflückenden Weiber auf den Leitern. Sie freuten ſich ſehr, ihnen zu gefallen, aber ſie tanzten ſich zu Gefallen (wenigſtens mußte man das glauben), und man konnte ſich ebenſo wenig der Bewunderung wie ſie ſich des Tanzens enthalten. Und wie tanzten ſie!

Nicht wie Operntänzer. Durchaus nicht. Und nicht wie Madame So und So's ausgezeichnete Schülerinnen. Nicht im mindeſten. Es war kein Quadrilletanzen, kein Menuet, nicht einmal eine einfache Anglaiſe. Es war weder nach dem alten Stil noch nach dem neuen Stil; nicht nach dem franzöſiſchen, nicht nach dem engliſchen Stil; eher zufällig ein wenig im ſpaniſchen Stil, der, wie man ſagt, ein freier und munterer Stil iſt und von den klappernden Caſtagnetten den Anſtrich einer allerliebſten Improviſation bekommt. Wie ſie unter den Obſtbäumen tanzten und den Garten hinauf- und herabſchwebten und ſich einander im Kreiſe drehten, da ſchien der Einfluß ihrer luftigen Bewegung ſich in der ſonnigheitern Umgebung weiter zu verbreiten wie ein immer größer werdender Kreis im Waſſer. Ihr fliegendes Haar und ihr wehendes Gewand, das elaſtiſche Gras unter ihren Füßen, die Zweige, die ſich im Morgenwind ſchaukelten, die glänzenden Blätter und ihre zitternden Schatten auf dem ſaftig grünen Boden, das balſamiſche Lüftchen, welches durch die Landſchaft wehte und ſich drauf freute, die ferne Windmühle zu drehen — Alles zwiſchen den beiden Mädchen und dem pflügenden Ackersmann auf der fernen Höhe, der ſich vom Himmel abhob, als ſtände er am Ende der Welt — ſchien ebenfalls zu tanzen.

Digitized by Google

Endlich ſank die jüngere der beiden tanzenden Schweſtern athemlos und heiter lachend auf eine Bank, um auszuruhen, die andre lehnte ſich an einen Baum dicht daneben. Die Spielleute, eine Harfe und eine Fiedel, ſchloſſen mit einem vollen Accord, als prahlten ſie mit ihrer Munterkeit, obgleich die Muſik ſo ſchnell geweſen und mit dem Tanzen ſo anſtrengend gewetteifert hatte, daß ſie es keine halbe Minute länger hätte aushalten können. Die äpfelpflückenden Leute ließen ein Geſumm des Beifalls vernehmen und fingen wieder fleißig an zu arbeiten wie die Bienen.

Um ſo thätiger vielleicht, weil ein ältlicher Herr, Dr. Jeddler in eigner Perſon — es war Dr. Jeddler's Haus und Garten, müßt ihr wiſſen, und die beiden Mädchen waren Dr. Jeddler's Töchter — herausgeguckt kam, um zu ſehen, was es gebe und wer zum Gukuk auf ſeinem eignen Grund und Boden vor dem Frühſtück Muſik machte. Denn Dr. Jeddler war ein großer Philoſoph und nicht ſehr muſikaliſch

Muſik und Tanz heute! ſprach der Doctor zu ſich ſelbſt und blieb verwundert ſtehen. Ich glaubte, ſie fürchteten den heutigen Tag. Doch es iſt eine Welt voller Widerſprüche. Aber Grace, aber Marion! fügte er laut hinzu, iſt die Welt heut' Morgen verrückter wie gewöhnlich?

Wenn es der Fall wäre, ſo ſei diesmal etwas nachſichtig, Vater, gab ihm die jüngere Tochter Marion zur Antwort, indem ſie an ihn herantrat und zu ihm aufblickte — denn es iſt Jemandes Geburtstag heute.

Jemandes Geburtstag, mein Herz, ſagte der Doctor. Weißt Du nicht, daß alle Tage Jemandes Geburtstag iſt? Weißt du nicht, wieviel Neulinge jede Minute dies wunderliche und lächerliche Ding — ha, ha, ha! man kann gar nicht ernſthaft davon ſprechen — das man das Leben nennt, beginnen?

Nein, Vater!

Natürlich du nicht; du biſt ein Weib — beinah, ſagte der Doctor. Uebrigens, ſetzte er hinzu und blickte in das hübſche Geſicht, das ſich dicht an das ſeine drängte, glaube ich, es iſt dein Geburtstag.

Was! wirklich, Vater! rief ſeine Lieblingstochter und bot ihm die Lippen zum Kuß.

Da! und meine Liebe dabei, ſagte der Doctor und küßte ſie, und möge der Tag oft, ſehr oft wiederkehren — welcher Gedanke! der Gedanke, eine häufige Wiederholung in einem ſolchen Poſſenſpiel zu wünſchen, ſagte der Doctor vor ſich hin, iſt gut! ha, ha, ha!

Doctor Jeddler war, wie der Leſer bereits weiß, ein großer Philoſoph; und der Hauptſatz ſeiner Philoſophie war, die ganze Welt als einen ungeheuern Spaß zu betrachten, als etwas zu Albernes, als daß ein vernünftiger Menſch ernſthaft daran denken könnte. Dieſer Glaubensſatz war urſprünglich ein Erzeugniß des Schlachtfeldes, auf dem er wohnte; wie ihr alsbald erfahren werdet.

Wie ſeid ihr eigentlich zur Muſik gekommen? frug der Doctor. Natürlich ſind's Hühnerdiebe. Woher kommen die Muſikanten?

Alfred hat ſie hergeſchickt, gab ſeine Tochter Grace zur Antwort und ſteckte in ihrer Schweſter Haar ein paar einfache Blumen, die der Tanz gelockert hatte, wieder feſt.

Alſo Alfred hat die Muſik geſchickt? entgegnete der Doctor.

Ja, er traf ſie unterwegs, als er früh in die Stadt ging. Die Leute ziehen zu Fuß herum und hatten dieſe Nacht in der Stadt geraſtet; und da Marion's Geburtstag iſt und er ihr eine Freude zu machen glaubte, ſo

Digitized by Google

ſchickte er ſie her mit einem Zettelchen des Inhalts, daß, wenn ich es für gut fände, ſie ihr eine Serenade bringen ſollten.

Ja, ja, ſagte der Doctor leicht hin, er fragt immer nach deiner Meinung.

Und da meine Meinung günſtig ausfiel, ſagte Grace heiter und hielt einen Augenblick inne, um den lieblichen Kopf, den ſie ſchmückte, zu bewundern — und Marion ſehr heiter war und zu tanzen anfing, ſo tanzten wir zuletzt beide nach Alfred's Muſik, bis uns der Athem ausging; und die Muſik gefiel uns um ſo mehr, weil ſie Alfred geſchickt hatte. Nicht wahr, liebe Marion?

O, ich weiß nicht, Grace. Wie du mich immer mit Alfred quälſt.

Ich ſoll dich quälen, wenn ich deinen Geliebten nenne! ſagte ihre Schweſter.

Das weiß ich, daß es mir ziemlich gleichgültig iſt, ob er genannt wird oder nicht, ſagte die kleine Kokette, ein paar Blumen, die ſie in der Hand hatte, zerpflückend und die Blätter auf den Boden verſtreuend. Ich bin faſt überdrüßig, von ihm zu hören, und wenn du ſagſt, er wäre mein Geliebter —

Still, ſprich nicht ſo leicht hin von einem treuen Herzen, das ganz dir angehört, rief ihre Schweſter aus — ſelbſt nicht wenn du ſcherzeſt. Es gibt kein treueres Herz auf der Welt wie Alfred!

Nein, nein, ſagte Marion und zog ihre Brauen mit einer komiſchen Miene flüchtigen Erwägens in die Höhe — vielleicht nicht. Aber ich weiß nicht, ob das ein großes Verdienſt iſt. Ich — ich mag ihn eigentlich gar nicht ſo ſehr treu haben. Ich habe ihn nie dazu aufgefordert. Wenn er denkt, daß ich — aber, liebe Grace, warum müſſen wir jetzt gerade von ihm ſprechen!

Es war ein lieblicher Anblick, die beiden anmuthigen Geſtalten der blühenden Schweſtern dicht an einander geſchmiegt unter den Bäumen wandeln und mit einander ſprechen zu ſehen. Ernſt dem leichten Muth gegenüber, aber Liebe der Liebe zärtlich antwortend; und merkwürdig genug war es, daß in den Augen der jüngern eine Thräne ſchwamm und daß etwas tief und innig gefühltes durch den Muthwillen ihrer Worte ſchimmerte und angeſtrengt damit kämpfte.

Der Unterſchied in dem Alter beider Mädchen konnte nicht über vier Jahr ſein; aber Grace ſchien, wie oft in ſolchen Fällen, wo keine Mutter über beide wacht (des Doctors Frau war geſtorben), in der vorſorglichen Liebe zu ihrer jüngern Schweſter älter, als ſie war, und von Natur aller Theilnahme — außer durch mitfühlende Liebe — an ihren muthwilligen Launen fremder, als man nach ihren Jahren hätte meinen ſollen. Hoher Mutterberuf, der ſelbſt in dieſem Schattenbild ſeiner ſelbſt das Herz reinigt und das geheiligte Gemüth den Engeln näher bringt!

Des Doctors Seele, während er ihnen nachſah und zuhörte, beſchäftigte ſich anfangs blos mit verſchiednen luſtigen Gedanken über die Thorheit, Etwas zu lieben oder gern zu haben, über den nichtigen Traum, mit dem ſich junge Herzen hintergehen, wenn ſie einen Augenblick glauben, es könne etwas Ernſthaftes hinter einer ſolchen Seifenblaſe, wie die Liebe iſt, ſtecken, und wie ſie ſich zuletzt getäuſcht ſehn, und zwar immer.

Aber das anſpruchloſe, ſelbſtverläugnende Weſen ſeiner ältern Tochter, ihr ſanftes Gemüth, das aber doch mit ſo viel Standhaftigkeit und Friſche vereint war, trat ihm ſtets in dem Gegenſatz zwiſchen der beſcheidenen Geſtalt der einen und der jüngern und ſchönern Tochter entgegen und es that ihm um ihretwillen leid, daß das Leben ein ſo lächerliches Ding war.

Digitized by Google

Der Doctor dachte nie daran, zu fragen, ob ſeine Kinder auf irgend eine Weiſe ſich beſtrebten, es zu einer ernſtern Sache zu machen. Aber dafür war er ein Philoſoph.

Von Natur ein Mann von weichem und warmem Herzen war er durch Zufall auf jenen gewöhnlichen Stein der Weiſen geſtoßen (viel leichter zu finden als der, den die Alchymiſten ſuchen), welcher oft gutherzigen Leuten ein Bein ſtellt und die unangenehme Eigenſchaft hat, Gold in Schlacke und jedes koſtbare Ding in etwas Nichtsnutziges zu verwandeln.

Britain! rief der Doctor. Britain! heda!

Ein kleiner Mann mit ungewöhnlich mürriſchem und unzufriednem Geſichte trat jetzt aus dem Hauſe und beantwortete dieſen Ruf ziemlich ungenirt mit den Worten: Nun, was gibt's denn!

Wo iſt der Frühſtücktiſch?

Im Hauſe, gab Britain zur Antwort.

Wirſt du hier draußen decken, wie ich dir geſtern Abend befahl? Weißt du nicht, daß Geſellſchaft kommt? daß, ehe die Landkutſche vorbeikommt, hier noch Geſchäfte abgemacht werden müſſen? daß heute ein beſonders feierlicher Tag iſt?

Konnte ich denn Etwas machen, Doctor Jeddler, bevor die Weiber ihre Aepfel gepflückt hatten? ſagte Britain und ſteigerte ſeine Stimme allmälig ſo, daß er zuletzt förmlich ſchrie.

Nun, ſind ſie denn jetzt fertig, ſagte der Doctor und ſah nach der Uhr. Vorwärts! macht ſchnell! wo iſt Clemency?

Hier bin ich, Miſter, rief eine Stimme von einer der Leitern herunter, von der ein Paar plumpe Füße raſch abwärts ſtiegen. Wir ſind fertig. Räumt weg, Mädchen. In der halben Minute ſoll Alles in Ordnung ſein, Miſter!

Mit dieſen Worten machte ſie ſich rührig an die Arbeit und erſchien dabei in einer Geſtalt, die eigenthümlich genug war, um mit einigen Worten eingeführt zu werden.

Sie war etwa dreißig Jahr alt und hatte ein leidlich dickbäckiges und freundliches Geſicht, obgleich es ſich einen drolligen Ausdruck von Geſetztheit aufgedrungen hatte. Aber ihr ausnehmend linkiſches Weſen ſtellte das noch in Schatten. Wenn wir ſagten, ſie habe zwei linke Beine und zwei Arme gehabt, die eigentlich jemand anders gehörten, und daß dieſe vier Gliedmaßen ausgerenkt und gar nicht an ihrer rechten Stelle angeſetzt zu ſein ſchienen, ſo ſtellten wir blos die Wirklichkeit in ihrem mildeſten Lichte dar. Wenn wir aber ſagen, daß ſie mit dieſer Einrichtung vollkommen zufrieden war und ihre Arme und Beine nahm, wie ſie waren, und dem launiſchen Belieben derſelben keinen Zaum anlegte, ſo ſind wir ihrem Gleichmuth nur in ſeinem geringſten Maße gerecht. Ihr Anzug beſtand aus ein Paar rieſenhaften, eigenwilligen Schuhen, die immer wo anders hin wollten als ihre Füße, aus blauen Strümpfen, aus einem vielfarbigen Kattunkleid vom häßlichſten Muſter, das für Geld aufzutreiben war, und einer weißen Schürze. Sie trug immer kurze Aermel und hatte ſich beſtändig die Ellbogen wund geſtoßen und nahm an ihnen ſo lebhaften Antheil, daß ſie beſtändig bemüht war, ſie in einer Stellung, wo es nicht möglich war, herumzudrehen und zu beſehn. Gewöhnlich ſaß eine kleine Mütze irgendwo auf ihrem Kopfe, obgleich ſie nur ſelten auf der Stelle zu ſehen war, die dieſes Kleidungsſtück bei andern Leuten meiſtens einnimt, aber von Kopf bis zur Zehe war ſie muſterhaft reinlich und zeigte eine Art linkiſcher Nettigkeit.

So war in äußrer Geſtalt und Tracht Clemency Newcome, die man im Verdacht hatte, ſelbſt unſchuldiger Weiſe die Verfälſchung ihres Taufnamens Clementine veranlaßt zu haben (aber Niemand wußte es gewiß, denn ihre taube alte Mutter, ihres hohen Alters wegen ein wahres Wunder, die ſie faſt von ihrer Kindheit unterſtützt, war todt, und andere Verwandte hatte ſie nicht), die jetzt beſchäftigt war, den Tiſch zu decken, und die von Zeit zu Zeit daſtand, die rothen Aerme übereinander gelegt, und die wundgeſtoßenen Ellbogen mit der andern Hand reibend und ſie ſehr gelaſſen anſehend, bis ſie ſich plötzlich auf Etwas beſann, was noch fehlte, und dann forttrabte, um es zu holen.

Da kommen die beiden Advokaten, Miſter, ſagte Clemency in nicht ſehr wohlwollendem Tone.

Aha! rief der Doctor und ging ihnen entgegen. Guten Morgen, guten Morgen! Liebe Grace! Marion! hier iſt Herr Snitchey und Herr Craggs. Wo iſt Alfred?

Er wird gewiß gleich kommen, ſagte Grace. Er hatte dieſen Morgen mit den Vorbereitungrn zur Abreiſe ſo viel zu thun, daß er ſchon mit Tagesanbruch aufgeſtanden und ausgegangen iſt. Guten Morgen, meine Herren.

Guten Morgen, meine Damen, ſagte Mr. Snitchey, für mich und Craggs — dieſer verbeugte ſich — guten Morgen. Miß — zu Marion — ich küſſ' Ihnen die Hand. Und ich wünſche Ihnen — das ſah man ihm freilich nicht an, denn auf den erſten Anblick konnte man ihm eigentlich nicht viel gute Wünſche für andre Leute zutrauen — daß dieſer glückliche Tag hundertmal wiederkehren möge.

Ha, ha, ha! lachte der Doctor nachdenklich, die Hände in die Taſchen geſteckt. Das große Poſſenſpiel in hundert Acten!

Sie können doch ſicherlich nicht wünſchen, Doctor Jeddler, ſagte Mr. Snitchey und ſtellte einen kleinen blauen Actenbeutel an den Tiſch, das große Poſſenſpiel für dieſe Schauſpielerinnen abzukürzen.

O nein, entgegnete der Doctor. Gott verhüte das! möge ſie leben und darüber lachen, ſo lange ſie lachen kann, und dann ſagen mit jenem Franzoſen: die Comödie iſt aus, laßt den Vorhang fallen!

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton

Es gibt aus letzter Woche nicht viel von Neuigkeiten zu erzählen. Oder ſollen wir das Echo der Meyerbeerſchen Triumphberichte aus Wien bilden? Dergleichen lieſt ſich einmal ganz gut, denn es iſt immer eine Freude, das Verdienſt mit Begeiſterung anerkannt und gefeiert zu ſehen, allein billig darf es den Berliner Blättern überlaſſen bleiben, die wiederholte Schilderung der Feſtlichkeiten zu bringen, womit die Wiener dem gegenwärtig unter ihnen anweſenden Tonſetzer des «Robert der Teufel» und der «Hugenotten« huldigen. Zwei Componiſten Norddeutſchlands waren es, die um die Gunſt des Südens rangen, die großbegabten Nachfolger Carl Maria v. Webers: Heinrich Marſchner und Giacomo Meyerbeer. Der Zweite hat erreicht, was er erſtrebte. Seine Muſik hat ihm das Land dieſſeit und jenſeit der Alpen, dieſſeit und jenſeit des Rheins erobert. «Robert der Teufel» iſt der «Freiſchütz» Meyerbeers und die «Hugenotten» ſind ſein «Oberon» geworden.

Marſchner iſt das ausſchließliche Eigenthum Deutſchlands und noch dazu der nördlichen Hälfte Deutſchlands geblieben. Die Oeſter-

reicher ſchon verſtehen ihn nicht mehr. Sein «Hans Heiling» fand in Wien erſt ſpät eine Darſtellung und bei derſelben eine kühle Aufnahme. Seine Oper «Templer und Jüdin» ſtößt in den katholiſchen Staaten auf Cenſurrückſichten, ſobald nicht der «Templer» in einen Malteſer umgegoſſen wird, wie die Hugenotten in «Guelfen und Ghibellinen», wobei aber jedenfalls der gute Bruder Tuck verloren geht, dem wir ſchon in Dresden auf dem Hoftheater in ſehr beſchnittener Geſtalt begegnen. Es iſt nicht meine Abſicht, als der Anwalt eines Tonſetzers aufzutreten, der längſt über jede Empfehlung weit hinausgewachſen iſt. Allein ich beklage es, daß einer ganzen Hälfte Deutſchlands die Compoſitionen Marſchners fremd ſtehen, der wie kein Andrer die männliche wild begehrende Leidenſchaft zu malen weiß, und dem es gelang, in einer einzigen Arie die Romantik des Mittelalters in dem reizendſten Bilde zu beleben. Wem gehen nicht unter den Noten des Refrains «Du ſtolzes England freue dich» die Schranken der Turnierbahn auf? Die Fahnen wehn, die Schärpen wallen! Erfüllt von holden Frauen ſind die Zuſchauerräume und über den Sand daher tummelt die Blüte der chriſtlichen Ritterſchaft ihre Roſſe!

Herrn Meyerbeers Tonſetzungen haben die beſte Kenntniß des Geſchmacks und haben die geſellſchaftliche Form für ſich; darum traten ſie die Runde durch Europa an und waren überall willkommen, denn die Geſellſchaft iſt überall dieſelbe. Es iſt die Muſik der Salons in den Opern Meyerbeers auf die Bühne übertragen und die dramatiſche Unterlage unterſtützte die Compoſition mit aller Spannung und Mannigfaltigkeit eines raffinirt gearbeiteten Buches. Marſchner hingegen hat nur zu «Templer und Jüdin» ein glückliches Buch ergriffen. Der Text von «Hans Heiling» iſt von troſtloſer Leere an Handlung und Intereſſe, und das Buch des «Hans Heiling» von den übrigen Marſchnerſchen Opernbüchern das beſte. An dergleichen loſe gefügten und reizlos aufgebauten Textbüchern geht in Deutſchland viel gute Opernmuſik zu Grunde, wozu noch tritt, daß bei uns gern klaſſiſch componirt wird, auch von Herrn Marſchner.

Von George Sand iſt ein neuer Roman: «Lucrezia Floriani» erſchienen. Ein Liebesroman diesmal. Das Glück Eugène Sue's und Alex. Dumas' ſcheint die Dichterin zu Zugeſtändniſſen an den herrſchenden Geſchmack vermocht zu haben. — Bulwer's jüngſtes Werk mißfällt. Der geiſtreiche Erzähler hat diesmal an Erfindung und plaſtiſcher Geſtaltung noch weniger als ſonſt und in Betrachtungen deſto mehr gethan. Das nahmen ihm ſeine Landsleute von jeher übel und als ein Zeichen von Armuth ſeines Talents. Die Deutſchen waren anerkennender für die Bulwerſchen Romane und werden wol auch die zwei Ueberſetzungen ſeines neueſten Erzeugniſſes nicht zu Schanden werden laſſen, obſchon nur eine davon die rechtmäßige, nämlich mit dem engliſchen Urbilde gleichzeitig und vom Verfaſſer ſelbſt veröffentlicht iſt. Bekanntlich hat Herr Bulwer ſofort von dem engliſch-preußiſchen Vertrage zu Gunſten ſeines Werkes Gebrauch gemacht. Eine Stuttgarter Buchhandlung hat jedoch keine Rückſicht auf dies Verhältniß genommen, welchem allerdings geſetzliche Geltung bis jetzt nur in Preußen und Sachſen zu verſchaffen iſt. — Was von dem Aufſehen gemeldet ward, welches der Roman einer Frau v. Göhren in Dresden erregen ſollte, wo die Verfaſſerin lebt, ſo iſt dieſe Aufmerkſamkeit auf Dresden beſchränkt geblieben und auch dort ſchon wieder verſchwunden.

Die Menſchheit iſt inzwiſchen einer großen Gefahr glücklich entgangen. Sie zählt bis jetzt bekanntlich ſechstauſend Jahre, — was ſie gern für das Alter der Welt überhaupt ausgibt — und für dies Alter iſt ſie noch weit genug zurück, wenn wir ohne Schmeichelei von ihr reden wollen. Viel größer aber wäre natürlich der Vorwurf, wenn ſich das Alter des Menſchengeſchlechts dem Alter der jetzigen Erdoberfläche gleichſtellte, der ſich ein dreißig bis vierzig Tauſend Jahre geognoſtiſch ſo wenig abſtreiten laſſen, als den Eingeweiden der Erde etliche Hunderttauſende. Zur Ehre der Menſchheit jedoch, nahm die Wiſſenſchaft bis jetzt für die Menſchengeſchichte eine viel größere Jugend in Anſpruch, als für die Geſchichte der Erdbildung im Allgemeinen. So begann die erſtere namentlich weit ſpäter, als die Geſchichte der ungeheuerlichen Großthiere, von welchen in Steinflötzen und Erdaufſchwemmungen die Rieſengerippe gefunden werden. Plötzlich brachte eine nordamerikaniſche Entdeckung die Gelehrten in Aufruhr. Bei Natchez war tief in einer Lehmſchicht der Beckenknochen eines Menſchen aufgefunden worden. Um unſre Jugend ſchien es auf einmal gethan zu ſein. Die Naturforſcher ſahen mit Schrecken den Umſturz ihrer bisherigen Syſteme und dann wieder den wunderlichen Beckenknochen an. Daß er von einem Menſchen herrührte, ließ ſich nicht bezweifeln. Aber von einem ſo alten Menſchen! Nach dem Orte ſeiner Auffindung wären die Mumien Kinder gegen den vormaligen Inhaber des Beckenknochens geweſen, deſſen Alter nicht nach Tauſenden, ſondern nach Zehntauſenden von Jahren hätte berechnet werden müſſen.

Digitized by Google

Allein der Lärmen war ein blinder; der Menſchenknochen hat, wie ſich jetzt als wahrſcheinlich darſtellt, nicht urſprünglich neben Mammuthknochen und Pflanzenverſteinerungen, in der Lehmſchicht gelegen, ſondern iſt in dieſelbe durch einen Bach eingewühlt worden, der über jenen Boden dem Miſſiſſippi zufloß, und ſpäter verſiegte oder eine andre Richtung nahm. — Würden übrigens bei manchen andern hochangeſehenen Alterthümern eben ſo nüchterne Erklärungen in Anwendung gebracht, ſo dürften viele Ehrwürdigkeiten in den europäiſchen Muſeen die größte Gefahr laufen.

Amerika hat ſich aber zum Erſatze für den vereitelten Fund des Mammuthmenſchen ein neues Naturwunder, einen zweiten Niagarafall angeſchafft. Der ältere Katarakt ſoll in der größten Beſtürzung über das unerwartete Auftreten eines Nebenbuhlers ſein. Und noch dazu in größter Nachbarſchaft, am weſtlichen Ufer des obern Sees, im Fluſſe St. Louis erſcheint jener Nebenbuhler. Sowol die Höhe — 50 Fuß — als die Waſſermaſſe des neuentdeckten Falles gibt dem Niagaraſturze wenig nach.

Mit den amerikaniſchen Neuigkeiten iſt's nur ein ſehr ungewiſſes Ding. Sie löſen ſich oft noch unter der Hand des Darſtellers in blauen Dunſt auf, wie das Morton'ſche Betäubungsmittel bei wundärztlichen Vornahmen. Von etwas zuverläſſigerm Anhalt bleiben noch immer die Nachrichten des alten Europa. Aber auch ſeinen Zopf gibt dies alte Europa nicht ſo leichtfertig auf, deshalb verweigert es dem von Thorwaldſen gemeiſelten Standbilde Lord Byron's noch immer den Eintritt in die Weſtminſter-Abtei, wo doch ſo eben die Schauſpielerin Siddons ein Denkmal neben Kemble erhält. — In Kopenhagen wird zu einem Standbilde Tycho's de Brahe geſammelt. In Weimar hingegen wartet das Herderdenkmal noch heute auf die längſt angeſetzte Grundſteinlegung. Auch in Leipzig iſt's von dem Leibnitzdenkmale bedrohlich ſtill geworden. — Ein ſchönes Andenken an Leſſing hat hingegen der König von Preußen der öffentlichen Bibliothek in Berlin übergeben, die Handſchrift von «Emilia Galotti». In derſelben Sammlung befinden ſich bereits größere Handſchriften von Herder, Schiller und Göthe. Von Letzterem Scenen aus «Fauſt» und der ganze «Egmont».

In Wien läßt ſich eine ſiebenjährige Violinſpielerin, Wilhelmine Neruda, für Die vernehmen, welche dergleichen muſikaliſche Kindereien hören wollen. Alſo doch ein Jahr älter als Papendik, was ſehr unartig von dem Jungen läßt. — Herr Ernſt läßt ſeine Geige in Berlin erklingen, wohin auch Herr Dreyſchock in Kurzem zu gehen beabſichtigt, deſſen Klavierconcert in Leipzig endlich Statt gefunden hat. Allein Concerte wie Bälle ſind im Laufe des ſtrengen Winters, in Leipzig wenigſtens, nur in dürftigſter Aufnahme. Verſammlungen, die ſonſt auf den zahlreichſten Beſuch rechnen durften, ſehen heuer nur wenige Theilnehmer erſcheinen, oder müſſen gradezu abgeſagt werden. Wer möchte es tadeln, daß eine ernſte Zeit zunächſt vom Luxus und dem Vergnügen die nöthige Beſchränkung fordert?

Einem Balle jedoch, der ſo eben für den 29. Januar vorbereitet wird, wünſchen wir die zahlreichſten Gäſte und den lebhafteſten Anklang in Leipzig. Dies iſt der Ball, der ſich zum Beſten der Nothleidenden im Erzgebirge im Saale des «Tivoli» veranſtaltet. Schon vor einigen Jahren brachte eine ähnliche geſellſchaftliche Unternehmung in denſelben Räumen des «Tivoli» die Summe von mehr als Tauſend Thalern für die bedürftigen Erzgebirger ein. Zugleich gewährte der Ball den Genuß einer ungewöhnlich großen Geſellſchaft, in der alle wohlhabendern Klaſſen unſerer Einwohnerſchaft ihre Vertreter, und was viel wichtiger, ihre Vertreterinnen hatten. Die Anſtalten für den Ball am 29. ſind eben ſo umfaſſend und nach dem glücklichen Erfolge der erſten derartigen Unternehmung darf die zweite auf die allgemeinſte Betheiligung rechnen.

Rob. Heller.

Moden.

Den 5. Januar war in den Tuilerien eine große Cour, wobei man die vornehme Pariſer Welt im reichſten und modernſten Putz zahlreich verſammelt ſah. Die königlichen Prinzeſſinnen des franzöſiſchen Hofes kleiden ſich ſehr einfach, ja ehe die Söhne Louis

Philipps verheirathet waren, war die große Einfachheit des Hofes in Bezug auf die Damentoiletten als faſt unköniglich verrufen, jetzt aber haben die vielen jungen Prinzeſſinnen wieder Schönheit und glänzenden Putz in den alten Tuilerien neu belebt. Die Herzogin von Montpenſier trug bei dieſer großen Cour ein Kleid von roſa Atlas, welches mit drei weißen, breiten Spitzenfaldeln garnirt war; das Vordertheil des Kleiderleibchens und die Achſeln waren reich mit Diamanten verziert und der Kopfputz der Prinzeſſin beſtand aus einer Guirlande von Diamanten, die tief zurück auf dem Haarneſt lag und von der aus eine Art Franſe (Aiguilettes) von Diamanten rings um den Kopf herabfiel. Die Herzoginnen von Nemours und Aumale waren mit roſa Sammtkleidern gekleidet; der Beſatz dieſer Sammtkleider war aus weißen Spitzenfalbeln und roſa Blumenguirlanden, in denen Diamanten blitzten, zuſammengeſtellt. Viele junge Frauen hatten zu dieſem Feſte leichte Toiletten gewählt, z. B. roſa Creppkleider, welche mit drei Röcken arrangirt waren und wo um jeden der Röcke eine Silberfranſe lief, dazu ein Bruſtbouquet aus Apfelbaumblüthen gebunden und ein gleicher Kranz in's Haar. Eine andre Toilette beſtand aus einem weißen Creppkleide, das drei Falbeln garnirten, deren Rand mit Silberfaden breit ausgebogt war; der Kopfputz dazu war ganz einfach, aber mit einer Reihe ſchöner Brillanten durchflochten. Noch ein andrer Anzug zeigte drei blaue Crepprōcke, deren jeder dreimal mit Goldbördchen ſchlangenförmig beſetzt war; dazu trug die Dame eine Roſenkrone. Neben dieſen leichten Kleidern waren auch in großer Zahl die ſchwerern Toiletten von Damaſt, antikem Moor, Atlas, Sammt u. ſ. w. da, die ältere Damen trugen und welche daher auch in erſterer Weiſe mit ſchwarzen Spitzen, Poſamentierarbeit, Franſen u. ſ. w. ausgeputzt waren. Wenn jüngere Damen ſchwere Stoffe zu einer Putztoilette wählen, ſo nehmen ſie gern einen duftigen leichten Ausputz darauf, und dazu ſind Blonden oder mit dem Kleide gleichfarbiges Tüllgekraus ſehr beliebt. Eine Blondine z. B. trägt ein weißes Moorkleid, an deſſen Vorderblatt zu beiden Seiten eine ¾ Elle breites, oft gereihtes Tüllgekraus in leichter Bogenſchwingung bis zur Taille aufſteigt. Dies weiße Tüllgekraus iſt hin und wieder mit blauſammtnen Epheublättern beſtreut. Eine gekrauste Tülldraperie, welche ſo wie der kurze Aermel mit blauen Epheublättern gefaßt wird, deckt über der Bruſt die ausgeſchnittene Schneppentaille des Kleides. Ein blauer Epheukranz, mit Goldranken gemiſcht, ſchlingt ſich zwiſchen dem Haarneſt und den Locken um den Kopf. Eine Brünette wählt vielleicht ein maisfarbiges Repskleid, läßt daſſelbe unten um den Rand des Rocks eine halbe Elle breit mit gleichfarbigem Florgekraus garniren und darüber, höher oben auf den Rock, noch drei handbreite Blondenfaldeln anbringen. Als Kopfputz trägt ſie dazu eine weiße Blondenbarbe, die ein Tuff dunkelrother Blüten mit Goldblättern feſthält.

So vielfach der Ausputz der Kleider abgeändert und neu zuſammengeſtellt wird, eben ſo mannichfaltig iſt auch die Wahl der Farbe für die Kleider. Weiß, roſa und lichtblau ſind die ſtets gangbaren Putzfarben; die neue Mode ſtellt ihnen maisgelb, goldgelb und apfelgrün als beliebte Modefarben zur Seite. Eine ganz neue Farbe heißt roſenaſchig (cendre de rose), ſie iſt etwas heller als vanillenbraun und hat einen röthlichern Ton als die genannte Farbe. Roſenaſchfarbiger Sammt nimmt ſich ſehr gut aus, und man hat reizende Hüte davon gemacht, welche mit zwei Schwänzen von Paradiesvögeln geziert waren.

Trotz der großen Auswahl bunter Modefarben ſind ganz weiße Toiletten ſehr beliebt. Man wählt dafur meiſt matte Stoffe, und das röthliche Weiß (blanc roux), was ſich bei Licht ſehr ſchön macht. Antiker Moor, Damaſt und ungeriſſener Sammt nehmen ſich in Weiß beſonders ſchön und vornehm aus. Junge Damen tragen auch häufig weißen Taffet; die Kleider von dieſem garnirt man, wie ſchon im Sommer geſchah, mit mehrern Falbeln, deren Rand ausgebogt oder mit Poſamentierarbeit beſetzt iſt. Auch hat man viele ſchwere weißgrundige Kleider, welche mit bunten Blumenbouquets à la Pompadour brochirt ſind; dieſe Stoffe bedürfen keines Ausputzes, außer eines Schmuckarrangements auf der Bruſt der Kleider und einer reichen Spitzenberthe.

Zu den Ballkleidern verwendet man dies Jahr häufiger Crepp als Tüll, dies mag zum Theil durch die Vorliebe für Gold- und Silberausſchmückung und für den Ausputz mit Atlasrollen und Blumenguirlanden beſtimmt werden, denen der Crepp mehr Halt gibt als der gar zu flüchtige Tüll. Ein neuer Ballſtoff iſt die orientaliſche Gaze; dies iſt ein Flor, der ſowol mit buntſeidnen als mit Gold- und Silbermuſtern brochirt iſt. Echärpen dieſer Art trug man ſchon vorm Jahre.

Die Kleiderleibchen aller Ball- und Putzkleider ſind hinten und auf den Achſeln ſehr tief ausgeſchnitten, vorn hingegen haben ſie einen runden, nicht zu ſehr entblößenden Ausſchnittt. Der Leibchenſchnitt iſt meiſt eine

glatte mittellange Schneppentaille, mit ſehr kurzen Dappelärmelchen. Der Ausputz des Kleides aber der Geſchmack der Dame beſtimmt es, ob eine Draperie aber eine Berthe um den Leibchenausſchnitt gelegt wird. Zu einem Falbelbeſatz wählt man meiſt die Berthe, zu Tüllgekraus ſteht eine Tülldraperie ſehr gut, doch macht man die Berthen wie die Draperien ohne Unterſchied von ſchweren, wie van leichten Staffen. Die Form der Berthen hat ſich aber weſentlich gegen früher verändert; ſie ſind nämlich im Ganzen ſchmäler als früher gemacht, ſind hinten und über den Achſeln von gleicher, ungefähr einer Viertelelle, Breite, werden aber vorn, nach der Mitte der Bruſt zu, ſcharf abgerundet. Man macht ſie ſowol van einer breiten Spitze, als van zwei bis drei ſchmälern Spitzenſalbeln.

Zur Ball- und Putztoilette legt man häufig eine leichte Echarpe um. Bei den letzten Feſten bemerkte man die weißen Echarpes in Ueberzahl, es zeigten ſich nur einzelne ſchwarze Echarpes zu einſacheren Anzügen. Die bunten arientaliſchen Echarpes nehmen ſich ſehr gut aus, doch wählt man ſie vorſichtig nur zu einzelnen charakteriſtiſchen Tailetten.

Als Ballhüllen trägt man aft Mantelets mit Capüchans arrangirt; man wählt ſie van roſa, blauem und weißem Atlas und garnirt ſie mit Spitzen oder Franſenſpitzen. Die Halbmäntel, van Atlas aber Sammt gemacht und mit Hermelinſtreiſen umrändert aber auch durchaus mit koſtbarem Pelz gefüttert, gehären zur reichſten Mode. Allerliebſt war ein ſolcher Halbmantel, welcher van weißem ungeriſſnen Sammt gemacht, mit raſa Atlas gefüttert, mit einem roſa und weißen Schnürenbrandebaurg verziert und mit einem Hermelinſtreiſen umrändert war. Weniger kaſtbar ſtellt man dieſe Hüllen von Caſchmir oder Tafft her und umrändert ſie mit Schwan.

Die Diamanten ſind ſehr modiſch; daß man ſie viel als Blumen faßt oder unter Blumen miſcht, daß man ſie als Rivière im Haar und auf dem Putzkleid anbringt, wurde ſchan aben erwähnt, aber auch als Gürtel haben ſie einzelne Damen faſſen laſſen und haben ſie ſa zu Sammt- aber Moorkleidern getragen. Ferner faßt man aft die Diamanten mit echten Perlen zuſammen, was einen ſehr ſchänen Schmuck gibt, der, in Traubenfarm gearbeitet, als Bauquet aber Agraffe zum Ausputz dient.

Die langen Handſchuh ſind ungefähr drei Finger breit länger als die kurzen, man garnirt ſie nicht, legt aber hinter denſelben an jeden Arm mehre, drei bis vier, ſchwere Armbänder.

Unter den neuen Coiffuren macht ein toquet d'Artagnon Aufſehen; dies iſt ein kleines Hütchen mit einem runden, weichen Kopſ, von lichtgrünem Sammt gemacht, an einer Seite iſt der Schirm aufgeſchlagen und dies gibt der Coiffure den eigenthümlichen Charakter. Unter dem aufgeſchlagnen Schirm iſt ein Tuff grüner Sammtblätter mit Brillantnadeln gemiſcht angebracht. An der andern Seite hängt außen auf dem Hütchen eine weiße Straußenfeder herab, deren Kiel mit Brillanten beſetzt iſt. Allerliebſt fand man auch die Coiffure Iſabelle, die aus einem flachen Deckel, von Galdblonden gemacht, beſteht, van dem an einer Seite eine Blondenbarbe auf den Hals herabfällt, indeß von der andern Seite ihn zwei halbe Schwänze eines Paradiesvagels feſthalten.

J.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

№ 7. Pariſee Damenmoden. Balltoiletten. Ein Ceeppkleid mit deei Röcken gemachl, deren Rand mil einem beeiten Saum abgezeichnet iſt, über den eine gemalle Blumenkante dinläuft; die gleiche Maleei ſchmückt die Beethe. Die andee Figue zeigt rin eoſa Taffetkleid mit einer Tunika darüber, in griechiſchem Geſchmack von Taelatane angefeetigt. Güetel und Kopfſchnüeen ſind von Silbee.

№ 8. Pariſee Damenmoden. Balltoiletten. Ein eoſa Atlaskleid mit zwei Röcken und Spitzenfalbeln aerangiet und ein ſchwaezee Sammtrand als Coiffüee. Das Maskencoſtüm zeigl die Tracht eines jungen Mädchens von Procida in Sicilien.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

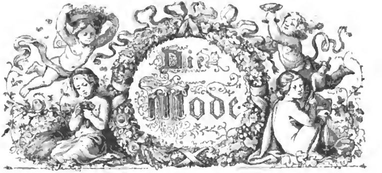
Nebſt einer Bücher-Anzeige von Fr. Vieweg & Sohn in Braunſchweig.

Die Mode 1847 Nº 7.

Digitized by Google

Die Mode 1847 N°8.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

№ 6. Pränumerationspreis halbjährlich 2⅓ Thaler. **1847.**

Der Kampf des Lebens*).

Eine Liebesgeſchichte von Ch. Dickens (Boz).

(Fortſetzung.)

Der Franzoſe, ſagte Mr. Snitchey und guckte tief in den blauen Beutel, hatte Unrecht, Doctor Jeddler, und Ihre Philoſophie hat auch gänzlich Unrecht, darauf können Sie ſich verlaſſen — ich habe es Ihnen ſchon oft geſagt. Es gebe keinen Ernſt im Leben? Wie nennen Sie einen Prozeß?

Einen Spaß, erwiderte der Doctor.

Haben Sie einmal einen Prozeß gehabt? fragte Mr. Snitchey, von dem blauen Beutel aufblickend.

Nie! gab der Doctor zur Antwort.

Wenn Sie einmal dazu kommen, ſagte Mr. Snitchey, ſo lernen Sie vielleicht anders denken.

Craggs, der von Snitchey repräſentirt zu werden und ſich ſeines beſondern Daſeins und Ichs nur wenig oder gar nicht bewußt zu ſein ſchien, gab jetzt eine Originalbemerkung zum Beſten. Sie bezog ſich auf den einzigen Gedanken, den er nicht mit Snitchey in gleicher Hälfte beſaß; dafür theilten ihn kluge und erfahrne Leute.

Die Prozeſſe werden den Leuten viel zu leicht gemacht, ſagte Craggs.

Die Prozeſſe? frug der Doctor.

Ja, ſagte Mr. Craggs, wie alles andre. Alles auf der Welt iſt heut zu Tage blos da, um leicht gemacht zu werden. Das iſt die Schwäche unſrer Zeit. Wenn die Welt ein Spaß iſt (ich bin nicht darauf gefaßt, es zu verneinen), ſo ſollte ſie ein ſehr ſchwieriger Spaß ſein, Sir. Das Leben ſollte ein möglichſt anſtrengender Kampf ſein, Sir. Das iſt ihr Zweck. Aber jetzt

---

*) Das engliſche Original iſt ſo eben in rechtmäßiger Ausgabe (à 8 Ngr.) bei Bernh. Tauchnitz erſchienen.

wird es zu leicht gemacht. Wir ölen die Pforten des Lebens ein; ſie ſollten roſtig ſein. Sie werden ſich bald ganz leiſe aufthun lernen. Und doch ſollten ſie in der Angel knarren.

Mr. Craggs ſchien ſelbſt auf ſeinen Angeln zu knarren, wie er ſeine Meinung darlegte, deren Eindruck er durch ſein Aeußeres bedeutend verſtärkte — denn er war ein kalter, ſtrenger, trockner Mann, in Grau und Weiß gehüllt, wie ein Feuerſtein, und mit kleinen funkelnden Augen, als ob man Feuer aus ihnen ſchlüge. Alle drei Naturreiche hatten eigentlich ihre Stellvertreter in dieſen drei Männern; denn Snitchey glich einer Elſter oder einem Raben, nur daß er nicht ſo glatt und glänzend war, und der Doctor hatte ein geſtreiftes Geſicht, wie ein Citronapfel und hier und da ein Grübchen, wo die Vögel gepickt haben konnten, und hinten ein kleines Zöpfchen, das den Stiel vorſtellte.

Jetzt erſchien die rüſtige Geſtalt eines jungen Jünglings im Reiſeanzug, begleitet von einem Manne, der ſein Gepäck trug, mit ſchnellem Schritt in dem Garten und einem Geſicht voll Frohſinn und Hoffnung, wie es zu dem Morgen ſtimmte; an der Gartenthür traten ihm die Drei entgegen, wie die Brüder der drei Parzen oder wie die muſterhaft verkleideten drei Grazien, oder wie drei graue Wahrſager auf der Haide und begrüßten ihn.

Noch viele ſolche glückliche Tage. Alf, ſagte der Doctor leicht hin.

Möge dieſer glückliche Tag hundertmal wiederkehren, Mr. Heathfield, ſagte Mr. Snitchey mit einer tiefen Verbeugung.

Möge er vielmal wiederkehren, wiederholte Craggs im tiefen Baß.

Welch eine Salve! rief Alfred aus und blieb ſtehen, einer — zwei — drei — lauter Verkünder von nichts Gutem auf dem großen Lebensmeer. Ich bin froh, daß Sie nicht die erſten ſind, die ich heute Morgen ſehe; ich hätte es für ein böſes Omen genommen. Aber Grace war die Erſte, meine liebe gute Grace, ſo nehm ich's mit Euch allen auf.

Wenn Sie erlauben, Miſter, ich war die erſte, ſagte Clemency Newcome. Sie wiſſen, ſie ging hier draußen vor Sonnenaufgang ſpaziren. Ich war drinnen im Hauſe.

Das iſt wahr, Clemency war die Erſte. So ſtelle ich euch Clemency entgegen.

Ha, ha, ha! — für mich und Craggs. Welche Entgegenſtellung!

Sie iſt vielleicht nicht ſo ſchlecht, als ſie ausſieht, ſagte Alfred und ſchüttelte dem Doctor herzlich die Hand, und ſah ſich um. Wo ſind die — mein Gott!

Mit einer raſchen Bewegung, die für einen Augenblick Jonathan Snitchey und Thomas Craggs in nähere Berührung mit einander brachte, als ſie in ihrem Geſchäftscontrakt feſtgeſetzt hatten, eilte er dorthin, wo die beiden Schweſtern ſtanden und — doch ich brauche nicht erſt zu erzählen, wie er zuerſt Marion und dann Grace begrüßte, und will bemerken, daß Mr. Craggs vielleicht gefunden hätte, daß er es ſich zu leicht mache.

Vielleicht um die Aufmerkſamkeit abzulenken, beeilte ſich Herr Doctor Jeddler, an den Frühſtückstiſch zu treten, und alle ſetzten ſich zum Mahle. Grace hatte den Vorſitz; aber wußte ſich ſo zu placiren, daß ſie ihre Schweſter und Alfred von der übrigen Geſellſchaft ſchied. Snitchey und Craggs ſaßen einander gegenüber, zwiſchen ſich den blauen Beutel zur Sicherung, und der Doctor hatte ſeinen gewöhnlichen Platz, Grace gegenüber. Clemency ſchwebte zuckend um den Tiſch als Aufwärterin, und der melancholiſche Britain verſah an einem kleinen Seitentiſch das Amt eines Vorſchneiders.

Fleiſch? ſagte Britain, indem er ſich, Vorſchneidemeſſer und Gabel in der Hand, Mr. Snitchey näherte und ihm die Frage wie einen Stein an den Kopf warf.

Ja, erwiderte der Advokat.

Wollen Sie welches? ſagte dann Britain zu Craggs.

Mager und braun, antwortete dieſer.

Nachdem er die Wünſche dieſer Beiden befriedigt und den Doctor mäßig verſorgt hatte (er ſchien zu wiſſen, daß die Andern nach Speiſe nicht verlangten), blieb er den beiden Advokaten ſo nahe, als es der Anſtand nur erlaubte, und beobachtete ſie mit ſtrengem Auge. Nur einmal glättete ſich ſein unfreundliches Geſicht ein wenig. Dies war, als Mr. Craggs, deſſen Zähne nicht die beſten waren, ſich verſchluckt hatte und von einem krampfhaften Huſten befallen wurde, wo er mit großer Lebhaftigkeit ausrief: ich dachte er müßte erſticken!

Nun, Alfred, ſagte der Doctor, ein paar Worte uber Geſchäftsſachen, ſo lange wir noch beim Frühſtück ſind.

So lange wir noch beim Frühſtück ſind, ſagten Snitchey und Craggs, die noch gar nicht an's Aufhören zu denken ſchienen.

Obgleich Alfred nicht gefrühſtückt hatte und dem Anſchein nach grade genug beſchäftigt war, gab er doch ehrerbietig zur Antwort:

Wie Sie belieben, Sir.

Wenn es etwas Ernſthaftes geben könnte, begann der Doctor, in dieſem —

Poſſenſpiel, Sir, ergänzte Alfred.

In dieſem Poſſenſpiel, fuhr der Doctor fort, ſo wäre es dies Zuſammentreffen des Abſchiedstages mit einem doppelten Geburtstage, an dem ſich fur uns Vier manche angenehme Erinnerung knüpft und der uns immer unſer langes und freundſchaftliches Zuſammenleben ins Gedächtniß zurückrufen wird. Doch das gehört nicht hierher.

O! ja, Doctor Jeddler, ſagte der Jüngling, wohl gehört es hierher, das ſagt mir mein Herz an dieſem Morgen, und Ihres würde es auch thun, wenn Sie ihm Gehör ſchenken wollten. Ich verlaſſe heute Ihr Haus; ich höre heute auf Ihr Mündel zu ſein; wir ſcheiden als halbe Verwandte, die ein Band löſen, während andre ſchon in der Zukunft uns winken — er blickte bei dieſen Worten auf Marion, die neben ihm ſaß, herab — Bande, ſo reich an Hoffnungen, wie es Worte nicht ſagen können. Sie ſehen, ſetzte er heitrer hinzu, Sie ſehen, Doctor, es iſt noch ein Körnchen Ernſt in dieſem großen närriſchen Haufen Staub. Heute wenigſtens wollen wir zugeben, daß noch ein Körnchen Ernſt vorhanden iſt.

Heute! rief der Doctor. Hört nur, hört! ha, ha, ha! heute vor allen Tagen in dem närriſchen Jahr! Was, heute! wo hier die große Schlacht geſchlagen wurde! Auf dieſer Stelle, wo wir jetzt ſitzen, wo ich meine Mädchen heute Morgen tanzen ſah, wo das Obſt zu unſerm Frühſtück eben gepflückt wurde von dieſen Bäumen, die nicht in Erde, ſondern in Menſchen wurzeln, — hier traf ſo viele der Tod, daß in meiner Jugend noch, viele Menſchenalter ſpäter, ein ganzer Kirchhof von Gebeinen und Staub und Splitter geſpaltener Schädel hier ausgegraben wurden. Und doch wußten nicht hundert Menſchen in dieſer Schlacht, fur was und warum ſie kämpften; nicht hundert von denen, die über den Sieg frohlockten, warum ſie es thaten. Nicht funfzig Menſchen wurden glücklich durch den Gewinn oder Verluſt, nicht ſechs Menſchen ſind bis heute uber die Urſache und die Wirkungen einig; kurz Niemand außer denen, welche um die Erſchlagenen trauerten, hat jemals etwas beſtimmtes davon gewußt.

Digitized by Google

Ernſt! ſagte der Doctor lachend. Eine ſolche Welt!

Aber mir ſcheint alles dies ſehr ernſt zu ſein, ſagte Alfred.

Ernſt! rief der Doctor aus. Wenn Sie ſolche Dinge als Ernſt gelten laſſen wollen, ſo müſſen Sie verrückt werden oder ſterben, oder auf einen hohen Berg ſteigen und Einſiedler werden.

Und dann iſts ſo lange her, ſagte Alfred.

Lange her! entgegnete der Doctor. Wiſſen Sie, was die Welt ſeit der Zeit getrieben hat? was ſie anders getrieben hat? ich weiß es nicht!

Sie hat ein wenig prozeſſirt, bemerkte Mr. Snitchey und rührte ſeinen Thee um.

Obgleich das den Leuten immer zu leicht gemacht worden iſt, ſagte ſein Compagnon.

Und Sie werden mir es erlauben zu ſagen, Herr Doctor, fuhr Mr. Snitchey fort, obgleich ich Ihnen ſchon tauſendmal meine Meinung zu erkennen gegeben habe, daß ich in der Welt, indem ſie prozeſſirt und überhaupt in dem Syſteme ihres Gerichtsweſens etwas wahrhaft Ernſtes, etwas Reelles, das ſeine Abſicht und ſeinen Zweck hat, erkenne —

Clemency Newcome ſtieß jetzt an die Tafel, daß alle Teller und Taſſen klapperten.

Nun, was gibts da? rief der Doctor aus.

Es iſt der dumme Beutel, ſagte Clemency, der ſich Einem immer in den Weg ſtellt.

Was ſeine Abſicht und ſeinen Zweck hat, fing Snitchey, wieder an, welches unſre Achtung verlangt. Das Leben ſei ein Poſſenſpiel, Doctor Jeddler? Das Leben mit der Jurisprudenz?

Der Doctor lachte und ſah Alfred an.

Zugegeben, daß der Krieg eine Thorheit iſt, ſagte Snitchey. Darin ſtimmen wir überein. Z. B. hier ſehen wir eine reizende Gegend — er wies mit der Gabel ins Freie — vor Zeiten bedeckt von Scharen von Soldaten — jeder Einzelne des Landfriedensbruchs ſchuldig — und verheert mit Feuer und Schwert. He, he, he! der bloße Gedanke, daß ein Menſch ſich freiwillig dem Tode durch Feuer und Schwert ausſetzt! das iſt einfältig, vollkommen lächerlich; man muß die Achſeln zucken über ſeine Mitmenſchen, wenn man daran denkt! Aber nehmen wir dieſe freundliche Gegend, wie ſie jetzt iſt; denken wir uns die aus dem Grundeigenthum entſpringenden Rechtsverhältniſſe, die Vererbung und Schenkung des Grundeigenthums, die Verpfändung und Einlöſung des Grundeigenthums, Freilehn, Erbpacht, Zeitpacht, denken wir uns, ſagte Mr. Snitchey mit ſolcher Bewegung, daß er mit den Lippen ſchmatzte, denken wir uns die complicirten Geſetze, die ſich auf das Beſitzrecht und auf den Beweis des Beſitzrechts beziehen, nebſt allen contradictoriſchen Präcedenzien und Parlamentsakten, die dazu gehören, an die unzählige Menge von verwickelten und endloſen Kanzleigerichtsprozeſſen, zu welchen dieſe ſchöne Ausſicht Veranlaſſung gibt; — und erkennen Sie an, Doctor Jeddler, daß dies eine Oaſe in der Wüſte iſt! Ich hoffe, ſagte Mr. Snitchey mit einem Blick auf ſeinen Compagnon, daß ich im Namen der Firma ſpreche, Mr. Craggs?

Da Mr. Craggs beiſtimmte, bemerkte Mr. Snitchey, deſſen Appetit die Rede geſchärft hatte, daß er noch einen Schnitt Fleiſch und eine Taſſe Thee zu ſich nehmen wolle. Ich will nicht das Leben im Allgemeinen vertheidigen, ſetzte er hinzu und rieb ſich, in ſich hineinlachend, die Hände; es iſt voller Thorheit, voll von noch Schlimmern. Betheurungen der Treue, des Ver-

trauens und der Uneigennützigkeit und ähnliches. Bah, bah! wir ſehen, was ſie werth ſind. Aber Sie dürfen nicht über das Leben lachen; Sie haben eine Partie zu ſpielen, eine ſehr ſchwere Partie! Alle Menſchen ſpielen gegen Sie, und Sie ſpielen gegen alle Menſchen. O, es iſt eine ſehr intereſſante Sache! Es ſind feine Züge auf dem Brete. Sie dürfen nur lachen, Doctor Jeddler, wenn Sie gewinnen; und dann nicht zu ſehr. He, he, he! und dann nicht zu ſehr, wiederholte Snitchey, indem er den Kopf wiegte und das eine Auge zukniff, als wollte er hinzuſetzen: Sie können dafür das thun!

Nun, Alfred, rief der Doctor, was ſagen Sie dazu?

Ich ſage blos, erwiderte Alfred, daß der größte Gefallen, den Sie mir und ich glaube auch Sich ſelbſt thun könnten, der wäre, dieſes Schlachtfeld und andre ähnliche durch das größere Schlachtfeld des Lebens, auf das die Sonne jeden Tag ſcheint, in Vergeſſenheit zu bringen.

Nun, ich fürchte, das würde ihn nicht ſanfter ſtimmen, Mr. Alfred, ſagte Mr. Snitchey. Die Streiter in dieſem Lebenskampfe ſind ſehr hitzig und erbittert auf einander. Gar arg iſt das Hauen und Stechen, und das heimliche Niederſtoßen von hinten, und das Niedertreten und Erdrücken, kurz es iſt eine ſchlimme Geſchichte.

Ich glaube, Mr. Snitchey, ſagte Alfred, daß in dieſem Kampfe ſtille Siege, Selbſtaufopferung und edle Thaten voll Heldenmuth — ſelbſt in ſeinen ſcheinbaren Nichtigkeiten und Widerſprüchen — vorkommen, nicht weniger ſchwer, weil ſie in keiner irdiſchen Chronik verzeichnet werden, weil kein irdiſches Publicum ſie ſieht; Thaten, die jeden Tag in verſteckten Winkeln, in Hütten und in männlichen und weiblichen Herzen geſchehen — von denen eine einzige den ſtrengſten Tadler mit dieſer Welt verſöhnen und ihn lehren könnte, auf ſie zu vertrauen und zu hoffen, obgleich eine Hälfte ihrer Bewohner im Krieg und ein Viertel im Prozeſſiren begriffen wäre, und das iſt viel geſagt.

Beide Schweſtern hörten mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu.

Gut, gut! ſagte der Doctor, ich bin zu alt, um noch bekehrt zu werden, ſelbſt von meinem Freund Snitchey hier oder meiner guten Schweſter Martha Jeddler, die auch ihre Prüfungen gehabt hat, wie ſie es nennt, und ſeitdem mildthätig und mildgeſinnt gegen allerlei Leute geworden iſt, und die ſo ſehr Ihrer Meinung iſt (nur iſt ſie als Weib weniger vernünftig und hartnäckiger), daß wir uns nicht vertragen können und ſelten ſehen. Ich bin geboren auf dieſem Schlachtfelde. Von Kind auf wendeten ſich meine Gedanken auf die Geſchichte dieſes Schlachtfeldes. Sechzig Jahre ſind über mein Haupt dahin gegangen, und ich habe immer geſehen, daß die ganze Chriſtenwelt mit der Himmel weiß wie viel zärtlichen Müttern und leidlich guten Töchtern, wie die meinen, ganz toll auf ein Schlachtfeld waren. Dieſelben Widerſprüche finden wir überall. Man muß entweder lachen oder weinen über dieſe lächerlichen Inconſequenzen; und ich lache lieber darüber.

Britain, der jedem einzelnen Sprecher mit tiefſter Aufmerkſamkeit zugehört, ſchien ſich plötzlich zu Gunſten derſelben Anſicht zu entſcheiden, wenn ein tiefer Grabeston, der ihm entſchlupfte, für ein Lachen gehalten werden durfte. Sein Geſicht blieb aber dabei ſo unbewegt, daß, obgleich ein paar der Frühſtücksgäſte erſchreckt von dem unheimlichen Tone ſich umdrehten, doch Niemand auf den Thäter Verdacht warf.

Mit Ausnahme der mit aufwartenden Clemency Newcome, die ihm mit

einem ihrer Lieblingsgliedmaßen, dem Ellbogen, einen Stoß gab, und ihn mit vorwurfsvollem Geflüſter fragte, worüber er lache.

Nicht über Sie! ſagte Britain.

Ueber wen denn?

Ueber die Menſchheit, ſagte Britain. Das iſt der Spaß.

Wahrhaftig, zwiſchen dem Herrn und den Advokaten wird er mit jedem Tage einfältiger, ſagte Clemency und gab ihm einen Stoß mit dem andern Ellbogen. Wiſſen Sie wo Sie ſind? Wollen Sie fortgeſchickt ſein?

Ich weiß gar nichts, ſagte Britain mit leerem Blicke und unbewegtem Geſicht. Ich kümmere mich um nichts. Ich glaube nichts. Ich verlange nach nichts. Wenn auch vielleicht dieſe trübſelige Schilderung in einem Anfall von Melancholie etwas übertrieben war, ſo hatte doch Benjamin Britain — zuweilen Kleinbritain genannt, zum Unterſchied von Großbritannien, wie man ſagt Jungengland, um Altengland mit einer Variation auszudrücken — ſeinen wahren Geiſteszuſtand beſſer bezeichnet, als man hätte meinen ſollen. Denn da der Arme Tag für Tag den zahlloſen Reden zuhörte, die der Doctor an verſchiedene Leute richtete, und die alle auf den Beweis hinausgingen, daß ſogar ſeine Exiſtenz im beſten Falle ein Irrthum und eine Abſurdität ſei, ſo war er allmälig in einen ſolchen Abgrund verwirrter und widerſprechender Begriffe, die ihn von außen und von innen bedrängten, verſunken, daß die Wahrheit auf dem Grunde ihres Brunnens, im Vergleich mit Britain in der Tiefe ſeiner geiſtigen Verdunkelung, ſich auf ebner Erde befand. Das einzige, was er klärlich einſah, war daß das neue Element, welches Snitchey und Craggs gewöhnlich in die Discuſſion brachten, dieſe nie verſtändlicher machte und für den Doctor ſtets eine Art Vortheil und Beſtätigung zu ſein ſchien. Deshalb betrachtete er die beiden Advokaten als Miturheber ſeines Gemüthszuſtands und verabſcheute ſie höchlichſt.

Aber damit haben wir jetzt nichts zu thun, Alfred, ſagte der Doctor. Indem Sie heute aufhören, mein Mündel zu ſein und uns verlaſſen, ausgerüſtet mit dem, was Sie die lateiniſche Schule hier, und ihre Studien in London, und ein alter einfacher Landdoctor, wie ich, lehren konnten, treten Sie jetzt in die Welt ein. Der erſte Abſchnitt Ihrer von Ihrem ſeligen Vater feſtgeſetzten Prüfungszeit iſt zu Ende, und Sie gehen gemäß ſeines zweiten Wunſches als Ihr eigner Herr in die Welt hinaus; und lange, ehe Ihr dreijähriger Aufenthalt auf den mediciniſchen Schulen des Auslandes zu Ende iſt, werden Sie uns vergeſſen haben. Gott, Sie werden uns in ſechs Monaten vergeſſen!

Wenn ich das thue — doch Sie wiſſen's beſſer; warum ſollte ich mit Ihnen ſtreiten! ſagte Alfred lachend.

Ich weiß gar nichts von der Art, entgegnete der Doctor. Was meinſt du dazu, Marion?

Marion, mit ihrer Taſſe ſpielend, ſchien zu ſagen — aber ſie ſagte es nicht — daß er ſie nur immer vergeſſen möge, wenn er es könne. Grace drückte das blühende Geſicht an ihre Wange.

Ich hoffe, ich bin kein ſehr ungerechter Verwalter des mir anvertrauten Guts geweſen, ſprach der Doctor weiter, aber jedenfalls muß ich heute meines Amtes entbunden und entlaſſen werden; und hier ſind unſre guten Freunde, Snitchey und Craggs, mit einem ganzen Sack von Papieren, Rechnungen und Dokumenten über das Vermögen, welches ich Ihnen zu übergeben habe (ich wollte, es wäre bedeutender, Alfred, aber Sie müſſen ein großer Mann

Digitized by Google

werden und es bedeutender machen), und anderm dummen Zeug der Art, das zu unterzeichnen, zu beſiegeln und zu übergeben iſt.

Und rechtskräftig zu bezeugen, wie es das Geſetz vorſchreibt, ſagte Snitchey, indem er ſeinen Teller wegſchob und die Papiere vorholte, welche ſein Compagnon auf dem Tiſche ausbreitete; und da ich und Craggs gemeinſchaftlich mit Ihnen, Doctor, Curatoren über das Vermögen waren, ſo werden uns Ihre beiden Dienſtboten als Zeugen dienen — können Sie leſen, Mrs. Newcome?

Ich bin nicht verheirathet, Miſter, ſagte Clemency.

O, ich bitte um Verzeihung. Ich glaube es, ſagte Snitchey lächelnd, indem er einen Blick auf die wunderliche Geſtalt warf. Sie können leſen?

Ein wenig, antwortete Clemency.

Das Trauformular früh und Abends, nicht wahr? bemerkte der Advokat ſcherzend.

Nein, ſagte Clemency. Zu ſchwer. Ich leſe nur den Fingerhut.

Den Fingerhut! wiederholte Snitchey. Was ſoll das heißen?

Clemency nickte und ſagte: Muskatſieb.

Die iſt verrückt! etwas für den Lord Oberkanzler, ſagte Snitchey und ſtarrte ſie an.

Wenn ſie im Beſitz von Eigenthum iſt, bemerkte Craggs.

Jetzt miſchte ſich aber Grace hinein und erläuterte ihnen, daß auf die beiden fraglichen Stucke ein Motto geſtochen wäre, und daß ſie auf dieſe Weiſe die Taſchenbibliothek Clemency's bildeten, die ſich mit Büchern nicht viel abgab.

Ah, ſo iſt's! Miß Grace, ſagte Snitchey. Ja, ja. Ha, ha, ha! Ich dachte, das gute Mädchen wäre verrückt. Sie ſieht ganz danach aus, ſagte er kopfſchüttelnd vor ſich hin. Und was ſteht auf dem Fingerhute, Mrs. Newcome?

Ich bin nicht verheirathet, Miſter, bemerkte Clemency.

Oder Newcome. Wird das recht ſein? ſagte der Advokat. Was ſteht auf dem Fingerhute, Newcome?

Wie Clemency, ehe ſie dieſe Frage beantwortete, eine Taſche auseinanderſperrte und in ihre gähnende Tiefe nach dem Fingerhut ſah, und wie ſie es dann mit der andern Taſche eben ſo machte und ihn tief unten wie eine Perle von großem Werthe zu entdecken ſchien, wie ſie dann alle dazwiſchen liegenden Hinderniſſe, beſtehend in einem Schnupftuche, einem Wachslichtſtumpf, einem rothbäckigen Apfel, einer Pommeranze, einem Glückspfennig, einem Schloß, einer Scheere in einem Futteral, einer Handvoll Glasperlen, mehreren Garnknäulen, einer Nadelbüchſe, einer vollſtändigen Sammlung von Haarwickeln und einem Zwieback, wegräumte und jeden dieſer Gegenſtände einzeln Britain zu halten gab — das kümmert uns wenig. Auch nicht, wie ſie bei dem Bemühn, die Taſche zu packen und feſtzuhalten (denn dieſe hatte einen eigenthümlichen Hang zu baumeln und um die nächſte Ecke zu ſchlüpfen) eine Stellung annahm und ſich ruhig darin behauptete, die allem Anſchein nach mit der menſchlichen Anatomie und den Geſetzen der Schwerkraft im vollkommenſten Widerſpruch ſtand. Es genügt uns, daß ſie zuletzt frohlockend den Fingerhut auf ihren Finger ſteckte und mit dem Muskatſieb klapperte, wobei zu bemerken iſt, daß die Literatur dieſer beiden Geräthe in Folge der übermäßigen Reibung dem Verſchwinden nahe war.

Das iſt alſo der Fingerhut? ſagte Mr. Snitchey, um ſich auf ihre Koſten einen Spaß zu machen. Und was ſagt der Fingerhut?

Er ſagt, erwiderte Clemency und buchſtabirte langſam die Inſchrift zuſammen: Ver — giß — und — ver — gib.

Snitchey und Craggs lachten herzlich.

Dies iſt hübſch! ſagte Snitchey.

Nicht übel! ſagte Craggs.

So viel Menſchenkenntniß verrathend, ſagte Snitchey.

So anwendbar auf das praktiſche Leben, ſagte Craggs.

Und das Muskatſieb? frug Snitchey weiter.

Das Muskatſieb entgegnete Clemency, was — du — willſt — das — dir — die — Leute — thun — das — thue — du — ihnen — auch.

Thue den Leuten etwas, daß ſie dir nichts thun, meinen Sie wol? ſagte Mr. Snitchey.

Verſteh nicht, erwiderte Clemency und ſchüttelte den Kopf. Ich bin kein Advokat.

Und wenn ſie es wäre, Doctor, ſagte Mr. Snitchey, indem er ſich ſchnell zu ihm wandte, als wollte er im Voraus etwas wider den Eindruck thun, den dieſe Antwort vielleicht hervorbringen könnte, ſo würde ſie finden, daß es die Lebensregel ihrer meiſten Klienten wäre. Darin ſind ſie ſehr ernſthaft, ſo närriſch ſonſt dieſe Welt iſt, und ſchieben hernach die Schuld auf uns. Wir Juriſten ſind im Grunde wenig mehr als Spiegel, Mr. Alfred, aber meiſtens ziehen uns zornige und zänkiſche Leute, die nicht beſonders ausſehen, zu Rathe, und es iſt eigentlich unrecht, auf uns zu ſchimpfen, wenn wir den Leuten unfreundliche Geſichter zeigen. Ich glaube, ſagte Mr. Snitchey, ich ſpreche zugleich die Meinung unſers Mr. Craggs aus?

Unbedingt, ſagte Craggs.

Und ſo wollen wir denn, wenn Mr. Britain uns ein wenig Tinte zukommen laſſen will, ſagte Mr. Snitchey und nahm die Papiere zur Hand, ſo bald als möglich unterzeichnen, beſiegeln und übergeben, ſonſt kommt die Landkutſche, ehe wir wiſſen wo wir ſind.

Wenn man nach dem Ausſehen urtheilen wollte, ſo war es ſehr wahrſcheinlich, daß die Kutſche vorüberkam, ehe Mr. Britain wußte, wo er war; denn er ſtand ganz in Gedanken verloren da und wog die Gründe des Doctors gegen die des Advokaten und die der Klienten bei ſich gegeneinander ab, und machte ſchwache Verſuche, den Fingerhut und das Muskatſieb (ein ihm ganz neuer Begriff) mit irgend einer ihm bekannten Philoſophie in Einklang zu bringen; kurz er zerbrach ſich, wie nur je ſein großer Namensvetter, den Kopf mit Theorien und Syſtemen. Aber Clemency, die ſein guter Genius war — obgleich er, weil ſie ſich nur ſelten um abſtrakte Speculationen kümmerte und immer bei der Hand war, um das Rechte zur rechten Zeit zu thun, nur eine ſehr geringe Meinung von ihrem Verſtande hatte — war unterdeß mit der Tinte erſchienen und leiſtete ihm noch einen fernern Dienſt damit, daß ſie ihn durch einen Stoß mit dem Ellbogen aus ſeiner Zerſtreuung weckte und ihn ganz munter machte.

Ich unterlaſſe zu erzählen, wie ihn die bei Leuten ſeines Standes, die mit der Feder nicht umzugehen wiſſen, häufige Furcht quälte, daß er ein von ihm nicht ſelbſt geſchriebenes Document mit ſeinem Namen unterzeichnen könnte, ohne ſich einer großen ungekannten Gefahr auszuſetzen, oder ſich unbewußt zur Zahlung ungeheurer Summen zu verpflichten; wie er ſich den Documenten nur mit Sträuben und gezwungen vom Doctor näherte, ſie durchaus erſt durchleſen wollte, ehe er ſie unterſchrieb (die verſchnörkelte Hand,

Digitized by Google

geſchweige denn die juriſtiſchen Ausdrücke, war für ihn ſo gut wie chineſiſch) und das Blatt umdrehen wollte, um zu ſehen, ob auf der andern Seite nichts Gefährliches ſtände; und wie er, nachdem er ſeinen Namen unterſchrieben, ganz unglücklich wurde, wie einer, der ſein Vermögen und ſeine Rechte aus der Hand gegeben. Ich kann auch nicht ausführlich berichten, wie der blaue Beutel, der ſeine Unterſchrift aufbewahrte, ſpäter eine geheimnißvolle Anziehungskraft auf ihn ausübte, ſo daß er ihn nicht verlaſſen konnte; ferner wie Clemency Newcome ganz außer ſich vor Lachen bei dem Gedanken, ſie ſei eine Perſon von Wichtigkeit, ſich mit ihren beiden Ellbogen über die ganze Tafel legte und den Kopf auf dem linken Arm ruhen ließ, ehe ſie anfing, ihre cabbaliſtiſchen Zeichen zu machen, zu denen ſie ſehr viel Tinte brauchte und die ſie zu gleicher Zeit mit der Zunge in der Luft nachmalte. Ferner wie ſie, nachdem ſie einmal Tinte gekoſtet, durſtig darnach wurde, wie der Tiger, wenn er Blut geleckt, und alles Mögliche unterzeichnen und ihre Namen in alle Ecken ſchreiben wollte. Kurz, der Doctor wurde ſeines Amtes und ſeiner Verantwortlichkeit entbunden; Alfred nahm ſie ſelbſt auf ſich und trat ſeine Lebensreiſe an.

Britain! ſagte der Doctor, lauf an die Gartenthür und ſieh, ob die Kutſche kommt! Die Zeit entflieht, Alfred!

Ja, Sir, ja, entgegnete der Jüngling haſtig. Liebe Grace, einen Augenblick! Marion, ſo jung und ſchön, ſo liebenswerth und ſo bewundert, meinem Herzen ſo theuer, wie nichts auf der Welt — vergiß es nicht! ich lege Marion in deine Hände!

Sie war mir immer ein theures Pfand, Alfred, jetzt iſt ſie mir doppelt theuer. Ich werde mich deines Vertrauens würdig beweiſen, ſagte Grace.

Ich glaube es, Grace, erwiderte Alfred, ich weiß es. Wer könnte in dein Auge blicken, deine innige Stimme vernehmen und es nicht wiſſen! Ach, gute Grace! hätte ich dein ſicheres Gefühl, dein ruhiges Gemüth, wie unbeſorgt würde ich dieſen Ort verlaſſen.

Meinſt du? antwortete ſie mit ruhigem Lächeln.

Und doch, Grace, — Schweſter möchte ich faſt ſagen.

Sage es! unterbrach ſie ihn lebhaft. Ich höre es gern; nenne mich nie anders.

Schweſter alſo, ſagte Alfred — und doch iſt es beſſer für Marion und mich, wenn uns dein ſtandhaftes und treues Gemüth hier unterſtützt und uns glücklicher und beſſer macht. Selbſt wenn ich könnte, würde ich ſie nicht meinetwegen mitnehmen!

Die Kutſche iſt auf der Höhe! rief Britain.

Marion hatte abſeits geſtanden, die Augen zu Boden geſenkt, aber jetzt führte ſie Alfred liebevoll zur Schweſter hin und legte ſie an deren Bruſt.

Ich habe Grace geſagt, liebe Marion, ſprach er, daß ich dich unter ihre Obhut gebe, dich ihr beim Scheiden als mein theuerſtes Kleinod anvertraue. Und wenn ich wiederkehre und dich zurückfordere, Geliebteſte, und die ſchöne Zukunft unſres Ehelebens vor uns liegt, dann ſoll es Einer unſrer Hauptgenüſſe ſein, nachzudenken, wie wir Grace glücklich machen, ihren Wünſchen zuvorkommen, ihr unſre Liebe und Dankbarkeit zeigen, und ihr etwas von der Schuld zurückzahlen können, die ſie uns auferlegt hat.

Die jüngere Schweſter hatte eine Hand in die ſeine gelegt; mit der andern hielt ſie Grace umſchlungen. Sie ſah in die ruhig heitern Augen ihrer Schweſter mit einem Blick, in dem ſich Liebe und Bewun-

Bayerische Staatsbibliothek München

derung, Schmerz und faſt Verehrung vermiſchten. Sie ſah auf, zu der Schweſter Geſicht, als wäre es das Antlitz eines himmliſchen Engels. Und mit heitrer, ſeliger Ruhe blickte dies Antlitz auf ſie und ihren Geliebten herab.

Und wenn die Zeit kommt, wie ſie einmal kommen muß, ſagte Alfred — es wundert mich, daß ſie noch nicht gekommen iſt, aber Grace weiß es am beſten, und Grace hat immer recht — wo ſie ein Freundesherz braucht, dem ſie ſich vertrauen kann, wie wir ihr vertrauten, wie treu wollen wir dann ſein, und wie wollen wir uns freuen, daß unſre gute Schweſter liebt und geliebt wird, wie ſie es verdient!

Immer blickte ihr noch die jüngere Schweſter in die Augen und wandte ſich nicht ab — nicht einmal ihm zu, und immer noch verweilten dieſe treue Augen mit heitrer Ruhe auf ihr und ihrem Geliebten.

Und wenn alles dies vorüber iſt, wir alt ſind und in enger Gemeinſchaft leben, und oft von alten Zeiten ſprechen, ſagte Alfred, dann ſoll dies vor allen andern unſre Lieblingszeit ſein — vornehmlich dieſer Tag — und dann werden wir uns erzählen, was wir beim Abſchied dachten und fühlten, hofften und fürchteten; und wie wir uns nicht Lebewohl ſagen konnten —

Die Kutſche fährt durch den Buſch, rief Britain.

Ja! ich bin bereit — und wie wir trotz alledem uns ſo glücklich wiederſahen; dieſen Tag wollen wir zum glücklichſten im ganzen Jahre machen und als einen dreifachen Geburtstag feiern. Nicht wahr, Liebe?

Ja! ſagte die ältere Schweſter mit Feuer und einem ſtrahlenden Lächeln. Ja! Alfred, zögere nicht. Du haſt keine Zeit. Sage Marion Lebewohl und möge Gott dich behüten!

Er zog die jüngere Schweſter an ſeine Bruſt. Wie er ſie wieder losließ, ſchmiegte ſie ſich von neuem an Grace und ſah ihn wieder mit demſelben Blick voll gemiſchter Empfindungen in das ruhige Auge.

Leben Sie wohl, Alfred! Von ernſtem Briefwechſel oder ernſter Zuneigung und Verpflichtung u. ſ. w. in dieſer — ha, ha! — ihr wißt, was ich ſagen will — zu ſprechen, das wäre natürlich eine Thorheit. Ich kann blos ſagen, daß, wenn Sie und Marion deſſelben närriſchen Sinnes bleiben, ich gegen Sie als Schwiegerſohn, wenn die Zeit kommt, nichts einwenden werde.

Auf der Brücke! rief Britain.

Mag ſie kommen! ſagte Alfred und ſchüttelte dem Doctor herzlich die Hand. Denken Sie manchmal an mich, mein alter Freund und Vormund, ſo ernſt als es Ihnen möglich iſt! Leben Sie wohl, Mr. Snitchey! Leben Sie wohl, Mr. Craggs!

Sie kommt die Straße herab! rief Britain.

Einen Kuß von Clemency Newcome, alter Bekanntſchaft wegen — die Hand her, Britain! — Marion, theuerſtes Herz, leb wohl! Schweſter Grace, vergiß nicht!

Die ruhige Geſtalt und das in ſeiner heitern Ruhe ſo ſchöne Geſicht wendete ſich ihm zu, aber Marions Auge konnte ſich nicht von ihrer Schweſter trennen.

Die Kutſche war an der Thür. Das Gepäck wurde hinaufgereicht. Die Kutſche rollte weiter.

Er winkt dir mit dem Hute, Liebe! Dein Bräutigam, theures Herz!

Die jüngere Schweſter ſah auf und wandte auf einen Augenblick das

Digitized by Google

Haupt. Wie ſie aber dann zum erſten Male dem vollen Blicke dieſer ruhigen Augen begegnete, fiel ſie der ältern ſchluchzend um den Hals.

O, Grace, Gott ſegne dich! aber ich kann es nicht ſehen, Grace; es bricht mir das Herz entzwei!

Zweiter Theil.

Snitchey und Craggs hatten eine hübſche kleine Expedition, wo ſie ein hubſches kleines Geſchäft betrieben und viele kleine Schlachten fur viele ſtreitende Parteien fochten. Obgleich man eigentlich nicht ſagen konnte, daß dieſe Kämpfe leichte und flüchtige Tirailleurgefechte waren — denn ſie gingen in der Regel ſehr langſam und ſchwerfällig vor ſich — ſo konnte man den Antheil der Firma daran inſofern unter dieſer Fechtart begreifen, als ſie jetzt einen Schuß auf dieſen Kläger, dann eine Kugel auf jenen Vertheidiger ſandten, jetzt mit aller Macht uber ein unter Sequeſtration ſtehendes Grundſtuck herfielen und dann wieder ein Scharmützel mit einem irregulären Corps kleiner Schuldner hatten, gerade wie ſich die Gelegenheit darbot und der Feind ſich ihnen entgegenſtellte. Für ſie war eben ſo, wie fur berühmtere Leute, die Gazette ein wichtiges und höchſt intereſſantes Blatt; und von den meiſten Actionen, in denen ſie ihr Feldherrntalent gezeigt, ſagten die Fechtenden ſpäter aus, daß ſie wegen des vielen Qualms, von dem ſie umgeben geweſen, nur ſehr ſchwer ſich hätten erkennen und kaum ſehen können, was ſie eigentlich machten.

Die Expedition der Herren Snitchey und Craggs lag ſehr bequem auf dem Markte hinter einer offnen Thür und zwei glatten abwärts fuhrenden Stufen, ſo daß der erzürnte Pächter, der nach einem Prozeß verlangte, mit der größten Leichtigkeit dazu gelangen konnte. Ihre Conferenzen hielten ſie in einem Hinterzimmer eine Treppe hoch, mit einer niedrigen dunklen Decke, als ob es die Brauen im duſtern Nachdenken uber verwickelte Rechtspunkte zuſammenzöge. Sein Meublement beſtand aus mehrern Lederſtuhlen mit hohen Lehnen, beſetzt mit großen runden Meſſingnägeln, von denen einzelne ausgefallen oder vielleicht auch von dem bewußtloſen Finger verwirrter Klienten herausgezogen waren. Außerdem ſah man einen Kupferſtich von einem berühmten Richter, der mit jeder Locke ſeiner großen Perucke einem Menſchen die Haare hatte zu Berge ſtehen machen. Papiere fullten ballenweiſe die ſtaubbedeckten Schränke, Regale und Tiſche, und das untere Getäfel war verdeckt von Reihen feuerfeſter Käſten mit Vorlegeſchlöſſern und großgeſchriebener Namen, die erwartungsvolle Klienten durch einen unbarmherzigen Zauber ſich gezwungen fuhlten, vorwärts und rückwärts zu buchſtabiren, während ſie ſcheinbar Snitchey und Craggs zuhorten, ohne ein Wort von dem, was ſie ſagten, zu verſtehen.

Snitchey und Craggs waren beide verheirathet. Snitchey und Craggs waren die beſten Freunde von der Welt und ſchenkten einander wirkliches Vertrauen; aber wie es nicht ſelten im Leben geſchieht, betrachtete Mrs. Snitchey, aus Grundſatz, Mr. Craggs mit argwöhniſchem Auge, und daſſelbe that in Bezug auf Mr. Snitchey Mrs. Craggs. Mit deinem Snitchey, pflegte letztere Dame zu Mr. Craggs zu ſagen, ich weiß gar nicht, was du mit deinem Snitchey willſt. Du verläſſeſt dich viel zu ſehr auf deinen Snitchey, ſage ich, und ich hoffe, du mögeſt nie auf andre Weiſe davon überzeugt werden. Dagegen äußerte Mrs. Snitchey gegen ihren Mann über Craggs: daß,

Digitized by Google

wenn er ſich jemals von einem Menſchen auf Abwege führen ließe, es durch dieſen Mann geſchehen würde, und daß, wenn ein Menſch ein falſches Auge habe, Craggs es ſei. Trotzdem waren ſie aber doch im Ganzen rechte gute Freunde; und zwiſchen Mrs. Snitchey und Mrs. Craggs beſtand ein enges Schutz- und Trutzbündniß gegen die Expedition, die in ihren Augen eine Blaubartskammer und gemeinſchaftlicher Feind voll gefährlicher und geheimnißvoller Machinationen war.

Und doch erbauten in dieſer Expedition Snitchey und Craggs ihren Honig. Hier ſtanden ſie zuweilen an ſchönen Abenden an dem Fenſter ihres Conferenzzimmers, das auf die alte Wahlſtatt hinausſah, und wunderten ſich (doch war das gewöhnlich nur, wenn die Aſſiſen ſaßen, wo überhäufte Geſchäfte ſie ſentimental machten) über die Thorheit der Menſchenkinder, die nicht immer in Frieden mit einander leben und ihren Streit gemüthlich vor Gericht ausfechten könnten. Hier gingen Tage, Wochen, Monate und Jahre über ihnen dahin, und ihr Gerichtskalender, die allmälig abnehmende Zahl der meſſingenen Nägel in den Lederſtühlen, und die anwachſende Laſt von Papieren auf dem Tiſche legten allein Zeugniß davon ab. Hier hatte faſt dreier Jahre Verlauf die einen vermindert und die andern angeſchwellt, als ſie eines Abends in Conferenz beiſammen ſaßen.

Nicht allein, ſondern mit einem Mann von etwa dreißig Jahren, nachläſſig angezogen und etwas ſchmal im Geſicht, aber ſonſt wohl gebaut, wohlgekleidet und von hübſchem Ausſehn. Er ſaß in dem Staatslehnſtuhle, die eine Hand in der Bruſt des Rockes, die andre in den ungeordneten Haaren, in trübes Nachdenken verſunken. Snitchey und Craggs ſaßen ſich gegenüber, an einem Pulte daneben. Einer von den feuerfeſten Käſten ſtand offen auf demſelben und ein Theil ſeines Inhalts lag auf dem Tiſche ausgebreitet; während der Reſt durch die Hand Mr. Snitchey's ging, der ein Document nach dem andern an's Licht hielt, jedes Papier einzeln anſah, dabei den Kopf ſchuttelte und es Mr. Craggs hinreichte, der es ebenfalls anſah und den Kopf ſchüttelte. Zuweilen machten ſie eine Pauſe, ſchüttelten beide mit dem Kopfe und ſahen ihren in Gedanken verſunkenen Klienten an; und da auf der Kiſte ſtand: Michael Warden Esquire, ſo dürfen wir aus dieſem ſchließen, daß Name und Kiſte ihm gehörten, und daß die Angelegenheiten Michael Warden's Esquire nicht zum beſten ſtanden.

Das iſt alles, ſagte Mr. Snitchey und legte das letzte Papier hin. Ich ſehe keine Hilfe weiter. Keine Hilfe weiter.

Alles verloren, vergeudet, verpfändet, aufgeborgt und verkauft? ſagte der Klient und blickte auf.

Alles, erwiderte Mr. Snitchey.

Sonſt nichts zu thun, ſagen Sie?

Durchaus nichts, war die Antwort des Advokaten.

Der Klient kaute an den Nägeln und verſank wieder in ſein altes Brüten.

Und ſogar meine perſönliche Sicherheit iſt in England gefährdet, meinen Sie? fing er nach einer Weile wieder an.

In jedem Theile der vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland, entgegnete Mr. Snitchey.

Alſo blos ein verlorner Sohn, der zu keinem Vater zurückkehren kann, keine Schweine zu hüten hat, und keine Träbern mit ihnen theilen kann, fuhr der Klient fort, indem er mit einem Beine, das er über das andre gelegt, ſchaukelte und zu Boden blickte.

Digitized by Google

Mr. Snitchey huſtete, als wolle er die Zumuthung zurückweiſen, an der allegoriſchen Darſtellung eines Rechtsverhältniſſes theilzunehmen. Mr. Craggs huſtete ebenfalls, als wollte er zu erkennen geben, daß dies die Anſicht des Hauſes ſei.

Zu Grunde gerichtet mit dreißig Jahren, ſagte der Klient. Hm!

Nicht zu Grunde gerichtet, Mr. Warden, entgegnete Snitchey. So ſchlimm iſt es noch nicht. Sie haben zwar Ihr Möglichſtes gethan, das muß ich ſagen, aber Sie ſind nicht zu Grunde gerichtet. Ein wenig Einſchränkung —

Zum Teufel mit der Einſchränkung, ſagte der Klient.

Mr. Craggs, ſagte Mr. Snitchey, wollen Sie mir eine Priſe erlauben? Ich danke Ihnen.

Als der gleichmüthige Advokat die Priſe allem Anſchein nach mit großem Guſto und ganz in den Genuß vertieft in die Naſe ſteckte, verzog ſich das Geſicht des Klienten allmälig zu einem Lächeln und er ſprach:

Sie ſprachen von Einſchränken. Wie lange?

Wie lange? ſagte Snitchey, indem er ſich den Tabak von den Fingern ſchnippte und im Gedanken zu rechnen ſchien. In guten Händen — ſagen wir in Snitchey's und Craggs' Händen — ſechs oder ſieben Jahre!

Sechs oder ſieben Jahre hungern! ſagte der Klient mit ärgerlichem Lachen und ungeduldig auf dem Stuhle hin- und herrückend.

Sechs oder ſieben Jahre zu hungern, Mr. Warden, wäre allerdings etwas Ungewöhnliches. Sie könnten unter der Zeit blos dadurch, daß Sie ſich ſehen ließen, ein neues Grundſtück verdienen. Aber wir glauben nicht, daß Sie es thun könnten, und rathen es Ihnen daher auch nicht.

Was rathen Sie mir denn?

Einſchränken, wiederholte Snitchey. Ein paar Jahre einſchränken unter unſrer Aufſicht würde es wieder frei machen. Aber dann müßten Sie im Auslande leben. Was das Hungern betrifft, ſo könnten wir Ihnen ſelbſt jetzt ſchon ein paar hundert Pfund jährlich geben.

Ein paar hundert Pfund, ſagte der Klient. Und ich habe Tauſende verbraucht.

Daran, entgegnete Mr. Snitchey und legte die Papiere bedächtig wieder in den eiſernen Kaſten — daran läßt ſich gar nicht zweifeln. Gar nicht zweifeln, wiederholte er langſam, während er ſeine Beſchäftigung fortſetzte.

Der Advokat kannte höchſt wahrſcheinlich ſeinen Mann, jedenfalls äußerte ſeine trockne und drollige Weiſe eine gute Wirkung auf die Verdrußlichkeit des Klienten und machte ihn geneigt, offener und mittheilſamer zu ſein. Oder vielleicht kannte der Klient *ſeinen* Mann und hatte die ermuthigenden Anerbietungen nur hervorgelockt, um einen Plan, den er enthüllen wollte, beſſer vertheidigen zu können. Er erhob jetzt allmälich das Haupt und ſah ſeinen gleichmüthigen Rathgeber mit einem Lächeln an, aus dem bald ein Lachen wurde.

Im Grunde mein verehrter Freund — Mr. Snitchey deutete auf ſeinen Compagnon. — Entſchuldigen Sie — Snitchey & Craggs.

Ich bitte Mr. Craggs um Verzeihung, ſagte der Klient. Im Grunde meine verehrten Freunde — er bog ſich dabei vor und ließ die Stimme ſinken, wiſſen Sie noch gar nicht, wie ſchlimm es mit mir ſteht.

Mr. Snitchey ſah ihn ganz verwundert und erſchrocken an. Mr. Craggs maß ihn mit demſelben Blicke.

Ich bin nicht nur entſetzlich verſchuldet, ſagte der Klient, ſondern auch entſetzlich —

Nicht verliebt! rief Snitchey aus.

Ja! ſagte der Klient, indem er in den Stuhl zurückſank und die beiden Advokaten, die Hände in die Taſchen geſteckt, feſt anſah.

Und nicht in eine Erbin, Sir? forſchte Snitchey.

Nicht in eine Erbin.

Auch nicht in eine reiche Dame? frug der Advokat weiter.

Nicht reich, ſoviel ich weiß — außer an Schönheit und Tugend.

Eine unverheirathete Dame, hoffe ich, ſagte Mr. Snitchey mit großem Nachdruck.

Natürlich!

Nicht in eine von Doctor Jeddler's Töchtern, ſagte Snitchey, indem er die Ellbogen auf die Knie legte und ſein Geſicht mindeſtens eine Elle vorſchob.

Doch! erwiderte der Klient.

Nicht in ſeine jüngere Tochter? frug Snitchey.

Doch! war die Antwort Mr. Warden's.

Mr. Craggs, ſagte Mr. Snitchey ſehr erleichtert, wollen Sie mir noch eine Priſe erlauben? Danke Ihnen. Es freut mich Ihnen ſagen zu können, Mr. Warden, daß dies nichts ſchadet; ſie iſt verſprochen, Sir, ſie iſt Braut. Mein Compagnon kann dies beſtätigen. Wir ſind von der Sache unterrichtet.

Wir ſind von der Sache unterrichtet, wiederholte Craggs.

Das bin ich vielleicht auch, war des Klienten Antwort. Was thut das? Sie wollen welterfahrene Männer ſein und hätten nie gehört, daß ein Weib andern Sinnes geworden iſt?

Es ſind allerdings Klagen wegen Bruch des Eheverſprechens vorgekommen, ſagte Mr. Snitchey, ſowol gegen Jungfrauen als gegen Witwen, aber in den meiſten Fällen —

Fälle! unterbrach ihn der Klient ungeduldig. Sprechen Sie mir nicht von Fällen. Das Leben iſt ein viel größeres und inhaltreicheres Buch als Ihre juriſtiſchen Wälzer. Und außerdem, denken Sie etwa, ich habe umſonſt ſechs Wochen lang in des Doctors Haus gelebt!

Ich glaube, Sir, bemerkte Mr. Snitchey und wendete ſich ernſt an ſeinen Compagnon, ich glaube, daß von allen Streichen, die Mr. Warden von ſeinen Pferden geſpielt worden ſind — und ſie waren ziemlich zahlreich und ziemlich theuer, wie er und wir beide am beſten wiſſen — der ſchlimmſte der wäre, daß ihn eins derſelben mit drei zerbrochenen Rippen, einem verrenkten Schulterknochen und Gott weiß wie vielen Brauſchen an des Doctors Gartenmauer zurückgelaſſen hat. Damals, als wir ihn unter des Doctors Pflege und Dach geneſen ſahen, ahnten wir ſo Arges nicht; aber es ſieht jetzt ſchlimm aus, Sir. Schlimm! es ſieht ſehr ſchlimm aus. Und Doctor Jeddler — unſer Klient, Mr. Craggs.

Und Mr. Alfred Heathfield — auch eine Art Klient, ſagte Craggs.

Und Mr. Michael Warden, auch eine Art Klient, warf der Beſuch ruhig ein, und kein ſchlechter, da er zehn oder zwölf Jahre leichtſinnig gelebt hat. Doch Michael Warden hat jetzt ſein Müthchen gekühlt; dort in dem Kaſten liegen die Früchte! und Mittel um zu bereuen und klüger zu werden. Und zum Beweis deſſen will Mr. Michael Warden, wenn er kann, Marion, des Doctors liebenswürdige Tochter, heirathen und ſie mit ſich nehmen.

Wirklich, Mr. Craggs, — begann Snitchey.

Wirklich, Mr. Snitchey und Mr. Craggs, unterbrach ſie der Klient. Sie kennen Ihre Pflichten gegen Ihre Klienten, und wiſſen auch ſicherlich, daß Sie nicht verbunden ſind, ſich in eine bloße Liebesangelegenheit zu miſchen, die ich Ihnen vertrauen muß. Ich will die junge Dame nicht ohne ihre Einwilligung entführen. Es iſt nichts Ungeſetzliches dabei. Ich war niemals Mr. Heathfield's Buſenfreund. Ich mache mich keines Vertrauenbruchs gegen ihn ſchuldig. Ich liebe wo er liebt und gedenke zu gewinnen was er gewinnen wollte, wenn ich kann.

Er kann nicht, Mr. Craggs, ſagte Mr. Snitchey offenbar ſehr unruhig. Es kann ihm nicht gelingen, Sir, ſie hängt ſehr an Mr. Alfred.

Wirklich? erwiderte der Klient.

Mr. Craggs, ſie hängt ſehr an ihm, Sir, betheuerte Snitchey.

Ich habe nicht umſonſt ſechs Wochen lang in des Doctors Hauſe zugebracht; und ich habe bald daran gezweifelt, bemerkte Mr. Warden. Sie würde ihn lieben, wenn es nach dem Willen ihrer Schweſter ging; aber ich habe ſie beobachtet. Marion vermied ihn zu nennen und zu erwähnen und litt bei der leiſeſten Anſpielung auf ihn ſichtbar.

Warum ſollte ſie das, Mr. Craggs? warum ſollte ſie das? frug Snitchey.

Warum weiß ich nicht, obgleich es viele Erklärungsgründe dafür gibt, ſagte der Klient mit einem Lächeln über die Spannung und Verwirrung die ſich in Snitchey's Geſicht ausſprach, und über die vorſichtige Weiſe mit der er das Geſpräch führte und von der Sache mehr zu erfahren ſuchte; aber ich weiß, daß es der Fall iſt. Sie war ſehr jung, als ſie ſich verlobte — wenn man es überhaupt ſo nennen darf — und hat es vielleicht bereut. Vielleicht — es klingt geckenhaft, aber ich meine es wahrhaftig nicht ſo — hat ſie ſich in mich verliebt, wie ich mich in ſie verliebt habe.

He, he! Mr. Alfred, ihr alter Spielkamerad, Mr. Craggs, ſagte Snitchey mit verlegnem Lachen, kannte ſie ja ſchon als ganz kleines Kind!

Um ſo wahrſcheinlicher iſt es, daß ſie überdrüſſig iſt an ihn zu denken, fuhr der Klient gelaſſen fort, und nicht abgeneigt ihn mit einem neuen Liebhaber zu vertauſchen der ihr unter romantiſchen Verhältniſſen vor Augen tritt — oder von ſeinem Pferde vor Augen gebracht wird, der in dem für ein Mädchen vom Lande nicht unverführeriſchen Rufe ſteht leichtſinnig und flott gelebt und Niemanden ein Leids gethan zu haben; und der ſeinem Aeußern nach — das mag wieder geckenhaft klingen, aber auf Ehre ich meine es nicht ſo — es wohl auch noch mit Mr. Alfred aufnehmen könnte.

Das letztere ließ ſich ſicherlich nicht läugnen; und Mr. Snitchey als er ſeinen Klienten anblickte, dachte auch ſo. Grade ſein nachläſſiges Weſen gab ihm eine gewiſſe natürliche Anmuth und erweckte das Intereſſe. Es ſchien auszudrücken daß ſein hübſches Geſicht und ſeine wohlgebaute Geſtalt viel beſſer ſein könne wenn er wollte; und daß er, wenn er ſich einmal aufraffte und Ernſt machte (aber er hatte bis jetzt noch nie in ſeinem Leben Ernſt gemacht), voll feuriger Energie ſein könnte. Das iſt ein gefährlicher Libertin, ſagte ſich der menſchenerfahrene Advokat, der das belebende Feuer was ihm fehlt aus eines Mädchens Auge zu gewinnen ſcheint.

Alſo hören Sie, Snitchey, fuhr er fort, indem er aufſtand und ihn bei einem Knopfe faßte, und Sie, Craggs — er faßte ihn ebenfalls bei einem Knopfe und ſtellte den einen rechts, den andern links neben ſich, ſo daß ſie ihm nicht entſchlüpfen konnten — ich frage Sie um Rath. Sie thun ganz

recht daran ſich von dieſer Sache fern zu halten, denn ſie iſt nicht von der Art, daß ſich geſetzte Männer wie Sie ſind hineinmiſchen könnten. Ich will blos in wenigen Worten meine Lage und meine Abſichten darſtellen und es dann Ihnen überlaſſen, für mich hinſichtlich meiner Geldangelegenheiten das beſtmögliche zu thun: denn Sie ſehen ein, wenn ich jetzt mit des Doctors ſchöner Tochter entfliehe (und ich hoffe das zu thun und durch ihre Liebe ein andrer Menſch zu werden), ſo wird das für den Augenblick koſtſpieliger ſein, als wenn ich allein entfliehe. Doch werde ich dies durch ein andres Leben bald wieder einbringen.

Ich glaube, es iſt beſſer, wir hören dies nicht an, Mr. Craggs? ſagte Snitchey und ſah ſeinen Compagnon an.

Ich glaube auch, meinte Craggs. Aber Beide hörten aufmerkſam zu.

Sie brauchen nicht darauf zu hören, erwiderte der Klient. Ich will es aber doch erzählen. Ich beabſichtige nicht den Doctor um ſeine Einwilligung zu fragen, denn er gäbe mir ſie doch nicht. Aber ich will dem Doctor nichts Böſes thun, weil (außer daß ſolche Kleinigkeiten keine ernſte Sachen ſind, wie er ſagt) ich ſein Kind, meine Marion, von etwas befreien will, was ſie — wie ich weiß — mit Bangen und Schmerz herannahen ſieht: ich meine die Rückkehr ihres alten Geliebten. Wenn etwas in der Welt wahr iſt, ſo iſt es dies, daß ſie ſeine Rückkehr fürchtet. So weit wird Niemand in ſeinem Rechte gekränkt. Freilich lebe ich jetzt wie ein gehetzter Hund, wage mich nur im Dunkeln heraus und darf nicht einmal mein Haus und meinen eignen Grund und Boden betreten; aber dies Haus und dieſe Beſitzung wird eines Tages wieder mir gehören, wie Sie wiſſen und ſagen; und Marion wird als mein Weib in ſechs Jahren — Sie ſagen es ſelbſt und Sie ſind nicht ſanguiniſch — wahrſcheinlich reicher ſein, als wenn ſie ſich mit Alfred Heathfield verbindet, deſſen Rückkehr ſie mit Bangen entgegenſieht und deſſen Liebe und keines Andern auf der Welt nicht heißer ſein kann als die meine. Wem wird dabei zu viel gethan? Alles geſchieht nach Recht und Billigkeit. Meine Sache iſt ſo gerecht wie ſeine, wenn ſie zu meinen Gunſten entſcheidet, und ich will es auf ihre Entſcheidung ankommen laſſen. Es wird Ihnen lieb ſein nicht mehr von dieſer Sache zu erfahren, und ich werde Sie auch nicht weiter damit behelligen. Sie kennen jetzt meine Abſichten und meine Bedürfniſſe. Wann muß ich England verlaſſen?

In einer Woche, ſagte Snitchey. Mr. Craggs? —

Noch etwas eher, würde ich rathen, gab Craggs zur Antwort.

In einem Monat, ſagte der Klient, nachdem er die beiden Geſichter aufmerkſam beobachtet. Heute über einen Monat. Heute iſt Donnerſtag. Glücklich oder unglücklich, heute über einen Monat reiſe ich ab.

Es iſt eine zu lange Friſt, ſagte Snitchey; viel zu lang. Aber es mag dabei bleiben. Ich glaubte, er würde ſich dreie ausbedingen, brummte er vor ſich hin. Wollen Sie fort? Gute Nacht, Sir.

Gute Nacht! erwiderte der Klient und ſchüttelte Beiden die Hand. Sie ſollen noch ſehen, wie ich meinen Reichthum gut anzuwenden weiß. Von jetzt an iſt mein Glücksſtern Marion!

Nehmen Sie ſich auf der Treppe in Acht, Sir, ſagte Snitchey; denn dort ſcheint ſie nicht. Gute Nacht!

Gute Nacht, erwiederte Mr. Warden.

Die beiden Compagnons blieben an der Treppe ſtehen und leuchteten ihn hinab; und als er fort war, ſtanden ſie immer noch da und ſahen ſich an.

Digitized by Google

Was ſagen Sie dazu, Mr. Craggs? ſagte Snitchey.

Mr. Craggs ſchüttelte den Kopf.

Wir meinten an dem Tage, wo jene Uebergabe ſtattfand, daß in der Art wie das Paar Abſchied nahm, etwas Auffälliges geweſen; das entſinne ich mich noch, ſagte Snitchey.

Ja, ja, ſagte Mr. Craggs.

Vielleicht täuſcht er ſich, fuhr Mr. Snitchey fort, den feuerfeſten Kaſten zuſchließend und ihn an ſeinen gewöhnlichen Platz ſtellend; wenn dies aber nicht der Fall iſt, ſo wäre ein wenig Flatterhaftigkeit und Untreue auch kein Wunder. Und doch hätte ich das hübſche Geſichtchen für ſehr treu gehalten. Mir kam es vor, ſagte er, indem er ſeinen Ueberrock und die Handſchuhe anzog (es war ſehr kalt draußen), als ob ihr Charakter neuerdings kräftiger und ernſter würde. Mehr wie der ihrer Schweſter.

Mrs. Craggs war derſelben Meinung, bemerkte Craggs.

Ich gäbe wirklich etwas darum, ſprach Snitchey, der im Grunde ſehr gutherzig war, wenn ich glauben könnte, daß Mr. Warden die Rechnung ohne den Wirth gemacht hätte; aber ſo leichtſinnig und unſtät er auch iſt, ſo kennt er doch die Welt und die Menſchen (und es wäre ſchlimm, wenn es nicht der Fall wäre, denn er hat ſeine Kenntniß theuer genug bezahlt), und ich kann es mir nicht recht wahrſcheinlich denken. Wir thun am beſten, uns nicht hineinzumiſchen; wir können weiter nichts thun, Mr. Craggs, als ſchweigen.

Weiter nichts, gab Craggs zur Antwort.

Unſer guter Freund, der Doctor, ſieht ſolche Sachen über die Achſeln an, ſagte Snitchey mit Kopfſchütteln. Ich will wenigſtens hoffen, daß er ſeiner Philoſophie nicht bedarf. Unſer Freund Alfred ſpricht von dem Kampfe des Lebens — er ſchüttelte wieder den Kopf. Ich hoffe wenigſtens, er wird nicht im Anfange des Gefechts fallen. Haben Sie Ihren Hut, Mr. Craggs? Ich will das andre Licht auslöſchen.

Auf Mr. Craggs bejahende Antwort that Mr. Snitchey, wie er geſagt, und ſie tappten zu dem Conferenzzimmer hinaus, welches jetzt ſo dunkel war, wie der Gegenſtand ihrer Rede oder wie das Recht im Allgemeinen.

Meine Geſchichte führt Euch in ein kleines, ſtilles Studirzimmer, wo an demſelben Abend die Schweſtern und der friſche alte Doctor vor dem traulichen Kamin ſaßen. Grace nähte, Marion las aus einem Buche vor. Der Doctor im Schlafrock und Pantoffeln, die Füße auf dem warmen Teppich, ſaß im Großvaterſtuhl, hörte der Leſenden zu und ſah ſeine Töchter an.

Sie waren ſehr ſchön anzuſehen. Zwei erquicklichere Geſichter hatten noch nie eine Kaminecke traulich und heilig gemacht. Etwas von ihrer Verſchiedenheit hatten die abgelaufenen drei Jahre gemildert; und auf der reinen Stirn der jüngern Schweſter, in ihrem Auge, in dem Tone ihrer Stimme war dieſelbe ernſte Innigkeit zu erkennen, welche bei ihrer ältern Schweſter die mutterlos verlebte Jugend ſchon längſt gereift hatte. Aber immer erſchien ſie lieblicher und ſchwächer als die andre, immer ſchien ſie ihr Haupt an ihrer Schweſter Buſen zu legen und auf ſie zu bauen und Rath und Hilfe in ihren Augen zu ſuchen. In dieſen innigen Augen, ſo ruhig, ſo heiter wie ehedem.

«Und da ſie jetzt im Vaterhauſe war, las Marion aus dem Buche, ihr ſo theuer durch alle dieſe Erinnerungen, begann ſie zu fühlen, daß die ſchwere Prüfung ihres Herzens bald kommen müſſe und nicht hinauszuſchieben ſei.

O Vaterhaus, unſer Tröſter und Freund, wenn alle Andern uns verlaſſen, von dem der Abſchied bei jedem Schritte zwiſchen Wiege und Grab —»

Liebe Marion! ſagte Grace.

Mein Mäuschen, rief der Vater aus, was gibts? — was fehlt dir?

Sie faßte die Hand, welche ihr die Schweſter bot, und las weiter, aber mit immer noch zitternder Stimme, obgleich ſie bemüht war, ihre Bewegung zu unterdrücken.

«Von dem der Abſchied bei jedem Schritte zwiſchen Wiege und Grab ſtets ſchmerzlich iſt. O Vaterhaus, du beſtändig treues und doch ſo oft von uns mißachtetes, ſei nachſichtig gegen die, welche ſich von dir wenden, und verfolge ihre irrenden Schritte nicht mit zu bitterer Reue! Laß keinen freundlichen Blick, kein Lächeln aus alter Zeit auf deinem Geiſterantlitz glänzen. Laß keinen Strahl von Liebe, von Milde, Nachſicht, Herzlichkeit von deinem weißen Haupte leuchten. Laß keine Erinnerung an Liebeswort und Liebesblick anklagend gegen den, der dich verlaſſen, auftreten, ſondern wenn dein Blick ſtrafend und ſtreng ſein kann, dann ſieh in deiner Barmherzigkeit den Reuigen ſo an!»

Liebe Marion, lies nicht weiter heute Abend, ſagte Grace, denn ſie weinte.

Ich kann nicht, erwiderte ſie und machte das Buch zu. Die Buchſtaben ſcheinen alle zu brennen.

Dem Doctor machte das Spaß, und er lachte, wie er ihr die Wange klopfte.

Was, zu Thränen gerührt von einem Roman! ſagte der Doctor Jeddler. Von Druckerſchwärze und Papier! Nun, nun, es iſt alles eins. Es iſt eben ſo vernünftig, Druckerſchwärze und Papier ernſthaft zu nehmen, wie jedes andre Ding; aber trockne deine Thränen. Trockne deine Thränen, Liebe. Ich bin überzeugt, die Heldin iſt längſt wieder im Vaterhaus und hat ſich mit Allen verſöhnt — und wenn ſie es nicht gethan hat, ſo beſteht am Ende ein wirkliches Vaterhaus blos aus vier Wänden, und ein eingebildetes aus Lumpen und Tinte. Was gibts?

Ich bin's, Miſter, ſagte Clemency, den Kopf zur Thür hereinſteckend.

Und was haſt du? frug der Doctor.

O mein Gott, ich habe nichts, entgegnete Clemency — und recht mochte ſie haben, nach ihrem wohleingeſeiften Geſicht zu urtheilen, aus dem wie gewöhnlich die wahre Quinteſſenz der guten Laune ſtrahlte, wodurch ſie, ſo wenig hübſch ſie war, ordentlich einnehmend wurde. Wundgeſtoßene Ellbogen werden gewöhnlich nicht unter die Schönheiten gerechnet, aber bei dem Gange durchs Leben iſt es immer beſſer, auf dem engen Pfade ſich blos die Arme, anſtatt die gute Laune zu verderben; und Clemency war ſo friſch und geſund darin, wie jede Schöne im ganzen Land.

O ich habe nichts, ſagte Clemency und trat vollends zur Thür herein, aber kommen Sie etwas näher, Miſter.

Etwas verwundert entſprach der Doctor ihrem Wunſche.

Sie ſagte denn, ich ſollte Ihnen keinen in ihrer Gegenwart geben, wiſſen Sie? ſagte Clemency.

Ein in der Familie Fremder hätte nach ihrem merkwürdigen Liebäugeln bei dieſem Worte und den eigenthümlichen verzückten Bewegungen ihrer Ellbogen, als ob ſie ſich ſelbſt umarmen wollte, vielleicht glauben können, daß «keinen» bedeute, am günſtigſten ausgelegt, einen ehrſamen Kuß. In der That ſchien der Doctor im erſten Augenblick ſelbſt nicht zu wiſſen, was er

denken ſollte; aber er gewann ſchnell ſeine Faſſung wieder, als Clemency, nachdem ſie beide Taſchen durchſucht — ſie fing mit der rechten an, wühlte dann in der falſchen und kehrte wieder zu der rechten zurück — einen Brief vom Poſtamt zum Vorſchein brachte.

Britain fuhr vorbei, ſagte ſie, als ſie den Brief dem Doctor überreichte, wie die Poſt ankam und wartete darauf. A. H. ſteht in der Ecke. Ich wette, Mr. Alfred iſt auf der Heimreiſe. Wir bekommen eine Hochzeit im Hauſe — ich fand heute zwei Löffel in der Untertaſſe. Gott, wie langſam er ihn aufmacht!

Sie ſprach das alles als Monolog, indem ſie ſich in ihrer Ungeduld, die Neuigkeit zu erfahren, auf den Fußſpitzen erhob und einen Korkzieher aus ihrer Schürze und eine Flaſche aus ihrem Munde machte. Endlich auf dem Höhepunkt ihrer Erwartung angekommen, während der Doctor mit dem Briefe immer noch nicht fertig war, ließ ſie ſich plötzlich wieder auf die Fußſohlen fallen und warf ihre Schürze als Schleier über den Kopf, ganz erfüllt von ſtummer Verzweiflung und außer Stande, das länger auszuhalten.

Hier! Mädchen! rief der Doctor. Ich kann nicht anders: Ich habe in meinem Leben kein Geheimniß bei mir behalten können. Es gibt auch nicht viel Geheimniſſe, die des Behaltens werth ſind, in einer ſolchen — doch ſtill davon. Alfred iſt auf dem Heimwege und kommt nächſtens!

Nächſtens! rief Marion aus.

Was! der Roman iſt ſo bald vergeſſen! ſagte der Doctor und kniff ſie in die Wange. Ich dachte gleich, daß die Nachricht die Thränen trocknen würde. Ja! «Ich will ſie überraſchen,» ſchreibt er hier. Aber das geht nicht. Er muß einen Willkommen haben.

Nächſtens! wiederholte Marion.

Nun vielleicht nicht, was deine Ungeduld nächſtens nennt, erwiderte der Doctor; aber ziemlich bald. Laßt einmal ſehen! Heute iſt Donnerſtag, nicht wahr? Dann will er heute über einen Monat eintreffen.

Heute über einen Monat! wiederholte Marion leiſe.

Ein fröhlicher Tag und ein Feſttag für uns Alle, ſagte die heitre Stimme ihrer Schweſter Grace, die ſie beglückwünſchend küßte. Ein lange erwarteter Tag, Theuerſte, und endlich erſchienen!

Ein Lächeln war die Antwort; ein trübes Lächeln, aber voll ſchweſterlicher Liebe, und als ſie ihrer Schweſter in's Antlitz ſah und der lieblichen Harmonie ihrer Stimme lauſchte, wie ſie die Freuden dieſer Rückkehr weiter ausmalte, da glänzte auf ihrem eignen Geſicht Hoffnung und Freude.

Und noch etwas: ein Etwas, was mehr und mehr durch die übrigen Empfindungen durchſchien und wofür ich keinen Namen habe. Es war nicht Freude, Frohlocken, ſtolze Begeiſterung; die zeigen ſich nicht ſo ruhig. Es war nicht nur Liebe und Dankbarkeit, obgleich dieſe einen Theil davon bildeten. Es entſprang aus keinem engherzigen Gedanken, denn dieſe glänzen nicht ſo auf der Stirn, glühen nicht ſo auf den Lippen.

Doctor Jeddler konnte trotz ſeiner Philoſophie — die er beſtändig in der Praxis verleugnete, wie es berühmtern Philoſophen oft geht — nicht umhin, ein eben ſo großes Intereſſe an der Rückkehr ſeines alten Schülers und Mündels zu zeigen, als ob es ein ernſthaftes Ereigniß wäre. So ſetzte er ſich wieder in ſeinen Großvaterſtuhl, ſtreckte die Füße von neuem auf den warmen Teppich aus, las den Brief viele Mal durch und ſprach noch viel öfter von ihm.

Digitized by Google

O! es war noch eine Zeit, ſagte der Doctor und blickte ins Feuer, als Ihr beide, du, Grace, und er, Arm in Arm herumlieft, wie ein paar lebendige Puppen. Weißt du noch?

O ja, antwortete ſie mit munterm Lachen und nähte emſig weiter.

Heute über einen Monat! ſagte der Doctor nachdenkend. Dazwiſchen ſcheint kaum ein Jahr zu liegen. Und wo war meine kleine Marion damals?

Nie weit von ihrer Schweſter, ſo klein ſie auch war, ſagte Marion. Grace war mir alles, ſogar als ſie ſelbſt noch ein Kind war.

Sehr wahr, mein Mäuschen, ſehr wahr, erwiderte der Doctor. Sie war eine geſetzte kleine Hausfrau, meine Grace, eine gute Haushälterin und ein geſchäftiges kluges Kind; voller Geduld für unſre Launen, immer bereit, unſern Wünſchen zuvorzukommen und die eignen zu vergeſſen; ſelbſt damals ſchon. Schon zu jener Zeit, Grace, warſt du nie ärgerlich und rechthaberiſch, außer in Bezug auf einen Punkt.

Ich fürchte, ich habe mich ſeit der Zeit ſehr zu meinem Nachtheil verändert, lachte Grace, immer noch emſig arbeitend. Was war das für eine Sache, Vater?

Alfred natürlich, ſagte der Doctor. Du warſt blos zufrieden, wenn man dich Alfreds Frau nannte; ſo nannten wir dich Alfreds Frau; und das gefiel dir beſſer (ſo ſeltſam es auch jetzt erſcheinen mag), als wenn wir dir den Titel einer Herzogin gegeben hätten, wenn wir dich dazu hätten machen können.

Iſt das wirklich an dem? fragte Grace ruhig.

Was, weißt du das nicht mehr? frug der Doctor.

Ich glaube, ich erinnere mich noch ein wenig daran, erwiderte ſie, aber kaum. Es iſt zu lange her. Und wie ſie nähte, ſummte ſie den Refrain eines alten Liedes, das der Doctor gern hatte.

Alfred wird bald eine wirkliche Frau haben, ſagte ſie, dem Geſpräch eine andre Wendung gebend, und das wird eine ſchöne Zeit für uns alle ſein. Mein dreijähriges Amt iſt bald zu Ende, Marion. Du haſt es mir ſehr leicht gemacht. Ich werde Alfred ſagen, wenn ich dich wieder an ſeine Bruſt lege, daß du ihn die ganze Zeit innig geliebt haſt und daß er kein einziges Mal meine Unterſtützung bedurft hat. Darf ich ihm das ſagen, Liebe?

Sage ihm, geliebte Grace, ſagte Marion, daß nie eine Pflicht ſo edel, ſo hochherzig und ſtandhaft erfüllt wurde, daß ich dich von jener Zeit mit jedem Tage habe mehr lieben lernen, und daß ich dich jetzt ſo unendlich liebe!

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton

Ueber die nächſte bedeutendere Neuigkeit, welche unſre Bühne zur Aufführung brächte, haben wir die zerſtreute und geſprochene Kritik des Publicums zu ſammeln und aufzuzeichnen verſprochen. «Uriel Acoſta» von Carl Gutzkow iſt dieſe Neuigkeit geweſen und mit Nachfolgendem erfüllen wir unſer Wort.

Vor der Aufführung.

«Uriel Acoſta, — war das auch ein Cigarrenhändler?» fragt ein dicker Herr, indem er

ſich den Mantel im Korridor abnehmen läßt. — «Wie ſo ein Cigarrenhändler,» antwortet die ſchmächtige Geſtalt des Gefragten. Sie ſteht rückwärts gegen den Ofen gekehrt, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Beine, um die eingefrornen Füße aufthauen zu laſſen. Jeder Wechſel der Beine aber geſchieht mit einem lebhaften Sprunge. «Wie käme ein Cigarrenhändler in ein Trauerſpiel?» — «Ich will es Ihnen gleich erklären,» verſetzt der Dicke und fügt dem Mantel einen wollenen Shawl hinzu, den er um den Hals getragen. — «Ich denke, es iſt ein Denker geweſen, ein Philoſoph, ein Widerſpenſtiger,» bemerkt der Vorige und thut einen Sprung; «ſo etwas von einem deutſchkatholiſchen Juden.» — «Seine Familie handelt noch damit,» ſagt ſeiner Sache ſehr gewiß der Dicke und ſchnallt den Muff ab, den er ſich um den Leib gegürtet hatte. — «Womit — mit Philoſophie?» — «Nein, mit Cigarren. Echte Havanna. Jeſusmariaſtraße Nr. 20. Laſſen Sie mich nur meine Ueberſchuhe abziehen. Da haben Sie die Etikette. Der jetzige Geſchäftsinhaber heißt Emmanuel Acoſta, das klingt auch bald wie Uriel.» — In der That überreicht der Dicke dem Schmächtigen eine Cigarrenetikette mit der ſpaniſchen Aufſchrift, daß die Waare aus der Fabrik von Emmanuel Acoſta in Havanna, Vorſtadt, Jeſusmariaſtraße Nr. 20 herrühre. — «Nun?« — «Dieſelbe Familie könnte es immerhin ſein — wunderbar — aber kaum derſelbe Artikel. Zur Zeit des Uriel rauchte noch Niemand Cigarren. Wenigſtens nicht in Europa.»

Auf der erſten Galerie ſetzen ſich drei Perſonen neben einander. Ein äſthetiſcher Jude und zwei unäſthetiſche Chriſten. Letztere ſind Schriftſteller. Der Erſtere begrüßt die beiden Anderen vertraulicher als ſie es um ihn verdienen: «Was erwarten Sie von dem Stücke? Können Sie glauben, daß ein Dichter über jüdiſche Verhältniſſe glücklich ſchreiben kann, der nicht ſelbſt iſt Jude?» — «Uriel Acoſta hat in Dresden, Breslau, Hamburg außerordentlich gefallen.» — «Had' ich auch geleſen. Können Sie Alles glauben, was Sie leſen?»

«Wie ſtirbt der Held? Ich höre, es wird in dem Stücke geſchoſſen.» Die Dame richtet ihre ängſtliche Frage an einen Herrn mit wunderbar langem Gucker. Es ſcheint, als ſei das Fernrohr urſprünglich zu aſtronomiſchen Beobachtungen beſtimmt geweſen und für den Theatergebrauch nur ein wenig verſchnitten worden. Vermuthlich ein echter Frauenhofer. — «Allerdings wird geſchoſſen, aber erſt im letzten Akte. Ich ſag' es Ihnen vorher, damit Sie nicht erſchrecken. Ich avertire Sie von dem Schuſſe.» — «Daß dieſe geräuſchvollen Todesarten noch nicht abkommen wollen,» klagt die Dame. «Im «Struenſee» Laube's ſoll man ſogar ein ganzes Pelotonfeuer aushalten.» — «Das iſt für das Parterre,» bemerkt der Mann mit dem Frauenhofer und richtet ihn gegen die Schauſpielerinnenloge. «Sie ſehen, es iſt auch heute gedrängt beſetzt.»

Während der Vorſtellung.

«Das Publicum iſt in offenbar günſtiger Stimmung für das Stück,» ſagt einer der vorerwähnten Schriftſteller, «es applaudirt ſchon im erſten Akt.» — «Betrachten Sie ſich das Publicum nur genauer. Es iſt auch wie auserleſen für das Stück.» — Der mit auserleſene Aeſthetiſche hat die Bemerkung vernommen. Er meint, grade dies Publicum könne der Tragödie gefährlich werden, denn er zweifelt noch immer an der ſichern Auffaſſung jüdiſcher Verhältniſſe und Charaktere durch einen Nichtjuden. — Der Beſitzer des Frauenhofers ſchiebt ſein Teleskop unmuthig zuſammen: «Das iſt mir ein wunderlicher erſter Akt, in dem kein einziges Frauenzimmer auftritt. Ich warte auf die Unzelmann. Die orientaliſche Tracht muß ſie allerliebſt kleiden.» — Der zweite Akt hat und die eigentliche Tragödie mit der Verfluchung begonnen. «Die Hörner der Tempeldiener ſind Rococo, das ganze Verfluchen iſt Rococo», — klagt der Aeſthetiſche, vermuthlich weil ihm die Wirkung zu echt wird. — «Aber die Unzelmann ſieht prächtig aus,» beobachtet der Frauenhofer. «Wenn ſie heute nur bei Stimme ware» — «Iſt ſie denn jemals bei Stimme?» fragt der Auserleſene. — Die Nachbarn ziſchen entrüſtet Ruhe. Die Scene wendet ſich dahin, wo alles Volk von Uriel Acoſta zurückflieht. Die Wirkung des Fluchs wird furchtbar erſichtlich durch die Einſamkeit des Verdammten und mit entſetzlichem Hohne fragt der Prieſter durch den Kreis der Gläubigen, ob Niemand das Elend und die Schmach des Ausgeſtoßenen theilen wolle. Da bricht Judith aus dem weichenden Haufen und wirft ſich dem Verſehmten an die Bruſt. Er iſt nicht allein — die Liebe hält zu ihm. — «Wenn nur Saalbach ſein blökendes Organ zu mäßigen ſuchte,» jammert der Aeſthetiſche. Herr Saalbach gibt den Rabbi Santos. Alles bleibt ſtill darauf, denn je ſtärker die Dichtung von der Bühne herab ſpricht, deſto feierlicher ſchweigen die Zuſchauer. Selbſt ihr ungeduldigſter Beifall erwartet die Abſchnitte. Herr Wagner (Uriel) und Fräulein Unzelmann (Judith) werden nach dem zweiten Akte gerufen. Nach dem dritten der Verfaſſer, der irrthümlich im Hauſe anweſend vermuthet wird. Herr Gutzkow hatte nämlich den Pro

ben der Vorſtellung beigewohnt, war aber vor dem Tage der Aufführung nach Dresden zurückgereiſt. Auch der vierte Akt mit ſeinem gefährlichen Widerruf und dem noch gefährlichern Widerrufe des Widerrufs ließ keine Bemerkungen aufkommen, außer etwa die erfreute, daß Herr Paulmann den neunzigjährigen Akiba, ein vortreffliches Bild des Dichters, mit überraſchender Vortrefflichkeit ſpiele. Einen Greis, der drei Menſchenalter geſehen hat und hinter welchem das Leben liegt, wie ein zugeſchlagenes Buch. Er hat längſt Alles darin durchblättert und geleſen, wovor das jüngere Geſchlecht erſtaunt, und ſelbſt das Neueſte iſt für ihn nicht neu. «Es iſt Alles ſchon einmal dageweſen.»

Im fünften Akte erſt lebt die geſprochene Kritik des unmittelbaren Eindrucks wieder auf, die ſich auf der Höhe der Tragödie nur in bewegten Geberden, in einverſtändlichen Blicken, oder in einer Thräne verkündigte. Applaus und Hervorruf ſind alsdann die Nebendinge. — Der Frauenhofer entdeckt, daß der Judith das Brautkleid von weißem Atlas nicht ſo gut ſtehe, als vorher der braunſeidne Rock, und daß er den Muth hat, die Entdeckung mitzutheilen, beweiſt, daß die Kraft des Stückes nachläßt. Auch ein pilzförmiger Gartentiſch, der ſich herzhaft für Marmor ausgibt, erregt ein nüchternes Bedenken. Doch will es die Dame, ſelbſt auf die Gefahr des Schießens hin, wagen, das Trauerſpiel bis zum Schluſſe zu ſehen. Der Beſitzer des Fernrohrs verſäumt pünktlich, ſie vor dem Knalle zu «avertiren», denn er erfolgt hinter der Scene, wohin zum Glück ſelbſt kein Frauenhofer trägt. Unmittelbar darauf beginnt der Aufbruch des Hauſes, obſchon die Tragödie noch nachſpielt. Bedarf es weiteren Zeugniſſes, daß die Nutzanwendung, die das Fallen des Vorhangs verzögert, müſſig iſt?

Wie wenn Gutzkow den ganzen fünften Akt striche? Was daraus gezeigt werden muß, ließe ſich in den vierten hinüber tragen. Judith und Ben Jochai kämen in daſſelbe Vorzimmer der Synagoge zur Trauung, in welchem das Sanhedrin über den büßenden Uriel abgehalten ward. Uriel aber, der niedergeſchmettert von der Schmach des Widerrufs und aller damit verbundenen Entwürdigung zurückkehrt, ſieht auch noch den letzten Grund ſeines Verraths an der Wahrheit in Trug zerſtäuben und ſich das Mädchen ſeiner Liebe entriſſen. Todt bricht er auf der Schwelle des Tempels zuſammen, — ein Herzſchlag hat ihn getroffen.

Beim Ausgange.

«Das war doch endlich einmal ein Stück! Wie viel Uhr iſt's geworden — halb 10 wahrhaftig. Aber die Pferde haben wenigſtens nicht umſonſt eine Stunde im Schnee geſtanden!» — «Hat denn Gutzkow wieder Muſik auf der Scene? Und gibt er auch, wie er pflegt, die Ausſicht in ein Theater, Parlamentshaus oder dergleichen zum Beſten, worin dann wo möglich applaudirt wird?» fragt ein Student und faßt unter den Arm des aus dem Hauſe tretenden Kameraden. «Die Ausſicht in eine Synagoge — und wahrhaftig es kommt auch mehrmals Muſik auf der Scene vor,» verſetzt dieſer. «Aber laß Dich dieſe Mädchen nicht kümmern und ſieh «Uriel Acoſta.» Ich bin lange nicht ſo handfeſt erſchüttert worden.» — «Und ſie bewegt ſich doch!» ruft ein Andrer mit Wagners Accent und bohrt dem Gefährten den Daumen gegen die Bruſt. «Es iſt Alles ſchon dageweſen,» antwortet der Andre abwehrend und im Tone des Akiba-Paulmann. — Wo die Zuſchauer eines Drama's ein Stichwort davon tragen und die Zuhörer einer Oper eine Melodie, da hat ihnen die Neuigkeit gewiß die glücklichſte Wirkung gebracht.

«Wie ward aber auch geſpielt! Wagner, die Unzelmann, Paulmann — das nahm ſich Alles ſo tüchtig zuſammen, daß ich nicht glaube, daß die drei Rollen irgendwo beſſer gegeben werden!» — «Bah, wenn ein Stück gefällt, gefallen die Darſteller, und mißfällt es, ſo büßt die Aufführung dafür. Das Trauerſpiel war ausgezeichnet und deshalb auch «die Vorſtellung.» — «Da liegt doch noch ſehr viel dazwiſchen. Selbſt Fräulein Sangalli war heute in der Rolle der blinden Eſther ganz erträglich.» — «Mein Gott, die Sangalli! Wer ſpricht von ihr!» — «Wenn ſie keine Gräfin Terzky geben will, mag ich ſie ganz gern ſehen.» — «Meinetwegen. Aber niemals hören!»

Zu Anfang des Februar werden uns in Leipzig auch Laube's «Karlsſchüler» vorgeführt werden, die kürzlich der Berliner Kritik ſo viel Kopfzerbrechens verurſachten. Früher tadelte ſie an Laube's Stücken die Ueberkunſt der Intrigue, an den «Karlsſchülern» findet ſie plötzlich den Mangel der Intrigue zu rügen. Was verlangt ſie nun eigentlich? In Leipzig hat der Verfaſſer das Stück bis jetzt zurückgehalten, weil ihm die Beſetzung der weiblichen Rollen Schwierigkeiten verurſachte. Fräulein Unzelmann wäre die erwünſchteſte Darſtellerin der Laura, allein es fehlt an einer Gräfin von Hohenheim. So muß denn die letztere Partie von der Unzelmann geſpielt werden, und die Laura von Fräulein Gey, einer jungen Schauſpielerin, die neuerdings von erfreulichen Fortſchritten in der Kunſt der Darſtellung und der Gunſt

Digitized by Google

des Publicums war. Die Generalin Rieger kommt in die Hände der Frau Eicke.

Bin ich einmal im heutigen Feuilleton ein ſo patriotiſcher Leipziger, um unſrer Bühne den ganzen Aufſatz zu widmen, ſo will ich auch noch der Oper gedenken, das heißt einer Sache, die ſeit längerer Zeit für uns nur bruchſtücksweiſe vorhanden ſcheint. Vergebens laſſen wir einen Tenor ſelbſt aus Baſel kommen, — die erſte Sängerin ſchont ihre Stimme mit viel zu ernſter Sorgfalt, als daß wir die angeſagten Vorſtellungen von ihr erwarten dürften, ſo lange der Winter in ſeiner ſtrengen Kälte beharrt. Vielleicht ſollten wir ſo billig ſein, von Fräulein Mayer zunächſt überhaupt nichts Anſtrengenderes zu fordern, als daß ſie ihr Gehalt pünktlich beziehe, und zu meiner Beruhigung höre ich, daß ſie ſich damit nicht verſäumt. Dann käme es nur darauf an, daß wir indeß auf die größere Oper verzichten, oder daß die Direction Fräulein Mayer, wie ſie auch im Sommer ſelten zum Auftreten zu bewegen iſt, als die ausſchließliche Sommerprimadonna betrachtete und für den Winter eine zweite erſte Sängerin mit ebenfalls etwa 3000 Thlr. anſtellte. Aber man kennt die deutſchen Bühnenverwaltungen: ſie wollen ſich nicht ruiniren. Eher wären ſie im Stande, von einem Mitgliede zu erwarten, daß es ſeine Schuldigkeit auch im Winter erfüllte.

Rob. Heller.

Moden.

Das heute beiliegende Modeblatt, Nr. 9, bringt einen Beſuchanzug und einen Morgenanzug, und zeigt dabei die jetzt beliebten großmuſtrigen Zeuge. Der Oberrock iſt von ſchwerſeidnem Damaſt-Reps gemacht und der Morgenpeignoir von gedrucktem Caſchmir. Man ſieht aus den beiden abgebildeten Modells, wie einfach derartige Toiletten zuſammengeſtellt werden. Die glatten hochgeſchloſſenen Kleiderleibchen erhalten ſich noch immer in Gunſt, und werden ſelbſt für einfache Geſellſchaftskleider häufig angefertigt. Nur zum großen Putz trägt man ausgeſchnittene Kleiderleibchen, und dieſe ſind zwar im Rücken und auf den Schultern tief ausgeſchnitten, aber vorn über der Bruſt ziemlich hoch gemacht. Alle Kleiderleibchen ſteift man jetzt ſehr wenig, es wird ſehr wenig Fiſchbein dafür angewendet und die Taille muß ſo beweglich als nur möglich bleiben. Die Weſtenleibchen mit der unten geſpaltenen Spitze macht man noch häufig. Die langen Aermel erhalten ſich glatt und anliegend; zum Hausanzug öffnet man ſie oft unten über einem weißen Unterärmel in der Art, wie es die erſte Figur unſres heutigen Modebildes zeigt; an den Ausgehkleidern ſchließt man die langen Aermel an der Hand. Zu Stadttoiletten wählt man gern glacirte Taffetkleider. Z. B. einen hohen Oberrock, gemacht von rothbraunem Taffet mit Schwarz glacirt, dieſer Oberrock iſt mit einer ſtaffelartigen Poſamentirarbeit in Schürzenform beſetzt, darüber trägt man einen ſchwarzen Sammtmantel, Montpenſier, den Zobel umrändert, dazu einen roſa Hut von ungeriſſenem Sammt gemacht, mit einem Fanchontuch von Spitzen und mit roſa Bändern verziert; ein Zobelmuff und ſchwarze mit Pelz eingefaßte Stiefelchen vollenden den Anzug. Eine andre Stadttoilette beſteht aus einem rothlila Sammtoberrock, den ein Zobelbeſatz bis zur Höhe des Knies umrändert, darüber liegt ein großer Mantelet, ebenfalls ganz mit Hermelin gedeckt; ein blauer Sammthut mit gleichfarbigen Federn geſchmückt und ein Hermelinmuff gehören zum Ganzen.

Das Pelzwerk iſt dies Jahr nur dann modern, wenn es von koſtbarer Schönheit iſt, daher haben es viele, ſelbſt elegante Damen aufgegeben, denn es ſteht der hohe Preis deſſelben nicht im Verhältniß mit der etwas entſchwindenden Modegunſt. Volle Sammtkleider trägt man dies Jahr nur einzeln, und da beſonders auf dem Sammt die Pelzverbrämung ſich ſchön ausnimmt, ſo ſieht man auch ſehr ſelten in einer Soirée ein mit Pelz garnirtes Kleid. Die Ballhüllen dagegen ſind vorzugsweiſe mit Pelz bereichert. Eine ſehr hübſche Phantaſie war ein Morgenanzug, der aus einem apfelgrünen Atlaspeignoir beſtand, welcher vorn von oben bis unten geöffnet und zu beiden Seiten an den geöffneten Rock mit einem breiten Zobelaufſchlag eingefaßt war; die Aermel, wie der halbhohe Leibchenausſchnitt dieſes Peignoirs waren ebenfalls mit Zobel eingefaßt. Dieſer Peignoir öffnete ſich über einem weißen Taffetrock, die Dame trug dazu ein hohes gefaltetes Batiſtchemiſette und eine ſchwarze Spitzenhaube mit Roſen geſchmückt.

Digitized by Google

Eine ſchöne Viſitentoilette wird zuſammengeſtellt aus einem ſchwarzen, hohen Atlaskleid, das mit zwei reichen Spitzenfalbeln garnirt iſt, darüber liegt ein granatfarbiger Halbmantel, der von vollem Sammt gemacht und mit Chinchilla verbrämt iſt, dazu ein grüner Sammthut, welchen gleichfarbige, kleine gelockte Federn zieren.

Die kurzen Mäntel der Damen wählt man meiſt in Schwarz, die vollen, längern Wintermäntel trägt man dagegen häufig von bunten und gemuſterten Stoffen. Die ſchwarzen Halbmäntel, die man zu Frühviſiten, in's Theater und an den milden Tagen auf die Promenade anlegt, wählt man entweder von Sammt und garnirt ſie mit Spitzen, oder von Atlas, oder von Moor und garnirt ſie mit Franſen und Poſamentirarbeit, oder von Caſchmir, ſtickt ſie mit Seide und garnirt ſie mit Poſamentirſpitzen. Dieſe Halbmäntel haben einen kurzen, engen, hinten glattfallenden Rock, ſind in der Taille und im Leibchentheil feſtgefaßt und mit einer halbgroßen Pelerine gedeckt, die vorn die Armöffnung drapirt.

Die Stadthüte haben ihre Form durchaus nicht verändert, man wählt ſie meiſt buntfarbig und ſchmückt die glattſchirmigen mit Federn. Doch ſieht man dies Jahr häufiger als in den frühern Wintern gezogene Seidenhüte, welche mit Blumen verziert ſind. Die bunte Blonde iſt eine Neuigkeit zum Ausputz der Hüte. Wie auf die Putzhüte, ſo garnirt man auf die Stadthüte die ganzen oder halben Schwänze der Paradiesvögel, jedoch ohne den Leib des Vogels. Sonſt haben die Straußfedern jede andre Feder und insbeſondre die Reiherfeder ganz verdrängt.

In den letzten großen Soirées hat man einige Turbans geſehen, wovon beſonders zwei, die Alexandrine arrangirt, als neueſte Modells gelten. Der eine war à la Juive, alſo mit einer rund um das Geſicht hängenden Draperie gemacht, der Deckel deſſelben von violettem Sammt gewählt und mit Goldſtickerei bereichert; die Draperie war ganz von Goldblonde geſchlungen. Das andre Turbanmodell war von ungeriſſenem, hochrothem Sammt gemacht, der in Verbindung mit weißem Flor und Goldfranſen einen ganz eigenthümlichen Aufſatz bildete. Höchſt originell war auch aus demſelben Magazin eine toque mandarine, welche von Goldbrocat gemacht und mit einer doppelten Reihe von Ballenfranſen umgeben war; die junge Frau, die dieſe Coiffüre trug, hatte dazu das Haar chineſiſch nach hinten aus dem Geſicht gekämmt und auf jedem der Schläfe fünf feſtgeklebte platte Lockenringe angebracht. Sie trug dazu ein weißes Atlaskleid, das fünf Reihen weit auseinander ſtehende handbreite Goldkanten beſetzten. Die Barben und die kleinen Hutränder erhalten ſich fortwährend ſehr in Gunſt. Es trug neulich bei einer Vorſtellung am Hof die Gräfin Duchâtel ein weißes Atlaskleid, das mit drei breiten ſchwarzen Spitzenfalbeln garnirt war; jede dieſer Falbeln war vorn zur Seite in die Höhe gezogen, mit einer röthlich-weißen Waſſerblume, die ein Kranz Schilfblätter von Diamanten einfaßte. Als Coiffüre war eine ſchwarze Spitzenbarbe mit einer gleichen Waſſerblume und diamantnen Schilfblättern arrangirt. Bei derſelben Gelegenheit trug Madame de Montalivet ein lila Atlaskleid mit weißen Spitzenkanten garnirt und mit einem Schmuck von Amethyſten und von Brillanten bereichert; ihr Kopfputz beſtand aus einem weißen Crepprand, welcher mit Silber geſtickt und mit einem Kranz gewundener Straußfedern umfaßt war.

Die Blätter der Putzblume macht man, wie ſchon öfter erwähnt, häufig von Edelſteinen gefaßt. Wenn dieſer Schmuck nicht paßt, ſo macht man die Blätter von Gold oder Silber, oder man macht ſie von Sammt und gibt ihnen Gold- oder Silberadern und einen gleichen Rand.

Eine höchſt eigenthümliche und koſtbare Viſitenkarte hat man ſich ſtatt der banalen Karten in der vornehmen Pariſer Welt ausgedacht. Dieſe neue Viſitenkarte iſt nämlich ein Edelſtein, auf welchem Namen und Wappen von echtem Golde eingegraben iſt. Dieſe Steine ſind als Medaillons gefaßt, oben mit einer Krone verziert und wie eine Châtelaine an ein Kettchen gehangen. Die eleganten Herren ſuchen beim Ueberſchicken ſolcher Namenmedaillons der Farbe des Edelſteins irgend eine galante Bedeutung unterzulegen. J.

Hierzu eine Kunſtbeilage:

№ 9. Pariſer Damenmoden. Der Stadtanzug zeigt ein Oberrockkleid von Damaſt-Reps gemacht, das mit einem Atlasſtreifen, auf dem Poſamentierſchlingen ſtehen, verziert iſt; die gezogene Seidencapote iſt mit einer Waſſerblume geſchmückt. Der Morgenanzug beſteht aus einem Peignoir von gedrucktem Caſchmir gemacht, einem weißen Taffetrock, einem Batiſtchemiſette und einer Spitzenhaube.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Mode 1847 No. 9.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

№ 7. Pränumerationspreis halbjährlich $2\frac{1}{3}$ Thaler. 1847.

Der Kampf des Lebens.

Eine Liebesgeſchichte von Ch. Dickens (Boz).

(Fortſetzung.)

Das kann ich ihm kaum ſagen, entgegnete ihre Schweſter, ihre Umarmung erwidernd; meine Verdienſte mag ſich Alfreds Phantaſie ausmalen. Er wird genug übertreiben, liebe Marion; ganz wie du.

Sie nahm jetzt wieder ihre Arbeit, die ſie aus der Hand gelegt, als ihre Schweſter mit ſo inbrunſtiger Ruhrung geſprochen, und ſummte wieder das alte Lied, das dem Doctor ſo ſehr gefiel. Der Doctor, immer noch im Lehnſtuhl ſitzend, lauſchte dem Liede, ſchlug den Takt dazu auf ſeinem Knie mit Alfred's Briefe, ſah ſeine Töchter an und ſagte ſich, daß unter den vielen Eitelkeiten der eiteln Welt dieſe wenigſtens hubſch genug wären.

Unterdeſſen begab ſich Clemency Newcome, nachdem ſie ihre Botſchaft ausgerichtet und im Zimmer gewartet hatte, bis ſie alles wußte, wieder in die Küche, wo Mr. Britain es ſich nach dem Abendeſſen bequem machte, umgeben von einer ſo zahlreichen Sammlung von funkelnden Deckeln, ſauber geſcheuerten Pfannen, polirten Schüſſeln, glänzenden Keſſeln und andern Anzeigen ihres Fleißes an den Wänden und auf den Simſen, daß er wie in der Mitte einer Spiegelhalle ſaß. Die meiſten gaben freilich kein ſehr ſchmeichelhaftes Bild von ihm zurück, auch waren ihre Darſtellungen keineswegs gleichartig; denn manche gaben ihm ein ſehr langes Geſicht, manche ein ſehr breites, manche ein ganz leidliches und andre ein ſehr häßliches, je nach ihrer Art und Weiſe zu reflektiren, ganz wie es die Menſchen machen. Aber darin ſtimmten ſie ganz überein, daß in ihrer Mitte ganz gemüthlich ein Individuum ſaß, die Pfeife im Munde, einen Krug Bier neben ſich und Clemency herablaſſend zunickend, als ſie ſich an denſelben Tiſch ſetzte.

Nun, Clemency, ſagte Britain, wie geht es dir jetzt? und was gibt's Neues?

Clemency ſagte ihm, was ſie erfahren, und er nahm es ſehr gnädig auf. Eine wohlthätige Veränderung war bei Benjamin von Kopf bis zur Zehe eingetreten. Er war viel breiter und viel röther, viel heitrer und viel luſtiger anzuſehn. Es ſah aus, als ob ſein Geſicht in einen Knoten zuſammengebunden geweſen und jetzt aufgeknüpft und ausgeglättet worden wäre.

Das wird wol ein neues Geſchäft für Snitchey und Craggs geben, bemerkte er gemächlich, Rauchwolken in die Luft blaſend. Und wir werden vielleicht wieder Zeugen ſein, Clemency!

Gott! antwortete Clemency mit der gewohnten Bewegung ihrer Lieblingsgliedmaßen. Ich wollte, ich wäre es, Britain!

Was denn?

Die auf dem Punkte ſtände, zu heirathen!

Benjamin nahm die Pfeife aus dem Munde und lachte herzlich. Ja! du biſt ganz die Rechte dazu! ſagte er. Arme Clemm!

Clemency lachte ihrerſeits eben ſo herzlich wie er und ſchien an dem Gedanken eben ſo viel Spaß zu finden. Ja, ſtimmte ſie bei, ich bin ganz die Rechte dazu, nicht wahr?

Du wirſt nie heirathen, verſteht ſich, ſagte Mr. Britain und nahm die Pfeife wieder in den Mund.

Meinſt du wirklich nicht? ſagte Clemency ganz aufrichtig.

Mr. Britain ſchüttelte den Kopf. Keine Ausſicht dazu!

Bedenke nur! ſagte Clemency. Na! ich glaube, du wirſt es nächſtens thun, Britain; nicht wahr?

Eine ſo plötzlich geſtellte Frage über eine ſo wichtige Sache verlangte Ueberlegung. Nachdem er eine große Rauchwolke von ſich geblaſen und ſie, den Kopf bald auf dieſe, bald auf jene Seite legend, betrachtet hatte, als wäre dieſe Wolke die Frage, und er beaugenſcheinigte ſie von verſchiedenen Geſichtspunkten aus, erwiderte Mr. Britain, daß er über das Ding nicht ganz klar ſei, aber — ja — ja — er könnte ſich vielleicht noch dazu entſchließen.

Wer ſie immer ſein mag, ich wünſche ihr Glück! rief Clemency.

O das wird ihr nicht fehlen, ſagte Benjamin; ſicherlich nicht!

Aber ſie würde nicht ſo glücklich leben, und würde keinen ſo ganz guten und lieben Mann haben, ſagte Clemency, indem ſie ſich halb über den Tiſch legte und nachdenklich in das Licht ſah, wenn ich nicht geweſen wäre — nicht daß ich's beabſichtigt hätte, denn es war reiner Zufall — iſt das nicht wahr, Britain?

Gewiß, erwiderte Mr. Britain jetzt in dem Vollgenuß ſeiner Pfeife, wo der Raucher den Mund nur ein ganz klein wenig zum Sprechen öffnen kann, und in gemächlichſter Ruhe in ſeinem Stuhle ſitzt und nur im Stande iſt, ſeinen Gefährten die Augen zuzuwenden, und dieſe ſehr langſam und ernſt. O! ich bin dir ſehr verbunden, Clemm, das weißt du ja!

Gott, wie hubſch der Gedanke daran iſt! ſagte Clemency.

In dieſem Augenblicke wurden ihre Gedanken und ihre Augen des Unſchlitts bewußt, und da ſie ſich plötzlich auf deſſen Heilkraft als Wundbalſam beſann, ſalbte ſie ſich den linken Ellbogen reichlich mit dem neuen Mittel.

Du weißt, ich habe manche Unterſuchung über Dieſes und Jenes angeſtellt, fuhr Mr. Britain mit dem gewichtigen Ernſte eines Weiſen fort, denn ich war immer von wißbegierigem Geiſte, und habe viele Bücher über die

Vorzüge und Mängel irdiſcher Dinge geleſen, denn ich habe mich ſelbſt in meiner Jugend mit der Literatur abgegeben.

Wirklich! rief die bewundernde Clemency.

Ja, ſagte Mr. Britain, ich ſtand zwei der beſten Jahre meines Lebens hinter einer Antiquarsbude, bereit herauszuſtürzen, wenn Jemand ein Buch in die Taſche ſteckte; und dann war ich Austräger einer Putzmacherin, in welchem Amte ich in Wachstuchpacketen nichts als Täuſchung und Trug zu den Leuten brachte — wodurch mein Gemüth verbittert und mein Vertrauen auf die menſchliche Natur zerſtört wurde; und nach dieſem hörte ich hier in dieſem Hauſe vielerlei Gerede, was mein Gemüth noch mehr verbitterte; und nach alledem iſt meine Meinung, daß als ſicherer und angenehmer Beſänftiger des Gemüths und guter Führer durchs Leben nichts über ein Muskatſieb geht.

Clemency wollte etwas dazu ſetzen, aber er kam ihr zuvor.

Im Verein, fügte er ernſt hinzu, mit einem Fingerhut.

Thue was du willſt, und ſo weiter, nicht wahr? bemerkte Clemency, indem ſie ihre Arme in der Freude über das Geſtändniß übereinanderſchlug und ſich den Ellbogen ſtreichelte. Ein ſo kerniger Spruch, nicht wahr?

Ich weiß freilich nicht, ſagte Mr. Britain, ob man es wahre Philoſophie nennen könnte. Ich hege meine Zweifel darüber: aber es hält gut aus und erſpart viel Schmälen, was die echte Waare nicht immer thut.

Bedenke nur, wie du ſelbſt manchmal ſchimpfteſt, ſagte Clemency.

Ah! ſagte Mr. Britain. Aber das Merkwürdigſte iſt, Clemency, daß du mich bekehren mußteſt. Das iſt das Seltſamſte dabei. Du! was! ich glaube, du haſt keinen halben Gedanken im Kopfe!

Ohne es im geringſten übel zu nehmen, ſchüttelte Clemency den Kopf, lachte und umarmte ſich und ſagte: nein, ſie glaube auch nicht.

Ich bin ziemlich überzeugt davon, ſagte Mr. Britain.

O! ich glaube wohl, du haſt recht, ſagte Clemency. Ich mag gar keinen. Ich brauche keinen.

Benjamin nahm die Pfeife aus dem Munde und lachte, bis ihm die Thränen über die Backen liefen. Wie einfältig du biſt, Clemency, ſetzte er, uber den Spaß immer noch lachend und ſich die Augen wiſchend, hinzu. Clemency, ohne das Geringſte einzuwenden, that daſſelbe und lachte ſo herzlich wie er.

Aber ich habe dich doch gern, ſagte Mr. Britain; du biſt ein ganz gutes Mädchen in deiner Art; ſo gib mir die Hand, Clemm. Was immer geſchieht, ich will dich immer beachten und dein Freund ſein.

Wirklich! erwiderte Clemency. Nun! das iſt gewiß recht gut von dir.

Ja, ja, ſagte Mr. Britain, und reichte ihr die Pfeife zum Ausklopfen hin; ich will dich nicht verlaſſen. Horch! das iſt ein merkwürdiges Geräuſch!

Geräuſch! wiederholte Clemency.

Fußtritte draußen. Es klang, als ob Jemand von der Mauer ſpringe.

Sind ſie oben alle zu Bett?

O, jetzt ſind ſie alle ſchlafen gegangen.

Hörteſt du nichts?

Nein!

Sie horchten beide, vernahmen aber nichts.

Ich will dir was ſagen, meinte Benjamin und nahm eine Laterne herunter; ich will der Vorſicht halber einmal draußen die Runde machen,

Digitized by Google

ehe ich zu Bett gehe. Schließ die Thüre auf, während ich die Laterne anbrenne, Clemency.

Clemency gehorchte schnell, bemerkte aber dabei, daß er ſich die Mühe umſonſt mache, daß es Einbildung ſei u. ſ. w. Mr. Britain ſagte «ſehr möglich», ging aber doch hinaus, bewaffnet mit dem Schüreiſen und mit der Laterne nach allen Seiten hin leuchtend.

Es iſt ſo ſtill wie auf dem Kirchhofe, ſagte Clemency, als ſie ihm nachſah; und auch faſt ſo ſchauerlich!

Wie ſie wieder in die Kuche zurückblickte, ſchrie ſie angſtvoll auf, als ſich ihr eine leichte Geſtalt näherte. Wer iſt da?

Still! flüſterte ihr Marion aufgeregt zu. Du haſt mich immer lieb gehabt, nicht wahr?

Lieb gehabt, Kind! Gewiß.

Ich weiß es. Und ich kann dir vertrauen, nicht? Ich habe jetzt hier faſt Niemanden, dem ich vertrauen kann.

Ja, ſagte Clemency herzlich.

Es iſt Jemand draußen, ſagte Marion und deutete nach der Thür, den ich heute Abend noch ſehen und ſprechen muß. Michael Warden, um Gottes willen, entfernen Sie ſich. Jetzt nicht!

Clemency ſchrak überraſcht und unruhig auf, als ſie dem Blick der Sprechenden folgte und eine dunkle Geſtalt im Thorwege ſtehen ſah.

Im nächſten Augenblick können Sie entdeckt ſein, ſagte Marion. Jetzt nicht! Warten Sie, wenn es möglich iſt, in einem Verſteck. Ich werde gleich kommen.

Er grüßte ſie mit der Hand und war verſchwunden.

Geh nicht zu Bett. Warte hier auf mich! ſagte Marion mit unruhiger Haſt. Ich habe ſchon vor der Stunde mit dir ſprechen wollen. O, verrathe mich nicht!

Marion ergriff mit Heftigkeit ihre Hand und drückte ſie an die Bruſt — eine Bewegung, die in ihrer Leidenſchaft beredter war, als das heißeſte Flehen in Worten. Dann entfernte ſie ſich, als das Licht der zurückkehrenden Laterne die Stube zu erhellen begann.

Alles ruhig und ſtill. Niemand da. Wol Einbildung, ſagte Mr. Britain, wie er die Thüre verſchloß und zuriegelte. Eine von den Folgen einer lebhaften Phantaſie. Heda! Nun, was gibt's?

Clemency, die ihre Aufregung nicht verbergen konnte, ſaß blaß und am ganzen Leibe zitternd auf einem Stuhle.

Was es gibt! wiederholte ſie, und rieb ſich, nach Faſſung ſuchend, die Hände und Ellbogen, während ſie überall hinſah, nur nicht ihm in's Geſicht. Das iſt hübſch von dir, Britain! Erſt jagſt du Einem einen Todtenſchreck ein mit Lärmen und Laternen und Gott weiß was ſonſt noch. Was es gibt! O, ja.

Wenn du einen Todtenſchreck von einer Laterne kriegſt, Clemency, ſagte Mr. Britain, indem er ſie ganz kaltblütig ausblies und wieder aufhängte, ſo läßt ſich das Geſpenſt bald vertreiben. Aber du haſt ja ſonſt Courage genug, ſagte er und blieb ſtehen, um ſie zu betrachten; und warſt auch ganz ruhig nach dem Lärmen und der Laterne. Was iſt dir in den Kopf gefahren? Doch nicht ein Gedanke?

Aber da ihm Clemency ziemlich wie gewöhnlich gute Nacht wünſchte und ſich zum Schlafengehen fertig zu machen ſchien, ſagte ihr auch Kleinbritain,

nachdem er noch die originelle Bemerkung von ſich gegeben, daß Niemand wiſſe, wie er mit den Weibern dran ſei, gute Nacht, nahm ſein Licht und ging ſchläfrigen Schrittes zu Bett.

Als Alles ruhig war, kehrte Marion zurück.

Mach' die Thüre auf, ſagte ſie; und bleib dicht neben mir, während ich draußen mit ihm ſpreche.

So ſchüchtern ihr Benehmen auch war, ſo verrieth es doch einen feſten und unerſchütterlichen Entſchluß, dem Clemency nicht widerſtehen konnte. Sie riegelte leiſe die Thür auf, aber ehe ſie den Schlüſſel im Schloſſe umdrehte, blickte ſie zurück auf die jugendliche Geſtalt, welche blos das Oeffnen erwartete, um hinauszugehen.

Das Geſicht war nicht abgewendet oder zu Boden geſenkt, ſondern ſah ſie voll an in der Blute der Jugend und Schönheit. Eine Ahnung von der ſchwachen Schranke, welche zwiſchen dem glücklichen Vaterhauſe und der ehrſamen Liebe des ſchönen Mädchens lag, ein Gedanke an den Kummer in dieſem Hauſe, und die Vernichtung ſeiner ſchönſten Hoffnungen, trat in Clemency's einfache Seele und traf ihr weiches Herz ſo tief, erfüllte es ſo übervoll mit Betrübniß und Mitgefühl, daß ſie, in Thränen ausbrechend, ihre Arme um Marions Hals ſchlang.

Ich weiß nur wenig, liebes Kind, rief Clemency, ſehr wenig; aber ich weiß, daß dies nicht recht iſt. Bedenken Sie, was Sie thun!

Ich habe es vielmals bedacht, ſagte Marion ſanft.

Noch einmal, flehte Clemency. Bis morgen.

Marion ſchüttelte den Kopf.

Um Mr. Alfreds willen, ſagte Clemency. Um ſeinetwillen, der Sie einſt ſo innig liebte!

Sie bedeckte ihr Geſicht mit den Händen und wiederholte: Einſt! als ob das Wort ihr Herz zerriſſen.

Laſſen Sie mich hinausgehen, bat Clemency. Ich will ihm ſagen, was Sie wollen. Gehen Sie heute Nacht nicht über die Schwelle. Ich bin überzeugt, es kann nicht gut ſein. Ach, es war ein Unglückstag, als Mr. Warden hierher gebracht wurde! Denken Sie an Ihren guten Vater, liebes Herz — an Ihre Schweſter!

Ich habe es gethan, ſagte Marion und erhob raſch das Haupt. Du weißt nicht, was ich thue. Ich muß mit ihm ſprechen. Du haſt dich durch das, was du geſagt, als meine beſte und treueſte Freundin auf der Welt erwieſen, aber ich muß dieſen Schritt thun. Willſt du mich begleiten, Clemency — ſie küßte ihr freundliches Geſicht — oder ſoll ich allein gehen?

Verwirrt und bekümmert drehte Clemency den Schlüſſel im Schloſſe um und öffnete die Thür. Marion ſchritt, die Hand der Gefährtin feſt haltend, ſchnell in die dunkle Nacht hinaus.

Dort trat er zu ihr und ſie ſprachen angelegentlich und lange mit einander; und die Hand, mit der ſie Clemency gefaßt hatte, zitterte, oder wurde kalt wie die einer Leiche, oder drückte die der Begleiterin innig im Feuer der Rede, die ſie unbewußt wiedergab. Als ſie zurückkehrten, folgte er Marion bis an die Thür; hier ergriff er die andre Hand und drückte ſie an die Lippen. Dann entfernte er ſich vorſichtig.

Die Thür wurde wieder verriegelt und verſchloſſen, und wieder ſtand ſie im Vaterhauſe. Nicht niedergebeugt von dem Geheimniſſe, das ſie mitbrachte, obgleich ſie noch ſo jung war; aber mit demſelben Ausdruck auf dem

Geſicht, für den mir ſchon früher der Name fehlte, und der durch ihre Thränen glänzte.

Sie dankte ihrer niedern Freundin wiederholt, und vertraute ihr, wie ſie ſagte, vollkommen und unbedingt. Wie ſie glücklich ihr Schlafgemach erreicht hatte, fiel ſie auf die Knie und konnte, ihr Geheimniß auf dem Herzen, beten!

Ja, und konnte aufſtehen vom Gebet ſo ruhig und glücklich, und ſich über die ſchlummernde Schweſter beugen, ſie anſehen und lächeln — wenn auch trübe. Und wie ſie ihre Stirn küßte, flüſterte ſie leiſe vor ſich hin, daß Grace ihr immer eine Mutter geweſen, und daß ſie wie ein Kind ſie liebe!

Und konnte den willenloſen Arm ſich um den Hals legen, als ſie auf den Pfühl ſank — und der Arm ſchien ſie ſelbſtbewußt ſchützend und liebend zu umſchlingen — und auf die zarten Lippen hauchen: Gott ſegne dich!

Und konnte ſelbſt ruhig entſchlummern, nur von einem Traum geſtört, in dem ſie mit ihrer unſchuldigen und rührenden Stimme ausrief, daß ſie ganz allein ſei und alle ſie vergeſſen hätten.

Ein Monat geht bald vorüber, ſelbſt wenn er langſam ſchleicht. Der Monat, der zwiſchen dieſer Nacht und der Rückkehr lag, ging ſchnell vorbei und verſchwand wie ein Nebeldunſt.

Der Tag erſchien. Ein ſtürmiſcher Wintertag, der das alte Haus manchmal erzittern machte, als fröſtle es. Ein Tag, wie er den heimiſchen Herd doppelt theuer macht, der Kaminecke neue Annehmlichkeiten verleiht, eine röthliche Gluth auf die um den Herd gereihten Geſichter wirft, und die Gruppen um jeden Kamin einen engern und geſelligern Bund gegen die wüthenden Elemente draußen ſchließen läßt. Ein rauher Wintertag, wie er am beſten auf die hinausgeſperrte Nacht, auf verhangene Fenſter, freundliche Geſichter, Muſik, Lachen, Tanz, Lichterpracht und geſellige Freude vorbereitet!

Für Alles dies hatte der Doctor geſorgt, um Alfred zu bewillkommnen. Sie wußten, daß er erſt in der Nacht ankommen konnte; und ſie wollten die Nacht mit Jauchzen wiederhallen machen, ſagte er, wenn er käme. Alle ſeine alten Freunde ſollten verſammelt ſein. Er ſollte kein Geſicht, das er gekannt und gern gehabt, vermiſſen. Nein: ſie ſollten alle da ſein!

So wurden denn Gäſte geladen, und Muſik beſtellt, und Tafeln bereitet, und der Tanzſaal eingerichtet, und mit gaſtlicher Freigebigkeit für jedes geſellige Bedürfniß weislich geſorgt. Weil es Weihnachten war, und ſeine Augen nicht mehr die engliſche Stechpalme und ihr dunkles, ausdauerndes Grün gewohnt waren, war der Tanzſaal damit ausgeſchmückt; und die rothen Beeren winkten ihm aus der dunkeln Laube ein engliſches Willkommen zu.

Es war ein geſchäftiger Tag für Alle; aber für Niemanden ſo ſehr wie für Grace, die ſtill überall wirkte und die heitre Seele aller Vorbereitungen war. Vielmal an dieſem Tage (wie vielmal während des Monats, der eben ſo ſchnell verlaufen) blickte Clemency angſtvoll forſchend Marion an. Sie war vielleicht etwas bläſſer als gewöhnlich; aber auf dem Geſicht lag eine liebliche, gefaßte Ruhe, die es anmuthiger als je machte.

Abends, als ſie angezogen war und in ihren Haaren einen Kranz trug, den Grace ſelbſt hineingeflochten — es waren Alfreds Lieblingsblumen, und deshalb hatte Grace ſie gewählt — ruhte jener alte Ausdruck, gedankenvoll, faſt bekümmert, und doch ſo durchgeiſtigt, edel und ſelig, wieder auf ihrer Stirn und machte ſie hundertmal holder.

Digitized by Google

Der nächſte Kranz, den ich dir in das Haar flechte, iſt der Brautkranz, ſagte Grace; oder ich bin eine ſchlechte Prophetin.

Ihre Schweſter lächelte und hielt ſie in ihren Armen feſt.

Noch einen Augenblick, Grace. Verlaß mich noch nicht. Weißt du ſicher, daß mir nichts mehr fehlt?

Das kümmerte ſie wol eigentlich nicht. Sie dachte an ihrer Schweſter Geſicht, und ihr Auge heftete ſich mit zärtlicher Innigkeit darauf.

Meine Kunſt kann nicht weiter gehen, theures Kind, ſagte Grace; und auch nicht deine Schönheit. Ich habe dich nie ſo ſchön geſehen, als jetzt.

Ich fühlte mich nie ſo glücklich, erwiderte ſie.

Ja, aber größeres Glück wartet dein noch. An einem andern ſolchen Herde, eben ſo freundlich und traulich wie dieſer hier, ſagte Grace, wird bald Alfred und ſeine junge Gattin weilen.

Sie lächelte wieder. Du denkſt dir eine glückliche Häuslichkeit, Grace. Ich ſehe es an deinen Augen. Ich weiß es, ſie wird glücklich ſein, Liebe. Wie froh bin ich, das zu wiſſen!

Na, ſagte der Doctor, eilfertig eintretend. Sind wir alle bereit, Alfred zu empfangen? Er kann erſt ziemlich ſpät kommen — etwa eine Stunde vor Mitternacht — ſo haben wir Zeit genug, um vor ſeiner Ankunft luſtig zu werden. Er ſoll nicht kommen, ehe das Eis gebrochen iſt. Schüre das Feuer an, Britain! Laß es auf die Stechpalme leuchten, bis ſie glüht. 's iſt eine Welt des Unſinns, mein Mäuschen; treue Liebhaber und alles andre — lauter Unſinn; aber wir wollen mit den andern Menſchen unſinnig ſein, und unſerm treuen Liebhaber einen tollen Willkommen geben. Auf mein Wort! ſagte der Doctor und ſah ſeine Töchter mit ſtolzer Freude an, ich glaube heute Abend faſt außer anderm Unſinn, daß ich Vater zweier hübſchen Töchter bin.

Und Alles, was die eine je gethan hat und noch thun kann, um dich zu kränken, lieber Vater, ſagte Marion, das vergib ihr jetzt, wo ihr Herz voll iſt. Sage, daß du ihr vergibſt. Daß du ihr vergeben willſt. Daß ſie immer deiner Liebe theilhaftig ſein ſoll, und — ſie verſtummte und barg ihr Geſicht an des alten Mannes Bruſt.

Kind, Kind, ſagte der Doctor ſanft. Vergeben! Was habe ich zu vergeben? Wahrhaftig, wenn unſre treuen Liebhaber zurückkehren, um uns ſolche Geſchichten zu machen, da müſſen wir ſie uns vom Leibe halten; wir müſſen ihnen Couriere entgegenſchicken und ſie nur eine Stunde des Tages reiſen laſſen, bis wir gehörig vorbereitet ſind, ſie zu empfangen. Küſſe mich, mein Mäuschen. Vergeben! Was für ein thörichtes Kind du biſt. Wenn du mich funfzigmal des Tages geärgert hätteſt, anſtatt gar nicht, ſo würde ich dir Alles vergeben, außer einer ſolchen Bitte. Küſſe mich, mein Mäuschen. Da! Für Vergangenheit und Zukunft — reine Rechnung zwiſchen uns. Schürt das Feuer an! Sollen die Leute in der kalten Decembernacht erfrieren? Laßt es hell und warm und fröhlich ſein, oder ich verzeihe dem und Jenem gewiß nicht!

So aufgeräumt und luſtig war der Doctor! Und das Feuer wurde angeſchürt, und die Lichter glänzten hell, und Gäſte kamen, und ein fröhliches Gewimmel begann, und ſchon herrſchte ein lieblicher Ton heitrer Aufregung im ganzen Hauſe.

Mehr und mehr Gäſte erſchienen. Helle Augen grüßten Marion; lächelnde Lippen wünſchten ihr Glück; kluge Mütter ſpielten mit dem Fächer und hoff-

ten, ſie möge nicht zu jung und flatterhaft für das häusliche Leben ſein; feurige Väter fielen in Ungnade, weil ſie ihre Schönheit zu ſehr bewundert; Töchter beneideten ſie; Sohne beneideten ihn; zahlloſe Liebespaare machten ſich die Gelegenheit zu Nutze; alle waren voll Theilnahme, Aufregung und Erwartung.

Mr. Craggs und Mrs. Craggs kamen Arm in Arm, aber Mrs. Snitchey kam allein. Mein Gott, wo haben Sie Ihren Mann? frug der Doctor.

Der Paradiesvogel auf Mrs. Snitchey's Turban zitterte, als ob er wieder lebendig geworden wäre, als ſie ſagte, daß es jedenfalls Mr. Craggs wiſſe. Ihr ſagten ſie es nie.

Die garſtige Expedition, ſagte Mrs. Craggs.

Ich wollte, ſie brennte bis auf den Grund ab, ſeufzte Mrs. Snitchey.

Er iſt — er iſt — eine kleine Geſchäftsſache hält meinen Compagnon etwas auf, ſagte Mr. Craggs und ſah ſich unruhig um.

O, o! Geſchäftsſache! Machen Sie mir das nicht weis! ſagte Mrs. Snitchey.

Wir wiſſen, was es heißt, Geſchäftsſache, ſagte Mrs. Craggs.

Aber daß ſie es nicht wußten, war vielleicht der Grund, warum Mrs. Snitchey's Paradiesvogel ſo unheilverkündend zitterte, und alle einzelne Theile von Mrs. Craggs Ohrringen wie kleine Glocken läuteten.

Es wundert mich, daß du kommen konnteſt, Craggs, ſagte ſeine Frau.

Mrs. Craggs ſchätzt ſich glücklich, gewiß, ſagte Mrs. Snitchey.

Die Expedition nimmt ſie ſo in Anſpruch, ſagte Mrs. Craggs.

Eine Perſon, die ein Geſchäft hat, darf eigentlich gar nicht heirathen, ſagte Mrs. Snitchey.

Dann ſprach Mrs. Snitchey für ſich, daß der Blick, mit dem ſie dies geſagt, Craggs ins tiefſte Herz getroffen habe und daß er das fühle, und Mrs. Craggs bemerkte gegen ihren Gatten, daß der Snitchey ihn hinter dem Rücken betrüge, und daß er das einſehen werde, wenn es zu ſpät ſei.

Aber Mr. Craggs, ohne dieſe Bemerkungen ſehr zu beachten, ſah ſich immer noch unruhig um, bis ſein Auge auf Grace traf, die er alsbald begrüßte.

Guten Abend, Madam, ſagte Craggs. Sie ſind reizend. Ihre — Miß — Ihre Schweſter, Miß Marion iſt —

O, ſie iſt ganz wohl, Mr. Craggs.

Ja — ich — iſt ſie hier? frug Craggs.

Hier! Sehen Sie ſie dort nicht? Sie tritt eben zum Tanz an, ſagte Grace.

Mr. Craggs ſetzte die Brille auf, um beſſer zu ſehen, betrachtete Marion eine Zeit lang, huſtete und ſteckte die Brille mit zufriedner Miene wieder ins Futteral und in die Taſche.

Jetzt ertönte die Muſik und der Tanz begann. Das helle Feuer praſſelte luſtig und hüpfte, als ob es aus lauter Freude ſelbſt mit tanzen wollte. Zuweilen lachte es, als wollte es auch Muſik machen. Manchmal glänzte und glühte es, als wäre es das Auge des alten Zimmers, und manchmal winkte das Auge ſchlau, wie ein luſtiger Greis, wenn er die Jüngeren in den Ecken flüſtern ſieht. Manchmal neckte es die Stechpalmzweige; und wenn ſein flackernder Schein auf die dunkeln Blätter fiel, ſahen ſie aus, als wären ſie wieder in der kalten Winternacht draußen und zitterten im Winde. Manchmal wurde es in ſeiner Heiterkeit ganz ungeſtüm und überſchritt alle Grenzen, und dann ſtreute es neckend einen unſchädlichen Funkenregen unter die Tanzenden.

Digitized by Google

Ein zweiter Tanz war faſt vorbei, als Mr. Snitchey ſeinen Compagnon, der zuſah, an dem Arme faßte.

Mr. Craggs fuhr zuſammen, als wäre ſein Freund ein Geſpenſt.

Iſt er fort? frug er.

Still! ſagte Snitchey. Er iſt länger als drei Stunden bei mir geweſen. Er ging alles durch und nahm es ſehr genau. Er — Ahem!

Der Tanz war aus. Marion ging dicht vor ihm vorbei, als er ſprach. Sie bemerkte weder ihn noch ſeinen Compagnon, ſondern ſah ſich nach ihrer Schweſter im Hintergrunde des Saales um, als ſie langſam durch das Gedränge ſchritt und ihren Augen entſchwand.

Sehen Sie? Alles gut und richtig, ſagte Mr. Craggs. Er ſprach nicht wieder davon, vermuthe ich?

Kein Wort.

Und iſt er wirklich fort? Und ungefährdet?

Er hält ſein Wort. Er fährt in ſeiner Nußſchale mit der Ebbe den Strom hinab und ſegelt vor dem Winde in dieſer dunkeln Nacht zum Meer. Ein Wagehals iſt er einmal. Es gibt ſonſt nirgends eine ſo einſame Rhede. Das iſt eins. Die Ebbe tritt um dieſe Zeit eine Stunde vor Mitternacht ein, ſagte er. Ich bin froh, daß es vorbei iſt. Mr. Snitchey wiſchte ſich den Schweiß vom Geſicht, das ganz roth und aufgeregt ausſah.

Was meinen Sie, ſagte Craggs, zu der —

Still warnte ſein vorſichtiger Compagnon, und ſah grade vor ſich hin. Ich verſtehe Sie. Nennen Sie keine Namen, und laſſen Sie ſich nicht merken, daß wir von Geheimniſſen ſprechen. Ich weiß nicht, was ich denken ſoll; und um Ihnen die Wahrheit zu geſtehen, es iſt mir jetzt auch einerlei. Es iſt eine wahre Erleichterung. Ich glaube, ſeine Eigenliebe täuſchte ihn. Vielleicht coquettirte auch das Mädchen ein wenig. Es ſieht faſt danach aus. Iſt Alfred da?

Noch nicht, ſagte Mr. Craggs, er wird jede Minute erwartet.

Gut. Mr. Snitchey wiſchte ſich wieder die Stirn ab. Es iſt eine große Erleichterung. Ich bin noch nie ſo unruhig geweſen, ſeitdem wir beiſammen ſind. Ich denke jetzt den Abend zu genießen, Mr. Craggs.

Mrs. Craggs und Mrs. Snitchey traten zu ihnen, als er dieſe Abſicht zu erkennen gab. Der Paradiesvogel war in großer Aufregung; und die Glöckchen läuteten hörbar.

Es iſt allgemein darüber geſprochen worden, Mr. Snitchey, ſagte Mrs. Snitchey. Ich hoffe, das Geſchäft iſt zufriedengeſtellt.

Womit zufriedengeſtellt, meine Liebe? frug Mr. Snitchey.

Daß ein wehrloſes Weib dem Spott und dem Gerede der Welt ausgeſetzt worden iſt, gab ſeine Frau zur Antwort. Das iſt ganz in der Natur des Geſchäfts, das iſt klar.

Ich bin ſchon ſo lange gewohnt, ſagte Mrs. Craggs, das Geſchäft mit allem, was das häusliche Glück vernichtet, verwandt zu ſehen, daß ich ſchon befriedigt bin, es als den erklärten Feind meiner Ruhe zu erkennen. Das iſt doch wenigſtens ehrlich und aufrichtig.

Liebe Frau, ſagte Mr. Craggs, deine gute Meinung iſt unſchätzbar, aber ich habe nie geſagt, daß das Geſchäft der Feind deiner Ruhe ſei.

Nein, erwiderte Mrs. Craggs und ſchüttelte ihre Glöckchen. Nein, du gewiß nicht. Du machteſt dich des Geſchäfts nicht würdig, wenn du dieſe Aufrichtigkeit hätteſt.

Digitized by Google

Was mein Ausbleiben heute Abend betrifft, meine Liebe, ſagte Mr. Snitchey und gab ſeiner Frau den Arm, ſo war das Unglück rein auf meiner Seite; aber, wie Mr. Craggs weiß —

Mrs. Snitchey ließ das Compliment nicht zu Ende kommen. Nein, ſie zog ihren Gatten abſeits und forderte ihn auf, dieſen Mann anzuſehen. Ihr den Gefallen zu thun, ihn anzuſehen.

Wen, liebe Frau? frug Mr. Snitchey.

Den Gefährten deines Lebens; das bin ich dir freilich nicht, Mr. Snitchey, ſeufzte Mrs. Snitchey.

O, ich bitte dich, liebe Frau, tröſtete ihr Gatte.

Nein, nein, ſagte Mrs. Snitchey, mit majeſtätiſchem Lächeln. Ich kenne meine Stellung. Sieh ihn an, den Gefährten deines Lebens, dein Vorbild, den Bewahrer deiner Geheimniſſe; den Mann, dem du trauſt; dein andres Selbſt.

Dem Blicke ſeiner Frau folgend, ſah Snitchey nach ſeinem Compagnon hin.

Wenn du dieſen Abend dem Manne in die Augen ſehen kannſt, fuhr Mrs. Snitchey fort, und nicht weißt, daß du hintergangen und betrogen biſt; daß du ein Opfer ſeiner Ränke, ein Sklave ſeines Willens geworden biſt, durch einen unerklärlichen Zauber, vor dem ich dich vergeblich gewarnt habe, ſo kann ich nur ſagen: ich bedaure dich!

In demſelben Augenblicke ließ Mrs. Craggs eine Philippika gegen ihn los. Wie es nur möglich ſei, fragte ſie ihren Gatten, daß er ſeinem Snitchey ſo blind vertrauen könnte. Ob er behaupten wolle, er habe Snitchey nicht eintreten und auf ſeinem Geſicht nicht Hinterliſt, Tücke und Verrätherei lauern ſehen! Ob er leugnen wolle, daß ſchon die Art, mit der er ſich die Stirn trockne und unruhig um ſich blicke, verrathe, daß etwas ſchwer auf ſeines Snitchey Gewiſſen laſte, wenn Snitchey überhaupt ein Gewiſſen habe. Ob etwa andre Leute auch, wie ſein Snitchey, zu feſtlichen Abenden wie Hauseinbrecher kämen? — was übrigens ſchwerlich ein treffendes Bild war, denn er war ſehr geräuſchlos zur Thür eingetreten. Und ob er wirklich am hellen lichten Tage (es war faſt Mitternacht) dabei bleiben wolle, ſeinen Snitchey gegen allen Augenſchein, Verſtand und Welterfahrung zu vertheidigen und zu unterſtützen?

Weder Snitchey noch Craggs fanden für gut, ſich dem Strome dieſes Zornes offen entgegenzuſtemmen, ſondern beide begnügten ſich, ruhig mit ihm dahin zu ſchwimmen, bis ſeine Kraft nachgelaſſen, was in demſelben Augenblick geſchah, als man zu einem neuen Tanz antrat. Dieſe Gelegenheit benutzte Mr. Snitchey, um Mrs. Craggs um ihre Hand zu bitten, während Mr. Craggs ſo galant war, Mrs. Snitchey aufzufordern. Die Damen willigten auch nach einigen leichten Ausflüchten, wie «warum engagiren Sie nicht eine andre?» oder, «ich weiß, Sie ſehen es gern, wenn ich es ausſchlage», oder «mich wundert's, daß Sie außer der Expedition tanzen können» (das ſchon ſcherzend), huldreich ein und traten an.

Es war dieſe gegenſeitige Höflichkeit bei den beiden Familien eine alte Sitte; denn ſie waren alle ſehr befreundet miteinander und lebten auf einem Fuß angenehmer Vertraulichkeit. Vielleicht war der falſche Craggs oder der böſe Snitchey bei den Weibern nur eine Rechtsfiction, wie Cajus und Sempronius in den Acten der beiden Gatten; oder die beiden Frauen hatten dieſe beiden Actien im Geſchäft ſelbſt gemacht und genommen, um nur nicht ganz ausgeſchloſſen zu ſein. Soviel iſt jedenfalls gewiß, daß jede der beiden Frauen

Digitized by Google

ihr Fach eben ſo eifrig und fleißig betrieb, als ihr Mann das ſeine, und daß jede ein glückliches Gedeihen der Firma ohne ihre lobenswerthen Anſtrengungen für beinahe unmöglich gehalten hätte.

Aber jetzt ſchwebte der Paradiesvogel die Mitte hinab; und die Glöckchen fingen an zu ſpringen und zu klingen; und des Doctors rothes Geſicht drehte ſich um und um, wie ein glänzendgefirnißter Kreiſel mit einem Menſchengeſicht; und der athemloſe Mr. Craggs fing ſchon an zu bezweifeln, ob das Tanzen, wie das übrige Leben, dem Menſchen zu leicht gemacht würde; und Mr. Snitchey tanzte mit muntern Sprüngen für ſich, Craggs und ein halb Dutzend andre.

Und auch das Feuer faßte friſchen Muth und loderte helle auf, angefacht von dem Zug, den der Tanz veranlaßte. Es war der Genius des Zimmers und überall gegenwärtig. Es glänzte in den Augen der Menſchen, ſchimmerte in den Juwelen am weißen Buſen der Mädchen, ſpielte um ihre Ohren, als ob es ihnen neckiſch zuflüſtere, erhellte den Fußboden und legte ihren Füßen einen roſigen Teppich, glänzte an der Decke, daß ſeine Glut ſich auf ihren Geſichtern abſpiegelte und zündete eine große Illumination in Mrs. Craggs kleinen Glockenthum an.

Und jetzt wurde die Luft, die es anfachte, friſcher, und die Muſik wurde muntrer und der Tanz bewegte ſich in lebhafterem Takt; und ein Wehen erhob ſich, das die Blätter und Beeren an den Wänden ſchaukeln machte, wie früher im Freien; und rauſchte durch das Zimmer, als ob eine unſichtbare Schaar Elfen den irdiſchen Tänzern auf dem Fuße folgten. Jetzt konnte kein Zug von des Doctors Geſicht mehr erkannt werden, wie er ſich rund um und wiederum drehte; jetzt ſchienen ein Dutzend Paradiesvögel durchs Zimmer zu fliegen, und tauſend kleine Glöckchen zu klingen; und jetzt wurde eine Flotte wehender Kleider im Sturm von dannen getrieben, als die Muſik verſtummte, und der Tanz aufhörte.

Die Erhitzung und Erſchöpfung machten den Doctor nur ungeduldiger auf Alfreds Kommen.

Haſt du etwas geſehen, Britain? etwas gehört?

Es iſt zu finſter, um weit zu ſehen, Sir. Und zu viel Lärm im Hauſe, um etwas zu hören, antwortete der Diener.

Das iſt wahr! Um ſo fröhlicher der Willkommen. Wie ſpät iſt's?

Grade zwölf, Sir. Er kann nicht lange mehr ausbleiben, Sir.

So ſchür das Feuer an und wirf noch einen Klotz darauf, ſagte der Doctor. Sein Willkommen ſoll ihm durch die Nacht entgegenleuchten, wie er näher und näher kommt!

Er ſah es — Ja! Aus ſeinem Wagen erblickte er den Schein, als er um die Ecke bei der alten Kirche bog. Er kannte das Zimmer, aus dem er leuchtete. Er ſah die kahlen Zweige der altbekannten Bäume zwiſchen dem Licht und ſich. Er wußte, daß einer dieſer Bäume in der Sommerzeit lieblich vor Marion's Fenſter rauſchte.

Thränen ſtanden ihm im Auge. Sein Herz klopfte ſo heftig, daß er kaum ſein Glück ertragen konnte. Wie oft hatte er dieſer Zeit gedacht, ſie ſich vorgemalt unter allen Verhältniſſen — gebangt daß ſie nicht kommen möchte — und danach verlangt und geſchmachtet in weiter — weiter Ferne!

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton

Die Franzoſen, ſonſt immer ſo geiſtreich, fein und artig, haben unſern Wolfgang Göthe in einem Stücke auf das Theater gebracht, welches gar nicht fein und geiſtreich iſt. Es heißt «Meiſter Hans» und rührt von den Herren Scribe und Dupin her. Sowol Göthe als der damalige weimariſche Hof hätten einen billigen Anſpruch darauf, etwas beſſer von den franzöſiſchen Schriftſtellern gekannt zu ſein, als daß ſie ſich Schilderungen ſo roher und verkehrter Art gefallen laſſen müßten, wie ſie in «Meiſter Hans» gegeben werden. Göthe tritt darin in einer wunderlichen Stellung zum Hofe, etwa wie ein heutiger Dramaturg auf, in welcher Eigenſchaft er ſo eben nach Weimar berufen worden iſt, ſeine Stücke in Scene zu ſetzen. Als Geliebte wird ihm «ſein Gretchen» beigeſellt, und zum Großvater ein Schneider, der Meiſter Hans verliehen, von welchem das Stück den Namen hat. Gretchen geräth vor Göthe in den Verdacht eines unlautern Verhältniſſes zum «Prinzen». Daraus entwickelt ſich eine lebhafte Scene auf der Scene, indem der Dichter grade im Begriffe iſt, ſein Stück einzuſtudiren, worin neben dem Prinzen auch Gretchen eine Rolle zu ſpielen hat. Der Auftritt wird ſo ſtürmiſch, daß die Verwickelung nur durch das Hervortreten des großväterlichen Schneiders aus der Kouliſſe entſchieden werden kann, wo dieſer zufällig einen verrätheriſchen Anſchlag belauſcht hat, deſſen Entdeckung plötzlich die ganze Politik des Hofes verändert, wie ſie zugleich dem traurigen Luſtſpiele einen unerquicklichen Ausgang verſchafft.

Eine erfreulichere Erſcheinung iſt Scribe's Buch zu der neuen komiſchen Oper Boiſſelets: «Rührt die Königin nicht an!» deren erſte Aufführung in Paris von dem beſten Erfolge geweſen iſt. Die Fabel beruht auf dem Geſetze der ſpaniſchen Hofetikette, die den Mann mit Todesſtrafe bedrohte, der den Körper der Königin anrührte, und wenn es der Errettung aus einer Lebensgefahr gegolten hätte. Die Muſik des in Deutſchland noch gänzlich unbekannten Boiſſelet ſoll ſich durch leichte Erfindung und anmuthige Melodien auszeichnen. Unſre Ungeduld, den neuen Tonſetzer und das neue Werk kennen zu lernen, wird Dank den Herren Börnſtein & Comp. nicht lange auf die Probe geſtellt werden.

Von zwei deutſchen Theaterdirecktionen leſen wir inzwiſchen, daß ſie in Anklageſtand verſetzt wurden: Die des Herrn Breuer in Köln von dem Publicum und der Schauſpielunternehmer Herr Wollrabe in Eckernförde von den däniſchen Behörden. Die Darſtellung von «Robert der Teufel» hatte den kölniſchen Theaterbeſuchern ſo auffallende Schwächen in der Beſetzung gezeigt, daß ſie der Direktion ihr äußerſtes Mißfallen und das Verlangen nach einer dringend nothwendig erſcheinenden Ergänzung des Opernperſonals erkennen zu geben wünſchten. Allein der Direktor, der deshalb nach der Vorſtellung gerufen ward, ließ ſich als im Hauſe nicht anweſend abmelden, und ſo mußte das Strafgericht verſchoben werden. Bei der nächſten Wiederholung von «Robert der Teufel» brach es jedoch unmittelbar nach der Ouverture los. Herr Breuer ließ ſich diesmal nicht verleugnen, und es begann darauf eine förmliche Verhandlung zwiſchen ihm und der Verſammlung, im Verlaufe welcher er unter Andern für einen mehr genügenden Tenor zu ſorgen verſprach. Da nun bekanntlich in Deutſchland die guten Tenorſtimmen zu den gangbarſten Artikeln gehören, ſo wird es Herrn Breuer gar nicht ſchwer werden, ſeiner Zuſage nachzukommen und das Kölner Publicum zufrieden zu ſtellen.

Der Direktor, Herr Wollrabe, hingegen hat einen ſtrengern Richter gefunden, und mit der Anklage iſt zugleich die unwiderrufliche Verurtheilung erfolgt. Einem der Vorkämpfer der deutſchen Sache in den Herzogthümern, dem Herrn Beſeler, war in Eckernförde ein Feſtmahl veranſtaltet worden. Die Theaterdirektion lud die Theilnehmer deſſelben, Herrn Beſeler voran, zum Beſuch der Vorſtellung des «Wilhelm Tell» auf dazu vorbehaltenen Sitzen ein. Er hatte die Freude, ſeine Einladung angenommen und unter den Gäſten des Feſtmahls ſelbſt einen Herzog von Auguſtenburg mit im Saale erſcheinen zu ſehen. Die Verſammlung empfing die Herren mit Beifall und verlangte nach dem Fallen des Vorhangs die Orcheſterbegleitung zu dem Liede «Schleswig-Holſtein meerumſchlungen». Darauf haben die däniſchen Behöeden Herrn Wollrabe die Erlaubniß zu ſeiner Theaterunternehmung in den Herzogthümern entzogen.

Seit Niklas Beckers Rheinliede hat übrigens kein poetiſches Erzeugniß kleinerer Form ſo raſch allgemeinen Ruf und Verbreitung erlangt, als der Geſang: «Schleswig-Holſtein meerumſchlungen.» Solch' ein lyriſcher Erfolg iſt aber auch nur in Deutſchland mög-

Digitized by Google

lich. Wir ſind einmal von der naiven Weiſe eines lyriſchen Nationalgefühls und einer muſikaliſchen Politik. Wo andre Völker drein ſchlagen, ſingen wir drein. Das iſt viel gemüthlicher und harmloſer. Die Engländer haben es zu keinem Chinaliede, aber zu einigen Schiffsladungen Chinaſilbers und zu mehrern chineſiſchen Häfen gebracht. Die Franzoſen ſind ebenfalls langſam zum Singen, aber raſch zum Heirathen gegen Spanien hin geweſen. Am Ende bedarf's auch wider die Dänen hin von unſrer Seite einſt noch andrer als muſikaliſcher Inſtrumente und mehr als wohlgeſtimmter Kehlen. Das Lied indeſſen, was wir den Danebrogmännern jetzt zuſchallen laſſen, ward von dem unter dem Namen Otto v. Deppen (Juſtizrath Straß) bekannten Berliner Dichter urſprünglich für ein norddeutſches Geſangsfeſt geſchrieben, dann in Würzburg und nach Bellmannſcher Compoſition mit begeiſterndem Eindrucke vorgetragen, und wenn einige Zeit lang ein Advokat, Herr Chemnitz, als Verfaſſer von «Schleswig Holſtein» galt, ſo war's weil der Letztere einige Veränderungen mit dem Liede zu deſſen jetziger Geſtalt vorgenommen hatte.

Haben wir uns auf dieſem Wege dem Gebiete der Literatur genähert, ſo würde ich die Gelegenheit gern zur Empfehlung der neueſten belletriſtiſchen Werke benutzen, die ſich für die Lectüre des Winters darbieten. Allein es iſt ſeltſam — unſre Literaturgeſchichte, die niemals mehr Schriftſteller aufzuzählen gehabt hat, als gegenwärtig, hatte niemals weniger Werke aufzuweiſen. Unter den jetzigen Schriftſtellern ſind allerdings Viele und das dürften nicht immer die am wenigſten Horbaren ſein, von denen das Wort gilt: «Sie ſäen nicht, ſie ernten nicht und unſer himmliſcher Vater ernährt ſie doch!» Eine Recenſion von kleinem Umfange und großer Anmaßung erſchöpft ihre Kraft auf lange Tage hin. Das eigne größere Schaffen und Dichten, ſagen ſie mit einer Miene des heiligſten Ernſtes voll, ſolle nicht außen bleiben. Sie erwarten nur ſeit Jahren ſchon vergebens die rechte Weihe dazu. Wer möchte ſie zu einem leichtfertigen Wirken überreden und wenn die Weihe noch auf Jahre hin auf ſich warten ließe! Indeſſen ſind ſie deſto raſcher zum Urtheilen und Verurtheilen, die bisſigſten Kritiker und ſchonungsloſeſten Vernichter jeder neuen poetiſchen Erſcheinung. Was ſie ſelbſt der Welt vorenthalten, ſollte ein Andrer das Recht ihr zu geben haben?

Selbſt die Schriftſteller, die ſich durch frühere Arbeiten bereits in ſchöpferiſcher Hervorbringung bewährt haben, fangen an immer ſparſamer mit ihren Gaben zu werden, wenn nicht ganz zu feiern. Was kürzlich in der Erzählung geliefert worden iſt, außer den Jahresgaben der Taſchenbücher, die in dem Jahre, für das ſie erſchienen ſind, ſchon nicht mehr für Neuigkeiten gelten können, und außer dem Alexisſchen Romane: «Hans Jürgen und Hans Jochem», iſt traurig wenig. Einige Frauennovellen, worunter «Sybille» von der Gräfin Hahn-Hahn und einige Sammlungen älterer Erzeugniſſe.

Die Lyrik iſt noch am zahlreichſten vertreten, und wir können es den Oeſterreichern immerhin Dank wiſſen, daß ſie uns in Alfred Meißner mit einem Dichter beſchenkt haben, der nicht bei der beſchränkten Form der Lyrik ſtehen bleibt, ſondern in ſeinem «Ziska» den gelungenen Verſuch übernimmt, ſie bis zum Epos zu führen und zu erweitern. Aber auch die Lyrik iſt nicht ohne Verſtimmung. Von Moritz Hartmann leſen wir in den literariſchen und kritiſchen Blättern der Börſenhalle ein polemiſches Gedicht — wider Franz Dingelſtedt. Es iſt überſchrieben: «An den Stuttgarter Feſtkalenderer» und enthält neben manchem herben Verſe auch folgenden komiſchen:

«Zu preiſen Brüſſler Spitzengüte
Und anzubeten ſchönen Fetiſch;
O herrlich, groß und Dingelſtedtiſch,
O Duft der Dichterſeelenblüte!»

Dagegen treffen wir auf einem andern, in unſrer verbitterten Zeit, nur zu ſelten angebauten Felde auf eine ſchön gereifte Frucht.

Dem humoriſtiſchen Schriftſteller Miſes verdanken wir ein kleines von Witz und Ironie überſprudelndes Buch «Vier Paradora» und darin die Enthüllung mehrer wichtiger Geheimniſſe, von denen ich das für Viele unſtreitig intereſſanteſte gleich im Vordergrunde erwähne. Er unterrichtet nämlich über ein ſehr einfaches Verfahren, mit Sicherheit das große Loos zu gewinnen. Dies geſchieht in dem dritten Aufſatze des Büchelchens, welcher die Aufſchrift führt: «Es gibt Hexerei.»

Die Abhandlung, welche dieſem tiefſinnigen Gegenſtande gewidmet iſt, zerfällt in zwei Abſchnitte. Der Verfaſſer beweiſt uns nämlich erſtens: «Daß die Hexen füglich ſehr wohl auf Beſen durch die Eſſe nach dem Blocksberge reiten konnten und auch noch können»; zweitens: «Daß es mit der Hexerei überhaupt keine Hexerei, ſondern die natürlichſte Sache von der Welt iſt.» Schien uns daher der erſte Satz in die myſtiſche Dunkelheit des Mittelalters zurückzuführen, ſo ſtellt uns der zweite wieder auf den feſten wiſſenſchaftlichen Boden der Gegenwart. Was den Beweis für das Beſenreiten anlangt, ſo iſt er Herrn Miſes allerdings nicht leicht geworden. Zuvörderſt haben die Prinzipien der neuern Philoſophie einerſeits und die Luft

Digitized by Google

ballons andrerſeits dem Credite der Beſen geſchadet. «Denn da man geſehen hat, daß man mit großen, hohlen, leeren Blaſen in kurzer Zeit die größten Höhen erreichen kann, ſo hat man dem ſolideren Beſen dies Vermögen nicht mehr zugetraut, ohne zu bedenken, daß es verſchiedene Mittel in der Natur gibt, eine Sache in die Höhe zu treiben, wovon die Leere und Leichtigkeit nur eins ſind.» — Eine zweite Schwierigkeit lag ferner darin, «daß man es früher für ganz natürlich hielt, wenn die Hausfrauen das Werkzeug der Reinlichkeit und Ordnung als Steckenpferd ſelbſt ritten, ſo daß der Hexenritt nur als die verkehrte Richtung einer ſich ganz von ſelbſt verſtehenden Sache erſchien, während man ſich jetzt der ganzen Sache ſchämt und ſie dem Dienſtboten zuſchiebt. «Um den Beſen nicht mehr brauchen zu müſſen, behauptet man, er ſei überhaupt nicht mehr zu brauchen.» — Drittens iſt die Ehrfurcht vor dem Beſen abhanden gekommen, die ſich dem erwachſenden Menſchen ſonſt von Jugend an einpflanzte. «Sonſt wurde nämlich,» erzählt Miſes «ein Zweig von jedem Beſen hinter den Spiegel geſteckt, um, während das Uebrige an der Kultur der Stube arbeitete, an der moraliſchen Kultur des Menſchens zu arbeiten.» Nachdem der Verfaſſer von dieſer Umſchreibung der Ruthe ſehr folgerichtig die Ausdrücke: Beſſern und bekehren abgeleitet hat, beklagt er ſchmerzlich, daß man die jetzige Kultur des Menſchen mehr vor als hinter dem Spiegel ſuche, die Kinder auf den Spiegel des Gewiſſens verweiſe, und ſie mit der Baumwolle der Liebe abreibe, wo ſie dann allerdings auch gut würden, «wenn ſie nämlich ſo gut ſein wollten.»

Dennoch iſt Hoffnung vorhanden, den Beſen einigermaßen zu ſeinem frühern Anſehen zurückzuführen, wenn nämlich das Miſesſche Büchelchen Recht hat, daß er unter gewiſſen Umſtänden zum Lebensretter werden kann. Das Thatſächliche davon iſt folgenden Zeilen gegeben:

«Im Jahre 1830 machte der Schornſteinfeger Green zu London, ein Verwandter des bekannten Luftſchiffers, die Entdeckung, daß man ſich bei einer Feuersbrunſt durch Herabreiten auf einem Beſen an der freien Wand eines Hauſes auf die nachher anzuzeigende Weiſe retten könne. Er nahm ein Patent auf dieſe Erfindung, wonach jeder, der zur Rettung ſeines Lebens davon Gebrauch machte, zur Zahlung einer gewiſſen Summe an ihn verpflichtet war, ſo viel ich mich erinnere, 10 Pfund, welche jedoch für Arme ermäßigt ward. Die erſte Nachricht von dieſer Entdeckung ward in den Times gegeben und ſpäter in dem Repertory of arts der Gegenſtand durch Abbildungen erläutert. Die Sache machte Anfangs einiges Aufſehen, indeß widerſprachen Phyſiker ſogleich heftig, und die Julirevolution lenkte die Aufmerkſamkeit bald ab. Die Hauptſache aber, welche der Aufnahme der neuen Erfindung im Wege ſtand, war unſtreitig der Umſtand, daß Green bei einem öffentlichen Verſuche, den er zur Bewährung ſeiner Erfindung anſtellte, wirklich den Hals brach. Dies lag nun zwar jedenfalls an einer Zufälligkeit; aber ſeiner Erfindung war doch hiermit in den Augen der Menge zugleich der Hals gebrochen.»

Ein deutſcher Philoſoph hat das Verdienſt, den Greenſchen Beſenritt von Neuem in Uebung gebracht zu haben. Er behauptete in Paris aus philoſophiſchen Gründen die Möglichkeit der Sache gegen Herrn Arago, der ſie vom Standpunkte des Phyſikers beſtritt. Allein der Philoſoph beharrte ſo natürlichen Einwendungen gegenüber nur deſto lebhafter auf ſeiner Ueberzeugung, ſo daß er ſich endlich ſogar zu dem Verſprechen hinreißen ließ, Herrn Arago durch den Augenſchein von der Möglichkeit und Zweckmäßigkeit des Beſenritts zu überführen. Ueberraſchender Weiſe löſte er ſein Wort nach einer zu Verſuchen im Kleinen und Vorbereitungen verſchiedener Art verwendeten Friſt, indem er vor den dazu geladenen Mitgliedern der Akademie der Wiſſenſchaften wirklich auf einem Beſen an der Außenſeite der Pariſer Sternwarte, und noch dazu mit dem größten Anſtande, herabfuhr, ohne im Geringſten dabei den Hals zu brechen. Der Beweis war alſo geliefert — der Beſen ward feierlich in den Archiven der Akademie niedergelegt — die Naturwiſſenſchaften hatten gegen Thatſachen nichts weiter vorzubringen und folgendes iſt die Nutzanwendung, die Miſes aus der Entdeckung zieht:

«Wenn in einem Hauſe die Treppe brennt und keine Möglichkeit iſt, etwa durch Einſchlagen der Wände in Nachbarhäuſer zu entkommen, was immer das Sicherſte bleibt, ſo öffne man das Fenſter, ſtemme den Beſen an die Wand, faſſe ihn mit den Händen am Stiel, ſetze ſich rittlings darauf, und fahre dann an der Wand damit herab, indem man ihn fortwährend ſo hart als möglich an die Wand drückt. Die ſtarke Reibung des Beſens an der Wand verhütet jedes unſanfte Niederfallen.»

Der Verfaſſer findet es für zweckdienlich, folgende Bemerkungen hinzuzufügen:

1) Da Alles auf der ſtarken Reibung beruht, ſo iſt für Solche, die eine möglichſt langſame Fahrt wünſchen, gut, den Beſen vorher mit Kreide einzupudern. Angeſtellte Verſuche haben gelehrt, daß die Reibung des Beſens an einer Kalkwand dadurch im gün-

Digitized by Google

ſtigſten Falle um 1/7 vermehrt werden kann, was nach der bekannten Formel q=gk — f eine Verzögerung der Bewegung um 3/8 hervorbringt. Zwar iſt dieſe Formel praktiſch nicht brauchbar; indeſſen wird dies auch von den praktiſchen Formeln nicht leicht verlangt; ſie bleiben deshalb doch ſchöne Zierrathen der Praxis.»

2) «Da einige Kenntniß und Uebung zu allen Dingen nütze iſt, und namentlich das erſte Aufſteigen auf den Beſen und die rechte Balance nicht immer beim Erſtenmale gut getroffen werden, ſo iſt räthlich, ſich auf den Ritt etwas einzuüben und einige Anleitung zu haben. In dieſem Bezuge dürfte die Anzeige willkommen ſein, daß auch in der hieſigen Turnanſtalt neuerdings geeignete Veranſtaltungen dazu getroffen ſind, wo man täglich Morgens von 11 bis 12 Uhr die erforderlichen Uebungen theils ſelbſt anſtellen, theils anſtellen ſehen kann. Man wird ſich hierbei überzeugen, daß, nachdem man die Sache erſt einigemale probirt, der Ritt von den größten Höhen gefahrlos zu bewerkſtelligen ſei.»

Dies iſt im Hauptſächlichen, was Miſes über die Lebensrettung durch Beſenritt bei Gelegenheit ſeiner Abhandlung über die Blocksbergsfahrten der Hexen veröffentlicht. Im zweiten Abſchnitte deſſelben Aufſatzes, wo ſodann alle Hexerei ihre natürliche Erklärung erhält, befindet ſich die Anweiſung zum ſichern Gewinnen des großen Looſes. Dieſe mögen die Freunde der «Mode» im Buche ſelbſt nachleſen, welches ihnen, wenn es etwa mit dem großen Loos im Baaren fehlſchlüge, doch ganz beſtimmt das glückliche Loos einiger in geiſtreicher Heiterkeit verbrachter Stunden verſchafft.

Rob. Heller.

Moden.

Am 13. Januar war in den Tuilerien ein ſehr eleganter Ball, bei welchem ſich die eleganteſten Toiletten zeigten. Um neun Uhr erſchien die königliche Familie, und der Ball wurde eröffnet von dem Herzoge von Montpenſier mit der Herzogin von Nemours. Letztere trug über weißem Atlas ein weißes Tüllkleid mit zwei Röcken gemacht, welche mit Blumenguirlanden umrändert waren. Eine Blumenkrone ſchmückte ihr das Haar. Dieſem erſten Paare folgte der Graf von Apponyi mit der Prinzeſſin von Joinville. Sie trug ein Kleid von engliſchen Spitzen mit drei Röcken über einem weißen Atlasunterkleide. Die drei Röcke waren an einer Seite mit Blumenbouquets, in denen Diamanten funkelten, in die Höhe gerafft. Im Haar trug ſie natürliche Blumen mit Diamantennadeln feſtgeſteckt. Das dritte Paar war der General von Changarnier und die Prinzeß von Montpenſier. Sie trug ein ganz einfaches weißes Tüllkleid, und hatte die berühmte prächtige Diamantenguirlande im Haar. Die Herzogin von Aumale und die Königin der Belgier trugen ebenfalls weiße Kleider und waren mit Blumen und Diamanten coiffirt. Im Allgemeinen bemerkte man ſehr viel leichte Toiletten. Die Gräfin Leon trug ein Roſatüllkleid mit drei Röcken gemacht, und jeder der Röcke war mit drei Atlasrollen beſetzt. Das Bruſtbouquet und der Haarputz beſtanden aus Roſen und Diamanten. Der Beſatz mit Atlasrollen auf leichte Stoffe iſt ſehr beliebt. Zum Beiſpiele war ein maisfarbiges Tüllkleid zu ſehen, welches mit zwei Röcken gemacht war, und deſſen unterſter Rock mit fünf gleichfarbigen und der oberſte viel kürzere Rock mit drei ſolchen Atlasrollen beſetzt war. Ein ganz neues Modell beſtand aus einem Tüllkleide von drei Röcken, deren jeder geſtickt war mit einem Muſter von ineinander geſchlungenen Ringen. Dieſe Ringe waren abwechſelnd von Gold und Silber ausgeführt.

Die ſchwerſeidnen Putzkleider verziert man auf die verſchiedenſte Weiſe. Zum Beiſpiel war ein mit Atlas gemuſtertes orangefarbiges Damaſtkleid mit gleichfarbigem Tüllgekraus garnirt, welches zu beiden Seiten des Vorderblatts in Kegelform aufſtieg und von leichtem dunkelrothen Blumengekraus durchſchnitten war. Dazu gehörte ein turbanartiger Aufſatz von rothem Sammt mit Goldſpitzen. Eine andre Toilette beſtand aus antikem himmelblauen Moor und war mit ſechs Reihen breiter Franſen garnirt. Die glatte Schneppentaille war mit Tüll drappirt. Ein blaues Netz von Poſamentirarbeit, mit Perlenfranſen verziert, bildete den Haarputz.

Unter den Blumen iſt jetzt die Kaffeeblüte ſehr modern. Bekanntlich iſt ſie weiß und gleicht etwa der Apfelblüte. Auch Trauben von grünem Pfeffer ſpielen eine Rolle als Coiffüre.

Die Kleiderleibchen der Ballkleider werden faſt immer glatt getragen, vorn mit drei Nähten gemacht und hinten mit kleinen Seitentheilen. Die Schneppe derſelben iſt mittellang, ſcharf zugehend und ſehr ſpitzig. Hinten bringt man nur ſelten kleine Schneppen an, die ſich in den Falten verlieren. Leichten Stoffen gibt man wol oft Faltenleibchen, die entweder in griechiſcher Art gemacht und um den Halsausſchnitt in ein Bändchen gefaßt ſind, oder die fächerförmig über der Bruſt gefaltet werden. Letztere beide Schnitte trägt man meiſt mit Gürtel.

Für die ſchwarzen Spitzen bleibt die Vorliebe beſtändig, und für die Stadttoiletten geben ſie den eleganteſten Ausputz. Für den Ball garnirt man wol auch Kleider von blauem, roſafarbigem, krautgrünem und johannisbeerfarbigem Atlas mit drei bis fünf Reihen ſolcher Spitzen.

Die weiße Spitze dagegen hat in den einzelnen Gattungen ihre feſte Beſtimmung: die echt engliſche Spitze verwendet man meiſt zum Haarputz oder zu Putzhauden; die mechelner Spitze wird zur Garnirung von Taffetröcken für den Halbputz gebraucht und man macht davon elegante Häubchen für eine vornehme Wirthin; die Alençonner Spitze, in dieſem Augenblicke die vornehmſte, wird nur für reiche Putztoiletten genommen, und zwar ſetzt man ſie ſtets glatt auf, weil ihr reiches Muſter ſich in den Falbeln verlieren würde. J.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

№ 10. Pariſer Damenmoden. Maskenanzüge: Eine orientaliſche Jüdin und Koſtüm einer Madrider Dame.

№ 11. Pariſer Damenmoden. Der Stadtanzug beſteht aus einem Atlaskleid mit Poſamentierarbeit verziert. Darüber ein ſchwarzer Sammtmantelet, welcher mit Atlasſchrägen ausgeputzt iſt. Der Anzug des kleinen Mädchens zeigt ein Lilakleid von Popeline gemacht und einen Mantelet-Viſite von grünem Sammt. Dazu ein weißer Filzhut mit Roſaband.

Anzeiger. № 3.

Im Verlage von **Bernh. Tauchnitz jun.** in Leipzig ſind ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Schriften

von

Eduard Boas.

1r—3r Band.

Inhalt: Band 1. **Heitere Novellen.** (Ein Buchbinder — Benno's Jugendleben. — Hiſtoriſche Novellen.) Band 2. **Italienerinnen.** (Eine Venetianerin. — Am Lago maggiore. — Schweſter Giulia. — Die Schleife. — Pepita.) Band 3. **Literaturgeſchichte im Salon.**

8°. broſch. 3 Thlr.

Dieſe neue, elegante und wohlfeile Ausgabe der Schriften eines Autors, welcher durch ſeine trefflichen Schilderungen ſich in den weiteſten Kreiſen Freunde und Verehrer erworben hat, wird der lebhaften Theilnahme ſicher nicht entbehren. Der Umfang iſt auf 12 Bände berechnet, doch macht man ſich nur zur Abnahme einer Abtheilung von 3 Bänden verbindlich.

Zum Carneval 1847.

Neue Tänze für Pianoforte

von **Jos. Labitzky,**

im Verlage von **Fr. Hofmeister** in Leipzig.

Eleonoren-Walzer, Op. 120, 15 Ngr. Sirenen-Walzer, Op. 121, 15 Ngr. Gruss an Berlin, 3 Polka, Op. 122, 12½ Ngr. Liverpool-Walzer, Op. 123, 15 Ngr. Hortensia-Quadrille, Op. 124, 10 Ngr. Camellien-Galopp, Op. 125, 10 Ngr. Seelenspiegel-Walzer, Op. 126, 15 Ngr. Posthof Klänge, 3 Polka, Op. 127, 12½ Ngr. Mazurka, Op. 128, 7½ Ngr. Esterhazy-Walzer, Op. 129, 15 Ngr. Klänge aus Hesperien, Walzer nach Motiven der Oper Attila, Op. 130, 15 Ngr. Carlsbader Sprudel-Galopp, Op. 131, 10 Ngr. Tunnelfest-Walzer, Op. 132, 15 Ngr.

Sämmtliche Tänze des beliebten Componisten sind auch für Pfte. im leichtesten Arrangement, für Pfte. zu 4 Händen und für Orchester zu haben.

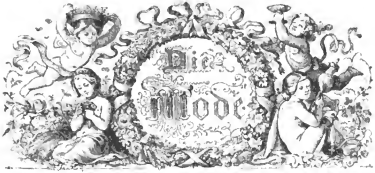
Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: **Leop. Voss.** Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mode 1847 N.º 10.

Digitized by Google

Die Mode 1847 No. 11.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

№ 8. Pränumerationspreis halbjährlich 2⅓ Thaler. 1847.

Der Kampf des Lebens.

Eine Liebesgeſchichte von Ch. Dickens (Boz).

(Fortſetzung.)

Wieder das Licht! Deutlich und weithinleuchtend, angezündet, wie er wußte, um ihn zu bewillkommnen und nach dem alten Hauſe zu leuchten. Er winkte mit der Hand, ſchwenkte den Hut und rief ihnen zu, als ob ſie die Glut wären und ihn ſehen und hören könnten, wie er jubelnd ihnen auf der Straße entgegeneilte.

Halt! Er kannte den Doctor und ahnte, was er gethan hatte. Er ſollte ſie nicht überraſchen. Aber doch konnte er es, wenn er zu Fuß nach dem Hauſe ging. Wenn die Gartenthür offen ſtand, konnte er da hinein; war dies nicht der Fall, ſo war die Mauer bald erklettert, wie er von Alters her wußte, und er hätte in einem Nu mitten unter ihnen geſtanden.

Er ſtieg aus dem Wagen und ſagte dem Kutſcher — ſelbſt das ward ihm nicht leicht in ſeiner Aufregung — ein paar Minuten zu halten und ihm alsdann langſam nachzufahren. Hierauf eilte er ſchnell voraus, verſuchte, ob das Thor offen ſei, ſtieg über die Mauer, ſprang auf der andern Seite herunter und ſtand keuchend in dem alten Obſtgarten.

Es lag ein weißer Reif auf den Bäumen, der in dem ſchwachen Lichte des umwölkten Mondes an den dünnen Zweigen wie welke Guirlanden hing. Dürre Blätter raſchelten unter ſeinem Fuß, als er leiſe nach dem Hauſe ſchlich. Die Verödung einer Winternacht war gegenwärtig auf Erden und am Himmel. Aber der rothe Schein ſchimmerte ihm freundlich aus den Fenſtern entgegen, Geſtalten bewegten ſich an ihm vorbei und das Geſumme menſchlicher Stimmen traf lieblich ſein Ohr.

Bemuht, ihre Stimme aus den übrigen zu erlauſchen, und ſchon halb uberzeugt, daß er ſie höre, hatte er ſchon faſt die Thür erreicht, als ſie ſchnell

Digitized by Google

geöffnet wurde und eine Geſtalt ihm entgegentrat. Sie wich erſchrocken und mit einem halbunterdrückten Schrei zurück.

Clemency, ſagte er, kennſt du mich nicht mehr?

Treten Sie nicht ein, ſagte ſie, ihm den Eingang wehrend. Gehen Sie fort. Fragen Sie mich nicht warum. Treten Sie nicht ein.

Was gibt es? rief er aus.

Ich weiß es nicht. Mich — mich graut's, daran zu denken. Gehen Sie fort. Hören Sie?

Ein plötzlicher Lärm entſtand im Hauſe. Sie hielt ſich mit den Händen die Ohren zu. Ein Verzweiflungsruf, ſo laut, daß keine Hand das Ohr verſperren konnte, ward vernommen; und Grace — Entſetzen in Geſicht und Geberde — ſtürzte aus dem Hauſe.

Grace! Er hielt ſie mit den Armen auf. Was gibt's! Iſt ſie todt?

Sie machte ſich los, als wollte ſie ihm in's Geſicht ſehen, und ſank bewußtlos vor ihm nieder.

Eine Schar Menſchen kam aus dem Hauſe geſtürmt. Darunter der Vater, ein Papier in der Hand.

Was gibt es! ſtöhnte Alfred, und wendete ſeinen Blick verzweiflungsvoll von Geſicht zu Geſicht, während er neben der Ohnmächtigen kniete. Will mich Niemand anſehen? Will Niemand zu mir reden? Kennt mich Niemand? Iſt kein Mund da, der mir ſagt, was geſchehen iſt?

Ein Gemurmel ließ ſich vernehmen: ſie iſt fort.

Fort! wiederholte er.

Entflohen, lieber Alfred! ſagte der Doctor mit gebrochener Stimme und verhüllte ſich das Geſicht mit den Händen. Entflohen aus dem Vaterhaus. Heute Nacht! Sie ſagt, ſie habe frei und tadellos gewählt — bittet, wir möchten ihr vergeben — und iſt entflohen.

Mit wem? Wohin? fragte er haſtig und gepreßt.

Er ſprang auf, als wolle er folgen, aber als ſie ihm aus dem Weg traten, blickte er verſtört um ſich, wankte ein paar Schritte rückwärts und ſank wieder zu Boden, wo er neben Grace knien blieb und eine ihrer kalten Hände faßte.

Es herrſchte eine große Verwirrung und Aufregung, aber ohne Zweck und Plan. Einige eilten auf verſchiedenen Straßen nach, Andre holten Pferde oder Fackeln, Andre ſprachen laut mit einander und wendeten ein, daß man nicht die mindeſte Spur habe. Einige traten zu ihm und verſuchten ihn zu tröſten; Andre ſtellten ihm vor, daß Grace in das Haus geſchafft werden müſſe, er aber litt es nicht. Er hörte Keinen an und bewegte ſich nicht.

Der Schnee fiel immer dichter. Er blickte einmal zum Himmel auf und dachte ſich, daß dieſe weiße Aſche, die auf ſein Hoffen und ſein Leid geſtreut wurde, gut für ſie paſſe. Er blickte um ſich auf den weißen Erdboden und ſagte ſich, daß die Spur von Marion's Fuß, kaum eingeprägt, wieder zugedeckt werden und ſelbſt dieſe Erinnerung an ſie nicht dauern würde. Aber er fühlte nichts von dem Wetter und regte ſich nicht von der Stelle.

Dritter Theil.

Die Welt war ſeit dieſer Nacht der Heimkehr ſechs Jahre älter geworden. Es war ein warmer Herbſtnachmittag, und ein ſtarker Regen hatte ſich ergoſſen.

Digitized by Google

Die Sonne brach plötzlich aus den Wolken hervor, und die alte Wahlſtatt, bei ihrem Anblick auf einem grünen Flecke neu erglänzend, ſtrahlte ihr ein Willkommen entgegen, das ſich über das ganze Land verbreitete, als ob man ein Freudenfeuer angezündet hätte, das tauſend Höhen beantworteten.

Wie ſchön und herrlich die Landſchaft in dem Lichte erglühte! Der Wald, vorher eine dunkle, ſchwarze Maſſe, zeigte ſein buntes Kleid von Gelb, Grün, Braun, Roth und ſeine verſchiedenen Baumgeſtalten, an deren Blättern Regentropfen zitterten und funkelnd niederſanken. Die ſonnige Matte ſah aus, als wäre ſie vor der Minute noch blind geweſen, und hätte jetzt einen Geſichtsſinn gefunden, mit dem ſie zum glanzvollen Himmel hinaufblickte. Kornfelder, Hecken, Hütten, die dichtgedrängten Dächer, der Kirchthurm, der Bach, die Mühle, Alles trat lächelnd aus nebelgrauem Dunkel hervor. Vögel ſangen lieblich, Blumen hoben ihre geſenkten Häupter, friſche Gerüche dufteten aus dem neuerquickten Boden empor; der blaue Streifen oben wurde größer und breiter; ſchon trafen die ſchrägen Strahlen der Sonne mit tödtlichem Pfeile die träge Wolkenwand, die noch zu fliehen zögerte; und ein Regenbogen, ein Inbegriff aller Farben, die Erde und Himmel ſchmückten, wölbte ſich triumphirend über den ganzen Horizont.

Zu ſolcher Abendſtunde zeigte eine kleine Schenke an der Straße, hübſch verſteckt hinter einer großen Rüſter mit einer koſtbaren Ruhebank um den dicken Stamm, ihr freundliches Angeſicht dem Reiſenden, wie es ſich für ein Wirthshaus gebührt, und lockte ihn mit mancher ſtummen aber bedeutungsvollen Verſicherung einer freundlichen Aufnahme. Das röthliche Schild ſah mit ſeinen goldnen in der Sonne glänzenden Buchſtaben aus dem dunkeln Laube des Baumes hervor wie ein fideles Geſicht, und verſprach gute Bewirthung. Die Tränke voll reinem Waſſer, und auf dem Erdboden darunter einzelne Halme wohlriechendes Heu machten jedes Pferd, das vorbeiging, die Ohren ſpitzen. Die rothen Vorhänge in den Zimmern zur ebenen Erde, und die ſchneeweißen Gardinen in den kleinen Schlafſtuben oben, winkten mit jedem Lüftchen: Nur herein! Auf den glänzend grünen Laden war mit goldnen Buchſtaben zu leſen von Bier und Ale und guten Weinen, und guten Betten, und daneben ein rührendes Bild einer braunen überſchäumenden Trinkkanne. Auf den Fenſterſimſen ſtanden Blumen in hellrothen Töpfen, die gar munter von der weißen Fronte des Hauſes abſtachen; und in dem dunkeln Schwarz der Thür bemerkte man noch einzelne Streifen Licht, die um die glänzenden Flaſchen und Zinnkrüge ſpielten.

In der Thür erſchien jetzt ein Muſterbild von einem Wirth; denn wenn auch klein, war er doch rund und breit und ſtand da, die Hände in den Taſchen, und die Beine grade weit genug auseinander, um eine Zuverſicht auf ſeinen Keller, und ſorgloſes Vertrauen — zu ruhig und anſpruchslos, um zum Prahler zu werden — auf die Hilfsmittel der Schenke auszudrücken. Die reichliche Näſſe, die von jedem Gegenſtande nach dem ſtarken Regen herabtröpfelte, paßte recht gut zu ihm. Nichts um ihn war durſtig. Einige Georginen mit ſchwerem Kopf, die über das Staket des gutgehaltenen Gärtchens nickten, hatten ſo viel getrunken, als ſie vertragen konnten — vielleicht ſogar etwas mehr — und waren ſüßen Getränkes voll; aber die Hagebutten, Roſen, der Lack, die Blumen im Fenſter und die Blätter des alten Baumes waren in der gewöhnlich heitern Stimmung von Leuten, die nur ſo viel getrunken, als ihnen taugt, und ihre beſten Eigenſchaften in Wirkſamkeit bringt. Wie ſie klare Tropfen auf dem Boden verſtreuten, ſchienen ſie reichlich harm-

Digitized by Google

loſe Luſt zu ſpenden, die Gutes wirkte, wo ſie hinkam, vernachläſſigte Winkel traf, wo der ernſtere Regen nur ſelten hinreichte, und Niemand weh that.

Dieſe Dorfſchenke hatte bei ihrer Einrichtung ein ungewöhnliches Zeichen angenommen. Sie hieß zum Muskatſieb. Und unter dieſen Worten ſtand auf demſelben rothen Schild im dunkeln Laube und mit den gleichen goldnen Buchſtaben: Benjamin Britain.

Auf einen zweiten Blick und bei ſorgfältigerer Betrachtung des Geſichtes erkannte man, daß kein andrer als Benjamin Britain ſelbſt in der Thür ſtand — ziemlich verändert, aber zu ſeinem Beſten; ein ganz anſehnlicher und ſchmucker Wirth.

Mrs. B., ſagte Mr. Britain, und ſah die Straße hinab, bleibt etwas lange. Es iſt Theezeit.

Da noch keine Mrs. Britain zu entdecken war, ſchlenderte er langſam bis auf die Mitte der Straße und ſah ſich ſehr zu ſeiner Zufriedenheit das Haus an. Sieht ganz wie das Haus aus, ſagte Benjamin, in dem ich einkehren würde, wenn es nicht mein wäre.

Dann ging er nach dem Gartenſtaket und betrachtete die Georginen. Sie ſahen ihn an, hilflos und ſchläfrig die Köpfe hängend, die ſtets nickten, wenn die ſchweren Regentropfen von ihnen auf den Boden fielen.

Für euch muß Sorge getragen werden, ſagte Benjamin. Darf nicht vergeſſen, es ihr zu ſagen. Sie bleibt lange!

Mr. Britains beſſere Hälfte ſchien in ſo hohem Grade ſeine beſſere Hälfte zu ſein, daß er von ihr getrennt ganz rathlos und verloren war.

Sie hat nicht viel zu beſorgen, glaube ich, ſagte Ben. Es waren ein paar Geſchäfte nach dem Markte abzumachen, aber nicht viel. O! da kommen wir endlich!

Ein Stuhlwagen, kutſchirt von einem Burſchen, kam die Straße daher geraſſelt; und darinnen, einen großen tüchtig durchnäßten Regenſchirm hinter ihr zum Trocknen aufgeſpannt, ſaß die behäbige Geſtalt einer Frau reifen Alters, die bloßen Arme auf einem Korb, den ſie auf dem Schooße trug, gekreuzt, und verſchiedene andre Körbe und Packete um ſich. Das freundliche gutmüthige Geſicht und eine gewiſſe zufriedne Unbehilflichkeit, wie ſie von den Stößen des Wagens auf ihrem Sitze hin- und herſchwankte, erinnerte ſchon aus der Ferne an alte Zeiten. Als ſie näher kam, trat dies nicht minder hervor; und wie das Fuhrwerk an der Schenke hielt, und ein paar Schuhe, aus dem Wagen ſteigend, ſchnell durch Mr. Britains geöffnete Arme ſchlüpften und mit gewichtigem Nachdruck auf den Boden trafen, erkannte man gleich, daß dieſe Schuhe Niemand anders als Clemency Newcome gehören konnten.

Und ſo war es auch. Da ſteht ſie vor uns, eine geſunde, behäbige Seele; mit ſoviel Seife auf dem glänzenden Geſicht wie früher, aber mit ganzen Ellbogen, die jetzt faſt Grübchen zeigten.

Du bleibſt lange, Clemency! ſagte Mr. Britain.

Ja, ſieh, Ben, ich hatte gar viel zu thun! erwiderte ſie und beaufſichtigte rührig das Hineinſchaffen ihrer Körbe und Packete; acht, neun, zehn, — wo iſt elf? O! mein Korb, elf! Es iſt richtig. Bring's Pferd in den Stall, Harry, und wenn es wieder huſtet, ſo gib ihm heute Abend ein warmes Mengfutter. Acht, neun, zehn. Nun, wo iſt elf? O, ich vergaß, es iſt gut. Was machen die Kinder, Ben?

Geſund und munter, Clemency.

Digitized by Google

Gott behüte ihre freundlichen Geſichter! ſagte Mrs. Britain, indem ſie den Hut abſetzte (denn ſie und ihr Mann waren jetzt in dem Buvet) und ſich das Haar mit der flachen Hand glatt ſtrich. Gib mir einen Kuß, Alter.

Mr. Britain ließ ſie nicht warten.

Ich glaube, ſagte Mrs. Britain und zog ein ganzes Bündel dünner Bücher und zerknütterter Papiere aus der Taſche, ich habe Alles beſorgt. Die Rechnungen alle bezahlt — den Rübſen verkauft — Brauerrechnung abgemacht — Tabakspfeifen beſtellt — ſiebenzehn Pfund vier Schilling in die Bank gezahlt — und Doctor Heathfields Recepte für den Kleinen — du wirſt ſchon errathen, wie es iſt. — Doctor Heathfield will wieder nichts annehmen, Tim.

Ich dachte mir's gleich, bemerkte Britain.

Ja. Er ſagte, Tim, wie groß deine Familie auch werde, er werde dir nie einen halben Penny abnehmen. Nicht wenn du zwanzig Kinder kriegen ſollteſt.

Mr. Britains Geſicht nahm einen ſehr ernſten Ausdruck an, und ſah ſtarr an die Wand.

Iſt das nicht recht freundlich? ſagte Clemency.

Gewiß, entgegnete Mr. Britain. Aber es iſt eine Freundlichkeit, die ich um keinen Preis in Anſpruch nehmen möchte.

Nein, ſagte Clemency. Natürlich nicht. Dann iſt der Pony — er hat acht Pfund 2 Schilling gebracht; und das iſt nicht ſchlecht, nicht?

Es iſt ſehr gut, ſagte Ben.

Es freut mich, daß du zufrieden biſt! rief ſeine Frau. Ich dachte mir's gleich; und das, glaube ich, iſt Alles, und jetzt nichts mehr von Geſchäften, Britain. Ha, ha, ha! Da! Nimm die Papiere, und ſieh ſie durch. O! wart einen Augenblick. Hier iſt noch ein gedruckter Zettel. Friſch aus der Druckerei. Wie gut er riecht!

Was iſt das? ſagte Tim und ſah das Blatt an.

Ich weiß nicht, gab ſeine Frau zur Antwort. Ich habe kein Wort davon geleſen.

Verkauf durch freiwillige Subhaſtation, las der Wirth, mit Vorbehalt frühern Privatübereinkommens.

Das ſetzen ſie immer darauf, ſagte Clemency.

Ja, aber nicht immer das, erwiderte er. Sieh her: Herrenhaus und Wirthſchaftsgebäude, Park und Garten und Mr. Snitchey und Craggs und das unverſchuldete Freigut Mich. Wardens, Esquire, wegen Wegzug in's Ausland!

Wegen Wegzug in's Ausland! wiederholte Clemency.

Hier ſteht's, ſagte Mr. Britain. Sieh her.

Und erſt heute hörte ich drüben, daß ſie beſſere und klarere Nachrichten bald ſchicken wolle! ſagte Clemency, den Kopf traurig ſchüttelnd, und wieder nach ihren Ellbogen greifend, als ob die Erinnerung an alte Zeiten auch alte Gewohnheiten wachrufe. Hm, hm, hm! Das wird drüben wieder ſchwere Herzen geben, Ben.

Mr. Britain ſeufzte, ſchüttelte den Kopf und ſagte, er könne der Sache nicht auf den Grund kommen und habe es längſt aufgegeben. Mit dieſer Bemerkung begnügte er ſich und klebte den Zettel hinter das Buvetfenſter. Clemency aber, nachdem ſie eine Weile ſinnend dageſtanden, raffte ſich auf und eilte hinaus, um nach den Kindern zu ſehen.

Obgleich der Wirth des Muskatſiebes große Achtung vor ſeiner Hausfrau hatte, ſo war dieſe doch ganz von der alten patroniſirenden Weiſe; und ſie ergötzte ihn höchlichſt. Nichts hätte ihn mehr in Verwunderung geſetzt, als wenn ihm ein Dritter gezeigt hätte, wie ſie allein die ganze Wirthſchaft führe und ihn durch verſtändige Sparſamkeit, friſchen Muth, Ehrlichkeit und Fleiß zum wohlhabenden Manne mache. So leicht iſt es in jedem Lebensverhältniſſe (und gar oft geſchieht es), die ruhigen Naturen, die nie ihre Verdienſte ans Licht ſtellen, nach ihren eignen beſcheidnen Urtheil zu würdigen und ein beleidigendes Gefallen wegen äußerlicher Seltſamkeit und Wunderlichkeiten an Menſchen zu finden, deren innerer Werth, wenn wir ſo tief blicken wollten, uns ihnen gegenüber erröthen machen müßte!

Es that Mr. Britain ſehr wohl, wenn er an die Herablaſſung dachte, mit der er Clemency geheirathet. Sie war für ihn ein beſtändiges Zeugniß ſeines guten Herzens, und immer fühlte er, daß ihre Vortrefflichkeit nur eine Beſtätigung des alten Spruches ſei, daß die Tugend ſich ſelbſt belohnt.

Er hatte die Zettel angeklebt und die Quittungen über die Geſchäfte des heutigen Tages in den Schenkſchrank geſchloſſen — wobei er immer über ihre Geſchäftsgewandtheit vor ſich hinlachte — als ſie mit der Nachricht zurückkehrte, daß die beiden Maſter Britains unter der Aufſicht einer gewiſſen Betſey im Wagenſchuppen ſpielten, die kleine Clemency aber ſchlafe «wie ein Engel.» Jetzt ſetzte ſie ſich auch zum Thee, der, in Erwartung ihres Kommens, auf einem kleinen Tiſche ſtand. Es war ein nettes kleines Buvet mit dem gewöhnlichen Schmuck von Flaſchen und Gläſern, und eine geſetzte Uhr, die auf die Minute ging (es war halb ſechs); jegliches Ding ſtand an ſeinem gehörigen Platze und war bis auf das Aeußerſte blankgeſcheuert und polirt.

Das erſtemal, daß ich heute ruhig zum Sitzen komme, ſagte Mrs. Britain, und holte tief Athem, als ob ſie nun für den Abend feſt ſäße, aber ſie ſtand doch gleich wieder auf, um ihrem Mann Thee einzuſchenken und Butter und Brod zu ſchneiden; wie dieſer Zettel mich an alte Zeiten erinnert!

Ja, ja! ſagte Mr. Britain, indem er ſeine Untertaſſe hinreichte wie eine Auſter, und ſie nach demſelben Princip behandelte.

Dieſer ſelbe Mr. Michael Warden, ſagte Clemency nachdenklich, brachte mich um meinen alten Poſten.

Und verſchaffte dir einen Mann, ſagte Mr. Britain.

Nun ja, erwiderte Clemency, und dafür will ich mich auch bei ihm bedanken.

Der Menſch iſt ein Sclave der Gewohnheit, ſagte Mr. Britain und betrachtete ſie über die Untertaſſe hinweg. Ich hatte mich an dich gewöhnt und ſah, daß ich ohne dich mich nicht recht wohl befinden würde. Ha, ha! Wie! Wer hätte es gedacht!

Ja wahrhaftig! rief Clemency. Es war recht gut von dir, Ben.

Nein, nein, nein, antwortete Ben, mit ſelbſtbewußter Beſcheidenheit. Nicht der Rede werth.

O ja, Ben, ſagte ſeine Frau mit Herzlichkeit; ich glaube es doch, und bin dir ſehr dankbar. Ach! — ſie blickte wieder nach dem Zettel — als es bekannt war, daß ſie fort und in Sicherheit war, das liebe Mädchen, da konnte ich mich nicht enthalten, um ihrer und um der Schweſter und des Vaters willen zu ſagen, was ich wußte, nicht wahr?

Jedenfalls erzählteſt du es, bemerkte ihr Gatte.

Und Doctor Jeddler, fuhr Clemency fort, ihre Taſſe hinſetzend und nach-

Digitized by Google

denklich den Zettel betrachtend, jagte mich in ſeinem Gram und Zorn aus dem Hauſe! Wie freut es mich, daß ich damals kein böſes Wort geſagt habe und ihm keinen böſen Gedanken nachtrug; denn er hat es ſpäter aufrichtig bereut. Wie oft hat er hier geſeſſen und mir wieder und wieder geſagt, es thue ihm leid! — Zum letzten Mal geſtern noch, als du nicht zu Hauſe warſt. Wie oft hat er hier geſeſſen und ſtundenlang von dieſem und jenem geſprochen, als ob es ihn intereſſire! — aber eigentlich nur der alten Zeit zu Liebe, und weil er wußte, daß ſie mich gern gehabt hat, Ben!

Mein Gott, wie haſt du das herausgekriegt, Clemency? frug ihr Mann, ganz erſtaunt, daß ſie eine Wahrheit deutlich wahrnahm, die in ſeinem ſpeculirenden Geiſt nur gedämmert hatte.

Ich weiß es nicht, ſagte Clemency und blies in ihren Thee, um ihn abzukühlen. Gott, ich könnte es nicht ſagen, wenn man eine Belohnung von hundert Pfund darauf ſetzte.

Er hätte ſeine metaphyſiſchen Speculationen wol noch weiter fortgeſetzt, wenn ſie nicht hinter ihm an der Thür des Schenkzimmers ein ſubſtantielles Factum in Geſtalt eines in Trauer gekleideten Herrn in Reitanzug gewahrt hätte. Er ſchien ihrem Geſpräch zuzuhören und gar nicht Willens zu ſein, ſie zu unterbrechen.

Clemency ſtand raſch auf. Auch Mr. Britain that daſſelbe und begrüßte den Gaſt. Wollen Sie gefälligſt hinaufgehen, Sir? Es iſt eine ſehr hübſche Stube oben, Sir.

Ich danke Ihnen, ſagte der Fremde und betrachtete Mrs. Britain aufmerkſam. Iſt es erlaubt, hier einzutreten?

O, wenn es Ihnen beliebt, gab Clemency zur Antwort und öffnete das Schenkzimmer. Was befehlen Sie, Sir?

Er hatte den Zettel erblickt und las ihn jetzt.

Ein ſehr ſchönes Grundſtück, Sir, bemerkte Mr. Britain.

Er antwortete nicht, ſondern drehte ſich um, als er mit Leſen fertig war, und ſah Clemency mit derſelben forſchenden Neugier wie früher an. Sie fragten, ſagte er, ohne das Auge von ihr abzuwenden —

Was Sie wünſchten, Sir, erwiderte Clemency und ſah ihn ebenfalls verſtohlen an.

Wenn Sie mir einen Schluck Ale geben wollen, ſagte er, an einen Tiſch am Fenſter tretend, und zwar hieher bringen wollen, ohne daß Sie ſich bei Ihrem Thee ſtören laſſen, würde ich Ihnen ſehr verbunden ſein.

Er nahm ohne weitere Umſtände Platz und ſah auf die Landſchaft hinaus. Er war ein Mann in der Blüte ſeiner Jahre, gut und kräftig gebaut. Sein ſonnengebräuntes Geſicht beſchatteten dunkle Haare; und er trug einen Schnurrbart. Nachdem ihm ſein Bier gebracht worden, ſchenkte er ſich ein Glas ein, und trank freundlich auf das Wohl des Hauſes; wie er das Glas wieder hinſetzte, fügte er hinzu:

Ein neues Haus, nicht wahr?

Nicht beſonders neu, Sir, erwiderte Mr. Britain.

Zwiſchen fünf und ſechs Jahr alt, ſagte Clemency, ſehr deutlich betonend.

Ich glaubte vorhin, wie ich eintrat, Doctor Jeddlers Namen zu vernehmen, frug der Fremde. Dieſer Zettel erinnert mich an ihn; denn ich weiß zufällig etwas von der Geſchichte durch Hörenſagen und Verwandte. — Lebt der Alte noch?

O ja, Sir, ſagte Clemency.

Hat er ſich ſehr verändert?

Seit wann, Sir? entgegnete Clemency mit beſonderm Nachdruck.

Seit ſeine Tochter — ihn verließ.

Ja! Seitdem hat er ſich ſehr verändert, ſagte Clemency. Er iſt alt und grau geworden und gar nicht mehr derſelbe Mann; aber ich glaube, er iſt jetzt getröſtet. Er hat ſich ſeitdem mit ſeiner Schweſter verſöhnt, und beſucht ſie oft. Das hat ihm gleich gut gethan. Anfangs war er ſehr niedergebeugt; und das Herz blutete Einem, wenn man ihn herumwandern ſah und auf die Welt ſchelten hörte; aber nach einem oder zwei Jahren wurde er ganz anders und beſſer, und dann fing er an, gern von ſeiner verlornen Tochter zu ſprechen, und ſie zu loben, und auch die Welt! Und wurde nie müde zu ſagen, mit Thränen zu ſagen, wie ſchön und gut ſie geweſen. Er hatte ihr vergeben. Das war um die Zeit von Miß Grace's Hochzeit. Du erinnerſt dich noch, Britain?

Mr. Britain erinnerte ſich der Sache noch recht wohl.

Die Schweſter iſt alſo verheirathet, bemerkte der Fremde. Er ſchwieg eine Weile, ehe er frug: Mit wem?

Clemency hätte aus Ueberraſchung über dieſe Frage faſt das Theebret umgeſtoßen.

Hörten Sie nie davon? ſagte ſie.

Nie, ich möchte es aber wiſſen, gab er zur Antwort und ſchenkte ſich ein neues Glas ein, das er an die Lippen ſetzte.

O, es wäre eine lange Geſchichte, wenn man ſie ordentlich erzählen wollte, ſagte Clemency und legte ihr Kinn in ihre linke Hand, während ſie den linken Ellbogen auf die andre Hand ſtützte und kopfſchüttelnd auf die dazwiſchenliegenden Jahre zurückblickte, wie man ein Feuer anſieht. Es wäre eine lange Geſchichte.

Aber in Kürze erzählt? ſagte der Fremde.

In Kürze erzählt, wiederholte Clemency in demſelben nachdenklichen Tone, und ſcheinbar ohne ſich um ihn zu kümmern oder zu wiſſen, daß ſie Zuhörer habe, was wäre da zu ſagen? Daß ſie ſich zuſammen härmten, ihrer gedachten wie einer Verſtorbenen; daß ſie ſie in lieben Andenken hielten, ihr keine Vorwürfe machten und Entſchuldigungen für ſie fanden — das weiß Jeder. Ich wenigſtens weiß es. Niemand beſſer, fügte Clemency hinzu, ſich die Augen mit der Hand wiſchend.

Und ſo, half der Fremde ein.

Und ſo, ſagte Clemency, ſeine Worte mechaniſch wiederholend, und ohne ihre Stellung oder ihre Weiſe zu verändern, ſo wurden ſie endlich Mann und Weib. Sie wurden getraut an ihrem Geburtstage — er kehrt morgen wieder — ſehr ſtill, aber zufrieden und glücklich. Mr. Alfred ſagte eines Abends, als ſie im Obſtgarten ſpaziren gingen: «Grace, ſoll unſer Hochzeitstag Marions Geburtstag ſein?» Und ſo wurde es.

Und ſie leben glücklich miteinander? ſagte der Fremde.

Ja, ſagte Clemency. Nie lebten Eheleute glücklicher. Sie haben keinen Kummer als dieſen.

Sie erhob den Kopf, als ſie plötzlich gewahr werde, unter welchen Verhältniſſen ſie dieſe Ereigniſſe in ihr Gedächtniß zurückrufe, und warf einen raſchen Blick auf den Fremden. Da ſie bemerkte, daß ſein Geſicht dem Fenſter zugewendet war, als wäre er in die Betrachtung der Ausſicht verſunken, machte ſie ihrem Gatten eilfertige Zeichen, und wies auf den Aufſchlag, und

Digitized by Google

bewegte den Mund, als ob ſie mit großer Angelegentlichkeit ein Wort oder eine Phraſe ihm wiederhole. Da ſie keinen Laut vernehmen ließ, und ihre ſtummen Geberden wie gewöhnlich ſehr wunderlich waren, ſo brachte dies unerklärliche Benehmen Mr. Britain bis an den Rand der Verzweiflung. Er glotzte den Tiſch an, den Fremden, die ſilbernen Löffel, ſeine Frau — folgte ihren Geberden mit Blicken tiefen Staunens und größter Rathloſigkeit — frug ſie in derſelben Sprache, ob ſein Eigenthum oder er in Gefahr ſei — beantwortete ihre Zeichen mit andern, die ſeine tiefſte Betroffenheit ausdrückten — folgte der Bewegung ihrer Lippen — rieth halb laut «Milch und Waſſer», «Monatswechſel», «Maus und Wallnuß» und konnte doch nichts herauskriegen.

Clemency gab zuletzt ihr hoffnungsloſes Bemühen auf, rückte allmälig ihren Stuhl dem Fremden ein wenig näher, und beobachtete ihn mit ſcheinbar geſenkten Augen ſcharf, in Erwartung einer neuen Frage. Sie brauchte nicht lange zu warten; denn er begann gleich wieder von neuem:

Und was ſind die ſpätern Schickſale der Tochter, die ihn verließ? Sie kennen ſie, glaube ich?

Clemency ſchüttelte den Kopf. Ich hörte, ſagte ſie, Doctor Jeddler ſcheine mehr zu wiſſen, als er ſich merken laſſe. Miß Grace hat Briefe von ihr bekommen, in denen ſie ſchreibt, daß ſie ſich wohl befinde, und glücklich gemacht worden ſei durch ihre Heirath mit Mr. Alfred; und hat wieder Briefe zurückgeſchrieben. Aber es ſchwebt ein Geheimniß über ihrem Leben und ihrem Schickſal, welches bis jetzt nicht aufgeklärt iſt, und welches —

Ihre Stimme wurde unſicher und ſie ſtockte.

Und welches — wiederholte der Fremde.

Welches nur noch eine einzige Perſon aufklären könnte, ſagte Clemency ſchwer aufathmend.

Und wer wäre dies? frug der Fremde.

Mr. Michael Warden! antwortete Clemency faſt mit einem Schrei, und offenbarte damit zugleich ihrem Gatten, was ſie ihm vorhin hatte bemerklich machen wollen, und Michael Warden, daß er erkannt ſei.

Sie kennen mich noch, Sir, ſagte Clemency, vor Aufregung zitternd. Ich ſah es eben! Sie kennen mich noch von jener Nacht im Garten her. Ich war mit ihr!

Ja, ich weiß es, ſagte er.

Ja, Sir, erwiderte Clemency. Ja, gewiß. Das iſt mein Mann, Sir. Ben, lieber Ben, laufe zu Miß Grace — laufe zu Mr. Alfred — lauf zu Jemanden, Ben! Hole Jemanden, gleich!

Bleiben Sie! ſagte Michael Warden, und trat ruhig zwiſchen die Thür und Britain. Was wollen Sie thun?

Laſſen Sie ſie wiſſen, daß Sie hier ſind, Sir, bat Clemency, und ſchlug die Hände zuſammen, ganz außer ſich vor Aufregung. Laſſen Sie ſie wiſſen, daß ſie von Ihren Lippen mehr von ihr hören können; daß ſie ihnen nicht ganz verloren iſt, ſondern daß ſie wieder zurückkehren wird, um ihren Vater und ihre Schweſter — und auch ihre alte Dienerin, mich, — ſie ſchlug ſich mit beiden Händen auf die Bruſt — mit dem Anblick ihres lieben Geſichts zu erquicken. Lauf, Ben, lauf! Und immer noch drängte ſie ihn nach der Thür, und immer noch ſtand Mr. Warden davor, und wehrte ihm den Ausgang, nicht mit zürnender, ſondern mit bekümmerter Miene.

Oder vielleicht, ſagte Clemency und klammerte ſich in ihrer Bewegung an Mr. Wardens Mantel, vielleicht iſt ſie jetzt hier; vielleicht iſt ſie ganz in der Nähe. Ja, ich ſehe es Ihnen an, ſie muß hier ſein. Bitte, Herr, laſſen Sie mich zu ihr. Ich wartete ſie, wie ſie noch ein kleines Kind war. Ich ſah ſie emporwachſen als den Stolz dieſes Ortes. Ich kannte ſie, als ſie Mr. Alfreds Braut war. Ich verſuchte ſie zurückzuhalten, als Sie ſie weglockten. Ich weiß, wie ihr Vaterhaus war, als ſie noch deſſen Seele war, und wie anders es geworden, ſeitdem ſie entfloh. Bitte, Herr, laſſen Sie mich zu ihr!

Er ſah ſie mitleidig und verwundert an; machte aber keine einwilligende Geberde.

Ich glaube nicht, daß ſie wiſſen *kann*, fuhr Clemency fort, wie aufrichtig ſie ihr vergeben haben; wie ſehr ſie ſie lieben; welche Freude es ihnen machen würde, ſie noch einmal zu ſehen. Sie fürchtet ſich vielleicht, nach Hauſe zurückkehren. Ich kann ihr vielleicht Muth machen, wenn ſie mich ſieht. Nur ſagen Sie mir, Mr. Warden, haben Sie ſie mitgebracht?

Nein, ſagte er mit einem Kopfſchütteln.

Dieſe Antwort, ſein Benehmen, ſein Trauerkleid, ſeine ſtille Rückkehr, die angekündigte Abſicht in's Ausland zu ziehen, erklärten Alles. Marion war todt.

Er widerſprach ihr nicht, ja, ſie war todt! Clemency ſetzte ſich hin, legte das Geſicht auf den Tiſch und weinte bitterlich.

In dieſem Augenblicke kam ein alter, grauköpfiger Herr ganz athemlos hereingeſtürzt, und keuchte ſo ſehr, daß er an ſeiner Stimme kaum als Mr. Snitchey zu erkennen war.

Mein Gott, Mr. Warden! ſagte der Advokat und zog ihn abſeits, welcher Wind — er war ſo erſchöpft, daß er innehalten mußte und erſt nach einer Weile ganz ſchwach vollenden konnte — hat Sie hierher geführt?

Ein böſer, fürchte ich, gab er zur Antwort. Wenn Sie hätten hören können, was hier eben vorging — wie ich Unmögliches thun ſollte — wie ich Verwirrung und Herzeleid mitbringe!

Ich kann mir Alles denken. Aber warum ſind Sie grade hierher gegangen? ſagte Snitchey.

Warum ſollte ich nicht? Wie konnte ich wiſſen, wer hier Wirth iſt? Als ich meinen Bedienten zu Ihnen ſchickte, trat ich hier ein, weil mir das Haus neu war; und ich hatte ein natürliches Intereſſe für alles Neue und Alte in dieſer alten Umgebung; und außerdem wollte ich vor der Stadt erſt einmal mit Ihnen zuſammenkommen. Ich wollte wiſſen, was die Leute von mir ſprächen. Ich ſehe es an Ihrem Benehmen, daß Sie es mir ſagen können. Wäre Ihre verwünſchte Vorſicht nicht geweſen, ſo hätte ich längſt Alles wiſſen können.

Unſre Vorſicht! ſagte der Advokat. Im Namen meiner ſelbſt und Craggs — ſelig — hier blickte er den Flor an ſeinem Hute an und ſchüttelte den Kopf — zu Ihnen geſprochen, Mr. Warden, wie können Sie uns vernünftigerweiſe eine Schuld beimeſſen? Wir kamen überein, dieſen Gegenſtand nicht wieder zu berühren, da es keine Angelegenheit war, in die ſich ſo ernſte und geſetzte Männer wie wir (ich notirte mir Ihre damaligen Aeußerungen) miſchen dürften. Unſre Vorſicht! während Mr. Craggs in ſein geachtetes Grab ſtieg in dem vollen Glauben —

Ich hatte ein feierliches Verſprechen gegeben zu ſchweigen, bis ich zurückkehren würde, wann dies immer geſchehen möge, unterbrach ihn Mr. Warden; und ich habe es gehalten.

Digitized by Google

Gut, Sir, und ich wiederhole es, wir waren ebenfalls zum Schweigen verpflichtet. Dazu nöthigte uns unſre Pflicht gegen uns ſelbſt und gegen verſchiedene Clienten, worunter Sie auch waren. Es kam uns nicht zu, Sie über eine ſo zarte Angelegenheit auszuforſchen; ich hatte meinen Argwohn, Sir, aber erſt ſeit ſechs Monaten bin ich von der Wahrheit unterrichtet.

Durch wen? frug ſein Client.

Durch Doctor Jeddler ſelbſt, Sir, der mir aus freien Stücken ſein Vertrauen ſchenkte. Er, und nur er, hat die ganze Wahrheit ſeit mehrern Jahren gewußt.

Und Sie wiſſen ſie auch? ſagte ſein Client.

Ja, Sir! erwiderte Snitchey, und ich habe auch Grund zu glauben, daß ihre Schweſter ſie morgen Abend erfahren wird. Unterdeſſen werden Sie mir hoffentlich die Ehre anthun, ein Gaſt meines Hauſes zu ſein, da man Sie in dem Ihrigen nicht erwartet hat. Doch um etwaigen weitern Verlegenheiten zu entgehen, im Fall man Sie erkennen ſollte — obgleich Sie ſich ſehr verändert haben — ich glaube, ich wäre auf der Straße ſelbſt vor Ihnen vorbeigegangen — iſt es beſſer, wir eſſen hier und gehen Abends in die Stadt. Man ißt hier recht gut, Mr. Warden; das Haus gehört übrigens Ihnen. Ich und Craggs (ſelig) aßen hier oft ein Cotelett und fanden es immer gut. Mr. Craggs, Sir, ſagte Snitchey, die Augen auf einen Moment feſt zumachend und dann wieder öffnend, wurde zu früh aus dem Buche der Lebendigen geſtrichen.

Der Himmel verzeihe mir, daß ich Ihnen nicht mein Beileid bezeuge, erwiderte Michael Warden, und fuhr mit der Hand über die Stirn; aber mir iſt's, als träumte ich. Es iſt mir, als wäre ich nicht recht bei Verſtand. Mr. Craggs — ja — es thut mir ſehr leid, daß wir Mr. Craggs verloren haben. Aber er ſah bei dieſen Worten auf Clemency und ſchien mit Ben, der ſie tröſtete, zu ſympathiſiren.

Mr. Craggs, Sir, bemerkte Snitchey, fand, wie ich zu meinem Leidweſen ſagen muß, daß das Leben nicht ſo leicht zu behalten war, als ihm ſeine Theorie ſagte, ſonſt wäre er noch unter uns. Es iſt ein großer Verluſt für mich. Mr. Craggs war mein rechter Arm, mein rechtes Bein, mein rechtes Ohr, mein rechtes Auge. Ich bin ohne ihn wie gelähmt. Er vermachte ſeinen Antheil an dem Geſchäft der Mrs. Craggs, den Teſtamentsvollſtreckern, Adminiſtratoren und Curatoren. Sein Name ſteht heutigen Tages noch auf der Firma. Manchmal verſuche ich wie ein Kind, mir glauben zu machen, er lebe noch. Ich ſage immer noch: Snitchey für ſich und Craggs — ſelig, Sir — ſelig, ſagte der weichherzige Advokat und zog ein Taſchentuch heraus.

Michael Warden, der Clemency noch immer beobachtete, wendete ſich zu Snitchey, wie er aufhörte zu ſprechen, und flüſterte ihm etwas ins Ohr.

Ach, die arme Frau! ſagte Snitchey, den Kopf ſchüttelnd. Ja. Sie hing immer ſehr an Marion. Hübſche Marion! Arme Marion! Nur guten Muth, liebe Frau — Sie ſind ja jetzt verheirathet, Clemency.

Clemency ſeufzte nur und ſchüttelte den Kopf.

Nur Geduld bis morgen, ſagte der Advokat gütig.

Morgen macht die Todten nicht wieder lebendig, Miſter, ſagte Clemency ſchluchzend.

Das freilich nicht, ſonſt machte es Mr. Craggs, ſelig, wieder lebendig, entgegnete der Advokat. Aber Troſt kann es bringen. Geduld bis morgen.

Digitized by Google

Clemency ſchuttelte die dargebotene Hand und verſprach, ſich zu beruhigen; und Britain, der bei dem Anblick ſeiner bekümmerten Frau (es war gerade, als ob das Geſchäft den Kopf hinge) ganz niedergeſchlagen worden, ſagte, ſo ſei es recht; und Mr. Snitchey und Michael Warden gingen hinauf, und waren oben bald in eine ſo vorſichtig geführte Unterhaltung vertieft, daß durch das Klappern der Teller und Schuſſeln, das Ziſchen der Pfannen, das Quabbern der Kaſſerole, das eintönige Schnarren des Bratſpießrades — das von Zeit zu Zeit ſchrecklich ſchnappte, als wenn ihm in einem Anfall von Schwindel etwas zugeſtoßen — und die andern Vorbereitungen zu ihrem Mittagsmahle auch kein Wörtchen hindurchdrang.

Der folgende Tag war ſchön und hell, und nirgends erſchien die herbſtlich gefärbte Landſchaft ſchöner, als von des Doctors friedlichem Obſtgarten aus. Der Schnee vieler Winternächte war hier geſchmolzen, die welken Blätter manches Sommers hatten hier geraſchelt, ſeitdem ſie entflohen war. Die Jelängerjelieberlaube war wieder grün, die Bäume warfen ſchöne und wankende Schatten auf das Gras, die Landſchaft war ſo heiter ruhig wie je; aber wo war ſie?

Nicht hier. Nicht da. Sie wäre jetzt ein verwunderlicher Anblick in dem alten Hauſe geweſen, verwunderlicher ſelbſt, als im Anfang das Haus ohne ſie. Aber an ihrem gewohnten Platz ſaß eine Dame, aus deren Herzen ſie nie entſchwunden war; in deren treuem Gedächtniß ſie noch lebte, unverändert, im vollen Glanze ihrer Jugend und Schönheit; in deren Liebe — und es war jetzt die Liebe einer Mutter: eine theure kleine Tochter ſpielte neben ihr — ſie keine Nebenbuhlerin, keine Nachfolgerin hatte und auf deren zarten Lippen ihr Name jetzt ſchwebte.

(Schluß folgt.)

Feuilleton

Der Wieneriſche Enthuſiasmus hat zu Ehren des Fräulein Jenny Lind eine Schaumünze prägen laſſen, die den lorbeergekrönten Kopf der Sängerin und darüber einen Stern mit der Umſchrift: «Nescit occasum» (Kennt keinen Untergang) zeigt. Als der König von Preußen kürzlich dem berühmteſten Forſcher und Gelehrten der Gegenwart, Herrn Alexander von Humbold mit einer neuen Auszeichnung erfreuen wollte, wußte er ihm eben auch nur eine Ehrenmünze zu bieten, zu der Herr von Cornelius die Zeichnung geliefert hat. Der Stern einer Sängerin — der von keinem Untergange weiß! Ein ſtolzes Wort, und doch von einer traurigen Wahrheit. Die Sterne jener Künſtler, die keine Werke, ſondern nur den Eindruck von Werken hinterlaſſen, ein Eindruck, der ſich auch in dem treueſten und begeiſtertſten Gedächtniſſe nur in unbeſtimmter Form und verſchwimmenden Zügen erhält; die Ruhmesſterne der Schauſpieler, Sänger, Virtuoſen wiſſen von keinem Untergange: denn ſie verlöſchen. Wo am Himmel ein Untergang iſt, da folgt auch ganz ſicher ein Wiederaufgang. Das Geſtirn eines Raphael, Shakespeare, Dante, Göthe, Mozart kann auf einen Augenblick unter den beſchränkten Geſichtskreis der Menſchen ſinken, aber es kann nicht aus dem Himmel verſchwinden. Es ſank nur, um glänzender wiederzuerſcheinen und mit ſeinen ewigen Strahlen kommenden Geſchlechtern zu leuchten. Was aber bringt die Geſtirne eines Talma, Ludwig Devrient, Seydelmann, einer Catalani, Sophie Schröder oder Malibran zurück, wenn ihre Strahlen einmal ausgingen?

Einige Himmelskundige ſchreiben den Kometen eine Art von Lichtſtoff-aufſaugender Verrichtung zu. Sie behaupten, zwiſchen den Geſtirnen ſchwebe und webe eine entzündliche Maſſe, und dieſe ſei es, die von den Kometen angezogen und hinweggeräumt würde. Sie riſſen ſie im Fluge an ſich und verbrennten ſie in ihrem Feuerſchweife. Aehnlich iſt die Wirkung der Kunſtkometen. In dem Feuerſchweife, der die Bahn eines Franz Liſzt begleitet, verbrennen die Klavierconcerthoffnungen von hundert kleinen Virtuoſen, und das Geſtirn einer Jenny Lind macht, wo es aufgeht, eine Legion von Sternen dritten und vierten Ranges erbleichen. Das hat Frau Blaes-Meerti in Wien erfahren, unſre che-

malige Gewandhausſängerin Meerti, die ſich mit einer Klarinette des Namens Blaes verheirathet hat. Die große Kaiſerſtadt hatte keine Beſucher für andre Concerte als die des Fräul. Lind. Herr Blaes blies, Frau Blaes-Meerti ſang umſonſt und vergebens. Da kam ihnen denn dir Einverleibung Krakau's zu Statten. Sie reiſten dahin ab, um ſich von dort weiter über Warſchau nach Petersburg und Moskau zu wenden.

Gleichzeitig war Frau Clara Schumann in Wien. Jenny Lind vereinigte ſich mit ihr zu einem Concerte von dem glänzendſten Erfolge, in welchem die ſchwediſche Sängerin auch Robert Schumannſche Lieder vortrug. Wer kennt nicht dieſe reizenden Lieder, ſo friſch wie der Frühling, ſo tief wie das deutſche Gemüth und ſo lieblich wie die holdeſte Jugenderinnerung!

In Leipzig hörten wir Herrn Karl Mayer, einen Pianofortespieler von höherer künſtleriſcher Bedeutung. Er war früher in einem Gewandhausconcerte aufgetreten und hatte einen ſo überraſchenden Eindruck hervorgebracht, daß er ſich damit das Glück eines ſelbſtſtändigen Concerts ſichertr, welches am 1. Februar Statt fand. Herr Mayer trug auch nicht ausſchließlich, wie vorher Herr Dreyſchock, eigne Tonſetzungen vor. Seine Virtuoſität erſtreckte ſich auch auf Beethoven, durch deſſen Phantaſie für Pianoforte, Orcheſter und Chor er den Hörern einen ſelten gebotenen Genuß bereitete.

Im Theater ward uns «die Valentine» von Guſtav Freitag vorgeführt. Das iſt ein merkwürdiges Stück, welches die verſchiedenartigſten Urtheile hervorgerufen hat. Es hat nämlich höhere dramatiſche Wirkungen, während ihm die theatraliſche Gefälligkeit fehlt. In der Abſicht iſt es bedeutend, in den Charaktern entwickelt es eigenthümliche Züge und tiefe Richtungen, im Dialog hält es die Gedanken feſt zuſammen und gibt ihm geiſtreichen Inhalt. Aber was neben den beiden Hauptfiguren und außerhalb des Mittelpunkts des Stückes ſteht, iſt von befremdlich unbeholſener Faſſung. — Wenn irgend bei einem neuern dramatiſchen Talente das Studium der Bühne nachhelfen und zu großen Ergebniſſen führen kann, ſo muß dieſer Weg Herrn Freitag empfohlen und die ſchönſtr Hoffnung für ihn ausgeſprochen werden.

Leipzig iſt aber erſt die zweite Bühne Deutſchlands, wo «die Valentine» in Scene geſetzt ward. Breslau, die Heimath des Verfaſſers, war die erſte und Bremen iſt inzwiſchen nachgefolgt. Wo bleibt Berlin, Hamburg, Dresden, wo bleibt Stuttgart, welches ſeit dem Herbſte den von der Preſſe am liebſten gerühmten Intendanten, nämlich Herrn Ferdinand von Gall beſitzt? In Dresden war das erſte Stück, welches, ſeit Herr Gutzkow die Dramaturgenſtelle angetreten, zur Darſtellung kam: «Eine Familie» von Charlottr Birch-Pfeifer Sie eröffnete ein neues Jahr und eine neue Wirkſamkeit. Später iſt aber, gleichſam zum Zeichen, daß Herr Gutzkow mit ſeinen höhern dramatiſchen Beſtrebungen nicht vergebens an die Dresdner Bühne berufen worden ſei, eine Aufführung der Göthe'ſchen «Iphigenia in Tauris» erfolgt, vielleicht im ganzen Grbiete der klaſſiſchen Dramenliteratur des einer Regie die geringſten Schwierigkeiten bietenden Stücks. Glauben wir Herrn Robert Schmieder, dem Kritiker der «Abendzeitung», welcher das Talent brſitzt, für die härteſten Bemerkungen immer auch den herbſten Ausdruck zu finden, ſo gingen die jüngſten Vorſtellungen durchaus nicht mit der Rundung und Glätte zuſammen, welche früher Herr Ed. Devrient ſeinen Inſceneſetzungen zu verleihen wußte. Hätte übrigens der neue Dramaturg ſein Talent für dies Fach bewähren wollen, ſagt die «Abendzeitung», ſo wäre ihm ſtatt der «Iphigenia» z. B. «Fiesco» vorzuſchlagen geweſen. — Doch iſt's nicht die theatraliſche Einrichtung eines Stücks allein, worin ſich die Gewandtheit und Einſicht des Dramaturgen zu zeigen hat. Dieſe kann immerhin rinem geübten Regiſſeur überlaſſen bleiben, wenn nur der Dramaturg ſeine Pflicht in einer viel höhern Aufgabe zu erfüllen ſucht, indem er den Darſtellern das tiefere Verſtändniß deſſen zumittelt, was ſie auszudrücken haben und wenn er ſie überhaupt vom blos Techniſchen zum Geiſtigen der Kunſt anleitet.

Die erſte Neuigkeit des Jahres war in Stuttgart: «Der Vicomtr von Letorières». Ein widerlich plattes Stück aus dem Franzöſiſchen, worin eine männliche Kokette den feinern Sinn des Zuſchauers um ſo peinlicher beleidigt, je jünger dieſe Kokette iſt, die ſchon mit der Erfahrung eines vollendeten Lüſtlings auftritt. Ueber den «Vicomte von Letorières» und Stücke ähnlichen Gelichters hofften wir endlich hinaus zu ſein, und müſſen von ſeinem Wiederaufleben auf einem Theater erfahren, welches ſich bereits als eine Muſteranſtalt verkündigen ließ, als es den geprieſenen Muſterintendanten empfing. Zur Entſchuldigung des «Vicomte» wird auf die beiden Originalſtücke: «Die rothe Schleife» Deinhardſteins und «der Vetter» von Benedix hingewieſen, die kurz vorangegangen waren. Es iſt immer als ein Glück zu betrachten, daß wir noch einen Deinhardſtein und Benedix für das deutſche Bühnenrepertoir beſitzen, allein darum können wir die Darſtellung ihrer Stücke noch keineswegs als erhebliche

Leiſtungen betrachten. Dir Oper wird von den Opern Verdi's und Donizetti's beherrſcht, die nächſt angekündigten Neuigkeiten Stuttgarts ſind: «Reich an Liebe», «Mary, Max und Michel», «Ernani» von Verdi und ein Ballet: «Das Jahresfeſt». Der «Fieseo» Schillers, der zwiſchen dieſem Plunder ebenfalls dargeſtellt wurde, nimmt ſich in dem Verzeichniſſe aus wie ein Lorbeerzweig in einem Kranze von Kohlſtauden.

Das Hamburger Stadttheater iſt in einem Regimentswechſel begriffen. Für die dramatiſche Kunſt allemal die traurigſte Epoche. Allein das Hoftheater von Berlin? «König René's Tochter» von Henrik Herz, einem däniſchen Schriftſteller, was auch in Dresden aufgeführt ward, war ſeine letzte intereſſantere Neuigkeit. Herr Rott gaſtirt ſo eben, zwölf Jahre zu ſpät für ſeinen Ruf, am Theater der Wiener Hofburg. Was aber eine lebendigere Regſamkeit der Berliner Bühne dauernder hemmt und hindert, als die zufällige Abweſenheit ihres vollblütigſten Schauſpielers, wird in einem, ſo eben erſchienenen Buche: «Berlin in ſeiner neueſten Zeit und Entwickelung» des breiteſten auseinandergeſetzt.

Die Schrift rührt von Herrn Friedrich Saß her, der bis jetzt mehr durch eine Karikatur der deutſchen Flotte, zu der ſeine Geſtalt einen Schiffsmaſt darbot, als durch ſonſt etwas allgemeiner bekannt iſt. Was er über Berlin in dem erwähnten Buche beigebracht, iſt zum Theil mit großem Kleiß zuſammengetragen, wie ſeine Bemerkungen über die Arbeits- und Proletariatsverhältniſſe, zum Theil mit vieler Anſchaulichkeit und nicht ohne Geiſt geſchildert, wie das Leben an den öffentlichen Erholungsorten, ſeine Beſchreibung der Berliner Conditoreien, der Concert- und Tanzſäle, ſowie ihrer Geſellſchaft. Leider iſt aber grade der Abſchnitt über das Theater ſchon in der ſchwatzhaften Form des Vortrags ſo gänzlich verfehlt, daß nur wenige Leſer den Muth haben werden, einzelnen treffenden Urtheilen des Verfaſſers über die Bühnenangelegenheiten in einem endloſen Teiche voll dumpfer Gewäſſer unverdroſſen nachzuwaden. Wäre der Artikel kürzer gefaßt, ſtrotzte er nicht von hohlen Phraſen und müſſigen Wiederholungen eben dieſer Phraſen, ſo möchte das mancherlei Wahre, was darin über Herrn von Küſtner, Frau Birch Pfeifer, Herrn Rötſcher, Gubitz und Rellſtab geſagt wird, für die Betheiligten ſehr empfindlich ſein.

Weit anſprechender iſt, wie ſchon erwähnt, die Abtheilung über die Berliner Conditoreien gerathen und bei der Gelegenheit, daß uns Herr Fr. Saß zu Stehely führt, ſtellt er uns auch ſeine literariſchen Freunde vor: Herrn Ludwig Buhl, der, «nur wenn er nicht in Haft iſt, ab und zu in der rothen Stube erſcheint» was wir aus der Natur der Gefängniſſe leicht erklärlich finden, Herrn Ed. Meyen «ein Berliner Kind, der mit Berlin und Stehely ſo innig verwachſen iſt, daß er Beide niemals wird entbehren können» und der auch «einen Anflug von der bekannten Berliner Blaſirtheit bekommen hat». Nun wenn das nur ein «Anflug» von der Berliner Blaſirtheit iſt, was Herr Ed. Meyen zur Schau trägt, ſo möchte ich ein Berliner Kind kennen lernen, welches ſich mit ihrem Weſen verſchmolzen hat. Ferner ſtellt er uns vor Herrn Schmidt, der als Max Stirner in ſeinem Buche «der Einzige und ſein Eigenthum» «weit über die äußerſte Linke des Hegelthums, noch weit über Bruno Bauer und Feuerbach hinausgegangen». Nach ihm haben nämlich Alle, die an Tugend, Vaterland, Gerechtigkeit, ſittliche Pflicht und dergleichen glauben, einen «Sparren» und ſind von einem Geiſte «beſeſſen», der vertrieben werden muß. Herr Saß ſelbſt verhehlt ſich die «Schwächen dieſes Syſtems» nicht, welches in ſeinen Folgerungen zur «Thierwerdung» drängen würde und überraſcht uns dann mit der Verſicherung, daß Herr Schmidt-Stirner als Perſönlichkeit gar kein «Einziger», ſondern von der liebenswürdigſten Humanität durchdrungen ſei. — Was iſt denn an einem Schriftſteller der eigentliche Menſch? fragen wir. Offenbart er ſich deutlicher in der Perſönlichkeit, oder im Buche? — Auch Herr Klein iſt ein Gaſt der Stehely-Conditorei, der Redacteur des «Modenſpiegels», «welcher in neuerer Zeit die dramatiſche Laufbahn» — das klingt ſo raſch, als ob Herr Klein ſchon alle Repertoire Deutſchlands für ſich hätte — «eingeſchlagen». Seine «Zenobia» gehört «in unſrer Zeit, wo die tragiſche Muſe ihr Haupt beinah gänzlich verhüllt hat» — zu den Auserwählten, die ihr unter den Schleier geblickt haben? — nein, «zu den großartigſten Anfängen eines neuen vom wahrhaft hiſtoriſchen Geiſte durchdrungenen Drama's». Nun, Shakespeares «Hamlet» iſt auch ohne wahrhaft hiſtoriſchen Geiſt, ein gar nicht verächtliches Trauerſpiel. Herr Theodor Mügge wird uns ſodann «eher mit dem Anſehen eines Rentiers als eines deutſchen Schriftſtellers» gezeigt. Ich habe ihn ſeitdem in dem Verdachte weißer Wäſche und etwas wohlbeleibter Geſtalt, ungefähr wie das vollſtändigſte Widerſpiel des Herrn Buhl. Auf Herrn Karl Becks «wilde Phantaſie» ſcheint der Berliner Kriticismus ſehr vortheilhaft zu wirken. Endlich wird auch Herr Rutenberg ſilhouettirt, der Redacteur der unterdrückten «Rheiniſchen Zeitung», deſſen

Digitized by Google

«Natur weniger für die Theorie als für die Praxis iſt».

Dies ſind die Epigonen der Epoche, wo E. A. T. Hoffmann bei Stehely über phantaſtiſchen Bildern brütete, Ludwig Devrient ſeinen «ſteifen Schiffsgrog» aus der Hand des Kellners nahm und Heinrich Heine in Baiſers und Liebesſehnſucht ſchwelgte. — Saß' «Berlin» iſt, wie es gegenwärtig erforderlich worden, eine Schrift von mehr als 20 Bogen Umfang. Ihr Hauptverdienſt beruht, wir wiederholen es, auf der Erörterung der Proletariatsverhältniſſe.

Rob. Heller.

Moden.

In Paris gibt's jetzt nur Feſte und Bälle, und um ſich dabei mit ſeinem Gewiſſen wohlthätig abzufinden, ſo tanzt, muſicirt, ſingt und amüſirt man ſich häufig zum Beſten der Armen, das heißt man arrangirt Feſte, deren Ertrag den Armenkaſſen zugewieſen wird — tout comme chez nous. Die Pariſer Modenachrichten beſchäftigen ſich demnach im Augenblick nur mit Putz- und Balltoiletten, die in Schönheit und Luxus die Zeitbedrängniſſe vergeſſen machen. Folgt man dem Tagewerk einer eleganten Pariſerin, ſo trifft man ſie des Morgens in ihrem heimlichen Schlafzimmer, deſſen Wände mit lichtblauem Seidenzeug bezogen ſind, über dem eine Draperie von weißer Spitze hin und wieder mit Medaillons von gemaltem Porzellan feſtgehalten wird. Im Grunde des Zimmers ſteht das Bett der Dame, deſſen Geſtell ein Kunſtwerk von Pariſer Holzdrechslerarbeit zeigt und das mit Vorhängen von lichtblauem Damaſt, über denen wieder weiße Spitzenvorhänge liegen, drapirt iſt. Dem Bett zur Seite lodert ein behaglich Feuer im Kamin, deſſen Alabaſtereinfaſſung von lichtblauen Sammtkiſſen gehoben wird, auf denen eine Stutzuhr in einem Gehäuſe von altſächſiſchem Porzellan, ſo wie einige Handleuchter von gleichbizarrem Porzellangeſchmack, Flacons und andre elegante Kleinigkeiten ruhn. Der Spiegel iſt in einen reichgeſchnitzten vergoldeten Holzrahmen gefaßt, und die übrigen leichten Möbel des Zimmers ſind im chineſiſch buntlakirten Geſchmack gewählt, oder ſie ſind von Roſenholz angefertigt und mit Porzellanmedaillons bereichert. Ein Teppich von Smyrna deckt den Fußboden. Am Kamin ſtehen ein Paar große Armſtühle, die lichtblauer Sammt über und über deckt, und deren elaſtiſche Polſterung jeder leichten Berührung des Sitzenden weicht. Auf einem dieſer Stühle ſitzt die Dame des Hauſes ihr gegenüber, hat die plaudernde Freundin Platz genommen. Das Negligée der erſtern beſteht aus einem Peignoir, der von weißem Caſchmir gemacht, mit weißer Seide gefüttert und mit einer algieriſchen bunt- und mehrfarbigen Poſamentirarbeit reich beſetzt iſt. Der vorn geöffnete Peignoir zeigt ein weißes Unterkleid, das eine weiße Stickerei in Schürzenform ziert. Ein geſticktes Mullhäubchen mit kirſchrothen Bändern garnirt, ein Paar Hausſchuhe, von kirſchrothem Sammt gemacht, ein hohes Faltenchemiſett und rothgerändertes Batiſttaſchentuch vervollſtändigen den Anzug. Der Peignoir kann auch ſtatt von weißem Caſchmir, von groß- und buntgemuſtertem Damaſt gewähle werden. Die Stadttoilette der Freundin iſt für einen ſo frühen Morgenanzug höchſt einfach gewählt. Sie trägt einen grauen Taffetoberrock, der vom Hals bis unten glatt geſchloſſen iſt und den vorn eine Reihe großer Quaſtenknöpfe bereichern, darüber liegt ein ſchwarzer Halbmantel, der von Sammt gemacht und mit zwei breiten Spitzenfalbeln garnirt iſt. Sie hat dazu einen ſchwarzen Sammthut gewählt, der von außen mit einer Sammtdraperie und zwei langen ſchwarzen Quaſten und von innen mit roſa Atlasbändern verziert iſt. Eine ſolche einfache Stadttoilette ſtellt man auch häufig zuſammen aus einem dunkelblauen, ganz glatten Oberrock von Poult de ſoie, einem ſchwarzen mit Franſen garnirten Sammt- oder Atlasmantel, einen roſa Hut mit weißem Halbſchleier und einem kleinen Pelzmuff.

Zum Ausputz der Stadthüte verwendet man neuerdings häufig weiße Blonden. Die Federſpitzen macht man ſehr klein und ganz rund. Die Capoten ſind ſtets der Länge nach leicht gezogen und nicht wie früher der Quere nach dicht gereiht.

Läßt man ſich gegen Abend bei einer eleganten Pariſerin anmelden, ſo empfängt ſie den Beſuch im Boudoir oder ſogenanntem kleinen Salon. Dieſer iſt meiſt mit dem daranſtoßenden großen Salon in gleichem Geſchmack ausgeſtattet und zwar im Geſchmack

Louis XVI. Die Wände dieſer Salons ſind mit ſchweren Seidentapeten bezogen, welche reichgeſchnitzte, vergoldete Holzleiſten einrahmen, gleiche Bilder- und Spiegelrahmen bereichern außerdem die Wände. Die Möbel der Salons ſind meiſt in den verſchiedenſten Formen und im Styl verſchiedener Jahrhunderte nach dem Geſchmack der Hausfrau zuſammengeſtellt. Die Sopha's ſind entweder divanartig ganz mit Zeug bezogen, oder ſie ſind im Styl Louis XV. mit vergoldeter Holzbronze eingefaßt. Die Armſtühle, die im elegant gewundenen Renaiſſancegeſchmack von Palliſanderholz angefertigt und mit feinem gepreßten Marokinleder beſchlagen ſind, ſtehen neben den überladenſten Rococoſeſſeln, deren Lehne eine bizarr geſchnitzte, vergoldete Einfaſſung umgibt und die mit einem buntmuſtrigen Gobelingewebe oder mit einem großgeblumten Damaſt, den Bandreihen bereichern, gedeckt ſind. Die Kron- und Wandleuchter ſolcher Zimmer zeigen ein vielarmiges Geſtell von echter Goldbronze, das mit prismatiſch geſchliffenen Glasbehängen reich behangen das Licht hundertfältig bricht. Die im Salon empfangende Hausfrau trägt ein lichtgrünes Oberrockkleid, das mit ſchwarzen Spitzenkanten ſtaffelartig en brandebourg beſetzt iſt, dazu ſchmückt ihr Haar ein kleines ſchwarzes Spitzenhäubchen, welches mit roſa Blumengehängen bereichert iſt. Oder ſie wählt ein roſa und grau ſchillerndes Seidenkleid, das mit einer ausgeſchnittenen Schneppentaille und langen engen Aermeln ohne Beſatz gemacht iſt. Darüber trägt ſie eine Spitzenpelerine, die von einer roſa Bandſchleife in der Mitte der Bruſt zuſammengefaßt iſt, und das Haar ſchmückt eine Doppelbarbe, von weißen Spitzenkanten und roſa Band zuſammengeſtellt.

Die weißen und die ſchwarzen Spitzen bleiben dieſen Winter der modernſte Ausputz für jede Art Anzug und auf welche Art man ſie verwenden mag, man iſt ſtets ſicher, der beliebteſten Mode zu folgen.

Für den Putzanzug ſind einige ſehr auffallende Toiletten zu erwähnen. Eine ſehr elegante Dame trug ein roſa Atlaskleid, das unten um den Rock breit mit gleichfarbigem Tüllgekraus garnirt war, darüber trug ſie einen Ueberwurf (pardessus) von ſchwarzem Sammt gemacht; dieſer Ueberwurf hatte eine ausgeſchnittene Schneppentaille, ſehr kurze Aermel und einen ſehr kurzen Rock, um letzteren lief eine ſchwarze Spitze, deren Muſter von ſchwarzem Schmelz ausgenäht war, dieſe Schmelzſpitze lag auf dem Tüllgekraus des Unterkleides, was ſehr hübſch ausſah; die gleiche Schmelzſpitze zierte Leib und Aermel. Ein Aufſatz von roſa Tüll gemacht und mit roſa Federſpitzen geziert, paßte zum Ganzen. Noch gewagter war ein andrer Anzug, den eine ſchöne junge Frau trug, dieſer beſtand aus einem violetten Creppkleid, das mit zwei Röcken gemacht und durchaus mit Goldflittern geſtickt war, und dazu trug ſie einen Kranz von violetten Crocus mit Goldblättern; das gewagte des Anzugs beſtand darin, daß geſtreute Goldflittern auf der Bruſt und dem Nacken der Dame, wie die Mouches früher, aufgeklebt waren.

Dunkelfarbige Creppkleider ſind ſehr modern, vollblaue mit Goldausputz, grüner Crepp mit gleichfarbigen Atlasrollen, dunkelgoldgelber Crepp mit weißen Blüten verziert, violetter Crepp mit gelben Blumen gerafft.

Ein Ausputz von Atlasrollen iſt auf leichte Kleider ſehr häufig angebracht. Iſt ſolch leichtes Kleid mit drei Röcken gemacht, ſo ſetzt man mehrere gleichfarbige Atlasrollen meiſt in gleicher Zahl um jeden der Röcke; hat das Kleid nur zwei Röcke, ſo ſetzt man um den untern Rock meiſt drei Atlasrollen und um den obern Rock fünf Rollen, oder man dreht es um und nimmt unten mehr und oben weniger Rollen. Auch bildet man zuweilen ſtatt der glatten Striche ineinandergeſchlungene Ringe von den Atlasrollen als Rockbeſatz. Gemalte Blumenkanten ſind auch ein moderner Ausputz für leichte Ballkleider.

Die halblangen weißen Handſchuh ſchließt man mit 3 bis 5 Knöpfen von echten Steinen gefaßt, und zwar wählt man die Edelſteine in Harmonie mit der Farbe oder dem Ausputz des Kleides.

Als Armband iſt die Form von ineinandergeſchlungenen Ringen ſehr modern, z. B. platte Ringe von Diamanten und Rubinen ineinaudergeſchlungen.

J.

Hierzn eine Kunſtbeilage:

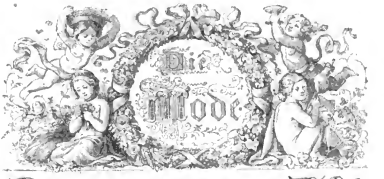
№ 12. Pariſer Damenmoden. Balltoiletten. Ein Taffetkleid mit Spitzen und Bandſchalen garnirt und eine Coiffüre von Sammt und Goldgeflecht zuſammengeſtellt. Das Tüllkleid iſt mit zwei Röcken gemacht und mit Band und Tüllgekraus garnirt, das Haar ſchmücken Blumen, welche mit lebendigen Blättern zuſammengebunden ſind.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Mode 1847. N.º 12.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

№ 9. Pränumerationspreis halbjährlich 2⅓ Thaler. 1847.

Der Kampf des Lebens.

Eine Liebesgeſchichte von Ch. Dickens (Boz).

(Schluß.)

Der Geiſt der verſchwundenen Jungfrau blickte aus dieſen Augen; aus dieſen Augen Grace's, ihrer Schweſter, wie ſie mit dem Gatten an ihrem Hochzeitstag, und Marions und ſeinem Geburtstag im Obſtgarten ſaß.

Er war kein berühmter Mann geworden; auch nicht reich; er hatte die Umgebungen und die Freunde ſeiner Jugend nicht vergeſſen; er hatte keine von des Doctors Prophezeiungen erfullt. Aber in ſeinen heimlichen und wohlthätigen Beſuchen in niedern Hutten; in ſeinen Nachtwachen am Krankenbette und in ſeiner taglichen Einſicht des vielen Schönen und Guten, das auf den Seitenpfaden des Lebens bluht und nicht niedergetreten wird von dem ſchweren Fuß der Armuth, ſondern kräftig emporſprießt in ihrer Spur, hatte er mit jedem Jahre die Wahrheit ſeines alten Glaubens beſſer gelernt und bewieſen. Seine Lebensweiſe, ſo ſtill und beſcheiden ſie auch war, hatte ihm gezeigt, wie oft die Menſchen immer noch Engel bei ſich empfingen, wie vor Alters; und wie oft die unſcheinbaren Geſtalten — ſelbſt manche, die dem Auge gemein und häßlich erſcheinen und in Lumpen gekleidet ſind — am Schmerzenslager des Kranken in einem neuen Licht erſcheinen, und zu hilfreichen Engeln werden mit einer Strahlenkrone um das Haupt.

Er hatte vielleicht ſeinen Menſchenberuf beſſer erfüllt auf dieſem alten Schlachtfeld, als wenn er raſtlos in ruhmvolleren Schranken geſtritten hätte; und er war glücklich mit ſeiner Gattin Grace.

Und Marion! Hatte er ſie vergeſſen?

Die Zeit iſt ſchnell entſchwunden ſeitdem, liebe Grace, ſagte er — ſie ſprachen von jener Nacht — und doch ſcheint es ſchon ſo lange her zu ſein. Wir zählen nach Veränderungen und Ereigniſſen in uns, nicht nach Jahren.

Aber auch Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem Marion uns verlaſſen, erwiderte Grace. Sechsmal, lieber Mann, den heutigen Tag eingerechnet, haben wir an ihrem Geburtstag hier geſeſſen und von ihrer ſo heiß erſehnten und ſo lange verſchobenen Rückkehr geſprochen. Wann wird es endlich ſein!

Ihr Gatte beobachtete ſie aufmerkſam, wie ſich die Thränen in ihren Augen ſammelten; und ſagte dann, ſie näher an ſich ziehend:

Aber Marion ſagte dir in ihrem Abſchiedsbrief, den ſie auf dem Tiſche zurückließ und den du ſo oft lieſeſt, daß Jahre vergehen müßten, ehe es geſchehen kann? Iſt das nicht wahr?

Sie zog den Brief aus dem Buſen, küßte ihn und ſagte: Ja.

Daß ſie in dieſen Jahren, ſo glücklich ſie auch ſein möge, der Zeit entgegenſehen werde, wo ſie zurückkehren und Alles aufklären könne; und dich bitte, in Hoffnung und Vertrauen daſſelbe zu thun. Das ſteht im Briefe, nicht wahr, Liebe?

Ja, Alfred!

Und in jedem Briefe, den ſie ſeitdem geſchrieben?

Außer in dem letzten — vor einigen Monaten — in dem ſie von dir ſprach und von dem, was du damals erfahren, und was ich heute Abend vernehmen ſollte.

Er blickte nach der Sonne, die nahe am Horizont ſtand, und ſagte, die feſtgeſetzte Zeit ſei Sonnenuntergang. —

Alfred! ſagte Grace und legte die Hand mit Innigkeit auf ſeine Schulter; es ſteht etwas in dem Briefe, was ich dir nie geſagt habe. Aber heute Abend, geliebter Gatte, wo dieſer Sonnenuntergang naht und unſer Leben mit dem ſcheidenden Tage feierlicher und ſtiller zu werden ſcheint, kann ich es nicht geheim halten.

Was iſt dies, Geliebte?

Als Marion von uns zog, ſchrieb ſie mir in dieſem Briefe, daß, wie wie du ſie mir einſt anvertraut, ſie dich jetzt in meine Hände lege, Alfred; und beſchwor mich im Namen meiner Liebe zu ihr und zu dir, nicht die Neigung zurückzuweiſen, die, wie ſie wiſſe, du auf mich übertragen würdeſt, wenn die jetzt noch friſche Wunde geheilt ſei, ſondern ſie zu ermuthigen und zu erwiedern.

Und mich wieder zu einem glücklichen und zufriednen Manne zu machen, Grace. Schrieb ſie das nicht?

Sie meinte, mich ſo geſegnet und geehrt mit deiner Liebe zu machen! war ſeines Weibes Antwort, als er ſie in ſeine Arme ſchloß.

Höre mich, Geliebte! ſagte er. — Nein. So! — und mit dieſen Worten legte er ſanft ihr Haupt an ſeine Bruſt. Ich weiß, warum ich von dieſer Stelle im Briefe nie etwas gehört habe. Ich weiß, warum ſich damals nie bei dir eine Spur davon in Wort oder Blick gezeigt hat. Ich weiß, warum Grace, obgleich meine echte Freundin, doch ſo ſchwer zu bewegen war, mein Weib zu werden. Ja, ich kenne den unſchätzbaren Werth des Herzens, das ich in meinen Armen halte, und danke Gott fur den koſtbaren Schatz!

Sie weinte, aber nicht aus Kummer, als er ſie an ſein Herz drückte. Nach einer Weile ſah er auf das Kind hernieder, das zu ihren Füßen ſaß und mit einem Körbchen voll Blumen ſpielte, und ſagte zu ihm: Sieh, wie roth und goldig die Sonne iſt.

Alfred, ſagte Grace und blickte bei dieſen Worten raſch auf. Die Sonne ſinkt. Du haſt nicht vergeſſen, was ich erfahren ſoll, ehe ſie unterging.

Du ſollſt die Wahrheit über Marion's Schickſal erfahren, Liebe, antwortete er.

Die ganze Wahrheit, bat ſie flehend. Ohne weitere Verhüllung. So lautete das Verſprechen. Nicht wahr?

Allerdings, ſagte ihr Gatte.

Ehe die Sonne ſänke an Marion's Geburtstage. Und du ſiehſt, Alfred, ſie iſt dem Sinken nahe.

Er ſchlang die Arme um ſie, ſah ihr feſt ins Auge und ſagte:

Nicht ich ſoll dir dieſe Kunde mittheilen, liebe Grace. Sie ſoll von andern Lippen kommen.

Von andern Lippen! wiederholte ſie leiſe.

Ja. Ich kenne dein ſtandhaftes Herz, ich weiß, wie ſtark du biſt, und daß ein vorbereitendes Wort bei dir genügt. Du ſagteſt, die Zeit ſei gekommen. Sie iſt da. Sage mir, daß du ſtark genug biſt, eine Ueberraſchung, eine Erſchütterung zu tragen: und der Verkündiger harrt vor der Pforte.

Welcher Verkündiger? ſagte ſie. Und welche Kunde bringt er?

Ich darf nicht mehr ſagen, antwortete er mit demſelben ruhigen Blick. Glaubſt du mich zu verſtehen?

Ich erbebe bei dem Gedanken, ſagte ſie.

Trotz ſeinem ruhigen Blick lag ein Ausdruck auf ſeinem Geſicht, der ſie erſchreckte. Wieder verbarg ſie ihr Antlitz an ſeine Bruſt und bat ihn zitternd, noch einen Augenblick zu warten.

Muth, arme Grace! Wenn du Kraft genug haſt, harrt der Verkündiger an der Pforte. Die Sonne ſinkt über Marions Geburtstag. Muth, Muth, Grace!

Sie erhob das Haupt, ſah ihn an und ſagte, ſie ſei bereit. Während ſie daſtand und ihm nachblickte, ſah ſie Marion in ihrer letzten Zeit wunderbar ähnlich. Er nahm das Kind mit ſich. Sie rief es zurück — es hatte der verlornen Schweſter Namen — und drückte es ans Herz. Aber wie ſie die Kleine wieder losließ, eilte dieſe dem Vater nach und Grace war allein.

Sie wußte nicht, was ſie fürchtete oder hoffte, ſondern blieb regungslos ſtehen und blickte nach der Pforte, durch die ſie verſchwunden waren.

Gott! was iſt das, was aus dem Schatten hervortritt und auf der Schwelle verweilt? Dieſe Geſtalt in dem weißen, von der Abendluft bewegten Gewande, das Haupt zärtlich ruhend an ihres Vaters Bruſt! O Gott! war es ein Traumbild, das ſich aus ihres Vaters Armen losriß und mit einem Schrei in wildem Liebesungeſtüm in ihre Umarmung ſank?

O Marion, Marion! O meine Schweſter! O mein theures, geliebtes Herz! O unausſprechliches Glück des Wiederſehens!

Es war kein Traum, kein von Hoffnung und Furcht heraufbeſchwornes Phantaſiegebild, ſondern Marion ſelbſt! So lieblich, ſo glücklich, ſo unberührt von Kummer und Leiden, ſo herrlich in ihrer Anmuth, daß, wie die untergehende Sonne auf ihr himmelwärts gerichtetes Geſicht ſchien, ſie wie ein Engel ausſah, der die Erde ſegenſpendend heimgeſucht.

Marion hielt ihre Schweſter umfaßt, die auf eine Bank geſunken war, und beugte ſich über ſie und lächelte durch ihre Thränen und kniete dann vor ihr nieder, und konnte keine Sekunde das Auge von ihr wegwenden. Endlich brach ſie das Schweigen, und ihre Stimme tönte klar, leiſe und ſüß im Einklang mit der abendlichen Feierſtille.

Als ich noch unter dieſem geliebten Dache weilte, Grace —

Digitized by Google

O, ſüßes Herz! Nur einen Augenblick! O Marion, dich wieder ſprechen zu hören!

Sie konnte die geliebte Stimme nicht ohne tiefe, faſt peinliche Erſchütterung hören.

Als ich noch unter dieſem geliebten Dache weilte, Grace, liebte ich ihn von ganzem Herzen. Ich liebte ihn auf's innigſte. Ich hätte für ihn ſterben können, obgleich ich noch ſo jung war. Ich verſchmähte ſeine Liebe nie in meinem innerſten Herzen, keinen einzigen Augenblick. Sie war mir theurer, als ich ſagen kann. Obgleich es lange her iſt, und längſt vorbei, und Alles ganz anders geworden, ſo konnte ich doch den Gedanken nicht ertragen, daß du glauben möchteſt, ich hätte ihn voreinſt nicht treu geliebt. Ich liebte ihn nie mehr, Grace, als an jenem Tage, wo er von hier Abſchied nahm. Ich liebte ihn nie mehr, als an jenem Abend, wo ich von hier verſchwand.

Ihre Schweſter konnte ihr blos ins Antlitz ſchauen und ſie feſt umſchlungen halten.

Aber ohne es zu wiſſen, ſagte Marion mit ſanftem Lächeln, hatte er ein andres Herz gewonnen, ehe ich noch eins beſaß, um es ihm zu ſchenken. Dieſes Herz — deines, Schweſter — war ſo erfüllt von Zuneigung zu mir, war ſo hingebend und edel, daß es ſeine Liebe verſteckte und ſie geheim hielt vor Aller Augen, außer vor meinen — ach, welche Augen wären auch ſo von Liebe und Dankbarkeit geſchärft geweſen! — und ſich für mich hinopferte. Aber ich kannte die Tiefe dieſes Herzens. Ich kannte den Kampf, den es ausgeſtanden. Ich wußte, wie hoch und unſchätzbar ſein Werth für ihn war und wie ſehr er es ſchätzte, mochte er mich lieben, wie er wollte. Ich wußte, wie viel ich dieſem Herzen ſchuldete, ich hatte ſein ſchönes Beiſpiel täglich vor Augen. Was du für mich gethan, Grace, das, wußte ich, würde ich auch für dich thun können, wenn ich wollte. Ich legte mich nie zur Ruhe, ohne Gott mit Thränen anzuflehen, mir die Kraft dazu zu verleihen. Ich legte mich nie zur Ruhe, ohne an Alfreds eigne Worte beim Abſchied zu denken, daß täglich in menſchlichen Herzen Siege gewonnen würden, gegen welche dieſe Schlachtfelder in nichts zurückſänken. Und wie ich immer mehr und mehr an die Entſagung dachte, die täglich in der Welt vorkommt und kaum berückſichtigt wird, da fühlte auch ich, daß mir meine Prüfung täglich leichter wurde! und Er, der jetzt in unſer Herz ſieht und weiß, daß kein Tropfen Kummer oder Schmerz in dem meinen iſt, nichts als ungemiſchtes Glück, gab mir die Kraft zu dem Entſchluß, nie Alfreds Weib zu werden. Daß er mein Bruder und dein Gatte werde, wenn meine Handlungsweiſe dieſes glückliche Ende herbeiführen könnte, daß ich aber nie (Grace, ich liebte ihn damals innig!) ſein Weib ſein wollte!

O, Marion! O, Marion! flüſterte Grace.

Ich verſuchte, mich gleichgiltig gegen ihn zu ſtellen — und ſie drückte ihrer Schweſter Geſicht an ihre Wange — aber das war zu ſchwer, und du warſt immer ſeine eifrige Fürſprecherin. Ich verſuchte, dir meinen Entſchluß mitzutheilen, aber du wollteſt mich nie anhören — nie verſtehen. Die Zeit ſeiner Rückkehr nahte. Ich fühlte, daß ich handeln mußte, ehe dieſer tägliche Umgang erneuet würde. Ich fühlte, daß ein großer Schmerz in dieſem Momente uns Allen lange Leiden erſparen würde. Ich wußte, daß, wenn ich vor ihm entfloh, am Ende das kommen müßte, was gekommen iſt, und was uns Beide ſo glücklich gemacht hat, Grace! Ich ſchrieb an Tante Martha und bat ſie um Aufnahme in ihrem Hauſe; ich ſagte ihr damals nicht die

ganze Wahrheit, aber ſie gewährte mir gern meine Bitte. Während mein Entſchluß noch mit mir und meiner Liebe zu euch und dem Vaterhauſe im Kampfe lag, wurde Mr. Warden durch einen Unglücksfall eine Zeitlang unſer Hausgenoſſe.

Ich habe dies in letzter Zeit manchmal gefurchtet, rief ihre Schweſter aus und wurde todtenbleich. Du liebteſt ihn niemals und haſt ihn aus Entſagung geheirathet!

Er war damals, ſagte Marion und zog ihre Schweſter näher an ſich, im Begriff, heimlich ins Ausland zu flüchten. Er ſchrieb an mich, ſetzte mir ſeine Verhältniſſe und Ausſichten auseinander und bot mir ſeine Hand an. Er ſagte mir, er habe bemerkt, das ich Alfreds Rückkehr nicht freudig entgegenſehe. Ich glaube, er war der Meinung, mein Herz habe keinen Theil an dieſem Bunde, oder ich habe ihn früher geliebt, und jetzt nicht mehr; oder ich ſuche Gleichgiltigkeit zu verbergen, wenn ich mich gleichgiltig ſtellte — kurz ich weiß es nicht. Aber ich wollte, daß Alfred mich für ganz verloren halten ſollte. Verſtehſt du mich, geliebte Schweſter?

Ihre Schweſter ſah ihr aufmerkſam ins Antlitz. Sie ſchien in Ungewißheit zu ſchweben.

Ich kam mit Mr. Warden zuſammen, und vertraute mich ſeiner Ehre an; ſagte ihm mein Geheimniß am Vorabend ſeiner und meiner Flucht. Er hat es treu bewahrt. Verſtehſt du mich, Geliebte?

Grace blickte verwirrt um ſich. Sie ſchien kaum zu hören.

Geliebte Schweſter! ſagte Marion, ſammle deine Gedanken einen Augenblick: höre mich. Sieh mich nicht ſo ſeltſam an. Es gibt Länder, wo diejenigen, welche eine rebelliſche Leidenſchaft unterdrücken oder einen tiefen Schmerz ihrer Bruſt heilen wollen, ſich in ewige Einſamkeit zurückziehen und ſich für immer von der Welt und ihren Empfindungen trennen. Wenn Frauen dies thun, ſo nehmen ſie den Namen an, der mir in dir ſo theuer iſt, und nennen ſich Schweſtern. Aber es gibt auch Schweſtern, Grace, die unter Gottes freiem Himmel, und im geſchäftigen Menſchengewühle, wo ſie möglichſt bemüht ſind, Segen zu ſpenden und Gutes zu thun, daſſelbe lernen; und mit noch friſchem und jugendlichem Herzen, und noch empfänglich für Glück ſagen können: der Kampf iſt längſt vorüber, der Sieg längſt gewonnen. Und eine ſolche Schweſter bin ich! Verſtehſt du mich jetzt?

Immer noch blickte ſie Marion ſtarr an und antwortete nicht.

O Grace, geliebte Grace, ſagte ſie und ſchmiegte ſich noch zärtlicher an die Bruſt, von der ſie ſo lange getrennt geweſen, wenn du nicht glücklich als Gattin und Mutter wäreſt — wenn ich keine kleine Namensſchweſter hier fände — wenn Alfred, mein lieber Bruder, nicht dein zärtlicher Gatte wäre, wo ſollte ich dann die Seligkeit finden, die jetzt mein iſt! Wie ich das Haus verlaſſen habe, ſo kehre ich zurück. Mein Herz hat keine andre Liebe gekannt, meine Hand iſt immer noch frei, ich bin immer noch deine jungfräuliche Schweſter; unverheirathet, unverſprochen; deine alte, zärtliche Marion, in deren Herzen du allein, ohne Nebenbuhler wohnſt, Grace!

Sie verſtand ſie jetzt. Die Spannung ihres Angeſichts ließ nach; ihre Rührung machte ſich in lautem Schluchzen Luft; und weinend fiel ſie ihrer Schweſter um den Hals und liebkoſete ſie wie ein Kind.

Als ſie ſich wieder etwas geſammelt hatten, ſahen ſie den Doctor und Tante Martha, ſeine Schweſter, und Alfred neben ſich ſtehen.

Das iſt ein böſer Tag für mich, ſagte Tante Martha, durch Thränen

lächelnd, wie ſie ihre Nichten umarmte; denn indem ich euch alle glücklich gemacht, verliere ich eine liebe Tochter; und was könnt ihr mir für meine Marion geben?

Einen bekehrten Bruder, ſagte der Doctor.

Das, erwiderte Tante Martha, iſt wenigſtens etwas in einer ſolchen Narrenspoſſe wie —

Ich bitte dich, ſagte der Doctor bußfertig.

Na, ich will's gut ſein laſſen, gab die Tante zur Antwort. Aber ich komme wirklich ſchlecht dabei weg. Ich weiß nicht, was aus mir werden ſoll ohne meine Marion, nachdem wir ein halb Dutzend Jahre zuſammengelebt haben.

Du wirſt zu mir ziehen müſſen, ſagte der Doctor. Wir zanken uns gewiß nicht mehr.

Oder heirathen, Tante, rieth Alfred.

Ich glaube wirklich, erwiderte die Matrone, es wäre nicht übel, wenn ich Michael Warden ins Auge faßte, der in jeder Hinſicht gebeſſert zurückgekehrt ſein ſoll. Aber, da ich ihn ſchon als Knabe kannte, und ich damals auch nicht mehr ſehr jung war, ſo könnte er mich vielleicht verſchmähen. Daher will ich lieber zu Marion ziehen, wenn ſie heirathet (was doch nicht lange dauern kann), und bis dahin für mich bleiben. Was ſagſt du dazu, Bruder?

Ich habe große Luſt zu ſagen, daß es eine durch und durch lächerliche Welt iſt, die gar nichts Ernſthaftes hat, bemerkte der Doctor.

Du könnteſt zwanzig Zeugniſſe darüber aufnehmen, Anthony, erwiderte ſeine Schweſter; und doch würde es dir Niemand, wenn er uns ſähe, glauben.

Es iſt eine Welt voller Herzen, ſagte der Doctor, und umarmte beide Töchter mit einmal — denn er konnte die Schweſtern nicht von einander trennen; und eine ernſte Welt mit allen ihren Thorheiten — ſelbſt mit meiner, die groß genug war, die Erde zu bedecken; eine Welt, über der die Sonne nie aufgeht, ohne auf Tauſende von unblutigen Kämpfen niederzublicken, welche die Leiden und Verbrechen der Schlachtfelder einigermaßen wieder gut machen; eine Welt, die wir nicht verſpotten dürfen, denn ſie iſt voll heiliger Geheimniſſe, und nur ihr Schöpfer weiß, was unter der Oberfläche ſeines beſcheidenſten Nachbildes verborgen liegt!

Ich würde euch keinen Gefallen thun, wenn ich mit plumper Hand die Freude dieſer lange getrennten und jetzt wieder vereinigten Familie zergliedern wollte. Deshalb wollen wir dem armen Doctor nicht in der Erinnerung ſeines Schmerzes folgen, den er nach Marions Flucht gefühlt; auch nicht erzählen, wie ernſt er die Welt gefunden hatte, in welcher eine tiefgewurzelte Neigung das Erbtheil aller Menſchen iſt; auch nicht, wie ihm eine ſolche Kleinigkeit, wie der Mangel einer einzigen kleinen Ziffer in der großen närriſchen Rechnung, zu Boden gedrückt hatte. Auch nicht, wie ihm ſeine Schweſter ſchon längſt aus Mitleid die Wahrheit allmälig enthüllt, und ihm das Herz der freiwillig verbannten Tochter aufgedeckt und ihn an ihre Bruſt geführt hatte.

Wir erzählen auch nicht, wie Alfred Heathfield in dem eben abgelaufenen Jahre die Wahrheit erfahren; und Marion ihn geſehen und ihm als ihrem Bruder verſprochen hatte, an dem Abend ihres Geburtstages Grace mit eignem Munde Alles zu entdecken.

Ich bitte um Verzeihung, Doctor, ſagte Mr. Snitchey, in den Garten guckend, darf man ſtören?

Ohne auf eine Antwort zu warten, ging er grade auf Marion zu und küßte ihr ganz erfreut die Hand.

Wenn Mr. Craggs noch lebte, meine werthe Miß Marion, sagte Mr. Snitchey, so würde er mit großem Interesse dem heutigen Tage folgen. Er würde vielleicht auf die Ansicht kommen, Mr. Alfred, daß uns das Leben nicht allzuleicht gemacht wird; daß es jede kleine Erleichterung, die wir ihm zu geben im Stande wären, wohl vertragen könnte; aber Mr. Craggs war ein Mann, der sich überzeugen ließ. Wenn er jetzt der Ueberzeugung zugänglich wäre — doch dies ist Schwäche. Liebe Frau — auf diesen Ruf erschien diese Dame in der Thür — du bist unter alten Bekannten.

Nachdem Mrs. Snitchey ihren Glückwunsch gesprochen, nahm sie ihren Gatten bei Seite.

Nur auf einen Augenblick, Mr. Snitchey, sagte die Lady. Es ist nicht meine Art, Todten Uebles nachzureden.

Nein, liebe Frau, antwortete ihr Mann.

Mr. Craggs ist —

Ja, meine Liebe, er ist gestorben, sagte Mrs. Snitchey.

Aber ich bitte dich, an jenen Ballabend zurückzudenken, fuhr seine Frau fort. Nur darum bitte ich dich. Wenn du es thust, und wenn dich dein Gedächtniß nicht ganz verläßt, und du nicht ganz geistesschwach bist, so fordere ich dich auf, den heutigen Abend mit jenem zu verbinden, und dich zu erinnern, wie ich dich auf meinen Knien anflehte und bat —

Auf den Knien? sagte Mr. Snitchey.

Ja, erwiderte Mrs. Snitchey mit Sicherheit, — und du weißt es — dich vor diesem Mann zu hüten — sein Auge zu beobachten — und jetzt sage mir, ob ich damals nicht Recht hatte, und ob er an diesem Tage nicht im Besitz von Geheimnissen war, die er nicht für gut fand mitzutheilen?

Liebe Frau, flüsterte ihr der Advokat ins Ohr, bemerktest du etwas in meinen Augen?

Nein, erwiderte Mrs. Snitchey mit Schärfe. Bilde dir das nicht ein.

Weil wir an jenem Abend zufällig, fuhr er fort und hielt sie am Aermel fest, Beide im Besitz von Geheimnissen waren und Beide eines und dasselbe wußten. Also, Frau, je weniger du von dieser Sache sagst, desto besser; und nimm dies als eine Lehre hin, um in Zukunft die Dinge mit einem barmherzigern und klügern Auge zu betrachten. Miß Marion, ich habe eine alte Bekanntschaft mitgebracht.

Die arme Clemency trat, die Schürze vor den Augen, langsam am Arme ihres Gatten herein; der letztere mit einem kläglichen Gesicht der Vorahnung, daß es mit dem Muskatsieb vorbei sei, wenn sie den Muth verlor.

Nun, Mistreß, sagte der Advokat und hielt Marion zurück, die der Dienerin entgegeneilen wollte, was fehlt Ihnen denn eigentlich?

Was mir fehlt? rief Clemency.

Aber wie sie jetzt verwundert und verletzt durch die Frage und erschrocken über ein lautes Gebrüll Mr. Britains aufblickte und das alte liebe Gesicht so dicht vor sich sah, da machte sie große Augen, schluchzte, lachte, weinte, schrie, umarmte Marion, hielt sie fest, ließ sie wieder los, fiel Mr. Snitchey um den Hals (worüber Mrs. Snitchey sich sehr entrüstete), dann dem Doctor, dann Mr. Britain und umarmte sich zuletzt selbst, warf die Schürze über den Kopf und lachte und weinte durcheinander.

Gleich hinter Mr. Snitchey war ein Fremder in den Garten eingetre-

Digitized by Google

ten und an der Thür ſtehen geblieben, ohne von den Andern bemerkt zu werden; denn ſie hatten nur wenig Aufmerkſamkeit übrig, und dieſe wurde durch Clemency's Freudenrauſch einzig und allein in Anſpruch genommen. Er ſchien nicht zu wünſchen, beachtet zu werden, ſondern ſtand abſeits mit niedergeſchlagenen Augen, und ſein Geſicht zeigte einen trüben Ausdruck (obgleich er ſonſt ein ſtattlicher Herr war), den die allgemeine Fröhlichkeit noch auffälliger machte.

Blos Tante Martha hatte ihn bemerkt und ging gleich zu ihm hin und ſprach mit ihm. Kurz darauf trat ſie wieder zu Marion, die mit Grace und ihrer kleinen Namensſchweſter eine liebliche Gruppe bildete, und flüſterte ihr etwas ins Ohr, wovon dieſe überraſcht zu ſein ſchien; aber bald wieder ſich faſſend, näherte ſie ſich mit der Tante dem Fremden und knüpfte ein Geſpräch mit ihm an.

Mr. Britain, ſagte der Advokat und zog ein juriſtiſch ausſehendes Papier aus der Taſche, ich wünſche Ihnen Glück. Sie ſind jetzt der einzige und alleinige Eigenthümer des freien Beſitzthums, welches Sie bis jetzt als eine conceſſionirte Schenke im Pacht haben und das unter dem Namen des Muskatſiebs bekannt iſt. Ihre Frau verlor ein Obdach durch meinen Clienten Mr. Michael Warden und bekommt jetzt ein neues durch ihn. Ich werde das Vergnügen haben, dieſer Tage um Ihre Stimme bei der Wahl mich zu bewerben.

Würde es einen Unterſchied in der Stimme machen, wenn das Schild verändert würde, Sir? frug Britain.

Durchaus nicht, entgegnete der Advokat.

Dann, ſagte Mr. Britain und gab ihm die Schenkungsurkunde zurück, ſetzen Sie noch die Worte hinein: «und Fingerhut»; und ich will die beiden Mottos im Wohnzimmer aufhängen laſſen, anſtatt meiner Hausfrau Bild.

Und mir, ſagte eine Stimme hinter ihm — es war der Fremde, Michael Warden, — laßt den Inhalt dieſes Mottos zu gute kommen. Mr. Heathfield und Doctor Jeddler, ich hätte Ihnen Beiden großes Herzeleid zufügen können. Daß es nicht geſchah, war nicht mein Verdienſt. Ich will nicht ſagen, daß ich um ſechs Jahre klüger oder beſſer bin. Aber jedenfalls habe ich ſo lange bereut. Ich habe keinen Anſpruch auf ſchonende Behandlung von Ihrer Seite. Ich misbrauchte die Gaſtfreundſchaft Ihres Hauſes und lernte meine Mängel kennen, — mit einer Beſchämung, die ich nie vergeſſen habe, doch ich glaube auch nicht ohne Nutzen, — von Einer, — er blickte Marion an, — die ich demüthig um Verzeihung bat, als ich ihr Verdienſt und meine Unwürdigkeit kannte. In wenigen Tagen werde ich dieſen Ort für immer verlaſſen. Ich bitte Sie Alle um Verzeihung. Wie ihr wollt, das euch die Leute thun, ſo thut ihnen auch! Vergeßt und vergebt!

* * *

Die Zeit — die mir den letzten Theil dieſer Geſchichte mittheilte und die ich das Vergnügen habe, ſeit etwa fünfunddreißig Jahren perſönlich zu kennen — benachrichtigte mich, nachläſſig auf ihre Senſe geſtützt, daß Michael Warden England nie verließ und ſein Haus nicht verkaufte, ſondern es wieder mit anſtändiger Gaſtlichkeit eröffnete und eine Gattin hatte, der Stolz und die Ehre der ganzen Gegend, Namens Marion. Aber da ich bemerkt habe, daß die Zeit zuweilen Thatſachen untereinandermengt, ſo weiß ich wirklich nicht, wieviel Gewicht ich auf ihre Ausſage legen ſoll.

Digitized by Google

Skizzen aus der Provinz*).

IV. Die Penſionsfreundinnen.

Novelle von Helmine Haet.

Ein kalter, feuchter Novembertag neigte ſich zum Ende, als ein bequemer Reiſewagen durch die matt und kraftlos daliegende Flur auf eine Stadt zurollte, deren Thurme ſich ſchon am Horizonte zeigten. Die Fenſter des reich verzierten Wagens waren ſorgfältig geſchloſſen und nur von Zeit zu Zeit bog ſich die junge Dame, welche in dieſem wohlverwahrten Wagen ſaß, an die mit einem Dunſtſchleier verdüſterten Fenſtern, um einen Blick in die todte Natur zu werfen. Es war allerdings kein anmuthiger, ſondern vielmehr ein entmuthigender Anblick, dieſe öden Bäume, mit ihren grauen, ſtarren Aeſten, mit den naſſen traurigen Stämmen zu ſehen, dieſe Felder, dieſe Wieſen, beweht mit den faulenden Ueberreſten der Sommerpracht, niedergetreten von den weidenden Thieren, jetzt verlaſſen von jedem lebenden Geſchöpfe, übermäßig getränkt vom Waſſer des kürzlich reichlich darniedergerauſchten Regens, dem nahen Froſte entgegenſeufzend!

So ein Herbſttag weckt trube Gefuhle in Jedes Bruſt, ertödtet alle Hoffnungen, entwurzelt alle lebensvolle, bluhende Träume! Die junge Dame mochte ein Gleiches fühlen. In ihr mochten hoffnungsvolle Erwartungen und Ausſichten zum Wanken gebracht werden, die ſie durch äußerliche Mittel von Neuem zu ſtützen ſich gedrungen fuhlte, denn nach einem tiefen Athemzuge griff ſie mit einiger Haſt in eine Reiſetaſche, die neben ihr lag und zog einen Brief hervor, um ihn mit einer nachdenklichen, verdüſterten Miene durchzuleſen. Dies Mittel ſchien probat zu ſein. Schon nach wenigen Secunden klärte ein Lächeln ihr Geſicht, ſie ſah immer zufriedner auf das Blatt und legte es endlich mit ganz wohlgefälligen Mienen zuſammen, um es an demſelben Orte, wo ſie es hergenommen, wieder zu verwahren.

Der Regen begann jetzt ſtärker zu fallen. Große Tropfen ſchlugen kniſternd an die Fenſter, der Wind heulte ſtockweiſe ein Accompagnement dazu. Die Dame zog ſich zuſammenſchauernd in ihren Reiſemantel zurück, wickelte ſich feſter ein, ſteckte die Hände in den ſchwarzen Pelzmuff, der bis dahin unbeachtet auf dem Wagenſitze gegenüber logirt hatte, und begann nun ihre trübſeligen Betrachtungen laut zu denken.

«Herr Gott, welch' ein Wetter! Welch' ein miſerabler Weg! Welch' eine triſte Gegend! Hier alſo ſoll ich leben von nun an? Es gehört wahrlich eine ſo erloſchene Hoffnungsflamme dazu, wie ich zu beklagen habe, um es zu wagen, hier leben zu wollen. Wie ſoll das werden? Wie wird ſich mein Schickſal geſtalten? O meine bezaubernden Träume, womit ich meine Zukunft ſchmückte —! Hin, Alles hin! Ich werde hier freilich auch Frieden und Freude zu hoffen haben, allein welch' eine untergeordnete Klaſſe von Amuſements gegen die, welche ich verlaſſen mußte. — Cäcilie iſt gut. Sie theilt gewiß willig ihren — Ueberfluß mit mir. Wie zartſinnig wußte ſie ſchon in der Penſion meine verwegenen Wünſche, die mein Vater nicht realiſiren

*) I—III. in № 3—7, 25—27 des Jahrgangs 1846.

wollte, ach — auch wol nicht konnte, wie ich jetzt erſt einſehe, — zu erfüllen! Ihre Mutter iſt nach dem liebevollen Briefe auch eine gute Frau — aber der Herr Vormund! Der Herr Vormund! Wie ſonderbar, daß er erſt um Erlaubniß gefragt werden mußte, ob ich als Hausgenoſſin auf längere Zeit — auf immer, ſchreibt Cili, placirt-werden dürfe! Sonderbar! Dies iſt der einzige Punkt des ganzen Briefes, der mir entſchieden misfällt! Wie, ſollten die Leute es ſich nicht zur Ehre ſchätzen, daß Antonie von Griffeldo, des Oberſten von Griffeldo verwaiſete Tochter, ſie auf einige Zeit beſuchen will? Der Form wegen, ſchreibt die kleine Cili, mußten wir die Rückkunft meines Vormundes abwarten, um ſeine Einwilligung zu dem Anerbieten: dich für immer hier haben zu können, einzuholen. Nun — laſſen wir dieſe altväteriſche Form — was thut's, ich habe eine Zuflucht und brauche der hochmüthigen Gräfin Feldern nicht dienſtbar zu werden, wie mir mein Vormund mit wohlgeregelten, gemeſſenen Worten vorſchlug. Perfides Glück! Der Vormund des Fräuleins v. Griffeldo muß, um ſeiner Schuldigkeit nachzukommen, ſein Mündel in Dienſte bringen, während der Vormund der Cäcilie Birkner nur Plage von dem zu vielen Gelde ſeines Mündels hat. Ach! Wer mit eigner Macht ſein Schickſal wenden könnte! Kann ich es nicht! Wirklich? Wirklich, es ſollte im Reiche der Unmöglichkeit liegen, das zu erringen, was man wünſcht? O, elende, erbärmliche Willenskraft — elender Geiſt, wenn das nicht möglich wäre!»

Wer dieſen Monolog hätte belauſchen können, der würde erſtaunt geweſen ſein über das frappante Mienenſpiel, das ihn begleitete. Es würde ihm die richtige Schätzung dieſer innern Natur nicht ſchwer geworden ſein.

Die Dame war eine jener großen, ſtarken Geſtalten, die nur durch eine gewiſſe Fülle eine weichere, weiblichere Form erhalten, denen die Natur im feſtern Baue ein Privilegium zu harten Kämpfen, zu übermüthigem Widerſtreben gegeben zu haben ſcheint. Ohne die Fülle würden ſie in abſchreckend eckigen Formen daſtehen und, aller Grazie, aller Anmuth entbehrend, dem menſchlichen Auge nicht wohlthuend ſein. Aber die Natur hilft gewöhnlich dieſem Schaden nach und verleiht ſolchen Individuen eine Ueppigkeit, welche reizend, einzelne Vorzüge, welche verführeriſch ſind.

So ging es auch Antonie v. Griffeldo. Hoch, über gewöhnliche Frauengröße hinaus, begünſtigte das Geſchick ſie mit unzählig vielen Reizen, die dieſe Größe ganz vergeſſen ließen. Ein ſchönes Auge, prächtiges Haar, blendend weiße Zähne zeichneten ihr Geſicht aus, das außerdem von einer fahlen Weiße war. Ihre Geſtalt war wie die einer jener klaſſiſchen, oſſianiſchen Töchter des Hochlandes, ihre Arme weiß und voll, die Hände groß, doch von einer überraſchend ſchönen Bildung. Nur im Fuße ſchien ſich die bildende Natur vergriffen zu haben, denn er war hager, ſtark und lang, ſehe nicht wie der Fuß eines arbeitgewohnten Mannes. Hierin mußte es liegen, daß die Bewegungen Antoniens oft ungraziös, ihr Gang oft gemein und nonchalant, ihr Benehmen oft ungeſchickt ausfiel. Oft, ſage ich, denn, wenn ſich Antonie beherrſchte, dann war ſie die Grazie, die Anmuth ſelbſt.

Eine kleine Weile lag dieſe Dame jetzt ſinnend, in die Ecke des Wagens gedrückt, dann begann ſie von Neuem:

«Die Blume, die der Sturm entwurzelt, wie kraftlos liegt ſie da — der Koth der Erde berührt und beſchmutzt ſie, ſelbſt der Himmelsthau gereicht ihr zum Verderben! Ich — ich bin eine entwurzelte Blume, in der Blutenpracht entwurzelt! Im prangenden Schmucke des erſten, glühenden Lebens

bin ich verwaiſt, verlaſſen von Vater und Mutter, die meine Jugend in Glanz und Ueppigkeit gehüllt hatten —. Wie, ſollte ich dies Leben nicht wieder gewinnen, ſollte ich nicht von Neuem Wurzel faſſen können im Leben des Glanzes und der Ueppigkeit? Aber wodurch, wodurch? Daß ich die Pflegeſchweſter einer reichen, bürgerlichen Erbin werde? Ach, bah! Das iſt kein Schritt aufwärts! — Es wird ſich finden! — Cäcilie erwartet mich in dieſer gräßlichen Einöde und ich werde planmäßig leben inmitten einer ſchmählich darniederliegenden Cultur, inmitten einer kleinen, elenden Stadt, wohin ſich nie eines geiſtvollen Wandrers Fuß verirrt. Aber ich werde handeln für mich — handeln für mein Wohl!»

Nach dieſem Entſchluſſe erſchien Antonie auch äußerlich eine Andere. Hatte zuerſt, wie Blei, eine graue trübe Färbung auf den blaſſen Wangen gelegen, hatten die ſchöngeformten, großen, frei daliegenden Augen wie verlöſchende Lichter an den ablaufenden Wagenfenſtern gehangen, hatte der Mund bittere Falten um ſich aufgeworfen, ſo verſchwand dies Alles ſchon nach dem erſten Monologe. Aber jetzt flog plötzlich mit den ſchaffenden Gedanken, mit dem kraftvollen Willen, mit dem energiſchen Entſchluſſe eine Frühlingsluft über dieſe ſchlaffen Mienen. Ein Feuer blendend und flackernd zuckte in den Augen, ein mächtiges, gebietendes Lächeln zog um die purpurrothen Lippen! Die Wangen wurden von dieſem Hauche des Willens gefärbt, die Stirn ſtrahlte im Verklärungsſcheine, als hätte der Kuß eines Geiſtes ſie berührt. Antonie war wunderbar ſchön in dieſem Augenblicke — und dies konnte ſie immer ſein, wenn ſie *wollte*!

Der Wagen ſtieß ſtolpernd auf einzelne Steine und ſtörte den Gedankenflug des jungen Mädchens. Verdrießlich über das irdiſche Ungemach blickte ſie, an die Scheiben gedrückt, hinaus. Sie hatte die Stadt erreicht — das miſerable Steinpflaſter, das den Wagen zu zerſchellen drohte, war der Anfang einer ärmlichen Straße der Vorſtadt, die ſich unmittelbar an das ſchlecht verwahrte Thor von Babelſtein anſchloß.

Endlos ſchien der armen hin- und herfliegenden, zerrütteten Antonie der Weg bis zum Hauſe der Bergräthin Birkner. Die Spannung, welche ſich an den erbärmlichen Hütten, die ſich im trüben Abendlichte eines Novemberabends gewöhnlich nicht romantiſcher ausnehmen, bis zum Entſetzen ſteigerte, löſte ſich doch zuletzt in ein ſanfteres Bangen auf, als endlich der Kutſcher in eine breite Straße hineinbog und nun der Wagen ſich, ſcharf dahinrollend in einen einen elaſtiſchen Schaukeln bewegte.

Freundliche Häuſer reiheten ſich hier aneinander. Faſt befriedigt von dem glänzenden Fenſterſchmucke derſelben, erwartete ſie nun mit hoffnungsreichem Lächeln das Stillhalten der Reiſeequipage vor einem dieſer gutgehaltenen, mit eintöniger Eleganz verzierten Häuſer. Endlich war ſie am Ziele. Ehe der herbeieilende Bediente den Wagenſchlag zu öffnen vermochte, hatte ihn Antonie ſchon aufgeriſſen, war hinausgeſprungen und umſchlang mit dem freudigen Rufe: «meine Cäcilie!», eine zarte Blondine, die auf dem Treppenſteine ihrer harrte.

Die Nachbarn riſſen die Fenſter auf, — denn die guten Babelſteiner haben leider von der Mutter Eva den Fehler der Neugierde ererbt, — um die hohe, prachtvolle Geſtalt der erwarteten Penſionsfreundin näher zu beſichtigen, allein ſie war fort, ſie war in der Hausthür verſchwunden, bevor die widerſpenſtigen Fenſter den haſtigen Händen gehorchen wollten, und die Leutchen konnten nun nichts Beſſeres thun, als dem Koffer des Fräuleins, der

Digitized by Google

von dem Kutſcher mit Sachkenntniß abgeſchnallt wurde, die regſte Aufmerkſamkeit zu widmen.

Die Einwohner von Babelſtein hatten es ſich zum Geſetz gemacht, die müſſigen Stunden, welche ziemlich zwei Drittheile des Tages ausmachten, mit Geſprächen über das Wohl und Wehe ihrer Mitbürger auszufüllen, wobei das Princip vorherrſchend war, nicht allein die gewöhnlichen Lebensereigniſſe, ſondern auch die Geldverhältniſſe, die Gemüthslage, Hauseinrichtungen, Erziehung der Kinder und Eleganz der Toilette zu beruckſichtigen. Es war ein unſchuldiges Vergnügen und that dem Betheiligten ſo lange gar keinen Schaden, bis ſich ein leidiger, dienſtbefliſſener Freund oder Feind fand, der es ſich angelegen ſein ließ, es zu ſeinen Ohren zu bringen.

Schädlicher war eine Nebenregel dieſes Princips. Je mehr ſich nämlich Einer der Miteinwohner der öffentlichen Beurtheilung zu entziehen ſuchte, deſto eifriger forſchten und tadelten ſie. Je weniger Jemand ſich um ſie bekummerte, deſto mehr intereſſirten ſie ſich für ihn und je ſorgfältiger man ſeine Verhältniſſe verſchleierte, deſto rückſichtsloſer enthüllten ſie das, was ſie entdecken konnten. Lebte man mit ihnen in ihrem gewöhnlichen Schlendrian, plauderte man mit ihnen über ihre gewöhnlichen Intereſſen, ſo hieß man eine gute Frau, ein guter Mann, aber das Gegentheil ſtraften ſie mit bittrer Verachtung. Außerdem fanden ſich in Babelſtein dieſelben Intriguen, dieſelben Kabalen, wie in vielen Provinzſtädten und die Leute waren nicht um einen Gran ſchlechter, als andre gute Leute. Es gab unter den Tauſenden von Einwohnern immer nur Einige, welche die Erzähler bildeten, allein dieſe waren ſo enorm geſucht und geachtet, daß es nothwendig andre Befähigte dazu hinreißen mußte, um in ein gleiches Anſehn zu kommen. Schwer hielt dies nicht, da ſchwache Hilfleiſtungen der Imagination hinreichten, den Zuhörerkreis um ein Bedeutendes zu vergrößern. Doch die Baſis aller Klatſchvergnügungen mußte Wahrheit ſein, ſonſt vergalt ein ſchmählicher Abfall die Anſtrengungen einer noch ſo perfecten und gewandten Berichterſtatterin. (Fortſetzung folgt.)

Feuilleton

Für eine gewiſſe Klaſſe von Zeitungsberichterſtattern iſt keine Sache zu groß, ſie gewinnen ihr den kleinlichen Geſichtspunkt ab, keine Angelegenheit zu wichtig, als daß ſie ihr nicht mit keckem Leichtſinne nahten, und kein Unglück ſo ernſt und heilig, daß es vor einer Lächerlichkeit ſicher wäre, die ſie ihm anheften. Letzteres oft ganz unwillkürlich, in der redlichſten Abſicht, aus reinem Unverſtande und anmaßender Kurzſichtigkeit.

Auch der gegenwärtig herrſchende Nothſtand hat zu unzähligen Dummdreiſtigkeiten in den Tagesblättern Veranlaſſung gegeben, wie wenig er ſich immer ſeiner Natur nach zu einer frivolen Behandlung eignete. Wie entſetzlicher Uebertreibungen haben ſich manche Federn ſchuldig gemacht, obſchon grade in dieſem Falle die Vergrößerung der Gefahr an ſich von der größten Gefahr war. Welche wunderliche Vorſchläge, wie dem Mangel geſteuert werden ſollte, ſind aufgetaucht und wie ſeltſame und ausſchweifende Forderungen an Privatperſonen und Behörden gerichtet worden! Auch ein Geſpenſt klopfte an die Pforten der Preſſe an und wendete ſich vermuthlich erſt dann gegen die Waldenburger Superintendentur, als es hier keinen Einlaß gefunden. Das Geſpenſt des Kornwuchers. Mit den weſenloſen Schemen der Vorzeit ſchreckt man aber heute kaum noch Kinder und Pietiſten des Muldenthals. Der Kornwucher iſt ein abgeſchmackter Popanz. Worin äußert ſich das grimmige Verbrechen, welches mit jenem Namen bezeichnet wird? In dem kaufmänniſchen Beſtreben für den Abſatz eines Waarenvorraths, der aus Getreide beſteht, die höchſt möglichen Preiſe zu erzielen. Grade die kaufmänniſche Speculation aber in freie-

ſter Betheiligung und in einer Ausdehnung auſtretend, daß ſie keineswegs von einzelnen Perſonen und Kapitalen, ſondern nur von den Verhältniſſen beherrſcht wird, iſt das einzig zuverläſſige Schutzmittel gegen Uebertheuerung und Hungersnoth. Die Handelsbetriebſamkeit erräth die Bedürfniſſe in voraus und ſorgt für ſie, bevor ſie noch empfunden wurden. Der Scharfſinn der Gewinnluſt übertrifft den Scharfſinn jeder Regierung oder wohlthätigen Anſtalt, die auf einen zu befürchtenden Mangel bei Zeiten Bedacht zu nehmen hätten. Auch hat ſie über größere Mittel zu verfügen. Das Getreide durch unvernünftige Geſetze außerhalb der Erreichbarkeit jener Gewinnluſt ſtellen, hieße die Menſchheit des Vortheils der Durchſchnittspreiſe für die nothwendigſten Lebenserforderniſſe berauben, hieße das Land nach jeder Mißernte einem gewiſſen und unvorgeſehenen Mangel preisgeben. Was das blöde Urtheil als Kornwucher ausſchreit, iſt bei nüchterner Anſchauung eine erſprießliche Handelsthätigkeit, deren das Gemeinweſen und unſer Magen nicht entbehren kann, wie höchſt wahrſcheinlich auch der Spuk in der Waldenburger Superintendentur, wäre man ihm nur anſtatt mit Geiſterbeſchwörungen mit einer Lampe entgegengegangen, zuletzt in der Küche als nützlicher Hausgenoſſe verſchwunden ſein würde.

Die nämlichen Stimmen aber, welche ſonſt am lauteſten nach ungebundener Freiheit verlangen, ſind ſtets die erſten dazu, überall wo es ihrer Auffaſſung irgend bequem erſcheint, auf Ausnahmsbeſchränkungen im heftigſten Tone anzutragen. Belegt ihnen die Polizei das geringſte Blatt beſchriebenen Papiers mit Beſchlag, ſo rufen ſie «Gewalt», während ſie dieſelbe Polizei auf die Beſchlagnahme ganzer Waarenſpeicher fremden Eigenthums nicht anweiſen, nein hindrängen möchten. In ihrer Rohheit achten ſie kein Recht der Selbſtbeſtimmung, außer das ihres eignen Willens. Wie hämiſche Urtheile hat der Leipziger Ball im «Tivoli» erfahren müſſen, wo einmal die hilfsbedürftige Bevölkerung des Erzgebirges von der geſelligen Freude mit einer anſehnlichen Summe beſchenkt ward. In Folge der allgemeinen Wehklage, in Folge dem Himmel ſei Dank weit übertriebener Elendsſchilderungen und Mangelsbedrohungen, ergreift die Regierung das Mittel, die öffentlichen Luſtbarkeiten enger zu begrenzen. Mit Unrecht vielleicht, da ſolche Schritte die Sorge vergrößern und den Fluß des Geldes hemmen. Gemäß dieſer Maßregel aber ſagt ein ſächſiſcher Miniſter in Dresden ſeine Wintergeſellſchaften ab und läßt dafür den Armen zweihundert Thaler ausantworten. Es kommt meines Bedünkens wenig darauf an, ob der Staatsmann ſeine wohlmeinende Abſicht, nach Kräften zur Steuer der Noth beizutragen, durch die Einſtellung ſeiner Geſellſchaften beſſer erreichte, als es vielleicht für die Reſidenz von größerm Vortheile wäre, ihre Salons auch während eines bedrängten Winters nicht veröden zu ſehen. Jedenfalls wäre die wohlmeinende Abſicht zu achten und wo dies Zartgefühl fehlt, das Recht der Selbſtbeſtimmung. Nichtsdeſtoweniger läßt ſich ein Mannheimer Blatt aus Sachſen in einem Tone über den Vorfall berichten, der ohngefähr wie eine Kornwucherbeſchuldigung klingt. Ein hoher Staatsbeamteter, wird dort erzählt, gab wöchentlich eine Geſellſchaft, die ihm wenigſtens 200—300 Thlr. koſtete. Er ſtellt dieſelben ein, «behält Tauſende in ſeiner Taſche und wirft den Armen eine Bettlergabe von 200 Thlrn. hin!» — Die Rechnung würde nur lächerlich ſein, wenn die Wendung, in der ſie ſich gibt, nicht empören müßte.

Doch iſt auch für das rein Komiſche geſorgt. Vor einigen Tagen ſchrieben ſich die Zeitungen ganz treuherzig nach, in Göttingen ſei dem harmloſen Schauſpieler und Bühnendichter, Herrn Karl von Holtei, weil der gegenwärtige Nothſtand eine ſo üppige Ausſchweifung nicht geſtatte, das Abhalten ſeiner Vorleſungen unterſagt worden. Seit Heinrich Heine iſt über Göttingen nichts Luſtigeres geſchrieben worden. Herr von Holtei hat übrigens wirklich keine Vorleſung daſelbſt zu Stande gebracht und iſt weiter nach Hannover gegangen, um dort eine Reihe von Leſeabenden mit einer Einnahme zum Beſten der Armen zu eröffnen.

Sänger, Muſiker, Dichter ſind in der Regel am Freigebigſten mit ihren Leiſtungen zur Unterſtützung der Armen. Ferdinand Stolle's «Weihnachtsbaum» hat den Erzgebirgern bereits die goldne Frucht von 500 Thlrn. geſpendet. Nach dem Verkauf der zweiten Auflage jener Gedichtſammlung, deren Abſatz ebenfalls aufs Glücklichſte von Statten geht, werden die Nothleidenden dem Herausgeber des «Dorfbarbiers» tauſend Thaler zu verdanken haben. Welcher Reiche hat ſo viel aus ſeinem Kapitale für das Erzgebirge gethan, als jener Dichter aus ſeinem Talente?

Der größte Dichter auch, den Deutſchland hervorgebracht, Wolfgang Göthe, wird nicht länger für herzlos und ſelbſtſüchtig gelten, wenn aus ſeinem Briefwechſel erſt in weitere Kreiſe eingedrungen iſt, was davon theils ſchon im vorigen Jahre veröffentlicht ward, theils der Veröffentlichung ſo eben entgegen geht. Reich an feinen und gemüthlichen Zügen zu ſeiner Charakteriſtik wird beſonders ſeine Correſpondenz mit Frau v. Stein ſein, einer Dame, die ſein innigſtes Vertrauen

vielleicht mehr als alle Frauen beſaß, mit denen Göthe je in nähere Berührung trat. Auch ſein Briefwechſel mit v. Knebel und dem Grafen Reinhart bereitet ſich zum Drucke. Je öſterer und ungerechter Göthe's Geiſt auf Koſten ſeines Herzens geprieſen wird, deſto dringender iſt auf eine Thatſache hinzuweiſen, die ſich in der Götheliteratur des verfloſſenen Jahres mit Belegen verbürgt findet. Ich meine das Verhältniß des Dichters zu jenem quäleriſchen Hypochonder, der ſich Göthe's wohlthätiger Fürſorge anheimgegeben hatte und der von ſeinem Beſchützer mit einem ſo rührenden und unermüdlichen Zartgefühl behandelt ward, daß die hierüber aufgefundenen Briefe als das ſchönſte Denkmal eines Gemüthes gelten können, auf deſſen Reichthum das Vaterland ſtolz zu ſein berechtigt iſt.

Unter den Neuigkeiten der vergangnen Woche nimmt ferner die Nachricht keine geringe Stelle ein, daß ein neues Syſtem der Luftſchiffahrt erfunden, von der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris geprüft und als haltbar erkannt worden iſt, welches den Luftſchiffer in den Stand ſetzt, ſeinem Fahrzeuge, ohne Verluſt an Gas und Ballaſt, eine willkürliche Richtung zu verleihen. Der Erfinder iſt ein Belgier aus Brüſſel: Dr. van Hecke.

Von noch unmittelbarerer Bedeutung dürfte eine Entdeckung ſein, die in Baiern zu Tage gefördert worden iſt, wenn wir den «Nürnberger Correſpondenten» recht verſtehen. Jedermann weiß, in welche Schwierigkeiten die Eiſenbahnen durch die ſtarken Schneefälle des Winters gerathen, beſonders wenn dieſelben von Stürmen begleitet ſind. Die Fahrten der ſächſiſchen und preußiſchen Dampfwagenzüge waren in den jüngſten Wochen mehrmals ganz gehemmt, indem ihnen der Wind an einzelnen Stellen der Bahnen plötzlich unüberwindliche Schneemaſſen entgegenthürmte. Der «Nürnberger Correſpondent» aber, indem er über dieſe Unterbrechungen des Verkehrs berichtet, fügt hinzu: «Ein Beweis unter vielen für die Trefflichkeit der Leitung der bairiſchen Staatsbahnen ſei auch, daß auf denſelben im Laufe des Winters noch keine Störung vorgekommen.» Wäre auf die bairiſchen Staatsbahnen weniger Schnee gefallen, hätte ſich der Wind enthalten, ihre Durchſchnittspunkte zu verwehen, ſo könnte dies als eine hoch anerkennenswerthe Rückſicht der Elemente, vielleicht ſogar als eine naturhiſtoriſche Merkwürdigkeit gelten. Schwerlich aber möchte ich darin «einen Beweis unter vielen» für die Trefflichkeit der Leitung jener Bahnen erblicken, wenn ſie uns nicht über die angewandten Mittel unterrichtete, durch welche es ihr gelang, den Himmel zu ſo parteiiſcher Nachſicht zu bewegen.

Im Begriffe obigen Mittheilungen einige Nachrichten aus dem Gebiete der Kunſtwelt hinzuzufügen, leſen wir, daß in Peſth das deutſche Theater ſieben Stunden nach einer Vorſtellung der Oper «Zampa» abgebrannt iſt. Das Feuer brach des Morgens nach 3 Uhr aus und legte das prächtige Gebäude ſo raſch in Aſche, daß der aufgehende Tag nur noch die rauchenden Mauerhöhlen davon fand. In Peſth, wo deutſches Leben und deutſche Kunſt einen hartnäckigen Kampf mit dem ausſchließlichen Magyarismus zu beſtehen hat, iſt dieſer Verluſt doppelt zu beklagen.

Endlich hörten wir auch in Leipzig «die Musketiere der Königin», Halevy's neueſte komiſche Oper, zu der ihm St. Georges, der in Deutſchland durch den Doppelverkauf ſeiner «Königin von Cypern» (Lachner's «Katerina Cornaro») berüchtigte Schriftſteller das Buch geliefert hat. Text und Muſik ſind ohne Inhalt und Anziehungskraft, doch iſt die letztere immer noch etwas beſſer gearbeitet als das Buch. Die Oper vermochte ſich nur wenige dürftige Beifallszeichen zu erringen. In Paris hielt ſie ſich vorigen Winter hindurch durch die Pracht ihrer Ausſtattung aufrecht und durch die Gewandtheit der Darſteller, denen die Rollen ſo zu ſagen auf den Leib gepaßt ſind.

Von der glücklichſten Aufnahme waren dagegen Laube's «Karlsſchüler», die erſt jetzt bei uns in Leipzig in Scene gingen. Wir hatten aber von Seiten der Schauſpieler auf eine ausgezeichnetere Leiſtung gerechnet, als ſie uns bei der Darſtellung am 13. Febr. wenigſtens, gaben. Daß Herr Wagner einer der vortrefflichſten Vertreter des Schiller ſein kann, war auch ſeiner erſten Vorführung der Rolle deutlich abzuſehen und an den meiſten Stellen war er bereits von dem größten Nachdruck. An einigen jedoch ſchien ihn eine gewiſſe Befangenheit zu behindern und ſein ſonſt ſo ſchmelzendes und reines Organ war überdies von einer leichten Heiſerkeit getrübt. Fräul. Unzelmann, Franzisca von Hohenheim, erſchien zu jung neben dem ſehr alten Herzog Karl des Herrn Marr, allein der geiſtigen Bedeutung der Partie ward ſie vollkommen gerecht. Die Rechtfertigung des bedrängten Dichters dem verfolgenden Fürſten gegenuber würde daher zu einer Scene von glänzender Schönheit gediehen ſein, hätte ſie ihr feuriges Spiel nicht gegen einen Herzog richten müſſen, der es mit keiner tiefern Regung erwiderte. Ueberhaupt war es grade Herr Marr, welcher den günſtigen Vorausſetzungen ſeiner Rolle am Mindeſten entſprach. Er war ſtumpf, ohne Mark und Seele, oder wie es eine geiſtreiche Dame vom Publicum bezeich-

Digitized by Google

nete: «es fehlten ihm für die Partie des Herzogs phyſiſch und geiſtig die Zähne.»

Bei Gelegenheit der Darſtellung der «Karlsſchüler» wurden wir wieder auf ein junges Talent von der ergiebigſten Komik aufmerkſam. Dies iſt Herr Hoffrichter, der den Klarinette blaſenden Hundejungen in einer Maske und mit einer Laune ſpielte, die von der gefälligſten Art war.

Rob. Heller.

Moden.

Bei dem Stadtanzug der Herren ſpielen dies Jahr die Ueberziehröcke die größte Rolle. Die eigentlichen Geſchäftsleute fragen wenig nach der neuen Mode und tragen die ihnen bequemen Tweed- oder Twineformen auch dieſen Winter wieder, obgleich ein eleganter Herr längſt nicht mehr in dieſen veralteten Schnitten erſcheinen kann. Dennoch bleibt der Twineſchnitt die Grundform für alle neumodiſchen Ueberziehröcke, jedoch wird der urſprüngliche Schnitt deſſelben ſo mannichfach abgeändert, daß nur ein geübtes Schneiderauge ihn übecall herausfindet. Der Surtout-Howard iſt ein Ueberziehrock, der vor Weihnachten zuerſt erſchien, gleich ſehr gefiel und jetzt als der beliebteſte Schnitt wieder erwähnt werden muß. Es iſt dies ein vorn grader und mit einer Reihe Knöpfe gemachter Ueberziehrock, der einen breiten und weit fallenden Kragen hat. Die Bruſtklappen dieſes Rocks ſind ſchmäler als der Kragen und ſind in der Act gemacht, daß, wenn man den Rock offenſtehend trägt, ſich mit ihnen der Rand des Rocks vorn der ganzen Länge nach handbreit umſchlägt, wie an einem Giboun. Man fütteet dahee dieſer Röcke durchaus mit Seidenzeug und deckt mit denſelben Seidenzeug den Kragen und die Bruſtklappen. Man wählt einen ſolchen Surtout-Howacd häufig von modefarbigem, geldgeauem Tuche, füttert und ſchlägt ihn auf mit gleichfarbigem Seidenzeug und umrändert ihn mir einer gleichfarbigen breiten Borde. Die Aermel dieſer Röcke ſind weit und ohne Aufſchläge an der Hand gemacht. Ein ganz neues Modell dieſes Surtout-Howacd, war auch neulich mit zwei Reihen Knopfen gemacht und ſchlug beim Offenſtehen vorn ſo breit um, daß die Beuſtklappen nicht nur den Oberarm ganz deckten, ſondern ſogar darüber hinausſtanden. Dies Modell, welches von beaunſchwarzem Tuch und mit gleichfarbigem Seidenfutter ausgeführt war, war auch länger im Rock gemacht als der gewöhnliche Surtout-Howard, der kaum das Knie erreicht. Dieſem letztgenannten weiten und reichen Ueberzieher ganz entgegengeſetzt iſt ein kleiner twineartiger Ueberrock, den junge Männer insbeſondere viel tragen. Dieſer Rock wird nach Belieben grade oder gekreuzt, mit einer oder mit zwei Reihen Knöpfen gemacht, er hat einen kurzen Shawlkragen um den Halsausſchnitt und iſt unten vorn in den Rockenden abgerundet, was ihn dem Twine ſehr ähnlich macht. Die Rückſeite deſſelben entſpricht mehr dem Anſehn eines Gehrocks als dem des Twine. Ganz neu iſt ein andrer Ueberziehrock, deſſen Eigenthümlichkeit erſt die Beſtätigung durch die Aufnahme der Modewelt bedarf. Dies Kleidungsſtück, das man von maſtirfarbigem oder eiſengrauem Tuche angefertigt hat, wird wie ein ſehr weiter Twine geſchnitten, muß jedoch deſſenungeachtet die Geſtalt abzeichnen. Er iſt voen geade geſchnitten, hat Pattentaſchen auf dem untern Theil der Vorderblätter und ſchließt von oben bis unten mit fünf geoßen vom ſelben Zeug bezogenen Knöpfen. Der Kragen dieſes Rocks wied mit Sammr gedeckt, er iſt nicht zu breit und ſchließt eng um den Hals; die Aermel deſſelben ſind weit und mit breiten Sammtaufſchlägen gemacht. Die Eigenthümlichkeit dieſes Rockes beſteht nun darin, daß über demſelben eine Art glatter Pelerine, vom ſelben Tuch geſchnitten, liegt, die ringsum feſt aufgeſteppt iſt. Dieſe Pelerine hat genau den Schnitt des Rocks und liegt alſo ganz glatt auf, ſie endigt hinten unteehald der Taille, in der Mitte des Rückens mit einer Spitze, ebenſo endigt ſie vorn auf jedem Vordeeblatt unter der Taille mit einer Spitze; die Aermel ſind mit Oberärmeln, die ebenfalls mit einer Spitze endigen, gedeckt. Da aber die Pelerine, wie die Oberärmel, vom ſelben Stoffe gemacht und ringsum feſtgeſteppt ſind, ſo iſt die Bereicherung dieſes Rocks nicht gar auffallend Man füttert derartige Röcke duchaus mit Flanell und beſtimmt ſie insbeſondre für die Reiſen.

Der Gehrock und der Frack ſind fortwährend mit ſcharfeinſchneidender, etwas überlanger Taille getragen, zu lang darf jedoch

Digitized by Google

die Taille nicht ſein, beſonders nicht beim Frack. Die modernſten Bruſtklappen ſind ſehr ſchmal und ſchlagen kurz um. Die Kragen dagegen ſind breit und tief umſchlagend gemacht, der Einſchnitt zwiſchen dem Kragen und den Bruſtklappen wird ſehr tief gemacht, damit die Röcke bequem bis hinauf zugeknöpft werden können. Ein Gehrock, der ſehr elegant ausſah, war von braunem Tuch mit einem Shawlkragen gemacht und vorn über der Bruſt mit einem Schnürenbrandebourg, nach Art der ungariſchen Nationaltracht bereichert. Außerdem war dieſer Gehrock ringsum mit einem zwei Finger breiten Streifen Marderpelz beſetzt und den Shawlkragen deckte das gleiche Pelzwerk. Man hat die Idee, gleiche Schnürenröcke, jedoch ohne Pelzbeſatz, für das Frühjahr anzufertigen. Die Fracks für die Geſellſchaft ſind durchgehends von ſchwarzem Tuch gemacht; blaue Fracks mit grauem Seidenfutter und blauüberſponnenen Knöpfen zeigen ſich wol in kleinen Geſellſchaften, hat aber der blaue Frack Metallknöpfe, ſo rangirt er mit dem Phantaſiefrack und iſt für Geſellſchaften nicht zuläſſig.

Das **Beinkleid** hat keine Veränderung erfahren, es iſt meiſt ſehr weit gemacht, deckt unten den Stiefel breit und ſitzt ſtraff in den Seitennähten. Nur die Beinkleider zum Ball ſind etwas enger im Ganzen und insbeſondre über der Spanne des Fußes rund und enger ſchließend gemacht. Die geſtreiften und gegitterten Stoffe ſind noch immer ſehr in Gunſt zum Stadtanzug, auch zur Frühlingsmode verſpricht man dieſem Geſchmack Fortdauer. An den Beinkleidern zum Stadtanzug bringt man vorn ſchräg eingeſchnittene Taſchen an. Zum Putzanzug wählt man nur ſchwarze oder doch einfarbige Stoffe zum Beinkleid.

Die **Shawlweſten** und die graden, glatten Weſten bleiben in Gunſt, weißer und gelber Piqué ſind dazu am eleganteſten. Dem ſonſtigen Modegebrauch entgegen verwendet man bei den Weſten die ſchwerſeidnen und koſtbaren Stoffe nur für's Negligée und die einfachen Stoffe zum Putzanzug.

Statt der **Mäntel**, die man dies Jahr ſehr wenig trägt, wählt man als Abendhülle oder im Wagen den **Caban**, welcher einem weiten Sackpaletot ſehr ähnlich ſieht. Einen ſolchen etwa vollblauen Caban füttert man durchaus mit ſchwarzem ſeidnen Plüſch, ſchlägt den Kragen und die Handaufſchläge ebenfalls mit Plüſch auf und ſchließt vorn den Caban mit drei Tuchpättchen, welche auch mit Plüſch eingefaßt und mit ſchwarzen Knöpfen zugeknöpft ſind.

In den **Hüten** kann man drei Formen unterſcheiden. Erſtens einen niedrigen Hut, deſſen Kopf ringsum eingeſchweiſt iſt, der einen platten, ſchmalen Rand und ein ſchmales Hutband hat. Zweitens ein eben ſolcher eingeſchweifter Hut, deſſen Rand aber an beiden Seiten ſcharf aufgekrempt iſt. Drittens der neumodiſche Säulenhut, der einen ganz grade aufſteigenden unten und oben gleichweiten Hutkopf hat und dazu einen ſchmalen Rand, welcher an den Seiten ein wenig aufgerollt, vorn und hinten aber nach unten gebogen iſt. Die ſchwarze Farbe aller Hüte muß ſehr lebhaft und glänzend ſein.

Man trägt außerordentlich viel buntfarbige **Halsbinden**, ſchwarze Halsbinden dagegen ſehr ſelten und weiße immer zum Putzanzug.

Die **Stiefeln** haben meiſt ſehr hohe Abſätze und breite grade abgeſchnittene Spitzen. Die Schuhe haben vorn dieſelbe Form; die Vordertheile derſelben ſind mittelhoch, die Seitentheile ſehr ſchmal.

Die **Hemden** der Herren ſtickt man jetzt ſelten auf der Bruſt, gibt ihnen dafür häufig einen geſtickten oder wenigſtens ausgebogten Batiſtjabot, der zwar nur zwei Finger breit, aber dafür ſo lang iſt, als man das Hemd im Weſtenausſchnitt ſieht. Die Falten auf der Bruſt der Hemden werden etwa zwei Finger breit gebrochen und liegen ſehr platt auf. Die Halskragen ſchneidet man gradeckig und läßt ſie in die Höhe ſtehen. J.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

№ 13. Pariſer Damenmoden. Ball- und Soiréetoiletten. Der Ballanzug beſteht aus einem weißen, gemuſterten Tüllkleide, welches mit drei Röcken gemacht iſt, unter dem Saum der Röcke läuft Taffetband und Blumendouquets ſtehen an den Schlitzen des Rocks und der Berthe und zieren das Haar. Die Soiréetoilette zeigt ein lila Atlaskleid, das mit breiten ſchwarzen Spitzenfalbeln gedeckt und mit Schmuck bereichert iſt; der Kopfputz beſteht aus einem Sammtviereck, das Perlengeſchlinge garnirt, der Coinaufeu iſt von Sammt gemacht.

№ 14. Pariſer Damenmoden. Ballanzüge. Die Kleider ſind beide von Crepp gemacht; das gelbe iſt mit Spitzen garnirt, das weiße mit gemalten Epheukanten. Die Sortie de Bal iſt von Taffet gemacht und mit einem dreitheiligen Capuchon bereichert.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: **Leop. Voss.** Druck v. **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Digitized by Google

Die Mode 1847. N° 13.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Mode 1847 № 44.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

№ 10. Pränumerationspreis halbjährlich $2\frac{1}{3}$ Thaler. 1847.

Skizzen aus der Provinz.

IV. Die Penſionsfreundinnen.

Novelle von Helmine Hart.

(Fortſetzung.)

Der Ausſpruch einer myſtificirten Verſammlung: es iſt nicht ein Wort wahr davon, ſchmetterte ſolche Individuen auf ewig zu Boden; in ſchmachvoller Niederlage dahingeſtreckt, wagten ſie nie wieder eine myſteriöſe Mittheilung, denn das beleidigende Lächeln verrieth, man ſchenke ihnen keinen Glauben.

Alſo Wahrheit! Wahrheit, der Grundſtein aller Tugenden durſte den ausgeſchmückten Referaten nicht fehlen und deshalb ſtrebten alle ſprech- und erzählungsluſtigen Babelſteiner und Babelſteinerinnen den Kern ihrer Mittheilungen mit Wahrheit zu füllen.

O, welche Anſtrengungen koſtete nicht dies! Welche vergebene Bitten und Beſchwörungen! Aber welch' ein Lohn wartete auch der erſchöpften Seele, wenn ſie nach tagelangem Hangen und Bangen etwas ganz Neues erhaſchte! Hing nicht Auge und Mund einer zahlreichen Verſammlung an den geöffneten Lippen einer ſolchen Fama, wenn ſie lächelnd und zögernd die myſtiſche Trompete daran ſetzte, um ganz im Vertrauen ein Kapitel der Chronique scandaleuse abzublaſen? Wurde ſie nicht als Ehrendame zu allererſt zum Thee und Kaffee gebeten?

Dieſe Charge als Ehrendame bekleidete zur Zeit, als Antonie in Babelſtein einfuhr, eine ſeparirte Majorsfrau, die man in ganz Babelſtein nur unter der Benennung: «die Gnädige» kannte. Sie erfüllte ihr Amt mit einer großen Treue und Geſchicklichkeit. Was die Gnädige auftiſchte, hatte ſo gewichtig und wahrhaftig Hand und Fuß, daß alle Nebenbuhlerinnen gegen

dieſe Größe von Allwiſſenheit verſchwanden, daß ſie ſich nach und nach demuthsvoll vor ihr beugten, zuletzt das Feld räumten und die Gnädige als Autokratin im Reiche der Klätſcherei anerkannten. Welch' ein Triumph! Die Gnädige ruhte nach den unumgänglichen Strapatzen und Fatiguen, welche dieſer Alleinherrſchaft vorausgingen, wohlgefällig auf ihren Lorbeern und empfing in unzähligen Einladungen die verdienten Huldigungen der ganzen Stadt. Ihre Vorgängerinnen und frühern Nebenbuhlerinnen ſanken zu Geſchäftsträgern, zu Forſchungsagenten herab, die zu gewiſſen Stunden des Tages Rapport lieferten und je nachdem die Quelle ihrer Eröffnungen raſch und ſprudelnd ſtrömte, mit Beifall und Vorliebe behandelt wurden. Die Hauptagentin dieſer mächtigen Herrſcherin wohnte vis à vis dem Hauſe, wo ſo eben von zwei jugendlichen Geſtalten ein Feſt des Wiederſehens gefeiert wurde.

Mit Aerger und Schreck ſah Madame Liebe, ſo hieß die Dame, das Fräulein v. Griffeldo, die momentane Zielſcheibe aller babelſteiner Aufmerkſamkeit, verſchwinden, ohne daß ſie im Stande geweſen wäre, auch nur einen Zug ihres Geſichtes, nur ein Glied ihres Körpers zu unterſcheiden. In Verzweiflung warf ſie das Fenſter zu, nachdem ſie dem Birknerſchen Dienſtmädchen, welches ſie bisweilen, wenn es nöthig wurde, mit ihrer Freundſchaft beehrte, eine witzige bittere Anmerkung über die Kleinheit und Leichtigkeit des Reiſekoffers, der alle Habſeligkeiten des Fräuleins enthielt, zugerufen hatte. Sie beeilte ſich, ihrer Gönnerin, der Gnädigen, in einer geheimen Sitzung mindeſtens, dieſe letztere Bemerkung und die Ankunft der jungen Dame mitzutheilen.

Während der Zeit bewillkommnete die Bergräthin Antonie mit jener gemüthlich breiten Suade, welche man bei ſchwach gutmüthigen Menſchen ſo leicht findet. Mit unzählich vielen, tiefen Knixen, ganz nach der alten Schule des beginnenden 19. Jahrhunderts, verrannte ſie ihr dergeſtalt den Weg, daß ſie weder bis in das weit geöffnete Zimmer eindringen, noch rückwärts den Hausflur wieder gewinnen konnte.

Endlich bemächtigte ſich Antonie, die die ſteigende Verlegenheit Cäciliens abzukurzen wünſchte, der Hände der guten Frau und führte ſie mit zärtlichen Worten bis mitten ins Zimmer hinein. Hier entwickelte ſich nun die Scene gemächlicher und bald ſaßen die beiden Mädchen am mächtig großen Ofen und die Bergräthin trippelte umher, für die Zubereitung des Thees, mit Hand und Mund ſorgend.

Jetzt gewann Antonie Zeit und Gelegenheit, ihre Freundin, deren Mutter und das Zimmer, worin ſie ſich befand, zu prüfen. Es war augenſcheinlich das Wohnzimmer der Familie. Eine Menge von Bequemlichkeiten, bisweilen auf Koſten des guten Geſchmackes angebracht, verrieth dies ſogleich. So ſehr nun die ganze Erſcheinung der Bergräthin mit der alterthümlichen Einrichtung dieſes hohen, weiten, mit Möbel aller Art von koloſſalem Umfange beſetzten Gemaches harmonirte, ſo fremdartig, ſo wohlthuend lieblich nahm ſich die zarte, mit feinſter Eleganz gekleidete Cäcilie darin aus. Wenn auch dem Anzuge derſelben die coquette, noble Nonchalence abging, die Antoniens Toilette auszeichnete, ſo fehlte ihr, trotz der nonnenhaften Verhüllung des weißen Nackens, durchaus der Typus der neueſten Mode nicht. Es lag in der Kleidung Cäciliens die zarteſte, rückſichtsvollſte Jungfräulichkeit, die der Mode auch nicht die mindeſte Sittſamkeit zum Opfer bringt, während Antoniens Gewand, trotz der Trauerfarbe, im Ausſchnitt und Form den Geſchmack der Weltdame verrieth, die jeder Mode fröhnt.

Digitized by Google

Hingegen die Bergräthin bewies durch ihr Coſtum, daß ſie das Durable dem Modiſchen bei weiten und zwar in dem Maße vorzog, daß aller Geſchmack und alle Mode hier ein trübſeliges Ende fand. Sie erſchien Antonien eine der ſtereotypen Geſtalten, die in ihrer Heimath unter dem allgemeinen Namen «Kindermuhmen» eine Art Pietät errungen hatten, und ſie dachte heimlich: Wie kann man bei einem ſo immenſen Geldvorrathe noch eine gelb- und weißgeſtreifte, drei und eine halbe Ellen weite Schürze, eine Haube mit handbreitem Strich und fünf Ellen Band daran und einen kaffeebraunen Kattunoberrock tragen!

Sie hatte Recht. Der Anzug der Bergräthin entbehrte aller Zierlichkeit und Eleganz. Dies lag jedoch weder in einem Geize noch in zu ſchlechtem Geſchmacke — nein, es entſproß vielmehr dieſe Vernachläſſigung aus der vollkommenſten Gleichgiltigkeit gegen alles Aeußere und aus der zu großen Geſchäftigkeit der guten Dame. Sie hatte unendlich viel zu thun, die arme Frau, ſo daß ſie weder Zeit gewann, ſich um die Veränderung ihrer Toilette, noch um die guten Babelſteiner zu bekümmern. Dazu kam noch ein gewiſſer Widerwille gegen alles Neue und die Ueberzeugung, ſie bleibe, trotz des wenig propern Rockes, der unmodernen, aber höchſt zweckmäßigen Schürze und der unkleidbaren Haube, die reiche Frau, die in Sammt und Seide gehen könne, wenn ſie wolle.

Während ſie für die Toilette ihrer Tochter achtlos bedeutende Summen verſchwendete, während ſie, im Bewußtſein dieſes Reichthums, ihre Staatsgarderobe auf das completeſte arrangirte, ging ſie tagtäglich mit dem kaffeebraunen Kattunrock und der ellenweiten Schürze. Genug, in der Bergräthin repräſentirte ſich das vollkommne Bild einer gutmüthigen, reichen und ungebildeten Frau, die durch fremde Leitung jedesmal das wird, was ſie ſein ſoll, um ſo bald als möglich wieder in das alte Gleis zurückzuſinken, ſo wie man ihr den Zügel ſchießen läßt. Ihre zuweilen unverſtändige Freigebigkeit hatte ihren Gatten bewogen, ſeinem Teſtamente die Clauſel anzuhängen, daß Nichts, durchaus Nichts, ohne Zuziehung des erwählten Vormundes geſchehen dürfe.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Bergräthin eine ganz vortreffliche Babelſteinerin abgegeben hätte, da ſie in ihrer Individualität alle Erforderniſſe dazu verbarg, um ſo auffallender erſchien es, daß grade ſie ſo iſolirt daſtand und die Mehrzahl der Babelſteinerinnen zu ihren Widerſachern zählen mußte. Ihr ganzes Leben, ihr Wirken und Schaffen gehörte zu den Themen, die von denſelben zur Ausfullung von Nachmittagsvergnügungen verbraucht wurden, und fragte man: womit ſie dieſe gehäſſige Aufmerkſamkeit verdient habe, ſo konnte kein andrer Grund dafür aufgefunden werden, als: ſie hatte durchaus keine Zeit, ſich um die guten Babelſteiner zu bekümmern und durchaus kein Talent, von ihren Verhältniſſen zu reden. So etwas vertrug keine ehrgeizige Babelſteinerin, deshalb mußte ſie beſtraft werden! Was ſie nun nicht erzählen konnte, das ſuchte man von den Dienſtboten, Näherinnen und Wäſcherinnen zu erfahren, und unter dieſen Referaten verwandelten ſich ihre Schwächen und Wunderlichkeiten, ihre Fehler in Lächerlichkeiten. Wenn im langweiligſten Kaffeezirkel eine Dame begann: Die Bergräthin Birkner hat neulich wieder ꝛc., ſo rückte Alles mit lächelnden, ſpöttiſchen Mienen zuſammen und man konnte erwarten, daß Jede etwas von ihr zu berichten wußte. Dieſes Anathema hatte ſich auf ihre Tochter übertragen, obwol über Cäcilie auch nicht der geringſte Tadel ausgeſprochen werden konnte. Sie gehörte aber einmal zu ihrer Mutter, that auch nicht das

Mindeſte, die ſocialen Verbindungen mit ihren Miteinwohnern inniger zu verknüpfen, und das ſchon war hinreichend, ſie der ſchärfſten Beurtheilung zu unterwerfen.

Cäcilie war auf Befehl ihres verſtorbenen Vaters ſchon in früher Jugend von ihrer Mutter getrennt, um den Einfluß zu hemmen, den die Flachheit ſolcher Naturen grade auf Kindesſeelen auszuüben vermag. Sie verlebte ſieben Jahr in einem vortrefflich eingerichteten Inſtitute, das die Salons der haute volée von Jahr zu Jahr mit vorzüglichen Individuen bevölkerte. Die jungen Damen lernten in dieſem Inſtitute Alles — nur Cäcilie blieb unerfahren in vielen Stücken; aber dies lag leider an einer faute de capacité. Sie gehörte nun einmal zu jenen Weſen, die in Schlamm und Schmutz ſelbſt rein bleiben würden, deshalb haftete in ihrer Seele nur das wahre Gute, Edle und Wiſſenswerthe, während die eigentliche Salonlehre ganz ſpurlos bei ihr vorüberging. Sie konnte es nie begreifen, wie man ſtehen, gehen, ſitzen, die Augen auf- und niederſchlagen mußte, um den Ruhm einer feinen Dame zu gewinnen, ſie konnte es nie lernen, am paſſenden Orte, bei geeigneten Gelegenheiten mit ihren Kenntniſſen zu prunken, deswegen entließ die Directrice der Anſtalt ſie mit den bezeichnenden Worten: «Es iſt gut, Cäcilie, daß Sie enorme Reichthümer beſitzen, die Ihnen ein Air in der Salonwelt geben werden, denn ich habe mich in dieſen ſieben Jahren vergeblich bemüht, Ihnen das savoir vivre anzubilden, das eine junge Dame nöthig hat, wenn ſie ſich ſelbſt eine Carriere zu eröffnen gezwungen iſt. Sie haben umſonſt eine Antonie Griffeldo zu Ihrer Freundin gehabt — nun, Ihr Vormund wird vielleicht ſchon eine Partie für Sie haben — Sie paſſen nur für den beſchränkten Kreis einer guten Hausfrau — ich wünſche Ihnen von Herzen Glück zu Ihrer fernern Bahn!»

Wenn man Cäcilie zum erſten Male ſah, wenn man ſie mit der leiſen, ſanft flüſternden Stimme ſprechen hörte, wenn man bemerkte, wie befangen eine Anrede ſie machen konnte, ſo urtheilte man ſicher mit dem Geiſte der vortrefflichen Directrice; allein es reichte dem vorurtheilsfreien Pſychologen eine kleine Weile hin, um zu ergründen, daß in dieſem zarten, weißen Körper ein reines Herz mit durch und durch gebildetem Geiſte gepaart war. Cäcilie barg mit dem freien Lächeln um die feſt geſchloſſenen Lippen eine tiefe zärtliche Glut der Empfindungen und eine leicht wallende Begeiſterung. Selten gab ſie ihren Gefühlen Worte. Sie ließ die Aufregungen ihres Herzens, wie die der Seele in der verſchwiegenen Bruſt austoben und lauſchte ihnen bis zum leiſeſten Verklingen. Sie liebte ihre innern Revolutionen, weil ihr äußeres Leben ſo über alle Begriffe eintönig war; ſie ſtand allein — eine Natur, wie ſie, wird im Allgemeinen belächelt, weil ſo ſehr wenig Irdiſches an ihr iſt, — ihre Seligkeiten und ihr Schmerz waren ihre Freunde, mit denen ſie koſ'te und nur ein Menſch in der Welt intereſſirte ſich für dieſe innerlichen Stürme, die oft den ſchwachen Organismus erſchütterten, das war ihr Vormund, der Commerzienrath Stieler, eine durch und durch proſaiſche Natur! Wer kann die Sympathien, die wie eine Kette mit unſichtbaren Fäden das Weltall durchziehen, ergründen! Während jeder Menſch dieſem Commerzienrathe nur die ſpeculativſten Abſichten zuzutrauen ſich bewogen fühlte, ſchlug in ſeiner von Erfahrung gehärteten, vom Kaufmannsgeiſte geſtählten Bruſt die hingebendſte, väterlichſte Liebe ihren Sitz auf.

Cäcilie fühlte dies. Er erſetzte ihr beim Eintritte in's Elternhaus nicht allein den Vater, ſondern auch die Mutter. Sie flüchtete mit ihren kleinen

Digitized by Google

Sorgen an ſein Herz, ſie trug ihre kleinen Wünſche in ſeine Bruſt. Dort fand Alles eine Stätte.

Ihre Liebe zu ihm weckte das Lächeln der Babelſteiner; ſeine Liebe zu ihr den witzigſten Spott, allein ſie erfuhr Nichts davon und er kümmerte ſich gar nicht um ein babelſteiner Urtheil. Die Liebe zu ſeinem Mündel artete, je länger er ſie beobachtete, in eine enthuſiaſtiſche aus und regte Hoffnungen und Wünſche für das Glück ſeines einzigen Sohnes auf. Seine ganze Individualität erlaubte jedoch nicht, diese Vorliebe ſowol, als ſeine Pläne anders als in den ſocialſten Ausdrücken zu verrathen, ſo daß ein weniger Tiefblickender, als Cäcilie ſelbſt, weder den Ernſt ſeiner Zuneigung, noch den Ernſt ſeiner Pläne herausgefunden hätte. Cäcilie erkannte aber Beides und in ihrer Bruſt wachten warme Vertreter dafür auf, als dieſer einzige Sohn, der mit leidenſchaftlicher Vorliebe dem mediziniſchen Studium oblag, die Ferienzeit in Babelſtein verlebt und mit großem Eifer ihre Bekanntſchaft geſucht hatte. Jetzt war er ſeit zwei Jahren auf Reiſen geweſen und ſeine Ankunft ſtand täglich bevor. —

Der graue, düſtre Nebelſchleier, dieſer Verkünder der nahenden Winters, hellte ſich ganz unvermuthet am Morgen nach Antoniens Ankunft auf. Ein heller friſcher Sonnenſtrahl zerriß das dunkle Gewölk und zertheilte es in einzelne Maſſen, die bisweilen eine drohende Geſtalt annahmen. Aber der Wind hob ſeine mächtigen Fittige, kräuſelte die träge und ſchwer dahinziehenden Wolken und trieb ſie eiliger hinweg, als wolle er dem kurzen Sonnenblick, der die einförmigen Novembertage verherrlichte, freie Bahn machen. Bald ſäumten die verjagten Regenſpender nur noch widerſtrebend den Horizont und die Bläue des Himmels erquickte und erfreute das verzagte Menſchenherz, welches mit Grauen den Winter ſchon in der trubſeligen Regenzeit begrüßt hatte.

Cäcilie ſtand mit Antonie am Fenſter des kleinen Zimmers, das ſie gemeinſchaftlich bewohnen wollten, wie ſie es zur Zeit der Penſion gewohnt geweſen waren. Sie gaben beide in dem ruhigen Zuſtande der Betrachtung ein charakteriſtiſches Bild. Antonie, ſelbſtändig und ſicher den Mittelpunkt des gewölbten Raumes, der mit reichen Vorhängen drapirt war, einnehmend, die Hand leicht auf das Fenſterbrett gelegt. Cäcilie, den Kopf ſanft geneigt, die zarte Geſtalt auf die hohe Lehne eines Seſſels geſtützt, den rechten Arm um die Taille der Freundin ſchlingend.

Sieh, Cili, ſprach Antonie im alten traulichen Tone der Kinderzeit, das Wetter klärt ſich auf!

Ach, wie freut mich das! rief Cäcilie. Du glaubſt nicht, Toni, wie ſchwer trübes Wetter auf mir laſtet. Aber ich empfange meinen Lohn dann immer, wenn ſich die Sonne endlich ſpielend mit den leichten loſen Wolken herumwirft und ſie zu Paaren treibt. Meine Seele athmet mit dem erſten Lichtſtrahle freier und ehe die Wolken vertrieben ſind, liegen meine Grillen ſchon, in Banden, beſiegt am Boden.

Immer noch die alte Schwärmerin, lächelte Antonie. Aber biſt du ſo kränklich, ſo nervös, daß dich das Wetter verſtimmen kann?

Mir fehlt Nichts, ſagte Cäcilie mit rührendem Tone, doch Gunther mahnt mich immer zur Vorſicht.

Günther? Wer iſt das?

Cäcilie erglühte. Sie ſchien die Frage, als hätte ſie ſie nicht vernommen, übergehen zu wollen und ſagte:

Digitized by Google

Gehen wir nachher in den Garten? Unſre Gewächshäuſer ſind ſehr gut und ſo vortrefflich durch Fließenwege verbunden, daß wir einen amüſanten Spazierweg machen können, ohne naſſe Füße zu bekommen.

Sehr ſchöne Ausſichten bei ſolchem Wetter, ſpöttelte gutmüthig Antonie — aber wer iſt Günther?

Der Sohn meines Vormundes, entgegnete nun Cäcilie kleinlaut.

Haſt du Geheimniſſe vor mir, Kleine?

Nein, Toni. Mir war nur ſo unbeſchreiblich verlegen zu Sinne.

Warum denn, Kind?

Weiß ich's, ſagte Cäcilie lächelnd.

Der Günther iſt wol dein Verlobter?

Bewahre! rief Cäcilie erſchrocken.

Aber er möchte, könnte, ſoll es werden?

Ich weiß es nicht.

Böſe, du lügſt! Was iſt denn der Herr Günther für ein Gentleman? Beſchreibe mir ſeine Perſönlichkeit? Doch nein, das laß nur, denn ich würde das Bild eines Adonis vor meiner Imagination aufſteigen ſehen, wogegen die Wirklichkeit —

O, Toni, deine Einbildungskraft kann ohne Gefahr verſchwenderiſch coloriren.

Wirklich? Er iſt alſo ſchön? Aber doch nicht roth und weiß gemalt mit lockigem Haar? Fi donc!

Nein, nach zeitgemäßem Geſchmacke, lachte Cäcilie heiter, blaß — mit glühenden Augen —!

Vortrefflich! Iſt er auch, wie du, im Beſitze zeitlicher Güter? Studirte er?

Er iſt der Sohn des reichen Commerzienrathes — alſo viel reicher, als deine arme Cili! Seine Neigung trieb ihn, Arzt zu werden, obwol ſein Vater ihm das Beſchwerliche eines ärztlichen Lebens abſchreckend genug geſchildert hat.

Doctor? fragte mit ſonderbar mismuthigem Tone Antonie. Warum wählte er nicht die juriſtiſche Carriere?

Cäcilie zuckte leicht die Achſel.

Nun geſteh' mir, Cili — biſt du ſeine Braut?

Nein, noch nicht, entgegnete ſie ehrlich.

Ach! Noch nicht! Aber er ließ Liebe für dich blicken?

Es iſt der ſehnlichſte Wunſch ſeines Vaters, uns vereinigen zu können —

Sprach er ſeine Neigung gegen dich ſchon aus?

Cäcilie ſenkte die Augen. Es war ihr ſchmerzlich «Nein!» zu ſagen und doch kamen ihr all' die verrätheriſchen Momente, wo die Liebe unwillkürlich ſich Bahn gebrochen hatte, plötzlich ſo nichtig vor, daß ſie fürchtete eine Lüge zu ſagen, wenn ſie «Ja!» erwiderte.

Es verging eine ſtille Minute, während Antonie träumeriſch, aber innerlich von einem Gedanken beſchäftigt, über die Straße hinwegſah und Cäcilie an ihrem Geiſte die ſeligen Augenblicke, in denen die Gewißheit ſeiner Liebe ihr geworden, vorüberziehen ließ. Hatte nicht ſein Auge mit ſprechender Leidenſchaft das ihre geſucht, wenn ſie, unbewußt die vielen in ihr aufgeſpeicherten Kenntniſſe verrathend, erglühend verſtummt war. Hatten nicht beim unſchuldigen Geplauder leiſe, verrätheriſche Worte angedeutet: Warum willſt du dich mir verbergen? Meinſt du, ich würde dich zu viel lieben?

Alſo eine Schülerliebe, ſprach plötzlich mit einem lächelnd ſpöttiſchen Ausdrucke Antonie.

Cäcilie fühlte ſich unſäglich verletzt. Eine Thräne, die erſte, welche ſie über dies Verhältniß weinte, feuchtete ihr Auge, das ſie tief niederſchlug. Sie rang vergeblich nach einem Worte, um dies peinliche Geſpräch zu wenden. Antonie ſummte gleichgiltig eine Melodie zwiſchen den Lippen, ließ die eleganten Goldtroddeln, womit die Vorhänge zurückgehalten wurden, durch ihre Finger gleiten und rief mit plötzlicher Erkenntniß:

Haſt du dies Zimmer arrangirt, Cili? Das iſt auf Ehre ſuperbe! Mon dieu, wie konnte ich dies bis jetzt überſehen? Eine Bergère à la Maintenon? Der Trumeau mit Goldpfeiler — Tabourets à la Lavallière? — — Kind, dies Arrangement macht deinem Geſchmacke alle Ehre —

Cäcilie hielt lächelnd und abwehrend beide Hände ausgeſtreckt bei dem mit unglaublicher Schnelligkeit geſprochenen Lobe.

Nein, nein! rief ſie, ich verdiene das Compliment nicht! Es kommt meinem Vormunde zu, der bei einer gelegentlichen Reiſe nach Berlin auf meine Bitte: mir einen hübſchen Schreibtiſch zu beſorgen, dies Meublement für mein Zimmer ausſuchte.

Dein Vormund? Ich hielt ihn nach deinem Briefe, worin du mir meldeteſt, daß ſeine Einwilligung zu dem Beſuche einer Freundin nöthig ſei, für nichts weniger, als für galant. Doch dieſe Ausſtattung ſpricht nicht allein von Galanterie, ſondern auch von Freigebigkeit — oder zeigt er dieſe Tugend nur, wenn die Börſe ſeines Mündels zu ſolchen Ausgaben geöffnet wird?

Verkenne den Mann nicht, liebe Toni, bat Cäcilie, wenn er in ſeinem Aeußern manches Schroffe zeigen ſollte. Mir liegt daran, daß er dich lieb gewinnt —

Weshalb?

Weil er gegen alle Großſtädterinnen ein Vorurtheil hat.

Ach! Und der Grund?

Den weiß ich nicht. Doch muß ich dir verrathen, daß ich eine Wette gewinne, wenn du ſeine Zuneigung erringſt, was ich für ganz zweifellos halte.

Du könnteſt dich doch täuſchen, Cili, denn ſolchen altdeutſchen Bären gegenuber zerrinnt unſre Bildung und Liebenswürdigkeit der Neuzeit wie Schnee vor dem Märzwinde. Schildere mir ihn.

Das iſt leicht! Er iſt ein Mann von jovialem Aeußern, wohinter er die ächteſte Gemuthlichkeit verbirgt. Triffſt du hier die rechte Saite, ſo klingt Alles in harmoniſcher Liebe für dich. Er liebt es, daß man zu ſeinen faſt ſtereotypen Witzen lächelt und daß man ihm Nichts misdeutet —

Wie ſonderbar, unterbrach Antonie die Freundin, faſt das Gegentheil von dem, wie ich ihn dachte.

Du wirſt ihn noch heute kennen lernen. Er kommt täglich, in den Vormittagsſtunden meiſtentheils, zu uns. Vor allen Dingen wundre dich nicht über die Benennung, die er mir und meiner Mutter zukommen läßt —

Die heißt?

Cäcilie lächelte verlegen und ſchüttelte mit dem Kopfe.

Wollen wir hinab in den Garten? fragte ſie dann.

Du willſt mir deine Herrlichkeiten zeigen, Kleine, ſagte Antonie mit einem leiſen Anfluge von Bitterkeit, damit ich mich um ſo demüthiger in meiner Armuth fühle —

O Toni! Biſt du denn nicht von heute an meine Schweſter?

So ſchriebſt du — aber dein Vormund wird ſeinen Conſens verweigern.

Mein Vormund hat mir noch niemals etwas abgeſchlagen, entgegnete mit Genugthuung das junge Mädchen.

Reicht dein Einfluß über deine Mutter auch ſo weit?

Ja — aber nur im Fall ſie durchaus nicht beeinträchtigt wird, tagtäglich die enorme Menge Kupfer- und Meſſinggeſchirr ihrer Küche putzen zu laſſen, wozu ſie beſonders eine Magd hält, und im Fall die ſeit einer Reihe von Jahren unverändert gebliebene Einrichtung ihrer Wohnſtube heilig gehalten wird.

Man ſieht es, lachte Antonie, daß dieſe koloſſalen Schränke eine beſondre Liebhaberei ſein müſſen, ſonſt wären ſie längſt verſchwunden. Doch iſt dieſe Paſſion leicht zu überſehen, da deine Mama der ganzen übrigen Einrichtung des Hauſes und der Zimmer, die ich bis jetzt ſah, den noblen Stempel des Reichthums aufgedrückt hat.

Die beiden Mädchen umſchlangen ſich und ſchritten langſam plaudernd die breite Treppenflucht hinab in den Hausflur. Kaum hatten ſie den Raum, deſſen verſchwenderiſche Weite von Antonie mit den Worten hervorgehoben wurde: auf ſolchem Flecke baut man in meiner Vaterſtadt ein ganzes Haus, erreicht, ſo wurde mit Haſt die Hausthür aufgeriſſen, ein junger Mann trat herein und mit einigen ſchnellen Schritten ohne Weiteres auf Cäcilie zu.

Antonie fühlte an dem Erbeben ihres zarten Körpers, daß dieſer Mann keine gleichgiltige Erſcheinung für ihre Freundin war. Beſonnen löſte ſie den Arm, womit ſie die Taille derſelben umfaßt hielt, und trat zurück.

Cäcilie! rief der Angekommene, beide Hände ihr entgegenſtreckend.

Mein Gott, du hier? flüſterte ſie dagegen.

Haſt du meiner gedacht? fragte er, indem er das zitternde Mädchen an ſeine Bruſt zog. Er neigte ſich ſelbſtvergeſſen zu ihr nieder —

Die tiefſte, leidenſchaftlichſte Aufregung im Blicke beantwortete ihm dieſe Frage, aber ſeinem Kuſſe wich ſie aus und barg das Geſicht an ſeinem Herzen. Liebevoll hob er das Köpfchen zu ſich empor.

Biſt du nicht meine Cäcilie?

Sie nickte vielſagend mit dem Kopfe und deutete, verſchämt lächelnd, mit den Augen nach dem Winkel, wo Antonie ſtand.

Erſt jetzt gewahrte er den unberufenen Zeugen. Mit Anſtand, jedoch im Innern erbittert über alle Maßen, begrüßte er die Dame, die ihm von Cäcilie nun in aller Form vorgeſtellt wurde.

Sieh, Toni, das iſt Günther, ſprach ſie dann haſtig und tief erröthend.

Ich errieth es im erſten Augenblick, entgegnete Antonie mit ſo tiefem Gefühle im Tone, daß Cäcilie ſchnell zu ihr aufſah und ihre Hand ergriff. Dieſe Theilnahme der kältern, weltlichen Freundin rührte ſie unbeſchreiblich; auch Günther ſchien den kleinen Verdruß vergeſſen zu haben, der ihm momentan ſeine Laune geſtört hatte, und erwiderte einige herzliche Worte.

Nachdem der junge Mann die Bergräthin begrüßt und nach vielen vergeblichen Verſuchen, die begrüßende Suade derſelben zu unterbrechen, endlich die Anmeldung ſeines Vaters zum Mittagseſſen glücklich angebracht hatte, ſchlug er den Damen vor, den verſchobenen Spaziergang durch die Treibhäuſer nachzuholen.

Du bleibſt doch auch zum Eſſen, lieber Günther, rief ihm die Bergräthin nach.

Das verſteht ſich, antwortete Günther im vertraulichſten Tone und nahm die Hand Cäciliens zärtlich gefangen; von nun an werden Sie mich ſelten los werden, Mamachen!

Digitized by Google

Seine beredten Augen gaben den Commentar zu den verrätheriſchen Worten.

Günther gehörte zu den Bevorzugten dieſes Weltalls, deren Leben am treffendſten mit einem ſonnenhellen Sommertage zu vergleichen iſt. Es begann ſchon im Morgenrothe mit den glänzendſten Ausſichten auf Glück. Geleitet durch nachſichtige Eltern, deren Reichthum ſeine Anſprüche an die Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens reichlich zu befriedigen vermochte, glitt er fröhlich durch ſeine Jugend dahin. Nichts ſtellte ſich ſeinen Wünſchen entgegen. Seine Entſchiedenheit für das mediziniſche Fach erweckte ihm in ſeinem Vater einen Widerſacher; allein es war nur nöthig geweſen, daß er ſeine Vorliebe determinirt ausgeſprochen hatte, ſo fiel der heftige Widerſpruch des alten Herrn in ein leichtes unzufriednes Murmeln, dem abziehenden, unſchädlichen Donnerwetter nicht unähnlich.

Günther war in ſeinen Knabenjahren ſehr ſchön geweſen, doch von jener zartern Schönheit, die mit dem Wachsthum verliert, ſich in den Jünglingsjahren in eine bleiche, ſchlaffe Phyſiognomie verwandelt und erſt in ſpätern Jahren durch die fertige Ausbildung wieder Charakter und Leben gewinnt.

Dieſe Periode war eingetreten geweſen, bevor er ſeine Reiſe vor zwei Jahren angetreten hatte, und es war nicht zu verwundern, daß Cäciliens ſanfte, ſchweſterliche Neigung für den bleichen Jüngling plötzlich in eine begeiſterte Liebe überging, als er ſo glücklich verändert vor ihr erſchienen war.

Mit entzücktem Staunen blickte ihm damals das ſchwärmeriſche Mädchen in das Geſicht, das mit den verrätheriſchen Spuren der Geiſtigkeit und Intelligenz das reinſte Colorit der Geſundheit trug. Zwar färbte kein Incarnat die Wangen und kein Purpur die Lippen, aber die Gluth des Herzens und der Seele hauchte den Morgenrothſchimmer des jungen Lebens darüber, und das iſt ſchöner, als die Flecken, die das Blut auf die Wangen malt.

Dem weltkundigen Manne würde der rein harmloſe Blick, das jugendlich frohe Lächeln in dieſer Phyſiognomie nicht ſo gefallen haben, als der begeiſterten Liebe eines jungen unerfahrnen Mädchens, denn es lag zu viel Unverſuchtes, der Welt mit ihren Intriguen Unbekanntes darin, als daß nicht die erſte Verſuchung mit ſchweren Folgen an dies Gemüth treten ſollte. Daß dieſer Zeitpunkt ſelbſt jetzt, nach dem zweijährigen Hin- und Herreiſen nicht eingetreten war, davon zeugte der unverändert gebliebene Blick, das unweſentlich moderirte Lächeln. Es lag eine größere männliche Reife auf ſeinen Zügen, jedoch nicht die entblätternde Frühreife der Erfahrung.

Cäcilie fühlte ſehr wohl die Gleichheit ſeines Weſens trotz des langen dazwiſchenliegenden Zeitraumes, ihre zutrauliche Annäherung verrieth, welche Hoffnungen dabei kühn erwacht waren.

Der Garten der Bergräthin war in großartigem Style angelegt, obwol der Raum, der ſich auf einige Morgen Landes beſchränkte, dagegen ſprach. Die geniale Benutzung jedes Fleckchens jedoch zeigte, daß der Erfinder dieſer Anlage ſehr wohl die Enge des Platzes mit der Großartigkeit ſeines Planes in Vergleich geſetzt hatte. Dicht an das Hauptwohngebäude lehnte ſich das erſte, ſchmal und lang geſtreckte Gewächshaus, das, mit gutem Geſchmacke ausgeſtattet, beſtimmt war, die der Sonne weniger bedürftigen Gewächſe aufzunehmen. Es ſchien der Ruheplatz der abgeblühten Bäume und Pflanzen zu ſein, aber die immer gleiche Pracht des grünen Laubes, hie und da von einem einſamen Blümchen unterbrochen, lud dennoch zu einem längern Verweilen ein, wozu die unmittelbare Nähe der Wohngebäude noch einen halt-

Digitized by Google

baren Grund angaben. Seſſel aller Art, Spiegel, Vogelbauer, Tiſche von eleganter Façon nahmen von Zeit zu Zeit niſchenförmige Plätze ein und bewieſen, daß die Bewohnerinnen eine Vorliebe für die Stätte hatten.

Hier weile ich am Liebſten! rief in heitrer Gemüthlichkeit Cäcilie, indem ſie ſich in einen Armſtuhl warf. Hier träumt es ſich herrlich.

Träumt man hier von Glück? fragte Antonie ſchwermüthig. Nun, ſo will ich hier ruhen, um im Traume mindeſtens glücklich zu ſein.

Cäcilie ſah befangen zu ihr auf. O, du wirſt dich wohl bei uns fühlen, meine Toni?

Gewiß, entgegnete ſie herzlich, gewiß recht wohl! Aber das Geſchick wird mich hartnäckig auf imaginaires Glück verweiſen.

Das frägt ſich denn doch, lachte Günther. Und Sie ſehen mit den lebensluſtigen Augen auch nicht aus, als möchten Sie ſich dieſem Willen des Geſchickes zu beugen Luſt verſpüren. Was gilt's, wenn ich behaupte, die Träume von Glück realiſiren ſich in kürzeſter Zeit in Liebesglück!

Antonie richtete ernſt, aber groß und voll ihr Auge auf den frohſinnigen Sprecher. Dann ſchlug ſie es zu Boden und ſprach faſt eintönig:

Sie kennen das Gefühl nicht, von der Güte Andrer zu leben!

Cäcilie umſchlang ſie heftig und wiederholte dieſelbe Frage, wie vor einer Stunde:

Biſt du nicht meine Schweſter?

Sie hielten ſich beide umarmt und es mochte dem Zuſchauer dieſer kleinen Scene ein intereſſantes Bild ſein, zwei ſo ganz ungleiche Geſtalten, ungleich bis zum Heterogenen in ſo enger Umſchlingung und Verbindung betrachten zu können. In dieſem Momente trugen, für den Unparteiiſchen, die Lineamente Antoniens den Sieg davon, denn ſie waren durchwoben von einem Gefühle des Seinſollens, das Cäcilie nicht kannte. Wenn das Auge derſelben bei ſolcher Gelegenheit einen Ausdruck gewann, der ſiegend, ſtrahlend, entzückend genannt zu werden verdiente, ſo fiel er in unbewachten Situationen in eine ſo träge Bewegung, daß auch nicht die mindeſte Schönheit in ihm blieb, aber eben der frappante Wechſel zog willenlos jeden Blick auf dies Geſicht, das hierbei wie ein Räthſel erſchien, welches tiefen ungeahnten Sinn verbarg.

Freilich anders, ganz anders war es mit Cäcilie. Ihr Auge war immer ſchön, von jener Azurbläue, die niemals matt und unbelebt werden kann. Das ſanfte Glühen deſſelben verrieth die Anlage zu tiefen, leidenſchaftlichen Bewegungen, welche ſie aber in ächt ſchüchterner Weiblichkeit mit allen Kräften ihrer Seele unterdrückte. Wenn Antonie, hingeriſſen, vom Impulſe getrieben, die Aufregungen des Gemüths in dem aufgeſchlagenen Auge ſich widerſpiegeln ließ, ſo überſchleierte Cäcilie jede innere Wallung und ſenkte die Lider tief nieder.

Günther betrachtete zuerſt mit einigem Erſtaunen, mit den erſten Spuren tieferer Bewunderung die hohe, etwas vorgeneigte Geſtalt Antoniens und ließ ſeinen Blick faſt betroffen auf den von Geiſt und Seele zur belebteſten Schönheit entfalteten Zügen haſten, dann aber gleitete er über zu der zarten Geliebten, welche in jener Anmuth, die unbeſchreibbar iſt, an ihrer Freundin lehnte. Die Zartheit und Regelmäßigkeit ihrer Geſtalt, die wunderbar blendende Weiße ihres Teints und die Feinheit und Schönheit aller einzelnen Körpertheile trat nie ſo vortheilhaft heraus, wie in dem Contraſt, der zwiſchen ihr und ihrer Freundin obwaltete. Günther empfand bei dem unwillkürlichen Vergleiche, daß Cäcilie zu den ſchönſten Weſen der Welt ge-

hören würde, wenn nicht über die ganze Erſcheinung der Typus der Kränklichkeit verbreitet geweſen wäre, und dieſe Erkenntniß grade veranlaßte ihn mit dem zärtlichen Wohlwollen eines Arztes ihre Hand jetzt leiſe zu ergreifen, um ſie von einer ſpannenden Aufregung geneſen zu machen.

Setzen Sie Cäcilie nicht oft ſolchen Auftritten aus, ſagte er halblaut zu Antonie, die langſam vorwärts ſchritt; ihre Conſtitution iſt nur ſanftern Regungen gewachſen.

Von dem Gewächshauſe aus führte ein mit roth und weißen Flieſen belegter Weg, der durch niedriggeſchorne Kugelakazien eingefaßt wurde, zu einem Pavillon, welcher auch zum Ueberwintern der zahlreichen exotiſchen Gewächſe benutzt wurde. Der Pavillon war weit und geräumig. Schlingpflanzen überzogen die blendendweißen Wände, die außerdem nur von ganz ſchmalen Spiegelfächern in Goldrahmen decorirt waren. Ein feiner durchdringend gewürziger Hauch durchſtrömte dies Gemach, wo ſich Blüte an Blüte reihete und zur gerechten Bewunderung aufforderte. Vier ganz gleiche Thüren führten von hier aus in alle Theile des in Parkanlagen und Blumenrabatten wechſelnden Gartens, der jedoch trotz des jetzigen Sonnenſcheines keine einladende Miene zeigte. Einer der Wege war abermals mit Flieſen belegt und ging auf ein drittes Gewächshaus zu, welches meiſtentheils zur Erzielung von vegetabiliſchen Luxusartikeln für die Tafel beſtimmt war.

Antonie ſprach unverholen ihre Verwunderung über die koſtbaren Einrichtungen aus, welche faſt ganz eines pekuniären Vortheils entbehrten.

Cäcilie fühlte ſich beſchämt. Sie hatte von Jugend auf in der Luft eines faſt fürſtlichen Reichthumes geathmet, ohne ſich der Wohlthätigkeit dieſes Lebens bewußt, ohne im Schwarme von eiteln Vergnügungen, in raffinirten Genüſſen, den Vortheil, den Reichthum bietet, gewahr zu werden, deßhalb legte ſie wenig Werth darauf. Die ſolide, aber durchaus nicht übertriebene Eleganz ihrer elterlichen Einrichtung, der ſtets mit Delikateſſen aller Art beſetzte Familientiſch waren Dinge, die ſie gar nicht beachtete; der Ueberfluß an Bedienung, an glänzend möblirten Räumen beläſtigte ſie weder, noch erfreuete er ſie.

Die Unabhängigkeit jedoch, ein Vortheil, den Reichthum immer mit ſich führt, wußte ſie zu ſchätzen und benutzte ſie nach ihrer Individualität. Sonſt aber lag jede Ueberhebung fern von ihr. Ein Unbemittelter glaubt dies nur nicht. Seine beſchränkte Lage erinnert ihn immerfort an Verſagungen, deshalb nimmt er hier das Lächeln der Ruhe für das Lächeln der ſtolzen Befriedigung. Antonie mochte ähnlich fühlen. Da ſie das leichtſinnige Ueberſehen ſo bedeutender Vorzüge nicht begreifen konnte, ſo beurtheilte ſie die ungezwungene Geringſchätzung nach Empfindungen, die von Ueberſchätzung erzeugt wurden. Rieſige Wünſche erſtanden dabei in ihr und erweckten mit dämoniſcher Macht ſtrafbare Gedanken, welche durch ihre Phantaſie zwar mit prunkenden Gewändern, wie ſie die Sophiſterei der wankenden Tugend zu gern leihet, bekleidet wurden. Pläne machte ſie nicht, doch ſie vertraute ihrem ſieggewohnten Verſtande, welcher der menſchlichen Schwäche die richtige Stunde abzulauſchen verſtand. Einmal heraufbeſchworne Gewalten laſſen ſich, wie böſe Geiſter, ſelten wieder bannen!

Während dieſer Zeit war der Vormund Cäciliens gekommen. Mit der haſtigen Begierde, womit man die Gewißheit eines heftig genährten Wunſches zu erfahren ſucht, fragte er, ohne den jovialen üblichen Gruß an die Bergräthin zu verſchwenden:

Nun?

Ei, Ihre Dienerin, begann dieſe mit unverkennbaren Anzeichen großer Sprachluſtigkeit —.

Halten Sie ein, liebe Schwiegermama in spe, rief der Vormund komiſch, ſagen Sie es kurz: wie ſteht es mit unſern Kindern? Wie äußerte ſich die Freude des Wiederſehens?

Ja — das weiß ich nicht! Ich war nicht dabei; aber Fräulein Toni wird es uns ſagen können —

Fräulein Toni? Wer iſt Fräulein Toni? fragte der Comerzienrath mit Verdruß und Befremdung im Tone.

Was Sie zerſtreut ſind! Cäciliens Penſionsfreundin, die ich adoptire —

Ah ſo! Reden Sie nicht von Adoptiren, das erlaube ich nimmermehr!

Nun, meine Tochter will ſie als Schweſter betrachtet ſehen —

Das mag ſie bis zu dem Zeitpunkte, wo ſie ſelbſt einſehen wird, wie unwürdig ſolche Großſtädterin ihrer Schweſterliebe iſt, ſagte der Vormund ärgerlich hin und her ſchreitend. Dieſe Perſon verdirbt mir alle Laune, deshalb wird es weiſer von mir ſein, heute ſolo zu Hauſe zu ſpeiſen, als hier, neben dem Pfau der Großſtadt.

Aber, lieber Freund, Sehen Sie doch das Mädchen erſt —

Habe ich nicht den von Floskeln und Phraſen aufgeputzten Brief geleſen?

Sie iſt wirklich einfach und angenehm —

Einfach? Mit dieſen superbs und magnifiques, mit dieſen famos und banales?

Und angenehm? Mit ihren ſtelzenhaften Klagen über des Schickſals Tücke, wie ſie den Tod der Eltern, der ihr ein Ziel in ihren erbärmlichen Weltvergnügungen ſteckt, nennt? Gehen Sie, beſte Schwiegermama in spe, laſſen Sie ſich den Kopf von dem Dämchen nicht verdrehen, es wird weiſe ſein, wenn Sie ihn auf dem rechten Flecke behalten. Halt, da kommen die Leutchen wol — ich höre Günther's Stimme — ich möchte mich wegſchleichen — Doch wozu. Vielleicht ſtecke ich dem Fräulein mit meiner Gegenwart ein Ziel ihres hieſigen Aufenthalts. (Fortſetzung folgt.)

Feuilleton

Der Neſtroy Dresdens, der Komiker Herr Räder, hat am Faſtnachtsabende eine neue Poſſe auf die Scene des Hoftheaters gebracht und als Verfaſſer wie als Darſteller den beſten Erfolg an ſeiner Leiſtung erlebt. Das Stück heißt: «Jupiters Reiſeabenteuer oder die olympiſchen Flüchtlinge». Es iſt einem franzöſiſchen Luſtſpiele: «die olympiſchen Götter in Paris» nachgebildet, welches im vorigen Jahre das Publicum einer pariſer Vorſtadtbühne in wiederholten Vorſtellungen erfreute. Herr Räder hat es jedoch nicht blos den Worten nach verdeutſcht, ſondern auch die Handlung, die Charaktere den ganzen Ton und Geſichtskreis des Stücks umgeſtaltet und in unſre heimiſchen Verhältniſſe übertragen. Die beſte Rolle, die wirkſamſten Lieder und die luſtigſten Zeitanſpielungen hat er für ſich ſelbſt geſchrieben. Er gibt die Partie des Jupiter. Nur der Amor des Fräul. Thiele gelangte darneben «in ſeiner olympiſchen Tracht» zu einiger Geltung vor dem Kritiker des Dresdner Tageblatts, «durch anſprechende Grazie der Formen und Bewegungslinien», wie ſich die Zeitſchrift zu Vermeidung größerer Deutlichkeit ausdrückt. — Es iſt ebenſo gebräuchlich, verächtlich von der Poſſe zu reden als ſie mit Eifer zu beſuchen. Stücke wie «Lumpaei-Vagabundus» und «der arteſiſche Brunnen» aber haben — geſtehen wir's offen — nicht blos unſern Theaterkaſſen gute Einnahmen, ſondern auch unſrer Laune

manches derbe Ergötzen geliefert. Ein Publicum drei Stunden hindurch mit den leichteſten Mitteln lachen zu machen, eine Reihe von handfeſten Späßen und drolligen Einfällen in eine ſolche Verbindung mit den Charakteren und mit der Handlung zu bringen, daß ſie als ein dankbar hinzunehmendes Poſſenſpiel vor uns auftreten, iſt keine leichte Aufgabe. Herr Räder hat geübte Bühnenkenntniß und iſt nicht ohne Gefühl für die kleinen Hilfen des theatraliſchen Eindrucks. Daher die muſikaliſchen Schönpfläſterchen in ſeinen Poſſen, daher die reiche Augenweide, die er der Schauluſt gewährt, um Ruhepunkte für einen Muthwillen zu gewinnen, der leicht ermüden könnte und ſich neue Stufen der Steigerung zu erbauen, wo ſich die komiſche Wirkung ſonſt überbieten müßte. Hoffen wir daher, daß ſeine neueſte Poſſe nicht blos für das Dresdner Repertoire eine glückliche Erwerbung iſt. Die deutſche Bühne leidet nicht am Ueberfluſſe einer ausgelaſſenen Komik und es iſt kein giltiger Grund vorhanden, den vereinzelten Erſcheinungen auf dieſem Gebiete die dankbare Anerkenntniß zu verſagen.

Das Wiener Hofburgtheater hat die ſeltſame Marotte, von den neu auftauchenden deutſchen Stücken vorzugsweiſe die gedankenloſen und ſchlechten zur Aufführung auszuwählen. Da Herr Otto Prechtler mit dieſer Gattung nicht ſogleich wieder aufwarten konnte, mußte kürzlich Herr Pannaſch mit dem «Erbgrafen» vorhalten, welches Luſtſpiel denn auch ſeine Schuldigkeit ſo vollkommen erfüllte, daß es mit aller Entſchiedenheit durchfiel. — Einer brieflichen Mittheilung zu Folge hätte «der Erbgraf» ſeinen Untergang in der verkehrten Beſetzung gefunden. So äußerte ſich die Marotte auch ſchon in der Beſetzung?

Die «Leipziger Revue» iſt das Blatt der unvermittelten Gegenſätze. Ein vom Staate beſoldeter Cenſor, Herr O. Marbach, redigirt es und einer der verbotenſten deutſchen Schriftſteller, Herr Arnold Ruge, iſt der Hauptmitarbeiter des Journals. Auch über die neuere Tragödie wollte die «Leipziger Revue» nicht ſprechen, ohne ſich den Charakter ihrer Gegenſätzlichkeit zu bewahren. In der letzten Lieferung leſen wir eine Abhandlung von D. Sempach:

Hebels: Maria Magdalena eine Tragödie.
Gutzkow's: Uriel Acoſta keine Tragödie.

Das Thema, daß Gutzkow's «Uriel Acoſta» kein Trauerſpiel ſei, wird darauf in einer Vollſtändigkeit ausgeführt, daß dem Verfaſſer die Fähigkeit zum Tragödiendichter überhaupt abgeſprochen wird. Gutzkow ſei viel zu modern, behauptet Sempach, um an eine naive ehrliche Tragödie zu glauben. Auch ſein Uriel Acoſta erſchieße ſich nicht. Das werde uns nur ſo vorgemacht und könnten wir hinter die Scene blicken, ſo würden wir uns überzeugen, Acoſta habe vorbeigeſchoſſen.

Wiens journaliſtiſche Dioskuren: Bäuerle und Saphir ſind wieder einmal aus dem Zeichen der Zwillinge in das des Widders getreten. Der ewige Friede, den ſie bereits ſechsmal beſchworen, ward zum ſiebenten Male gebrochen und neuer Krieg herrſcht zwiſchen den Montagues und Kapuletts. Nur das Sternbild des Waſſermanns leuchtet noch mit alter Treue über beiden Häuſern.

Der Redakteur der «Sonntagsblätter», Herr Ludw. Aug. Frankl, erwirbt ſich ein neues Verdienſt um die öſterreichiſche Kaiſerſtadt, die ihm nun ſchon ein Denkmal Glucks und die Abbildung des Schwertes (auf dem Bucheinbande eines Heldengedichts) von Don Juan d Auſtria verdankt. Er begründet eine Droſchkenunternehmung für Wien. Die Kenntniſſe und Erfahrungen dazu hat Herr Frankl in Leipzig und Berlin geſammelt, das Geld aber in Wien.

«Welches ſind jetzt die größten Plagen eines Berliners?» fragt eine eingeſandte Stimme in der Voſſiſchen Zeitung und ertheilt ſich darauf ebenfalls für ihr Geld und ohne alle politiſche Beziehung die Antwort: «Bettelei und Straßenſchmutz». — Der letztere ſoll die bisher unzweifelhafte Ebene Berlins in eine Hügelſtadt verwandelt haben, die hier und da dem Fortkommen der Wagen ganz unüberſteigliche Hinderniſſe entgegenſetzt. An der Wirthstafel des Brandenburger Hofs hörte ein Fremder, der uns die Wahrheit ſeiner Mittheilung verbürgt, folgendes Geſpräch. «Was meinen Sie, was ich geſtern that, als ich über den Belleallianceplatz ging und plötzlich mit beiden Füßen in ein Waſſerloch gerieth?» — «Sie ſprangen allem Vermuthen nach ſo raſch als möglich auf das Trockne?» — «Als ob das möglich geweſen wäre! Nein, ich ſchrie um Hilfe.»

Guſtav Ritter von Franck hat ſeine «Wiener Zeitſchrift» endlich wirklich und unter vortheilhaften Bedingungen an Herrn Bachmann, einen Buchhändler Wiens verkauft. Die öſterreichiſche Journaliſtik verliert dadurch einen Charakter von dem reinſten

Wohlwollen, der nur leider weder zu ſtolz war, ihre kleinen Boshaftigkeiten ganz unbeachtet zu laſſen, noch krirgeriſch genug, um darauf mit zermalmender Abwehr zu erwiedern. Herr von Franck geht mit ſeiner Frau, der Sängerin Wirmſer, nach Norddeutſchland, wo die Letztere eine Theateranſtellung annehmen wird.

Meyerbeer's «Feldlager in Schleſien» hat in Wien eine unerhörte Anzahl von Proben nöthig gemacht. Es iſt jetzt unter dem Titel: «Wielka» auf dem Repertoire des Kärntnerthortheaters.

Wir haben Hoffnung, daß die Anwendung des Schwefeläthers nicht auf die wundärztlichen Verrichtungen beſchränkt bleibt, ſondern daß wir in der Erfindung jenes gefahrloſen Betäubungsmittels eine drr einflußreichſten Entdeckungen zu begrüßen haben, die zum Wohle der Geſammtheit der Menſchen jemals an's Licht gefördert werden konnte. Die Kunſt, die Literatur, die Geſellſchaft wird demnach den Schwefeläther ſehr bald als das heilſamſte Geſchenk der Vorſehung betrachten, welches ſir uns noch ſchuldig war, ſie wird ſeinen Gebrauch vervielfachen und verallgemeinern bis auf eine unberechenbare Ausdehnung hin. Einer meiner gewerdsthätigen Freunde, ein tüchtiger Kopf nicht für die Mechanik allein, ſondern auch von drr klarſten Auffaſſung für die Bedürfniſſe des Lebens, iſt nämlich im Begriffe die Taſchenausgabe einer Schwefeläthervorrichtung zu veröffentlichen, deren Umfang höchſtens die Größe einer Familienſchnupftabacksdoſe oder einer Taſchenſpieluhr rrreichen wird. Dieſe Vorrichtung wird uns ohne Unbequemlichkeit und Aufſehen in das Theater, dir Abendgeſellſchaft, ſelbſt in das Boudoir unſerer Frau oder Geliebten begleiten können, wenn wir daſelbſt eine Gardinenpredigt zu erwarten hätten. Einen Schluck Aether aus der Doſe zu ſaugen, wird nicht größere Mühe verurſachen, als wenn jetzt Jemand eine Priſe nimmt. Und wie oft geſchieht dies. Das Geſchlecht der Herren Kaudle hat mithin aufgehört zu ſein! Es gibt keine langweiligen Kammerreden mehr! Denn wenn es der neuen Erfindung auch nicht gelingen möchte, die langweiligen Kammerredner zu vertilgen, ſo entzieht ſie ihnen doch, und das iſt die Hauptſache, die bewußtvolle Qual der Zuhörer. Sie beſteigen die Rednerbühne, alle Hände außer denen des Redners und der Schnellſchreiber faſſen in die Taſchen und holen das Aethermittel hervor, und wenn Herr Billaut in Paris oder Herr Scholzr in Dreſden die Tribüne verläßt, ſo haden die Erwachenden kaum eine dunkle Ahnung von Langeweile verſpürt, oder vielleicht ſogar in ſeligen Träumen geſchwelgt. Auf der Eiſenbahn in der Nähe von Halle angekommen, gibt es keine Erinnerung für den Reiſenden an jene übelduftende Stadt. Er lag in ätherreiner Ruhe, während er an den fürchterlichen Salzpfannen vorübergerollt ward, die unſer aufgeklärtes Jahrhundert noch immer mit Braunkohlen heizt, einem an ſich ganz unſchädlichen Mineral, wenn es nur nicht angezündet wird. Sobald künftig auf dem Leipziger Theater Tänzer auftreten und wir, um ſie zu ſehen, einen deinhardtſteinſchen Fürſtentag hinnehmen müſſen, ſo werden wir uns ohne Schrecken in unſer Loos ergeben. Sogar die Berliner Frömmigkeit wird minder koſtſpielig werden, denn wer eine Aethervorrichtung beſitzt, kann auch der längſten Andacht muthig entgegentreten. Von welcher Bedeutung aber die Erfindung auf den Beſuch der Collegien in Univerſitätsſtädten, ja auf die Literatur überhaupt ſein wird, der ſie plötzlich eine ganze Gattung von Schriften, die langweilige, entzieht, läßt ſich im Augenblicke noch gar nicht ermeſſen. Hoffentlich iſt jedoch ein Abſatz an Aetherdoſen zu erwartrn, der ihren Preis ſo niedrig zu ſtellen erlaubt, daß auch der ärmſte Student und der ärmſte Leſer von ihrer Wohlthat nicht ausgeſchloſſen ſind.

Eine wahre Freude iſt's, einen ärgerlichen Muſiker kritiſiren zu hören, was ihm misfällt. Früher ſtanden die Philologen in dem Rufe der gröbſten und biſſigſten Polemik. Seit dem Aufkommen der muſikaliſchen Zeitungen möchte ich aber zweifeln, daß jene ihr altes Vorrecht noch zu behaupten vermögen. Vielmehr will es mir ſcheinen, als ob die Deutlichkeit des Ausdrucks, die Schärfe der Verurtheilung und die Kraft der Sprache, mit welcher die muſikaliſche Kritik behandelt, was ihr widrig iſt, durch nichts übertroffen würde, was unter der Preſſe hervorgeht. Mußte der brave Friedrich Förſter, der zum augenſcheinlichern Brweis ſeiner wohlmeinenden Geſinnung auch noch prrußiſcher Hofrath iſt, darum einen Operntext für Karl Eckert ſchreiben, daß er die Süßigkeit der muſikaliſchrn Kritik kennen lernte? «Wir erinnern uns nicht ſeit langer Zeit einen ſchlechtern Text vor Augen grhabt zu haben» — lautet der gemüthliche Ausſpruch über «Wilhelm von Oranien» in der Neuen Zeitſchrift für Muſik. «Der Verfaſſer zieht dem Componiſten einen Ring durch die Naſe und führt den gutmüthig und gedankenlos folgendrn durch die ganzen Hugenotten» iſt eines der Bilder jrnes Berichts, der übri-

gens Herrn Eckert das Verdienſt zuerkennt, die neuere Operncompoſition mit Fleiß und Geſchmack ſtudirt zu haben, was ſich auch — durch ein leider nur allzu treues Gedächtniß verrathe.

Rob. Heller.

Moden.

Der Schnee iſt geſchmolzen, die Carnevalsluſt neigt ſich zu Ende, man glaubt wieder an den Frühling, und die Mode ſorgt für neue Frühlingsmoden. In den Pariſer Modehandlungen ſind zwar noch alle Hände mit Ballkleidern und Soiréecoiffüren beſchäftigt, denn grade jetzt drängen ſich Feſte auf Feſte, aber doch erſcheinen daneben Modells der erſten Frühlingsmoden. Dazu gehören ganz beſondees leichte Zugcapoten, die man von lichtfarbigem Crepp ausführt und denen man eine feſte Unterlage von gleichfarbigem Taffet gibt. Man kann nichts eleganteres und friſcheres ſehen, als eine ſolche ſtrohgelbe Creppcapote, welche mit einer ſtrohgelben und blauen Feder geſchmückt iſt, oder eine Capote von roſa Taffet gezogen, welche mit weißen Spitzen gedeckt und mit einem Roſenzweig ausgeputzt iſt. Man wird zu Anfang der neuen Saiſon meiſt Federn auf die Hüte garniren und weniger Blumen, doch bleibt es nicht aus, daß letztere mit dem Vorſchreiten der warmen Jahreszeit wieder den Vorzug bekommen. Ganz entgegen der vorjährigen Vorliebe für ſehr inländiſche Feld- und Wieſenblumen, z. B. für das Gänſeblümchen, hat man ſchon dieſen Winter gern ausländiſche Blumen zum Ausputz verwendet und verheißt man für den Sommerputz nur Tropengewächſe mit Früchten untermiſcht. Doch nicht nur an den Kopfputz, auch an den Kleiderputz für den Frühling hat man gedacht und es ſind dafür viele geſtickte Kleider angefertigt worden. Man hat dieſe Kleider entweder mit Seide platt geſtickt, oder mit Soutagebördchen und Poſamentirarbeit benäht und wird ſie im hohen glatten Oberrockſchnitt vollenden. Für den Uebergang in die neue Jahreszeit gibt es einen ſehr hübſchen Stoff, der von Wolle und Seide gewebt iſt und auf dem ſich alle Art Stickerei ſehr gut ausnimmt; ſpäter kommt dann die Reihe an die Rankings und die chineſiſche Leinwand. Ein allerliebſtes Negligée gibt der Peignoir Dubarry, der von farbigem Batiſt gemacht, mit weißer oder gleichfarbiger Stickeei bereichert und mit Rüchen vom ſelben Stoffe umrändert iſt. Dieſer Peignoir iſt vorn von oben bis unten geöffnet und zeigt einen weißen Falbelunterock und ein hohes Faltenchemiſette, das mit einer kleinen Krauſe den Hals eng umſchließt. Die Krauſenchemiſetten kommen mehr und mehr in Aufnahme, da die jetzige Mode der gar zu kleinen Kragen den ältern und insbeſondere den magern Damen nicht gut ſteht. Noch ein anderes Negligée, das aus einem Peignoir Antoinette beſteht, gilt für einen eleganten Uebergangsanzug. Den Peignoir-Antoinette, den man ſpäter von Batiſt oder Mull anfertigen wird, wählt man jetzt von Taffet oder Pekin, umrändert mit einer Rüche vom gleichen Stoff, öffnet ihn vorn ebenfalls der ganzen Länge nach und gibt ihm einen Falbelunterrock vom ſelben Stoffe. Dieſer Unterrock, vom ſelben Stoffe gemacht und mit einer breiten, ausgebogten Falbel garnirt, macht die Eigenthümlichkeit der Peignoir-Antoinette aus. Ein Modell dieſes Anzugs war von lila geſtreiftem und darauf ſchwarzbrochirtem Pekin angefertigt, der Rand des offen fliegenden Peignoirs war mit einer ſchmalen reichlich falbigen Spitze garnirt. Der Rock darunter, immer vom gleichen Stoff gemacht, war mit einer breiten ſchwarzen Spitzenfalbel beſetzt. Die gekreuzte Pelerine, welche dies hohe Leibchen drapirt, und die Aermel, waren ebenfalls mit ſchwarzen Spitzen ausgeputzt. Zur Vollendung dieſer Toilette gehörte eine ſchwarze Spitzenbarbe, die hinten wie ein Fanchontuch abgerundet und mit lila und roſa Crocusbüſcheln über dem Ohee feſtgeſteckt war.

Mit dem Feühling beginnt wieder die Herrſchaft des Shawls, der dann jede andre Hülle ausſticht. Man wird den Shawl fortwährend ungemein groß wählen, jedoch in dem Muſter deſſelben wied ſich eine große Verſchiedenheit gegen früher herausſtellen. Die frühern, lebhaſten Farbentöne des Muſters ſollen den matten, verſchwimmenden Faeben des ſogenannten indiſchen Geſchmacks weichen. Auch ſind die Grundfarben der neuen Shawls nicht wie früher vom Muſter durchaus gedeckt, ſondern es läßt eine leichtere und weitläufige Zeichnung ſelbſt in der Kante die Grundfarbe ſichtbar werden. Neben dem Shawl wird man einen kurzen,

engen Frühlingsmantel tragen, wie man ihn ſchon jetzt von Atlas oder Sammt angefertigt und mit Spitzen garnirt häufig ſieht. Auch einzelne Paletots- und Surtoutſchnitte werden ſich auf den Spazierorten zeigen, doch bleiben die enganliegenden und die Figur ſcharf abzeichnenden Hüllenſchnitte ſtets ein fragliches Genre und die eleganten Damen geben wenigſtens ſolchen Schnitten eine drapirende Pelerine, wenn nicht gar einen manteletartigen Kragen.

Wenn man nun von dem Bedarf für die Zukunft auf die Erforderniſſe des Augenblicks zurückkommt, ſo wünſcht man vor Allem Soiréetoiletten und Ballanzüge. Unſer beiliegendes Modebild entſpricht dem jetzigen Bedürfniß durch zwei recht geſchmackvolle Modells von Putzanzügen; der Leibchenſchnitt beider Figuren iſt ganz gleich, weil in der That für Kleider von ſchweren Stoffen nur dieſes eine glatte Schneppenleibchen angefertigt wird. Anders arrangirt man wol die leichten Kleider, denen man oft faltige griechiſche Leibchen oder Leibchen à la Clarisse Harlowe gibt. Letzterer Schnitt fällt jähe von den Achſeln und hat fächerartige Falten, die an der Taille ein Gürtel faßt. Doch auch Schneppenleibchen, die unten glatt ſind, arrangirt man nach der Bruſt zu mit Falten. Noch lieber gibt man aber glatten Schneppenleibchen, die von leichtem Stoffe gemacht ſind, eine Draperie vom ſelben Stoffe über der Bruſt, dieſe Draperie wird vorn in der Mitte der Bruſt tief nach unten gezogen. Ganz eben ſo kann man auch die Leibchen von ſchweren Stoffen machen. Die Eigenthümlichkeit der Putztoiletten dieſes Winters beſteht in dem vollen und hohen Auspuz aller Kleider, je puffiger und reicher ein Rock garnirt iſt, deſto mehr iſt er neumodiſch. Falbeln, Puffen, Rollen, Rüchen, Bänder, Stüffchen, Gekrauſe, Schrägen, Stickereien u. ſ. w. ſind die vielfach zuſammenzuſtellenden Auspuzmittel. Einige Toiletten, die auf den letzten Soirées Aufſehen erregten, bezeichnen am beſten den jetzigen Modegeſchmack. Eine Dame trug ein weißes Creppkleid, das durchaus mit Silbererbſen gemuſtert war; dies Kleid war mit drei Röcken gemacht, deren jeder mit einem breiten Saum umrändert war, unter dem ein weißes Band glatt lag, die Coiffüre dazu beſtand aus einem grünen Grashalmenkranz, auf dem ſich hin und wieder Diamanten als Thautropfen wiegten.

Die ganz *grünen Kränze* ſind als Coiffüre ſehr modern. Ebenſo iſt ein Silberhauch über den Blättern, der dem Rauchfroſt nachahmt, oder ſind einzelne Hagelkörner oder Thautropfen, die auf den grünen Blättern ruhn, eine Modeliebhaberei, beſonders, wenn die Thautropfen durch Diamanten vertreten werden, denn die Diamanten ſind ſehr modegerecht für jeden Auspuz.

Eine etwas auffallende Toilette bei den obengenannten Soirées beſtand aus einem lichtgrünen Taffetkleid, welches bis ans Kinn mit gleichfarbigem Creppgekraus garnirt war; über dieſem Taffetkleid lag ein ganz kurzer, etwa eine halbe Elle langer, ebenfalls lichtgrüner Crepprock, an deſſen Rand eine ſo breite ſchwarze Spitze ſtand, daß ſie das Creppgekraus des Taffetkleides unten berührte. Außerdem war eine grüne Poſamentirſtickerei, welche ſchwarzer Schmelz bereicherte, halb auf die Crepptunika, halb auf die ſchwarze Spitze geſetzt. Die Draperie des Leibchens war mit gleicher Spitze und mit einer gleichen ſchmalen Stickerei arrangirt. Dazu trug die Dame einen Kranz von grünen Sammtblättern unb von Goldblättern gebunden. Noch eine andre Toilette beſtand aus einem dunkel-goldgelben Creppkleid, das mit zwei Röcken gemacht und über ein gleichfarbiges Atlaskleid gelegt war. Der untere Crepprock war mit gleichem Creppgekraus garnirt, welches von Silberborden durchſchnitten wurde, der zweite viel kürzere Crepprock war mit Silberborden beſetzt und das Haar zierte ein Diamantenſchmuck. Eine eigenthümliche Toilette zeigte ſich neulich im Saale der großen Oper; dies war ein roſa Atlaskleid, das mit einem ausgeſchnittenen glatten Schneppenleibchen gemacht war, darüber war ein Ueberwurf von ſehr flüchtigem roſa Tüll drapirt, der den Kopfputz bildete, von da aus wie eine Art Mantelet Bruſt und Taille umſchloß und ſich als Tunika auf dem Rock fortſetzte. Natürlich war dieſe gänzliche Einhüllung höchſt durchſichtig und wurde an der ſchönen Frau von 25 Jahren, die ſie trug, ſehr reizend gefunden.

J.

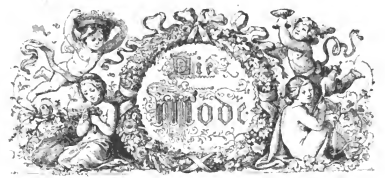
Hierzu eine Kunſtbeilage:

№ 15. Pariſer Damenmoden. Putztoiletten. Das Atlaskleid iſt im Genre Pompadour gemacht und mit zwei verſchieden gezogenen Atlaspuffen garnirt; die Coiffüre beſteht aus einem Turban. Die zweite Figur zeigt ein Taffetkleid, über dem ein Tunikarock von ſchwarzen Spitzen liegt, der kleine Cardinalhut iſt mit Federn ſehr kleidſam angeordnet.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mode 1847 No. 15.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

№ 11. Pränumerationspreis halbjährlich 2½ Thaler. **1847.**

Skizzen aus der Provinz.

IV. Die Pensionsfreundinnen.

Novelle von Helmine Hart.

(Fortſetzung.)

Mit dieſen Worten, die allerdings deutlich genug den Commentar zu ſeinem folgenden mehr als ſonderbaren Betragen gaben, traten die Spaziergänger, im leicht ſcherzenden Geſpräche verflochten, in's Zimmer. Cäcilie flog unaufhaltſam ihrem Vormunde entgegen und warf ſich an ſeine Bruſt. Er wurde tief ergriffen, denn er kannte den Impuls dieſer Wallung und er hatte die Realiſation aller Hoffnungen auf das erſte Zuſammentreffen der beiden Kinder, die in friſcher, unſchuldiger Jugendneigung aneinander gefeſſelt waren und dieſelbe nie in Worte kleideten, geſtützt.

Geſtrenger Herr Vormund, liebkoſete Cäcilie ſchäkernd, hier ſtelle ich Ihnen meine Freundin, die einzige und liebſte, die ich auf der Welt habe, vor. Nehmen Sie dieſelbe gütigſt in Ihren Schutz, wie Sie denſelben mir gnädigſt angedeihen laſſen.

Erinnere dich immer, mein Töchterchen in spe, entgegnete er, halb ernſt, halb ſcherzend auf den Scherzton des Mädchens eingehend, daß nicht ich dieſe Dame zu deiner Geſellſchafterin berufen habe. Darauf wendete er ſich an Antonie, die mit gefälliger, aber edler und etwas ſtolzer Haltung ihm entgegenſah, jedoch ohne die mindeſten Zeichen von Unwillen über die frappante Entgegnung in den anſtändig geregelten Mienen.

Wie gefallen Sie ſich in Babelſtein, mein gnädiges Fräulein? Damen Ihrer Erziehung bringen gewöhnlich ein Opfer, wenn ſie kleine Städte zu ihrem Aufenthalte wählen müſſen, ſagte er ſchonungslos, allein ohne eine weitere Anzüglichkeit.

Digitized by Google

Das kommt wol weniger auf die Erziehung, als auf das Gemüth an, ſagte Antonie einfach. Mir gefällt der Ort vielleicht nicht, allein die Häuslichkeit meiner Freundin ſagt mir ſehr zu.

Wenn Wahrheit in Ihrer Antwort iſt, ſo enthüllt ſie mir, daß Sie Charakter haben, inſofern wir Charakter als etwas Errungenes, Sieghaftes in uns erkennen. Der Ihrige entſtand nach meiner Einſicht daraus, daß Sie einen angebornen Weltſinn unter die Herrſchaft der Vernunft brachten.

Sie mögen Recht haben.

Halten Sie Charakter für wandelbar?

Ich halte Alles für wandelbar, was menſchlich iſt, nur das rein Göttliche iſt keiner Aenderung unterworfen. Aber dies liegt nie, nie in uns.

Sie ſtehen alſo für ſich ſelbſt nicht ein?

Nein!

Nun, ſo entſchuldigen Sie, daß ich ſo weiſe bin, Ihnen nicht zu trauen.

Daran thun Sie gut, entgegnete Antonie mit Lächeln, während Cäcilie, die mit ſteigender Aengſtlichkeit dem Geſpräche gelauſcht hatte, ſie umfaßte und rührend freundlich zu ihr aufſah.

Folge der Weisheit deines Vormundes, Cili, und entziehe mir deine Liebe, bis du mich von Neuem geprüft und bewährt gefunden haſt.

Er ſcherzt nur, flüſterte Cäcilie. Ich vertraue dir.

Es hat Mancher ſein Hab und Gut und ſich ſelbſt einem ſicher geglaubten Schiffe anvertraut und iſt rettungslos mit Allem verſunken, weil er zu ſehr vertraut hat, mein Töchterchen in spe —

Wie? fragte Antonie launig, den Zeitpunkt als richtig erkennend, wo das ſeltſame, nicht fein ſociale Geſpräch einer Wendung fähig ſei, Töchterchen in spe? Sie betonte die letzten Worte bedeutend.

Cäcilie erglühete über und über. Ihre weiße, kleine Hand fuhr ſchnell zu Antoniens lächelnd verzogenen Lippen empor und drückte jedes weitere Wort haſtig zurück.

Antonie — ſchone mich!

Dieſe neigte ſich zu ihr nieder und ſah mit ſchelmiſchem Blinzeln in das heißerröthete Geſicht.

Man ging zu Tiſche. Hier begann ein allgemeineres, freundlicheres Geſpräch, doch merkte man der Rede des Commerzienrathes immer eine kleine Bitterkeit oder Schärfe an, wenn er ſich mit Antonie einließ, die ſich tadellos, ohne Dünkel und doch entſchieden, höflich ohne Nachgiebigkeit, ohne Anmaßung und doch decidirt ihm entgegenſtellte, wenn er perſönliche Ausfälle wagte. Im Ganzen hellte ein ſonnenwarmer Blick und Hauch die Geſichter und Gemüther der Speiſenden; man fühlte ſich wohler als jemals in dem Hauſe der Bergräthin, animirter und befriedigter. Der Commerzienrath wollte es ſich zwar ableugnen, aber die innere Stimme, die den größten Theil dieſer angenehmen Veränderung Antoniens liebenswürdiger Befliſſenheit, die Geſellſchaft nicht allein zu amüſiren, ſondern auch den materiellen Theil zur Zufriedenheit zu erledigen, zuſchrieb, ließ ſich nicht übertäuben. Er geſtand es ſich zu, daß die ungeheure Suade der guten Bergräthin, womit ſie jedes Gericht, jede Sauce, jedes Entremet anzupreiſen, und die Dringlichkeit, womit ſie Unmaſſen von jedem auf den Teller hinzunöthigen pflegte, unerträglich ſei. Antonie wußte mit Gewandtheit dieſer eigenthümlichen Unart zu begegnen und ſie ſo zu moderiren, daß ſie nicht läſtig fiel. Dann geſtand er ſich zu, daß man nicht liebenswürdiger loben könne,

Digitized by Google

als ſie. Dann geſtand er ſich, daß man nicht harmloſer und beſcheidener ſeine eigne ärmliche Exiſtenz gegen den hier herrſchenden Ueberfluß auftiſchen könne. Genug, er geſtand es ſich, daß die Häuslichkeit ſeiner Schwiegermama in spe gewinnen und die ſeelenvolle Schweigſamkeit ſeines Töchterchens in spe ſich in amüſantere Plauderluſt verkehren würde, wenn Antoniens Liebenswürdigkeit fortführe, ſo gute Früchte zu tragen; aber er änderte doch ſein Urtheil nicht. Spät am Abend gingen die Herren nach Hauſe.

Wie gefällt dir Cäciliens Freundin? fragte er Günther.

Recht gut, entgegnete dieſer mit Gleichmuth.

Sie iſt ſchön!

Schön? fragte Günther in voller Verwunderung und blieb ſtehen.

Sie iſt ſchön, wenn ſie es ſein will. Heute wollte ſie es für mich ſein —

Für dich? fragte noch verwunderter der junge Mann. Dann lachte er hell und fröhlich. Ich gratulire zu dieſer Eroberung!

Es kann ein Tag kommen, wo ſie es für dich —

Ihre Bemühung möchte vergebens ſein, unterbrach Günther den Vater mit eigenthümlicher Haſt — ich danke!

Ich möchte dich vor ihrer Liebenswürdigkeit warnen —

Ganz ohne Noth! rief Günther. Wenn man Schild und Schirm in ſich trägt, ſo prallt alle Liebenswürdigkeit ab. Laſſen wir dies Mädchen und ſprechen wir von Cäcilie! Ich finde ſie bleicher als ſonſt — man wagt kaum eine Gemüthsbewegung über dies zarte Weſen zu verhängen —

O — nach mancher Bewegung tritt heilſame Ruhe ein, die der Seele Stärke und dem Körper Kraft verleiht, ſprach der Commerzienrath lakoniſch, obwol ihm das Herz vor zitternder Ungeduld ſchlug, dem bewegten Seelenzuſtande Cäciliens ein glückbringendes Ende zu ſchaffen. Doch der feſte Vorſatz, Nichts zum Verſtändniß, Nichts zur Erklärung der beiden Liebenden zu thun, regelte ſeine Worte dermaßen, daß ſein Sohn nimmermehr eine freudige Einwilligung zu ſeiner Verlobung darin finden konnte. Er kannte nur die Eigenheit ſeines Vaters: frühe Verlobungen bitter zu verſpotten, deshalb ſprach er nicht weiter.

Die Wintertage ſind ſo kurz, ſie ſchwinden mit ihrem wenige Stunden langen Sonnenſcheine oder mit den dämmernden, nebligen Tagesſchimmer ſchneller, als die helle, ſchöne Sommerzeit, wenn trauliches Zuſammenleben dieſe Stubenfreudigkeit verſchönt.

Antonien war die Art des Lebens, wozu ſie jetzt durch ihre Verhältniſſe gezwungen war, mindeſtens neu, und darin lag der Zauber, der die druckendſte Langeweile bei allem Mangel an gewohnten Luſtbarkeiten verbannte. Das Haus der Bergräthin lehnte ſich mit ſeinen Garten an die Grenze des Stadtgebietes, welches, trotzdem daß kein Stein mehr zu ſehen war, die Stadtmauer genannt wurde. Die hintern Fenſter des obern Stockwerkes ſahen weit in das Feld hinaus, während die Vorderfenſter in eine ziemlich breite hübſche Straße gingen. Obwol der Artigkeit gemäß Antoniens Schlafkabinet, das ſich dicht neben dem gemeinſchaftlichen Wohnzimmer der beiden Mädchen befand, nach der Straße belegen gewählt war, ſo ruhte doch dieſelbe nicht, bis ihr Cäcilie das ihrige eingeraumt hatte, von wo aus man bis zu den meilenweit entlegenen Dörfern und Waldungen blicken konnte.

Die Häuſer auf den Straßen mit den unvermeidlichen Mullvorhängen und Goldtroddeln, mit den weißen Fenſterbildern, den baumelnden Körbchen, den improviſirten Epheujalouſien und ſo fort ſind mir bis zum Entſetzen fatal

Digitized by Google

geworden, Cili, bat ſie gleich nach ihrer Ankunft, laß mich hier ſchlafen, wo der erſte Strahl der Sonne mein Lager färbt, wo der Himmel mit ſeinen Sternen mir lacht. Jede Dimenſion iſt mir neu — deßhalb birgt ſie Reize für mich, die Ihr nicht kennt und nicht zu ſchätzen wißt.

Nun ſtand ſie oft an dem Fenſter des Schlafkabinets und maß mit funkelndem Blicke die Entfernung von den Bäumen des Waldes, der jetzt kahl und ſchwarz dalag, der aber eines Tages zum neuen grünenden Leben erwachen würde. Wer das beſeelte Lächeln, ihren befriedigten Blick hätte belauſchen können, der würde an eine Veredlung, an eine Erhebung des Gemüths beim Anblicke dieſer ſtillen winterlichen Oede, die einſt von einem Schöpferhauche wach gerufen werden ſollte, geglaubt haben, und doch herrſchten nur hoffährtige Pläne, reifende Entſchlüſſe und wachſende Hoffnungen in ihr.

Zwar keimte beim Anblicke eines großartigen Sturmes, der alle Stämme der Gärten beugte, eines ſtrömenden Regens, der alle Felder überflutete, bisweilen ein Grauen vor der Vernichtung in ihr auf und ſtörte den Glanz ihrer Erwartungen, aber ſo ſtark auch dieſer Eindruck war, die nächſte Minute tilgte ſeinen erwärmenden, reuevollen Einfluß und erſtarrte das Herz wieder. Schwere Nebel verdüſterten die Luft, wenn ſie am Morgen vom elegant decorirten, weichen Lager ſich erhob und die weißen, wallenden Gardinen zurückzog. Dann betrachtete ſie mit dem Intereſſe der Neuheit das Auf- und Niederwogen dieſes Schleiers, wie er im Kampfe gegen das mächtige Sonnenlicht ſich hob und dem Blicke einzelne nahe Gegenſtände darbot, dann ſich plötzlich trotzend dichter ſenkte und Alles in eine undurchſichtige Hülle ſchlug.

Ungeſtüm drangen die Strahlen des Tagesgeſtirnes hindurch — ein Hauch des wehenden Gewölkes webte einen roſigen Schein darüber und machte es dem Monde gleich, wenn er träge vom Horizonte ſich erhebt und ſeinen matten Glanz über die Erde verſtreut — ermattend wich die Sonne wieder zurück, um nach einigen Momenten dann ſtürmiſchern Anlaufes die feindſelige Verhüllung zu zerreißen. Nun flohen die Nebel verſchüchtert auf die Erde nieder, tiefer und immer tiefer ſich verdichtend, ballten ſich ſchauernd um die kleinen, im Weltenraume ſo winzigen Schöpfungen der Menſchen, lagerten ſich um Thürme und Häuſer, welche geſpenſtiſch daraus hervorblickten, bis auch hieher die Siegerin mit ihren Strahlen drang und Alles licht, hehr und jubelnd machte.

Antoniens Geiſt wurde hingeriſſen von dem oft ſo gleichgiltig betrachteten Naturſchauſpiele, ihr Gemüth hob ſich in edlerer Wallung, ihre Seele jauchzte in freudiger Theilnahme. Dann aber verdunkelte der entſtellende Hauch des ſchmählichſten Egoismus alle dieſe Regungen und ſie wendete den Blick auf ſich zurück.

So wird mein Wille das Schickſal und die erbärmliche Abhängigkeit, worin es mich gebracht hat, beſiegen. Bis in die kleinſten Fugen meines Innern will ich helle, ſtrahlende Befriedigung verbreiten — mag mein Leben dann verkühlt, wie der eiſige Wintertag, verfließen, mein Stolz durchleuchtet es auf der Stufe, die ich erklommen habe, und von dort aus ſehe ich auf die Mühſeligkeiten des Lebens hinab.

Wenn ſie nach ſolchen Stunden dann glühend von innerer ſich bewußter Kraft an das Bett ihrer Freundin trat, die den ſpäten krankhaften Schlaf der Nervenſchwäche ſchlief, und ſie mit heiterm Scherzworte weckte, ſo ſtaunte dieſe ſie an und flüſterte:

Toni, wie biſt du ſchön! Wie biſt du prächtig in der Fülle der Kraft,

Digitized by Google

die den Glanz und die Röthe der Geſundheit auf deine Miene und auf deine Wange zaubert!

Aber es war mehr die Fülle der Geiſtes- als der Körperkraft, die ihre Schönheit ſo glänzend entwickelte. Denn, wenn die ſchwelgeriſchen Gedanken vor der Realiſation ihrer Pläne zuſammenſanken, ſo vernichtete ein Moment nach dem andern die Spuren derſelben, obwol ſie die aufwallenden moraliſchen Strupel mit bewundernswerther Sophiſtik zu zertrümmern ſich bemühete.

Die Tage reiheten ſich in faſt ungeſtörten, friedlichen Beſchäftigungen ſo ſpurlos an einander, daß der Frühling mit ſeinen erſten Lebenszeichen ſtaunend von dem kleinen, in ſich verketteten Familienkreiſe begrüßt wurde. Ob Antonie mit liſtig angelegtem Wort die Macht, in deren Bahn ſie mit jedem Tage weiter vorgedrungen war, verſtärkte oder ob ſich Alles willenlos ihrem ſiegreichen Lächeln beugte, wer kann das genau ſagen? Genug, ſie bildete in kurzer Friſt die Seele des Zirkels, der ſich alltäglich im Hauſe der Bergräthin zuſammenfand. Ohne Verwunderung ſah jeder, außer dem Vormunde, eine alterthümliche Gewohnheit, ein läſtig großes Möbel nach dem andern verſchwinden. Antonie wurde das Orakel des Geſchmacks; unter dieſer Herrſchaft wanderte das Altmodiſche aus und die herrſchende Modernität trat an ſeine Stelle. Aber daß ſie die Herrſchaft bis über die Scheuerluſt der Bergräthin und über den unvermeidlichen kaffeebraunen Hausoberrock, über die ungeheure Schürze und über die aufgethürmte Morgenhaube ausdehnte, das erregte Cäciliens Verwunderung und gab ihr einen Beweis der unverminderten Ueberredungskunſt, welche ihre Freundin ſchon in der Penſion ausgezeichnet hatte.

Das Gefühl, welches bei dieſer ungeahnten Veränderung ihres mütterlichen Coſtums ſie ergriff, glich faſt der Beſtürzung, denn ſie kannte die unüberwindliche Schwierigkeit, welche mit dieſem Unternehmen verknüpft war.

Bald ſtand Alles, wie Antonie es wollte; bald lebte man, wie ſie es für gut fand. Da aber hierbei ein Mißbehagen nach dem andern begraben wurde, da ihren Anordnungen ein Wohlbehagen folgte, das trotz des Ueberfluſſes in dieſem Hauſe nie eingekehrt war, ſo überließen ſich Alle mit einem gewiſſen träumeriſchen Wohlgefallen dem Einfluſſe, den das ſchöpferiſche Treiben des Mädchens errang. Es konnte nicht fehlen, daß dergleichen Revolutionen vor das kritiſche Ohr des Publikums gebracht wurden, das vom erſten Staunen zu einer ſpöttiſchen Verwunderung überging, um dann in die tiefſten bedenklichſten Vermuthungen zu fallen. —

Am entgegengeſetzten Ende der Stadt, unweit des Thores, lag ein einſtöckiges, hübſches Häuschen, das nicht ſelten der Sammelplatz ſämmtlicher Damen von Babelſtein war. Hier wohnte die Gnädige, eine anerkannte Größe der Societät und nebenbei die klügſte Frau des weiblichen Kreiſes. Große Klugheit der Frauen artet in der Ehe oft in Rechthaberei aus, — dieſer Grund mochte den Gemahl der Gnädigen veranlaßt haben, ſeine Penſionsgage zu theilen, um fern von aller Weiberklugheit, die letzten Lebenstage unverkummert genießen zu können. Die Gnädige wahlte Babelſtein zu ihrem Wohnorte und wußte ſich bald eine Stellung dort zu uſurpiren, die ihr das Mißgeſchick, Nichts in der Welt zu thun zu haben, etwas verſüßte. Trotzdem, daß ſie ſich mit einer gewiſſen Genugthuung «gnädige Frau» tituliren ließ, zeigte ſie doch eine große Herablaſſung gegen alle Niedriggebornen, die ſich in gewiſſen Fällen zu einer familiären Zutraulichkeit ſteigerte. Sie empfing viel Beſuche und faſt die ganze weibliche Bevölkerung hatte Zutritt zu

Digitized by Google

ihr. Aber ſie unterſchied ſie ſtreng in der Wahl der Stunde, wo ſie zugelaſſen wurde.

Die frühe Morgenſtunde ſah gutgekleidete Bürgerfrauen auf dem Wege zur Gnädigen, wenn ſie, vom Mittheilungsdrange getrieben, einen Beſuch bei ihr für nöthig hielten. Gegen Mittag rückten die feinen Damen heran, die mit den geſtickten Kartenbüchern in den Händen einen Gelegenheitsbeſuch verſuchten, um ihre Wißbegierde zu befriedigen. Dieſe wurden in das Staats- und Empfangszimmer rechter Hand geführt, während die guten Bürgerinnen nur links einzutreten Erlaubniß fanden. Nachmittags kamen die guten Freundinnen, mit denen auf rückſichtsloſe Manier Meinung und Urtheil ausgetauſcht wurde. Auch dieſe nahmen ungenirt im Wohnzimmer Platz, weil es dort nach ihrem Ausſpruche weit traulicher war.

Das Häuschen ſelbſt bot einen gar friedlichen Anblick dar. Es war von dem Fahrdamme durch ein ſchmales Gärtchen, das mit einem hellgrünen Staket umhegt war, getrennt. Dichte Gewinde von Weinlaub und Pfirſichen rankten ſich an Spalieren bis zum Giebel empor und verbreiteten in den Zimmern ein angenehmes Halbdunkel. O, wie läßt es ſich herrlich plaudern in einem ſolchen myſtiſch verdämmerten Zimmerchen! Was kümmert es die Bewohner des Stübchens, daß außen im feuchten, flatternden Laube Ungeziefer und Gewurm aller Art niſtet. Was that es der Gnädigen für Schaden, daß die Spinne ihr intrigantes Netz wob, um die unſchuldigen Fliegen zu fangen, daß der Ohrwurm in den gefalteten Blättern ſich lauſchend barg, daß die Schnecke gleißend ihre Spur bezeichnete, daß die Raupe mit vernichtendem Zahne das Blatt vertilgte, bis das elendeſte Gerippe davon blieb, daß die Wespe ſchonungslos die herrlichſten Früchte ſtach, daß die ſauſenden Fliegen die zarten Beeren verunreinigten! Konnte ſie es ändern? Konnte ſie es hindern? War es doch im Stübchen beinah eben ſo — wurde nicht dort auch intriguirt, gelauſcht, gleißend gelobt, vernichtend getadelt, ſchonungslos geſtochen und niedrig beſchmutzt?

Es ſchlug draußen im Moritzthurme neun Uhr — eine frühe Stunde für ſchlafluſtige Damen —, als die Thüre des kleinen hübſchen Hauſes ſich leiſe rührte und mit aalglatter Hurtigkeit eine nette, etwas corpulente Frau die Schwelle überſchritt. Sie klopfte eigenthümlich haſtig an die Thür links und öffnete ſie ſogleich, ohne das Herein abzuwarten.

Guten Morgen, meine gute Liebe, rief die Gnädige, welche im Sopha ſaß und Zwieback in einer Taſſe Kaffee aufweichte. Was Neues?

Nun —! Nun! Für Sie vielleicht nicht neu, ſchmunzelte Madame Liebe. Sie nahm einen Stuhl und rückte ſich ganz nah an die Sophalehne.

Von Birkners? fragte die Gnädige gedehnt. Ich hörte lange nichts von den Leutchen. Iſt Fräulein Griffeldo noch dort?

Ei freilich! Meiner Anſicht nach geht die auch ſobald nicht fort.

Wenn der bärbeißige Vormund ſie leidet —

Was ſoll er nicht, liebe Gnädige! Er wird doch ſeine Schwiegertochter nicht aus Birkners Hauſe treiben?

Sie belieben zu ſcherzen, gute Liebe.

Behüte!

So viel ich weiß, iſt Cäcilie die Erwählte des jungen Doctors.

Geweſen! Paſſen Sie auf — geweſen!

O, gehen Sie doch. Das arme Kind wäre ja zu bedauern, wenn es für ſeinen guten Willen: einer Penſionsfreundin Unterhalt zu geben, ihres

langjährigen Anbeters beraubt werden ſollte, obwol es ihr und der Mama zu gönnen wäre.

Glauben Sie mir, die Sache iſt dem vollſtändigſten Eklat nahe.

Woher wiſſen Sie es?

Als wenn ich nicht meine Augen hätte! Das Hausmädchen erzählte mir neulich ganz ſentimental: ihr Fräulein wäre ein Engel, der die Bosheit ihrer adligen Freundin noch nicht einmal ahne.

Ei! Ei! Da ſollte man ja aus purer Menſchenliebe den Verräther ſpielen und das Dämchen entlarven.

Noch iſt's nicht Zeit, liebe Gnädige. Am Sylveſterabend ſoll die kleine Cili zwar mit Beſtürzung ſich zurückgeſetzt geſehen haben —

Ei! Am Sylveſterabend ſchon? Und das erfahren wir erſt heute, wo wir den zweiten Mai ſchreiben? Sie werden nachläſſig!

Hören Sie meine Entſchuldigung —

Nicht doch — erſt erzählen Sie vom Sylveſterabend.

Ja. Die Birkners und Stielers iſoliren ſich doch ſtets, alſo auch am Sylveſter, den ſie unter ſich feierten. Fräulein Griffeldo ſoll enorm liebenswürdig geweſen ſein, wodurch Cäcilie immer entbehrlicher wurde. Gar zu toll hat es aber der Bräutigam in spe endlich gemacht, als die Gratulationsſcene begonnen hat.

Nun, es wird nicht ſo arg geweſen ſein!

Doch, Gnädige. Unterdeſſen Cäcilie dem Vormund, der, beiläufig geſagt, ganz verliebt in ſein Mündel ſein ſoll, und der Mama gratulirt, ſteht der junge Herr mit der ſchönen Antonie, die den prachtvollen Anzug, den der heilige Chriſt ihr beſcheert hat, zum erſten Male trug, in der Fenſterniſche und vergißt über ſein leiſes Geſpräch die Braut, die blaß und zitternd ſeinem Glückwunſch entgegenſieht —

Ach, wer hat Ihnen denn das weis gemacht, liebe Liebe, unterbrach mit dem Scheine des Aergers, während ein Lächeln die Lippen verzog, die Gnädige die Erzählung.

Ich habe es von Jemand, der dabei geweſen iſt — betheuerte Madame Liebe.

Das wäre etwas Anderes. Aber das iſt unwahrſcheinlich — Die Familie verräth ſich nicht mit einem Worte.

Aber —, Madame Liebe ſtockte, denn ſie verrieth ungern, daß ſie ſich der Dienſtboten zu den intereſſanten Neuigkeiten bediente. Eben ſo ſehr vermied es auch die Gnädige, die Madame Liebe als diejenige zu bezeichnen, welche ihr Alles mittheilte.

Nun? fragte die Gnädige ſcharf.

Das Hausmädchen hat die Aufwartung im Zimmer gehabt, weil die Jungfer zu ihren Eltern gereiſt war, und dieſe hatte vor mehren Jahren in meinem Dienſte geſtanden —

Das iſt etwas Anderes! Das läßt ſich hören! Alſo —

Ja, Fräulein Cäcilie ſteht und wartet. Ihre Augen blitzen unter Thränen — doch der Herr Gunther hält das Fräulein bei der Hand, ſieht in ihre Augen, die nicht voll Thränen ſind und küßt wiederholt die dicken, großen Hände —

O, Fräulein Griffeldo hat ſchöne Hände —

Ja, nur zu groß.

Und was wurde daraus?

Der Vormund ſoll ſeinem Sohne eine Betiſe zugerufen haben, worauf dieſer erſchrocken die Hände Antoniens weggeſchleudert und die ſeiner weinenden Braut genommen haben ſoll. Aber Cäcilie iſt ſonderbar ſtill geblieben, hat mit herzzerreißendem Ausdrucke ihre Freundin angeſehen und ihr Herr Bräutigam iſt ſo gütig geweſen, ſie unter dem Vorwande: ſie ſei krank! obenhinauf in ihr Schlafzimmer zu ſpediren. Hierauf ging es noch luſtiger zu, als früher. Die alte Bergräthin iſt ſo thöricht in Antonie verliebt, wie der alte Commerzienrath in Cäcilien.

Das iſt ja ein trauriger Beleg für die Falſchheit und Treuloſigkeit der jetzigen Welt.

Die beiden Frauen plauderten noch ein Weilchen über dies intereſſante Capitel, dann klingelte die Hausthür und es wurde eine junge Dame der vornehmen Societät gemeldet.

Führe das Fräulein in das andre Zimmer, beſchied die Gnädige die Meldende. Nun, Sie kommen nächſtens wieder, meine gute Liebe, ſprach ſie verabſchiedend dann zu Madame Liebe. Wenn es nöthig iſt, ſo werde ich dem armen hintergangenen Kinde die Augen öffnen. Forſchen Sie der Wahrheit nach! —

Mit einem fröhlichen Knixchen eilte das Fräulein im rechten Zimmer der Gnädigen entgegen und verſicherte ſie, nur die Sorge um ihr Wohlſein bringe ſie zu dem Beſuche.

Sie ſind gar zu lieb und gut, mein beſtes Kind, ſprach die Gnädige, ſie an der Hand zum Sopha zurückführend.

Wie hübſch iſt's doch hier bei Ihnen, gnädige Frau! Nein, nirgends geht mir das Herz zum vertraulichen Plaudern ſo auf, wie hier, in dieſem reizenden Stübchen, verdunkelt von den ſpielend hin und her ſchwankenden Weinreben.

Von der Einwirkung meines Zimmerchens auf Ihre Vertraulichkeit habe ich bis dato noch wenig Proben gehabt, mein beſtes Fräulein, entgegnete die Gnädige mit einer liebenswürdigen Herablaſſung.

Meine Zeit iſt zu beſchränkt, ſonſt würden Sie mich oft hier ſehen und viel, ſehr viel plaudern hören. Es iſt eine gar zu herrliche Sache, es gehört zu den beneidenswertheſten Gütern dieſer Welt, einen ungehinderten Verkehr mit gebildeten Leuten pflegen zu können. Und ich begreife in dieſem Falle die Bergräthin Birkner und ihre Tochter nicht, daß ſie ſich ſo gefliſſentlich auf ſich ſelbſt beſchränken.

Die Eigenthümlichkeit der beiden Frauen ſtößt wol Manchen zurück und erſchwert ihnen —

Glauben Sie das nicht, gnädige Frau, unterbrach das Fräulein mit Eifer die beſchwichtigende Rede. Birkners Geldſtolz iſt die Triebfeder ihrer Iſolirung.

Mag ſein, ſprach nun die Gnädige mit der Behaglichkeit, die den Menſchen überſchleicht, wenn er ſich auf einem prächtig gebahnten Wege ſieht, wo er erſt noch viele Schleich- und Umwege paſſiren zu müſſen gefürchtet hatte.

Dann hält ſich Cäcilie für eine Schönheit —

Cäcilie iſt auch ſchön —

Für eine weiſe Dame —

Sie iſt auch klug —

Nun, die Griffeldo iſt doch ſchöner und klüger, ſprach das Fräulein in ſteigender Gereiztheit.

Das kann ich, nach den wenigen Beobachtungen, die mir vergönnt waren, nicht beurtheilen. Nur ſcheint mir das Fräulein Griffeldo noch mehr vom Vorhandenſein ihrer Schönheit überzeugt, als Cäcilie.

O, andre Leute überzeugen ſich auch ſchon davon, lachte das Fräulein hämiſch.

Sie ſcheinen den guten Birkners nicht gewogen, entgegnete mit Kopfſchütteln die Gnädige.

O, warum ſollte ich die anfeinden! Ich kenne ja die blaſſe Cäcilie von ihrer früheſten Jugend an, wenn ſie ſich auch jetzt meiner gar nicht mehr zu erinnern ſcheint, ſagte das Fräulein gleichgiltig.

Das junge Mädchen ſcheint unter einem beſondern Glücksſterne geboren.

Das frägt ſich noch, rief das Fräulein den Kopf ſpöttiſch ſeitwärts werfend.

Nun? denken Sie an den fürſtlichen Reichthum des Schwiegervaters!

Schwiegervaters? lachte das Fräulein hell auf.

Ich verſtehe Sie nicht, ſprach, unmuthig durch die Zurückhaltung gemacht, die Gnädige.

Sollten Sie denn noch gar nichts gehört haben? O, der Roman iſt ergötzlich!

Sie reden in Räthſeln!

Nun, geſtern Abend begegnete mir die ganze Eremitage! Die Equipage der Herrſchaft fuhr langſam nebenher, während ſie, den ſchönen Abend genießend, nach dem Drange des Herzens gruppirt, auf dem Fußpfade ſpazierten. Fräulein Antonie, am Arme des Herrn Günther, ſchwebte zephyrartig über den Grasweg, ohne mit ihren dicken Füßen ein Hälmchen zu knicken. Cäcilie hingegen hing bleich und ſchwer, wie Blei, am Arme des Vormundes —

Ei! Ei! Sie ſollten des Geredes wegen bedenken, was Sie thun!

Iſt das nicht kurios?

Sehr kurios!

Der junge Herr liebt die Veränderung.

Glauben Sie denn ernſtliche Folgen aus —

Ei freilich! Es iſt das öffentliche Geheimniß der Stadt, daß Fräulein Antonie den Sieg über die ideale Jugendliebe davongetragen hat.

Sie ſcherzen! Ich hörte noch nicht ein Wort —

Antonie herrſcht im Hauſe. Die Bergräthin läuft wie ein Jou jou nach ihrem Willen — Günther betet ſie an — Cäcilie verehrt ſie, nur der Commerzienrath ſoll entſetzliche Grimaſſen ſchneiden.

Sollte der Mutter denn entgehen, daß die Fremde ihrer Tochter ein lange gepflegtes Glück zertrümmert!

Keineswegs entgeht es ihr, doch die Bergräthin hat ſich nie viel aus der ſtillen, altklugen Tochter gemacht und Antonie verſteht es, mit ihren Eigenheiten umzugehen. Der Cäcilie iſt die Lehre zu gönnen —

Ich dächte, ſie wäre am bedauernswürdigſten bei der Affaire!

Bah! Sie mag ſich tröſten mit dem Luxus, der ſie überall umgibt. Wenn man eine Kammerjungfer für ſich hat, dem Kutſcher befehlen kann, alle Tage den Küchenzettel mit ſeinen Leibgerichten ergänzt, nie einen Stich zu ſtricken und zu nähen braucht, ſo tröſtet man ſich wol über einen Mann, wie den Doctor Günther. Doch, Gnädige, ich habe Eile.

Sie ſprang jäh auf und empfahl ſich.

Ein boshaftes Lächeln der Gnädigen verrieth, daß ſie die Quelle dieſes

Grolles durchſchaue. Sie hatte nur nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, denn eine Dame mit entſchieden noblem Air öffnete die Thür ein wenig und rief: Ich weiß, Sie ſind zu Hauſe!

Es konnte der Gnädigen kein Menſch gelegener kommen, als dieſe hübſche Frau, obwol dieſelbe zu den Unſchädlichen der Stadt gehörte. Sie war die Einzige, die im Birknerſchen Hauſe, in Folge einer frühern Familienverbindung, Zutritt hatte, und wenn ſie auch, vermöge eines unantaſtbaren Zartgefühls, durchaus zu keiner indiskreten Verrätherei benutzt werden konnte, ſo gebrauchte man ſie, in Folge eines ſie beherrſchenden Mittheilungsfiebers nicht ſelten, um herrſchende Verhältniſſe aus betreffenden Häuſern zu erfahren.

Ach, ſehr willkommen! Immer willkommen, meine liebe Madame, entgegnete die Gnädige und eilte ihr bis zum Eingange der Thür entgegen.

Wenn ich ſtöre, ſo trägt das Fräulein die Schuld, die Sie eben verließ, ſie ſagte mir: ich ſei ſicher ſehr angenehm —

Können Sie zweifeln? Aber es waltet ein Grund vor, mir heute Ihren Beſuch noch lieber zu machen. Sie ſehen mich bekümmert um Fräulein Birkner —

Wie ſo?

Man ſagte mir von einer ſeltſamen Kränklichkeit —

O, Gott, lachte die ſchöne Frau, wie man übertreibt!

Das freut mich. Sie iſt alſo geſund?

Das nicht. Ein wenig leidend — ein wenig bleich! Ich komme daher. Die jungen Damen — ein paar ſchöne Mädchen — ſaßen im Gewächshauſe, Arm in Arm. Antonie ſuchte durch tauſendfältige Scherze die Stirn der Freundin zu entwölken. Günther kam dazu. Er faßte beſorglich den Puls der kleinen Braut und ſein Blick dankte der Antonie für die Bemühung. Das Fieber iſt beſeitigt, ſagte er zu ihr, nun vertraue ich meine Patientin der liebevollen Liebenswürdigkeit an, dieſe wird glücklich in Erfindung von Präſervativ- und Palliativmitteln gegen den Feind ſein, der zurückkehren könnte. Antonie hing ſich an ſeinen Arm und führte ihn zum Garten hin. Sie gingen im Geſpräche auf und nieder, ſicherlich die ganze Zeit über nur von Cäciliens Zuſtande ſprechend, denn als ſie zurückkam, küßte ſie die Stirn derſelben und ſagte: Günther hat mich über deine Kränklichkeit vollkommen beruhigt! Cäcilie ſchlug ihre prächtigen Augen auf zu ihr und fragte: haſt du dich denn um mich geängſtigt? — Die Griffeldo iſt wahrlich ein ſuperbes Geſchöpf! Alles iſt Harmonie bei ihr. Vom Kopf bis zu den Füßen — von der kleinſten Handbewegung bis zu dem eigenthümlichen Glänzen des Blickes —

Sie hat ſich ſehr in ihrer Gewalt.

Pardon! Gar nicht! Sie läßt ſich zu willenlos gehen. Eben dieſe Willenloſigkeit gibt ihrem Weſen eine ſo reizvolle Beweglichkeit, verleiht ihr den anmuthigen Wechſel, der alle Männeraugen an ſie feſſelt. Welch eine adlige Eleganz liegt in ihrer ganz einfachen Toilette, die ſelten durch ein Steinchen gehoben wird.

Der Commerzienrath iſt jetzt ganz mit ihr ausgeſöhnt?

Der? Ausgeſöhnt? Die ſchöne Frau lachte herzlich. Der ſpeit Gift und Galle! Aber was kümmert das einen ſolchen Geiſt. Antonie lächelt und geht ihren Weg. Doch die Bergräthin gleicht das wieder aus. Sie behandelt ſie ganz als Tochter und macht ihr enorm viel und brillante Geſchenke. — Doch nun à revoir, meine Gnädige!

Digitized by Google

Nach einigen flüchtig gewechſelten Artigkeiten entſchlüpfte ſie der Inquiſition und ließ die Gnädige gedankenſchwer zurück.

Sie fühlte ſich durchaus nicht befriedigt von dem Verlauf dieſer Birknerſchen Affaire, wie ſie es nannte. Es lag, nach ihrer Anſicht, eine ſo entſetzliche Stupidität in der Ruhe, welche Cäcilie ſowol, als ihre Mutter bei der Beeinträchtigung ihrer heiligſten Rechte bewieſen, ſelbſt das Betragen des Vormundes zeigte ſo bedeutende Spuren einer ſtrafbaren Langmuth, daß es ſich in der Bruſt der Gnädigen regte, daß es darin quoll und gohr: dem Dinge mit einem Gewaltſtreiche zu begegnen. Wie wenig Ausbeute zu boshaften Witzen lag in der ſentimentalen Großmuth, womit die Leute ſich gängeln und benutzen ließen, wenn der endliche Schluß mit einer thränenreichen Entſagung entſtand. Sollte denn kein Gran Galle in dem Innern Cäciliens ſein, den die Kabalen ihrer Freundin zum Aufwallen und Ueberfließen bringen konnte. Wie eine Entſcheidung hier herbeizuführen ſei, das beſchäftigte die Gnädige anhaltend während ihrer Mittagstafel und damit war ſie noch nicht im Reinen, als ſie feiernd am Nachmittage das Fenſter hütete, um die Spaziergänger zu belauſchen. Den Gedanken: auf den Vormund einwirken zu wollen, hatte ſie ſchon zur Ruhe beſtattet, denn dieſer war ein Herkules gegen alle Trätſchereien — aber wer von den Uebrigen ſollte das Opfer werden — ?

Welch' ein herrliches Thema zu Variationen, wenn der Vormund — als Cherubim mit flammendem Schwerte — dieſen Eindringling aus der Fremde, der ſich mit Arroganz über die veralteten Formen von Babelſtein beluſtigt hatte, austreiben würde — !

Da hörte ſie ſorgloſes Lachen und ſchäkerndes Plaudern von der Straße hereindringen. Vier Menſchen wandelten im gemüthlichſten Schritte dem nahen Thore zu. Mit königlichem Anſtande, den Kopf ein wenig gehoben und die Augen mit koketter Beſcheidenheit halb geſenkt, nahm Antonie den Platz zwiſchen dem Commerzienrathe und ſeinem Sohne ein, während die Bergräthin faſt unbeachtet nebenher trippelte. Cäcilie war nicht bei der Geſellſchaft —

Das iſt ja abſcheulich, ſagte die Gnädige mit Empörung in allen Zügen und ihr Entſchluß erhielt in einem Momente die richtige Reiſe. —

Zwei Stunden darauf meldete die treue, langbewährte Jungfer der Birknerſchen Familie ihrem Fräulein mit einigem Befremden: die Gnädige.

Cäcilie, als Reconvalescentin einer geringfügigen Unpäßlichkeit ſich betrachtend, wollte ſie im erſten Impulſe abweiſen laſſen, doch ein kleines Nachdenken beſtimmte ſie anders und nach wenigen Minuten ſaßen die Damen, trotz der ſtillen Verwunderung Cäciliens über den ſeltenen Beſuch, in geſelliger Zwieſprache nebeneinander. Dieſe paar Minuten hatte die Gnädige ſich ſelbſt und ihrem Opfer gegönnt, dann begann ſie ihre Operation. Mit Befremden fand ſich Cäcilie nach einigen ganz harmloſen Fragen über ihren Geſundheitszuſtand im Bereiche der Urtheile, die die Babelſteinerinnen ſich über denſelben erlaubt hatten.

Man glaubt nicht an meine Krankheit, lächelte ſie ganz unſchuldig. Warum denn nicht? Auch war ſie nicht von großem Belang.

Man meint, Sie trügen in der ſelbſtgewählten Einſamkeit getäuſchte Hoffnungen zu Grabe —

Getäuſchte Hoffnungen, unterbrach, aufmerkſam geworden, Cäcilie ſie haſtig.

Ja, mein beſtes Fräulein. Aber ich halte dafür, es gäbe andre Mittel, um ein ſolches Herzweh zu heilen —

Herzweh? wiederholte Cäcilie ſchneidend, — mein Herz iſt ſehr geſund!

Das iſt gut, dann werden Sie um ſo eher der treuloſen Hinterliſt Ihrer Freundin zu begegnen wiſſen —

Was hat Antonie mit meinem Herzweh zu thun? fragte ganz kalt das Mädchen.

Nun, ſie hätte wol die größte Schuld daran, wenn es wahr wäre, daß ſie Ihnen die Liebe Ihres Verlobten geraubt habe.

Cäcilie wurde todtenblaß. Es war ihr, als löſe eine eiskalte Hand die warme lebensvolle Hülle ihrer Bruſt, als wühle ſie mit Hohnlachen in ihrem heißpulſirenden Herzen. Sie fühlte plötzlich die Wahrheit dieſer Behauptung, aber ſie fühlte auch, daß jetzt Alles darauf ankäme, ihr Inneres dicht zu verſchleiern, um nicht dem Spotte und dem Gelächter der Babelſteiner zu verfallen.

Meines Verlobten? ſprach ſie mit einem Lächeln auf den bebenden Lippen. Die Vorausſetzung meiner Verlobung hat Sie beirrt, gnädige Frau, und an der Berichtigung Ihres Irrthumes zerſchellen alle weitern Anklagen gegen meine Freundin. Ich bin niemals die Braut des jungen Mannes geweſen, der jetzt dem Fräulein von Griffeldo ſeine Huldigungen darbringt.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton

In England wird die Ankunft einer großen chineſiſchen Dſchunke erwartet, die zu Ende Novembers von Hongkong nach Europa abgeſegelt iſt. Dies Schiff gehört zu derſelben Gattung von Fahrzeugen, welche ſich früher «Jonken» oder «Yonken» dann «Dſchonken» ſchrieben, ſeit den britiſchen Eroberungen im himmliſchen Reiche aber den wohllautenderen Titel «Dſchunken» annahmen. Schon um unſrer unaufhörlich ſchwankenden Rechtſchreibung der Fremdworte einen etwas feſtern Halt zu verſchaffen, wär' es endlich an der Zeit, daß die deutſche Flotte zuſammengebracht und auf unmittelbare literariſche Erkundigung ausgeſchickt würde. Vielleicht, daß ſich hier und da auch eine politiſche Erwerbung damit verbinden ließe. Wir ſind nun einmal das gründlichſte und gelehrteſte Volk der Erde, gewohnt unſere Kenntniß überall an der Quelle ſelbſt zu ſchöpfen und jedem Dinge auf den Urſprung nachzugehen. Daher kommt es, daß wir den Titel jener berühmteſten aller Opern, deren Stoff aus dem Spaniſchen herrührt, während der Text dazu italieniſcher und die Muſik deutſcher Abkunſt iſt, franzöſiſch ausſprechen: «Don Juan.» Das iſt ſehr folgerichtig. Allein die unaufhörlichen Schwankungen unſrer Rechtſchreibung werden durch jedes neue Ereigniß vermehrt. Kaum daß wir uns über die Schreibweiſe von Mexiko und Mejiko, Cadix, Cadiz oder Cadij vereinigt, oder vielmehr was viel deutſcher iſt, nicht vereinigt, ſondern zufrieden gegeben haben, ſo bringen die engliſchen Berichte unſre ganze chineſiſche Orthographie in Unordnung. Obige «Dſchunke» iſt auch ein ſolcher Eindringling, den wir uns plötzlich gefallen laſſen müſſen, weil wir das Fremde entweder nicht mit eignen Ohren zu hören, oder das Gehörte nicht nach unſrer eignen Schriftart wiederzugeben wagen. Daher haben wir uns auch das Chineſiſche nach der Reihe von den Portugieſen, Franzoſen und Engländern diktiren laſſen. Nur die Ruſſen fehlen noch mit ihrer Lection.

Was aber will jene Dſchunke von 600 Tonnen Gehalt, 150 Fuß Länge und 50 Fuß Breite in Europa? Hätten die Chineſen ſchon von der kurheſſiſchen Stiftung gehört und daß die Enkel Philipps des Großmüthigen den hochherzigen Beſchluß gefaßt haben, das himmliſche Reich zum evangeliſch-lutheriſchen Chriſtenthume zu bekehren? Unmöglich wäre es nicht, daß die hongkonger Dſchunke in den

Gewäſſern der Kinzig erſchiene, um einige Dutzend Bambus abzuſetzen und kurheſſiſche Aufklärung an Bord zu nehmen. Die Freundſchaft und das Vertrauen zwiſchen den beiden Reichen der Mitte iſt uralt uud beruht auf einer tiefgreifenden geiſtigen Verwandtſchaft. Die Chineſen wiſſen recht wohl, welches Volk Europa's den Zopf zu allerletzt ablegte, den ſie noch heute tragen. Sie kennen Fulda als «eine der nördlichen Provinzen», wohin die Mandarinen verbannt werden, die bei Hofe genieſt haben, was auch in China bekanntlich ſelbſt einem kaiſerlichen Prinzen bei Strafe der Rangherabſetzung, Verbannung und des Bambus verpönt iſt. Wenn von irgend einem barbariſchen Stamme, ſo nehmen die Chineſen am allererſten von den Kurheſſen das Chriſtenthum an.

Schon von den Jeſuiten hatten die Chineſen einmal viel Chriſtliches erlernt, und in einzelnen Spuren verräth ſich dieſer Unterricht ſelbſt heute noch, wie z. B. in der Geſchicklichkeit, mit der ſie Verträge unterhandeln. Damals ward uns China als der Muſterſtaat der Welt geprieſen. Von der Weisheit, Gerechtigkeit, Demuth und Lernbegierde des Kaiſers, der ſogar zum Chriſtenthume überzugehen Miene machte, wußten ſeine Lehrer nicht genug zu rühmen. Allerlei Einrichtungen in der Regierungsform und dem Beamtenweſen, die in Europa eben erſt erſtrebt wurden, fanden ſich in China bereits in voller Entwikkelung. Die Bewunderung für eine ſo geſchickte Reichsverwaltung, wie für ein ſo gehorſames und anſtelliges Volk war ſo groß, daß der deutſche Philoſoph Leibnitz in einer Staatsſchrift an Ludwig XIV. dieſem keine geringe Schmeichelei zu ſagen glaubte, als er Frankreich das China Europas nannte.

Kurheſſen kann ſich wol auch noch zum China Deutſchlands erheben. Aber die ſechshunderttonnige Dſchunke iſt doch nicht für die Kinzig ausgerüſtet. Sie iſt für 9000 Dollars von engliſchen Unternehmern erkauft, um ſie in Europa für Geld ſehen zu laſſen. Zehn britiſche Seeleute und nur Ein Chineſe befinden ſich an Bord des Fahrzeugs.

Während unſrer Schauluſt eine neue Merkwürdigkeit entgegen zieht, hat eine andre von etwas geringerem Umfange Europa ſo eben verlaſſen. Der General Tom Thumb, jener von der Pariſer und Londoner vornehmen Welt gehätſchelte Zwerg hat ſich wieder in ſein amerikaniſches Vaterland eingeſchifft. Er nimmt die Erinnerung an die Liebkoſungen unzähliger Damen des höchſten Standes mit ſich und was von noch bleibenderm Vortheil für den General ſein wird: 150,000 Dollar reiner Einnahme. In dem jungen Amerika ſcheint die männliche Zwerghaftigkeit nicht ſo beliebt zu ſein, als in der alten Welt. Hier aber ſtand ſie von jeher in gutem Preiſe, wie aus vielen literariſchen Urkunden von den Satiren des Juvenalis bis auf die Novellen Sternberg's herab deutlich nachgewieſen werden kann.

In Wien liegt jetzt die männliche Zwerghaftigkeit zu Füßen von Fräul. Jenny Lind, deren Huldigung Herr Ludwig Aug. Frankl eine ganze Beilage ſeines «Sonntagsblatts» widmet. Nach ſeiner Gewohnheit fügt er dieſer Beilage auch noch eine journaliſtiſche Wichtigthuerei hinzu, indem er die Einſender von andern 35 an Jenny Lind gerichteten Gedichten um Rücknahme ihrer Erzeugniſſe erſucht. Warum nicht gleich 135, oder 1350? Dergleichen Uebertreibungen ſind allerliebſt, wenn ſie mit Herloßſohnſchem Humore auftreten, der ſich im «Kometen» von Zeit zu Zeit gegen lyriſche Beſchickungen wehrt, als ob die Straßen zwiſchen Frankfurt und Leipzig nicht mit Wagenzügen von Meßgütern, ſondern nur mit Frachten unfrankirter Gedichte bedeckt wären. Aus Herrn Frankls Worten ſchaut aber überall die Prahlerei hervor, wie damals, wo er einen Irrthum der Inſchrift auf dem Gluckdenkmal durch eine Schilderung ſeines Redaktionsbureaus entſchuldigte, als ob er ſtatt eines harmloſen Wiener Wochenblattes die Londoner «Times» herauszugeben hätte.

«Wielka» aber, Meyerbeers preußiſche Eröffnungsoper, hat auf dem Theater an der Wien — wir nannten in voriger Woche fälſchlich das Kärntnerthor als das Aufführungstheater — den hochgeſpannten und lange hinausgeſchobenen Erwartungen nur unvollkommen entſprochen. Indeſſen hat der Tonſetzer ſeine Wiener Feſte und ſeine Beweihräucherungen bereits glücklich hinweg. Angegeſſen, angeſungen iſt er worden und illuſtrirt, wie ſich von ſelbſt verſteht. Hätte nun auch noch «Wielka, das Zigeunermädchen» ungewöhnlich gefallen, was wäre den armen Wienern übrig geweſen, zur Verherrlichung Meyerbeers? Dieſe Verzweiflung ſollte ihnen erſpart bleiben.

Der illuſtrirte Meyerbeer, deſſen Bild ich kürzlich in den Händen hatte, veranlaßt mich, ein Paar Worte über das Illuſtrationsweſen im Allgemeinen zu ſprechen. Auch die Portraits der neueingetretenen ſächſiſchen Kammermitglieder, die ich ſo eben in der Weberſchen Zeitſchrift finde, fordern zu der Bemerkung auf. Es wird nämlich immer unzweifelhafter, daß die illuſtrirten Zeitungen bei der Mittheilung von Bildniſſen berühmter Perſonen durchaus nicht die Abſicht haben, dem Publicum die wirklichen Geſichter jener Perſonen zu zeigen, ſondern nur im

Digitized by Google

Allgemeinen Geſichter mitzutheilen, die alsdann durch den untergeſetzten Namen auch wol an einen beſtimmten Mann erinnern, im Uebrigen jedoch mit Sorgfalt bemüht ſind, jede Eigenthümlichkeit der Züge und des Ausdrucks zu vermeiden. Dies Verfahren kann einen ſehr zarten Grund haben oder auch einen ſehr groben. Entweder daß uns die illuſtrirten Zeitungen damit andeuten wollen, es ſei mit einer berühmten Perſon doch eigentlich nichts Beſonderes und vielmehr jeder rechtmäßige Inhaber eines Fracks, einer Naſe, eines nicht ungewöhnlich geſchnittenen Mundes und deſſen was etwa ſonſt zu den unerläßlichen Vorausſetzungen eines Menſchenantlitzes gehört, ganz befähigt, ſich zu gleichem Ruf und gleicher Wirkſamkeit zu erheben. Eine ſolche Ueberzeugung müßte allerdings den Maſſen zum mächtigen Anſporn dienen und es wäre wol anzunehmen, die illuſtrirten Zeitungen ſuchten ſie zu verbreiten. Oder ſcheuten ſie vielleicht die Mühe, wegen jeder neuen Berühmtheit auch einen neuen Holzſchnitt arbeiten zu laſſen? Es tauchen ihrer jetzt ſo viele auf! Das wäre zwar ein ſehr grober aber auch ein ſehr praktiſcher Grund zu jenen Unkenntlichmachungen, wie das Fremdwort «Illuſtration» in dieſem Falle nothwendig zu überſetzen iſt.

Vor einiger Zeit brachte eine illuſtrirte Zeitung die Abbildung einer Reihe von Gelehrten, die ſich kurz vorher zu einer Verſammlung vereinigt gehabt hatten. Das heißt, ſie gab eine Reihe von Fracks, Halsbinden, Brillen nebſt den dazu gehörigen Augen, Naſen, Backenbärten u. ſ. w. und unter einer jeden Figur ſtand der Name irgend eines Mannes, auf den ſich obiges Geſichtsſchema beziehen ſollte. Damals war ich noch nicht in die Tiefe des Illuſtrationsweſens eingedrungen und in den Unterſchriften zu den ſogenannten Portraits ſchien mir die Redaktion doch mit großer Willkürlichkeit zu Werke gegangen zu ſein. Ich bemerkte daher dem Verleger, daß ich keinen einzigen meiner Freunde, deren ſich mehrere in jener Verſammlung befunden hatten, in den von ihm gelieferten Bildern wiederzuerkennen vermöge. «Glauben Sie denn, meine Zeitung habe illuſtrirte Steckbriefe von den Herren geben wollen?» verſetzte er mir auf mein Bedenken.

Wider eine ſo menſchenfreundliche Vorſicht läßt ſich allerdings nichts erinnern. Die Zeichner der illuſtrirten Blätter haben ihren Houwald ſtudirt und ſchaudern vor dem Schickſale des Malers zurück, der im «Bilde» auftritt. Ihre Aengſtlichkeit geht nur oft ſelbſt auf die Darſtellungen lebloſer Gegenſtände über, wo die Portraitähnlichkeit in keinem Falle Gefahr bringen könnte und ein unleugbarer Widerſpruch iſt's doch, Unkenntlichmachungen: Illuſtrationen zu heißen. Auch würde ich's keineswegs für ein der Zeichnenkunſt dargebrachtes Compliment halten, wenn ein berüchtigter Verbrecher um die Gnade nachſuchte, zur Erleichterung ſeines künftigen Fortkommens ſein Portrait durch eine illuſtrirte Zeitung veröffentlichen zu dürfen.

Rob. Heller.

Moden.

Im jetzigen Augenblicke läßt ſich nicht viel über die Moden ſagen. Es iſt zu ſpät, um ſich noch mit Wintermoden zu beſchäftigen, und zu früh, um mit Sicherheit die neuen Frühlingsmoden ankündigen zu können, und ſo iſt man auf die Beſchreibung einzelner Toiletten beſchränkt. Da die Bälle und Soirées jetzt nach Schluß des Carnevals ſich etwas vermindern, ſo beſucht die Pariſer Geſellſchaft Theater und Concerte um ſo häufiger. Zu den Concerten und muſikaliſchen Morgenunterhaltungen tragen die Damen von gutem Geſchmack entweder einen Stadt- oder ſogenannten Negligéeanzug. Einige derartige elegante Stadtanzüge waren in folgender Weiſe zuſammengeſtellt. Ein vollblaues Oberrockkleid war von Damaſt gemacht und mit zwei breiten ſchwarzen Spitzenfalbeln beſetzt; das hohe glatte Leibchen des Oberrocks ſchloß bis an den Hals und die engen, langen Aermel deſſelben waren mit Jokeys von ſchwarzen Spitzen bereichert. Dazu trug die Dame einen filzgrauen Moorhut, der mit gelockten blauen Federn und blauem Band ausgeputzt war, und einen großen ſchwarzen Caſchmirſhawl. Eine andre Dame trug ein ſchwarzes Atlaskleid, das ebenfalls mit einem hohen, glatten Leibchen und langen, engen Aermeln angefertigt war. Auf dem Vordertheile dieſes Kleides bildete eine reiche Poſamentirarbeit einen ſtaffelartigen Beſatz, der ſich als Brandebourg auf der Bruſt fortſetzte. Ueber dieſem ſchwarzen Kleide lag ein dunkelblauer Sammtmantel, welchen eine gleichfarbige Po-

ſamentirſpitze umrändrte und weißer Atlas fütterte; ein weißer, ungeriſſener Sammthut, mit bunten Blumen geſchmückt, vollendete den Anzug. Eine andre Toilette beſtand aus tinem grauen, breitgeſtreiften Moorkleide, das ohne allen Beſatz mit einem halbhohen, glatten Oberrockleibchen gemacht war und das ein reiches Faltenchemiſette, an dem eine Spitzenkrauſe ſtand, enthüllte. Ein grüner Sammtmantel, im perſiſchen Schnitt angefertigt, lag über dieſem Kleide und ein roſa Atlashut gehörte zum Ganzen. Der perſiſche Mantelſchnitt beſteht darin, daß die Vordertheile deſſelben vorn dicht aneinander ſchließen, daß er aber dafür zu beiden Seiten der ganzen Länge nach geſchlitzt und mit gekreuzten Schnuren feſtgehalten iſt; dieſer elegant ausſehende Schnitt wird ſich als Sommermantel halten. Sogenannte Negligéetoiletten, die die Damen im Concerte zeigen, beſtehen z. B. aus einem halbhohen, dunkelgrünen Sammtkleide, welches auf dem Vorderblatt und dem bis faſt zur Taille vorn geöffneten Leibchen mit einer Poſamentirſtickerei bereichert iſt. Die engen, langen Aermel des Kleides ſind an der Hand ebenfalls mit einer Poſamentirſtickerei verziert und haben ſtatt der Manſchetten breite, weiße Spitzen falbig angereiht. Innen im Kleide zeigt ſich ein gefaltetes Batiſtchemiſette mit einem geſtickten Jabot und einem geſtickten Umſchlagkragen, unter letzterem liegt ein dunkelmaisfarbiges Band, das vorn in einer Schleife endigt. Zu dieſem Kleide trägt die Dame eine weiße Spitzenhaube, welche an einer Seite über dem Ohr mit einem Akazienzweig und an der andern mit einer maisfarbigen, langen Bandſchleife verziert iſt. Eine andre Negligéetoilette zeigte einen Peignoir-Antoinette, der von maisfarbigem Taffet gemacht und deſſen von oben bis unten geöffneter Rock ringsum mit Rüchen vom ſelben Taffet umrändert war; der Rock unter dem Peignoir war ebenfalls von maisfarbigem Taffet gemacht und mit einer ſehr breiten, zackig ausgeſchlagenen Falbel beſetzt. Zu dieſem Peignoir trug die Dame eine weiße Spitzencapote, welche außen mit einem Johannisbeerzweig, der grüne Blätter und rothe und grüne Früchte hatte, und innen mit einem Gekraus von roth und grünem Florband verziert war. Die obengenannten Peignoir-Antoinettes, die ſtets einen Falbelunterrock vom ſelben Zeug haben, ſind ſehr beliebt, man macht ſie auch von roſa, lichtblauem und weißem Taffet.

Die langen, engen Aermel haben in letzter Zeit wieder alle andern Schnitte verdrängt. Zum Sommer beabſichtigt man viel kurze Aermel zu tragen.

Die Blumenzweige, welche ſehr langhängend gebunden und mit Früchten untermiſcht ſind, erfreuen ſich ſehr der Modegunſt und werden die erſten Frühlingshüte ſchmücken. Die Franſenbänder empfiehlt man zum Frühlingsputz, auch hofft man auf reiche Neuigkeiten in brochirten Bändern.

Zeigen ſich die Pariſer Damen im Theater, ſo tragen ſie ganz vollſtändige Soiréetoiletten und die jüngern unter ihnen ſogar Balltoiletten. Natürlich wenden ſie dabei beſondre Sorgfalt auf den Kopfputz, da dieſer von Jedermann geſehen wird, indeß die übrige Toilette nur die nächſten Logennachbarn beurtheilen können. Für den Kopfputz ſind die ſpaniſchen Modells beſonders modiſch, da hat man den caſtilianiſchen Auffatz, das Sevillaner Netz, den andaluſiſchen Hutrand, den Iſabellen-Turban, die Fernando-Coiffüre u. ſ. w., alles Kopfſchmuck, wo mehr oder weniger die ſchwarze Spitze vorherrſcht. Eine allerliebſte Coiffüre beſteht auch aus einer Goldflechte, welche an jeder Seite des Kopfes mit einer Agraffe von kurzen Federköpfen feſtgehalten oder mit einer doppelten Blondenbarbe arrangirt iſt. Sehr kleidſam iſt ferner die coiffure égyptienne, welche eine kleine bunt und mit Gold geſtreifte Echarpe turbanartig formt. Dieſe Echarpe endigt mit einer arabiſchen Franſe, d. h. eine Franſe, von der jeder einzelne Faden in einer ganz kleinen flockigen Quaſte ausgeht. Dieſelbe arabiſche Franſe hatte eine Dame ſehr glücklich zur Verzierung eines Auffatzes von weißem Silberflor verwendet und zwar in der Weiſe, daß das Quäſtchen jedes Franſenfadens aus einem Diamant beſtand. Unter all dieſem Putz hat man auch mehre Coiffüren von Corallen bemerkt, welche die Wiederaufnahme dieſes Schmuckes zeigen. Man behauptet, die Herzogin von Montpenſier liebe die Corallen und bringe ſie wieder in Mode. Man arrangirt die Corallen zweigartig und verwendet ſie wie Blumenzweige, oder ſchnürt ſie wie Netze oder wie Franſen, oder dreht ſie zu dicken Schnuren u. ſ. w. Allerliebſt ſah ein Gehänge von kleinen Corallenzweigen aus, das eine Dame über einem Chignon angebracht hatte.

Das Haar tragen die Damen fortwährend niedrig und von der Mehrzahl wird es ſehr einfach angeordnet, doch gibt es auch einzelne höchſt kunſtvolle Haarbauten, wobei eine Art Chignon öfter verſucht wird. Schon neulich wurde eine Art neuer Locken erwähnt, die zwiſchen Locken und Puffen mitteninne ſtehen, und heute zeigt die erſte Figur des beiliegenden Modebildes, № 16, eine Abbildung derſelben.

J.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

№ 16. Pariſer Damenmoden. Balltoiletten. Das weißſeidne Kleid iſt mit Tüllgekraus und Schleifen von Atlasband verziert; das roſa Taffetkleid iſt ebenfalls mit Tüllgekraus unten, aber oben darüber mit Spitzenkanten beſetzt.

№ 17. Pariſer Herren- und Damenmoden. Der Hausanzug der Dame beſteht aus einem Oberrock, der mit einem ſpaniſchen Schooß von Poult de ſoie gemacht iſt, und einem Barbentuch von ſchwarzen Spitzen. Der Stadtanzug des Herrn zeigt einen blauen Twine und ein ſchwarzes nicht zu weites Beinkleid. Der andre Herr im Beſuchsanzug trägt einen blauen Phantaſiefrack mit blanken Knöpfen, geſtreifte graue Beinkleider und eine braune Weſte.

Anzeiger. № 4.

Im Verlage von **Berger's** Buchhandlung in Leipzig erſchien ſo eben und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beſtuſchew's, A., Werke. 1r u. 2r Band. Auch u. d. Titel: Kaukaſus. 1r u. 2r Band. 8. broch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Caſanova oder Begebenheiten eines Weltmannes. 1r—4r Band mit 4 Stahlſtichen. 8. broch. 2 Thlr. 20 Ngr.

Cuſtine, Marq., Rußland im Jahre 1839. Deutſch von Dr. A. Diezmann. 3te Aufl. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Dumas', Alex., Werke. Herausgegeben von Louis Bourdin. 1r—18r Band. 8. broch. à 10 Ngr. (Einzelne Werke werden nur pro Band mit 15 Ngr. abgegeben.)

Inhalt: 1e—3r Band: **Der Chevalier von Maiſon-Rouge.** 3te Auflage. — 4e—5r Band: **Albine oder die Erſcheinung auf dem Schloſſe Eppſtein.** — 6e—9r Band: **Die beiden Dianen.** — 10r—13r Band: **Vier Frauenabentheuer.** — 14r Band: **Paul Jones, der nordamerikaniſche Freidenker.** 3te Auflage. — 15e—18r Band: **Die Prinzeſſin von Condé.**

Meneval, Baron, Maria Luiſe und Napoleon. Geſchichtliche Erinnerungen. 2te Aufl. 3 Bde. 8. broch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Stolle's, Ferd., Werke. 18r—25r Band. 8. broch. Subſcr.-Preis à 1 Thlr.

Inhalt: 18r—20r Band: **Die Erbſchaft in Kabul.** Komiſcher Roman. 3 Bde. 4 Thlr. 15 Ngr. — 21r—23r Band: **Napoleon in Aegypten.** Hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 4 Thlr. 15 Ngr. — 24r u. 25r Band: **Erzählungen.** 3 Bde. 3 Thlr.

(Einzelne Werke können nur zum Ladenpreiſe abgelaſſen werden.)

Töpfer's, R., ſämmtliche Werke. Herausgegeben von C. L. Heyne. 1r u. 2r Band. 8. broch. à 10 Ngr. (Vollſtändig in 12 Bänden.)

Neue Musikalien im Verlage von **Fr. Hofmeister** in Leipzig.

Banck, Op. 64. Venus und Adonis. Gedichte von O. A. Banck, f. eine Singst. mit Begl. d. Pfte. 15 Ngr. **Beyer,** Op. 88. Les Progrès des jeunes Elèves. 12 Morceaux instructifs en Variations et Rondeaux sur des Thèmes favoris p. Pfte. № 4, La Fille du Regiment. № 5, Rondo-Valse. № 6, Thème allemand «An Alexis.» à 12½ Ngr. 1 Thlr. 7½ Ngr. **Croisez,** Op. 26. Naples et Venise. 2 Fantaisies italiennes p. Pfte. № 1, Thème de Bellini. № 2, Barcarolle populaire à 12½ Ngr. 25 Ngr. **Idem,** Op. 30. Encouragement et Récompense. 2 Morceaux progressifs p. Pfte. № 1, Echo de Lucerne. № 2, Chant de Ferrare à 10 Ngr. 20 Ngr. **Duvernoy,** Op. 162. Petite Fantaisie sur la Chansonnette: Les Brodeuses de la Reine, de P. Henrion p. Pfte. 12½ Ngr. **Idem,** Op. 163. Petite Fantaisie sur la Chansonnette: Le Maréchal-Ferrant, de P. Henrion p. Pfte. 12½ Ngr. **Hetsch,** Op. 19. 6 Lieder f. 4 Männerstimmen. Part. u. Stimmen 1 Thlr. 5 Ngr. **Marschner (A. E.),** Op. 18. 6 Lieder und Gesänge f. Sopran (od. Tenor) m. Begl. d. Pfte. № 1, Abendlied (5 Ngr.). № 2, Trost der Nacht (5 Ngr.). № 3, Wandl' ich in den Wald des Abends (7½ Ngr.). № 4, Lied der Liebe (5 Ngr.). № 5 u. 6, Fata morgana u. Lasst mir den Schlummer (7½ Ngr.) 1 Thlr. **Mozart,** 3 Quatuors p. Pfte., Viol., Alto et Vclle, arr. en Sonates p. Pfte. seul par C. F. Ebers. Neue Ausg. in einem Bande 1 Thlr. 15 Ngr.

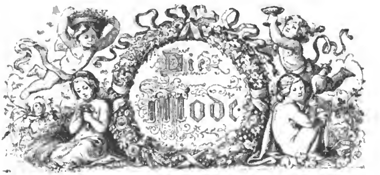
Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mode 1847 No 16.

Digitized by Google

Die Mode 1847. N.º 17.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

№ 12. Pränumerationspreis halbjährlich 2⅓ Thaler. 1847.

Skizzen aus der Provinz.

IV. Die Pensionsfreundinnen.

Novelle von Helmine Hart.

(Fortſetzung)

Die Kälte und ruhige Faſſung des Mädchens konnten eine Dame, wie die Gnädige, nicht täuſchen, allein ſie verdarb für den Augenblick den Plan, welchen ſie ſyſtematiſch zu verfolgen Willens war. Mit dieſer Abweiſung riß der Faden eines Geſpräches, das noch nicht das Ziel erreicht hatte, welches ſie damit bezweckte.

Cäcilie litt fürchterlich. Sie kämpfte heroiſch gegen die übermannende Folter, mit brechendem Herzen lächeln zu müſſen, und ſie erreichte ihren Zweck.

Ah! Man weiß hier ſchon Alles! Man iſt hier ſchon auf dem Reinen, dachte die Gnädige und entſchloß ſich ärgerlich zum Rückzuge.

Nun war Cäcilie allein. Einen Augenblick ſtarrte ſie leeren Blickes durch das Fenſter, dann ſtürzte ſie hinaus im wildeſten Schmerze. Ohne Aufenthalt durchlief ſie die Gewächshäuſer, bis ſie die dichten, dunkeln Boskets erreicht hatte. Wirr, unzuſammenhängend durchtobten ſie alle Erinnerungen, alle leiſen Schmerzen, die ihre Bruſt ſchon längſt durchwühlt hatten.

Der Abend war darüber herangenahet. Die Sonne ging zur Ruhe. Ein dichter, dunkelgrauer Saum überzog den Horizont, er deutete auf erquickenden Nachtthau. Hinter dem Gewölke hervor ſtahl ſich ein roſiger Glanz und umrandete jede Wolke bis zum Zenith hinauf mit goldigem Schimmer. Wald und Wieſe lag wie verklärt im Abendglanze da und die Bäume und Blumen flüſterten freudig im Verklärungsſcheine.

Cäcilie ruhete nun matt, erſchöpft bis zum Tode, nach dem erſten furchtbaren Schmerzensausbruche. Der Feuerſtrom, in den ſich nach und nach

jetzt der Himmel tauchte, blendete ſie. Unbewußt ſchloß ſie ihr Auge vor Gottes Herrlichkeit und ergab ſich ohne Widerſtand dem hereingebrochenen Schickſale. Eine ſo zarte Organiſation wird ſelten lange in den ungeſtümen Wellen eines ſo verzehrenden Schmerzes verharren, weil ſie nicht die Kraft hat, dem ſturmbewegten Andrange zu widerſtehen; ihr ſteht nur ein Rettungsmittel zu Gebote: Reſignation.

Cäcilie ſaß ſtill da. Keine Thränenſtröme, keine gerungenen Hände, keine Seufzer riefen die Vergeltung des Himmels auf die treuloſen Lieblinge ihrer Jugend herab. Sie nahm die Gewißheit mit jedem Nachdenken tropfenweiſe in ſich ein. Darauf beſchloß ſie, ſich zu überzeugen, und nun hatte ſie nichts mehr in der immer ſchauriger ſich entfaltenden Einſamkeit zu thun. —

Die Spaziergänger kamen hungrig, müde, heiter, geſprächig und ſcherzend zurück. O, ſie hatten ſo viele Kleinigkeiten zu berichten, ſo manches Abenteuer zu erzählen — nach Cäciliens Abenteuern fragte Niemand, ſie behielt dieſelben verſchwiegen in der Bruſt und lächelte zu den Scherzen. Nachdem ſie ſich eine volle Stunde die Qual der Beobachtung auferlegt hatte, war ſie der Ueberzeugung, daß ihr Leben, ihr Daſein für Günther nicht mehr nöthig in der Welt ſei, deshalb ging ſie leiſe hinaus und bat ihren Vormund, ihr zu folgen.

Man vermißte weder ſie, noch den Commerzienrath, der bald wankenden Schrittes wieder hinabkam von dem Zimmer ſeiner Mündel und ſogleich das Haus verließ.

An dieſem Abende — aber auch nur an dieſem einzigen — fand Antonie das Schlafkabinet ihrer Freundin verſchloſſen, als ſie ſpät kam, um ihr gute Nacht zu ſagen.

Günther hingegen fand ſeinen Vater ſeiner harrend und der erſte Blick auf ihn mußte ihn belehren, daß ein außerordentliches Ereigniß die gewöhnliche Seelenruhe des alten Herrn zerſtört habe. Der Commerzienrath ließ ihn nicht lange in Ungewißheit.

Du liebſt Antonie? fragte er mit dem kalten Tone des Geſchäftsmannes.

Mein Vater — ſtotterte der junge Mann erſchrocken.

Nun? Du wirſt doch wiſſen, wen du liebſt, ſpottete der alte Herr gereizt.

Günther blieb die Antwort ſchuldig, aber eine flammende Glut ſchlug über ſein Geſicht und ein jähes Feuer blitzte aus ſeinen Augen. Sein Vater ſah dies. Ein Seufzer hob ſeine Bruſt, dann ſprach er weiter:

Du haſt meine Erlaubniß, dich morgen mit ihr zu verloben und nach einigen Wochen zu verheirathen. Wegen eines ſtandesmäßigen Einkommens brauchſt du keine Sorge zu tragen, dafür ſtehe ich; doch dein Domicil nimmſt du in einer andern Stadt, das verlange ich! Ich wünſche dir Glück und — eine gute Nacht!

Der Commerzienrath verſchwand. In ſeinen letzten Worten lag der Accent einer tiefen Erſchütterung. Günther empfand ſie, ohne ſie zu theilen. Wenn auch einen Moment, einen einzigen, winzig kleinen Moment das bleiche Bild Cäciliens auftauchte, ſo ſtürmte doch ſogleich der Egoismus, des Mannes treueſter Begleiter, über dieſen winzigen Zeitraum hinweg und deckte alle Vergangenheit mit himmliſchen Zukunftsbildern. Er befand ſich in Wahrheit in dem Zuſtande einer Gefuhlstrunkenheit, die jede gute Regung vollſtändig überſchwemmte, die ihn ſeiner Ueberlegung ſo gänzlich beraubte, daß er Nichts bedachte, als ſeine neue ſtrahlend flammende Liebe.

Digitized by Google

Von Natur mit jener ſanften Gemüthsſtimmung begabt, die den Männern leicht das Anſehn von Phlegma gibt, von Natur mit jener Schüchternheit geſtempelt, die ſelten ungeſtümen Forderungen Raum läßt und den Jünglingen etwas zagbaft Jungfräuliches verleiht, mußte es jetzt um ſo mehr den Beweis geben, wie tief Antonie ihn zu entflammen gewußt hatte, da er gar nicht an eine Frage, an eine Bitte um ihre Liebe dachte, ſondern nur ruhelos den Morgen erwartete, um ihr ſagen zu können: ſie ſei ſeine Braut! Ihm ſchwindelte. Der Freudenparoxismus erſchütterte ſo ſeine Bruſt, daß er haſtig und ſchwer Athem ſchöpfte. Welch' ein ungeheurer Abſtand zwiſchen dieſer Aufregung aller ſeiner Sinne, zwiſchen dieſer ſiedenden Glut und der ſanften geſchwiſterlichen, theilnehmenden Zuneigung, die Cäcilie in ihm erweckt hatte! Ja, das klare, reine Bild dieſes Mädchens war ihm ein Lichtpunkt in ſeiner Zukunft geweſen, es hatte ihm zum Hafen einer ſeligen Ruhe gewinkt und geleuchtet — aber Antoniens Weſen wurde ihm jetzt zur ſtrahlenden Sonne, die heiße, überwältigende, berauſchende Träume in ihn goß.

Mit fieberhafter Ungeduld ſah er dem werdenden Tage entgegen, der dieſe Träume verwirklichen ſollte, mit zitterndem Entzücken fühlte er ſein Verlangen ſteigen und in dieſer Gefühlsſteigerung verknüpfte ſich faſt willenlos die innigſte Werthſchätzung eines ſolchen Schatzes und die heiligſten Gelübde. In der Ueberſchwenglichkeit dieſer Empfindungen ſuchte er mit dem erſten Morgengrauen die Stätte, wo ſie weilte.

Antonie ſchlief wider ihre Gewohnheit noch ruhig, aber ein Augenpaar hatte ſich in dieſer Nacht nicht geſchloſſen. Cäcilie hörte den gewohnten leichten Schritt die Straße hinabkommen, ſie hörte ihn an der geöffneten Thür nach Antonie fragen, ſie hörte ihn das Mädchen, welches ihm, mit einiger Verwunderung im Tone, Antwort ertheilte, anweiſen, «Fräulein Griffeldo zu wecken und zum erſten Gewächshauſe hinabzurufen, wo er ihrer harren werde» — da überwältigte ſie das Weh ihres Herzens und ſie ſchrie mit krampfhaft verſchlungenen Händen zum Himmel hinauf: o mein Gott, mein Gott, hilf mir! Eine Betäubung — keine Ohnmacht, nein, eine Lethargie, welche der Phantaſie ſpielende Schatten und Lichter in eine öde Gegenwart, in eine grauſige Zukunft zu werfen erlaubte, bemächtigte ſich dann ihrer und warf ſie machtlos in die Kiſſen zurück.

Während der Zeit wartete Günther auf Antonie. Sie hatte ſeine Stimme vernommen und war ſchnell zu einer eleganten, wenn auch eilig extemporirten Toilette geſchritten. Ein ſelbſtgefälliges Lächeln umſpielte dabei ihren Mund: Ei, es glückt, flüſterte ſie von Zeit zu Zeit. Er tritt männlich ſelbſtändig auf! Ha! Da wäre mein Traum bald am Ende und die Wirklichkeit — könnte mich — befriedigen — So — nun bin ich fertig! Nun wollen wir ſehen, was der Herr Doctor will.

Es fiel ihr nicht von weitem ein, daß er ſie mit einer heftigen Umarmung und mit den bebend hervorgeſtoßenen Worten: «Meine Antonie! Nun, nun biſt du mein! Meine Braut, meine einzig geliebte Braut!» empfangen würde. Starr und unbeweglich ſtand ſie in ſeinen Armen und ihre Erſchütterung war nicht erheuchelt, als ſie ſtammelte:

Wie? Günther, Günther — und Cäcilie?

Ein Schatten flog über ſeine Züge, die ſonnenhell geleuchtet hatten.

Du liebſt mich nicht? fragte er herbe.

Antonie fuhr mit der Hand über ihre Stirn. Sie war gar nicht auf dieſe Scene vorbereitet geweſen.

Mein Vater gab mir ſeine —

Nun? fragte aufmerkſam Antonie, als er ſtockte.

Er bot mir ſeinen Segen für unſre Verbindung an. Ich hätte, ſelbſt in meiner ſchrankenloſen Liebe, vielleicht noch lange nicht den Muth gehabt, darum zu bitten.

Antonie faßte nun ſchnell den Zuſammenhang. Die Freude, ganz am Ziele zu ſein — denn mit der dargebotenen Erlaubniß, ſie zur Braut wählen zu dürfen, ſchwanden alle Klippen, die ſie von einer glänzenden Exiſtenz noch zu ſcheiden ſchienen, durchblitzte die dunkeln, von Zweifelsſchatten beherrſchten Züge und mit einem bezaubernden Lächeln lehnte ſie ſich an die Bruſt, die in heftigen Wallungen ihr entgegenklopfte.

Dein Vater ſanctionirt unſre Liebe? flüſterte ſie hingebend.

Günther gab ſich ohne Grübeln, ohne Arg ſeinem Glücke hin. Wäre er nicht ſo über alle Begriffe aufgeregt geweſen, ſo würde ihn die phraſenreiche Beredſamkeit, die Fluth von launigen Worten und das bisweilen aufblitzende ſuffiſante Lächeln Antoniens betroffen gemacht haben, aber der Glanz ſeines glückbeſeelten Innern blendete ihn dermaßen, daß er nur natürlichen Herzensregungen zu begegnen meinte, wo Ueberlegung die Herrſchaft führte. Nachdem die erſte Beſtürzung von Antonie überwunden war, wußte ſie genau, was zu thun ſei, um ihren Zweck ſo zu erreichen, wie ſie wollte. Darnach nahm ſie bisweilen, nach den zärtlichſten Momenten, den Ton und die Haltung eines tief ſchmerzlichen, feierlichen Nachdenkens an, aus dem ſie mit Affectation ſich aufriß, um ihre precaire Exiſtenz gegen das Glück, das ſolide und feſtſtehende Glück ihrer Zukunft zu halten, um letzteres mit einer Art Emphaſe zu preiſen. Auch eine ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit nahm auf Augenblicke ihr ganzes Weſen gefangen, um ſich in einer innigen Hingabe aufzulöſen. Doch Günther war zu unerfahren, zu verblendet, um dieſe jähen Uebergänge richtig zu würdigen, um dieſe hinreißende Anmuth für ſtudirte Manier zu erkennen.

Selbſt die Kühnheit, womit ſie nach den erſten Phaſen ſchüchterner Demuth, aufjauchzenden Entzückens und hingebender Zärtlichkeit, zu Bedingungen überging, womit ſie, nachdem ſie liſtig des Vaters Verheißungen in pekuniärer Hinſicht ihm entlockt, in determinirten Worten die Sicherheit einer glänzenden Stellung beanſpruchte, öffnete ihm nicht die Augen, weil er betäubt vom ſchnell hereingebrochenen Glücke war. Die Stunden rannen den Glücklichen pfeilſchnell dahin und noch ehe es Mittag war, hatten ſie die Gratulationen des kleinen Hausperſonals empfangen. Auch der Commerzienrath kam, ob Cäcilien zum Troſte oder Antonien zu Liebe, das ergründen wir wol leicht. Mit unſäglich bittrer Empfindung gewahrte er den Fortſchritt, welchen dies Verhältniß in ſo wenigen Stunden gewonnen. Die helle Begeiſterung in ſeines Sohnes Augen war ihm ein Dolchſtoß, denn ſie verrieth ihm, daß er — Cäcilien nie geliebt hatte.

Doch ein altes Menſchenherz tröſtet ſich am Ende über ſolche verfehlte Wünſche und es iſt denkbar, daß es dem alten Herrn zuletzt gleich geweſen wäre, wer ſeines Sohnes Frau werde, wenn ihm nicht Tag aus, Tag ein in dem hinſinkenden Lieblinge ſeines Herzens eine Qual erwachſen wäre, die von Vorwürfen genährt wurde. Warum hatte er ſich erlaubt, mit leichtem Scherze eine Empfindung in Cäciliens Herz zu impfen, die einmal Wurzel faſſend, ſich über daſſelbe dergeſtalt verzweigen mußte, daß ſie nun das ganze ſchwache Daſein untergrub.

Cäcilie war weit entfernt, eine Gleichgiltigkeit zu affectiren. Sie ließ im Gegentheile mit allen Trauerglocken des herbſten Kummers dieſe Tragödie ihres Lebens austönen und verbarg weder mit dem Witze der Verzweiflung, noch mit dem Lächeln der Leichtfertigkeit die Wunde, die ſo heftig in ihr blutete. Doch wer hätte denn Zeit gehabt, ſich um das ſinkende Haupt, um das ſtockende Herz zu beunruhigen, wenn nicht der Commerzienrath mit dem Erbarmen der Vaterliebe und mit der Angſt eines Schuldbewußten es beachtet hätte? Antonie fühlte ſich nicht befriedigt genug, ihr Gemüth entbehrte der nöthigen Glücksfülle, um auch ein Auge für etwas außer ſich zu behalten.

Schon nach den erſten Stunden des errungenen Sieges, als ſie ſich endlich allein ſah, beſchlich ein beklemmendes Gefühl ihre Bruſt. Sie fand ſich plötzlich und zwar mehr in Folge fremder Einwirkungen, als auf eignen Betrieb, am Ziele, dem ſie freilich ſo unabläſſig zugeeilt war, daß ihr das Vorrecht: ſelbſtändig gehandelt zu haben, in einer gewiſſen Willenloſigkeit unterging, der ſie von ganzem Herzen abhold war. Jedoch nicht allein in dieſer Hinſicht fand ſie Täuſchungen, denen ſie auf ihrem wohlgeregelten Pfade nicht zu begegnen geglaubt hatte, ſondern ſie begriff auch jetzt erſt, in welche Verhältniſſe ſie ſich zu dem jungen Manne, der ihr nur ein unabhängiges glänzendes Loos ſchaffen ſollte, geſetzt hatte. Ein ſtilles Entſetzen durchrieſelte ihre Seele, wenn ſie ſeiner Leidenſchaft gedachte und der Anforderungen, die er zu machen berechtigt war. Die Kälte ihres Herzens würde hier bald einen Weg zu finden gewußt haben, wenn nicht der Gedanke an den maſſiven Gradſinn ihres Schwiegervaters, der nach den geringſten Erfahrungen rückſichtslos verfahren würde, ſie in einer regen Furcht erhalten und den Vorſatz erzeugt hätte, bis zum Traualtare die Maske feſtzuhalten, um erſt der Abhängigkeit vom alten Herrn los und ledig zu ſein.

Während alſo Antonie unter dem Anſcheine von glücklicher Leichtfertigkeit nur ein unbehagliches Gefühl, welches in ihrer ſtolzen Seele einen Urſprung hatte, verſteckte, rang Cäcilie mit allen Kräften nach der nöthigen Faſſung. Ihrem edeln Geiſte verdankte ſie momentane Siege, aber die Einflüſſe des Herzens, das dabei unſäglich darbte, bewirkten fortwährend Rückfälle, die ihrer zarten Conſtitution Gefahr droheten. Während alſo Antonie ihr errungenes Glück mit einem mitleidig verächtlichen Lächeln zu betrachten begann, weil es ſich zu ſchnell und leicht verwirklichte, was ſie träumeriſch entwarf, während ſie es in Geringſchätzung aller der Vorzüge entkleidete, mit denen ſie es erſt geſchmückt, während ſie behende den Adel, der ſie nicht von Dienſtbarkeit zu erretten vermochte, mit vielem Aplomb in die Wagſchale warf und für dies Opfer eine brillante Entſchädigung von den reichen Bürgern in Anſpruch zu nehmen beſchloß, während der Zeit verwelkte die reiche, innere Geiſtesblüte eines zu weichen Weſens.

Günther unterlag in den erſten Wochen ſeiner Verlobung ſo ſehr dem Taumel aller Sinne, daß er für Nichts ein Denkvermögen behielt, als für Antonie. Er überließ ſich rückſichtslos ſeiner Liebe, ohne zu argwohnen, daß ſeine leidenſchaftlichen Blicke, ſeine zärtlichen Liebkoſungen einem armen Herzen neben ihnen Qual verurſachen könnten. Was hätte es ihn auch eben bekümmern ſollen, daß das bleiche Geſicht Cäciliens noch bleicher, daß das milde Lächeln noch milder wurde. Konnte er gegen die Wolke, die ſich zwiſchen den beiden Augenbrauen drohend zu lagern begann, ein Recept ſchreiben? O, für ſolche Kummerfalten hat die Facultät keine Mixturen, die muß der Menſch ſich allein wegkuriren.

Digitized by Google

Und die Bergräthin? Die Mutter, deren Herzen in der Tochter ein ſchmerzlicher Schlag verſetzt war? Die Bergräthin hatte unendlich viel zu thun, denn ſie mußte — Antoniens Ausſtattung beſorgen. Ob ſie zuſchnitt fur Cäcilie oder fur Antonie, das war der ſeltſam gleichmüthigen Frau ganz gleich. Antonie gebrauchte eine Ausſtattung, wer ſtand ihr näher, als ſie, denn Cäcilie hatte ſie fur ihre Schweſter erklärt, alſo ſetzte ſie ſich in Trab und ließ es ſich enorme Summen koſten, um ihr Werk gekrönt zu ſehen. Zwar kann nicht abgeleugnet werden, daß ſie frappirt der erſten Verkündigung horchte, daß ſie faſt erſchrocken das junge Brautpaar anſtaunte und nicht übel Luſt hatte, zu ſagen: ich denke, Cäcilie ſoll Günther heirathen; allein als Cäcilie nichts ſagte, als der Vormund ſchwieg, da ſchwieg ſie auch und ſchüttelte nur ihr Haupt, in welchem die blanken Kaſſerollen eine Hauptrolle ſpielten. Daß die Bergräthin alſo nichts gewahr wurde von dem vergeblichen Kampfe der armen Cäcilie, das iſt gar nicht zu bezweifeln. Die ſchönen, hellen Tage des Mai hatten unterdeſſen die Fluren und Felder, die Gärten und Wieſen mit üppigem Grün bedeckt. Die Bäume prangten mit friſchem lichten Laube, das der brennende Hauch des Sommers noch nicht geſtreift und gehärtet hatte. Die Vögel ließen, wie einen Friedens- und Lebensgruß, ihre Stimmen laut erſchallen. Alles ſchien in Freude über die Erneuerung des lebensvollen Daſeins — nur in der Menſchenbruſt, die zu hart von den verſengenden Sonnenſtrahlen eines längſtentwichenen Sommers oder vom kaltenden Luftzug des eben entflohenen Winters getroffen waren — nur in der Menſchenbruſt, die trotz aller Jugend ſchon einen ſengendheißen Lebensſommer oder einen erſtarrenden Lebenswinter durchlebt hat, bleibt es ungeachtet der ſchönen Luſt in der Natur öde und ſtumm, todt und kalt.

Die bleiche Ruhe Cäciliens deutete auch auf ſolche Einwirkung, und der Vormund ſah mit Trauer, daß es ſo blieb. Stumm und ſtill, todt und kalt! O, wenn die Jugend ſtumm und ſtill, todt und kalt iſt, ſo zerreißt es das Herz! Der Commerzienrath konnte nicht unthätig ein ſo theures Leben untergehen ſehen; er mußte verſuchen, ob Entfernung Heilung bieten könne.

Im erſten Gewächshauſe, das in ſeine weit geöffneten Thüren die wonnig weiche milde Luft, das Surren und Schwirren der Inſecten, das Zwitſchern und Flöten der Vögel eindringen ließ, ruhte Cäcilie, krankhaft matt in einen Armſeſſel hingeworfen. Gunther ging mit Antonie Arm in Arm auf dem Flieſenwege hin und her und flüſterte mit ihr. Gelegentliche Worte verriethen, daß ſie Pläne zu einer neuen Lebensepoche machten, wozu der Jubel der Natur, der Schmuck, den ſie von Minute zu Minute aus dem Schooße der Erde höher emporquellen ließ, herrlich harmonirte. Cäciliens Blick hing an einem einſamen Maienglöckchen, das kümmerlich neben üppigen Blumen hervorkroch und, beſchattet von glänzenden Sträuchern, nicht einen Sonnenſtrahl, der ihre traurig geſchloſſenen Knöspchen zu entfalten im Stande geweſen wäre, erhaſchen konnte.

Die Bergräthin ſaß neben der Tochter, an einem langen Strumpfe ſtrickend, und erzählte ihr von den Fortſchritten, die Antoniens Ausſtattung mache. Der Commerzienrath ſtand ein Weilchen ſchon in der Seitenthür, die direct von dem Hauſe in dieſen Blumenſalon fuhrte, und betrachtete ſich die Scene. Er hörte, wie gelaufig die Bergräthin die Dutzende der fertigen Ausſtattungsgegenſtande herzählte, aber er ſah, was die Mutter nicht gewahrte, daß Cäcilie nicht eine Sylbe davon vernahm.

Und wenn Antoniens Hochzeit vorbei iſt, Cäcilie, ſchloß die Bergräthin jetzt ganz zärtlich, ſo laſſe ich gleich für dich arbeiten, denn ſolch ein Holter die Polter kann mir gar nicht gefallen — und deine Zeit kommt auch noch 'mal; nicht, Kind?

Ja wohl, entgegnete Cäcilie, welche ſo eben die Hand ausgeſtreckt hatte, um die arme verkummerte Blume zu brechen. Deine Zeit kommt auch wol noch, mein Blümchen — ich will dich doch ſtehen laſſen, vielleicht gelingt es andern Naturkräften, dich blühen zu machen, wenn ſich dir auch die Sonne entzieht.

Was du nun ſprichſt, Cäcilie, rief ärgerlich die Bergräthin, ich rede von deiner Ausſtattung und du kauderwälſcheſt mit einer dummen Blume. Ja, beſter Commerzienrath, ſo geht es einer armen Mutter — ſie findet mit allen ihren ſorgenvollen Geſchäften nie ein bereitwilliges Ohr. Setzen Sie ſich zu mir — ich habe auch mit Ihnen über Antoniens Ausſtattung zu reden —

Der Commerzienrath reichte Cäcilien die Hand und ſetzte ſich dann mit ſehr ergebungsvollem Geſichte in den Seſſel, den die redſelige Bergräthin herbeizog. Er ſchwieg lange. Das Kapitel der Hemden, Strumpfe, Bett- und Tiſchlaken wurde mit aller Weitſchweifigkeit abgehandelt und zur Freude der Bergräthin ſchwieg er zu Allem, ſelbſt zu luxuriöſem Ueberfluß, dem ſich nun einmal die gute Frau mit Paſſion zuneigte.

Es trat eine tiefe Stille nach dieſer Abhandlung ein, die das harmloſe Leben der Inſekten noch deutlicher vernehmen ließ. Die ſtille Anmuth, die hehre Ruhe des Morgens ſchien den Commerzienrath ganz einzunehmen und zu beſchäftigen. Ein ſeltenes Lächeln, dem jeder Sarkasmus fehlte, ſchlich über ſeine Züge und milderte die ſchroffen, dunkeln Mienen, mit denen er im Anfange dem luſtwandelnden Brautpaare begegnet war. Dann wendete er ſich wieder zur eifrig ſtrickenden Bergräthin und warf beiläufig hin:

Solch' Wetter kann ſelbſt einem alten Herzen Reiſepläne aufzwingen!

Reiſen? fuhr Cäcilie, jäh aufmerkend, auf. Reiſen? Ach ja reiſen, reiſen! rief ſie mit der Ueberraſchung eines noch eben vollſtändig verzagten Gemüthes, das nirgends einen Haltpunkt in dem bodenloſen Abgrund eines ſteten, kummervollen Grübelns ſah.

Hätteſt du Luſt, Kindchen, ſprach wehmüthig der Vormund.

Gewiß! Aber — allein. Mit Ihnen allein, flüſterte ſie kaum hörbar.

Er hörte es, wagte es jedoch nicht, ſie anzublicken, um ihr ein tröſtendes Zeichen ſeiner Liebe zu geben.

Höre, Günther, rief er, ſeinen jovialen Ton mit einigem Zwange hervorſuchend. Alter ſchadet der Thorheit nicht — ich will, der jetzigen Mode fröhnend, eine Luſtreiſe machen.

Sie, lieber Papa, ſprach Antonie freudig näher tretend. Ah, das iſt ſchön —! Das iſt für Sie —

Schon gut, entgegnete der Commerzienrath trocken, denn er durchſchaute dies Mädchen mehr, als ſie ahnen konnte. Es hängt die Verwirklichung meines plötzlichen Reiſeplanes einzig von deiner Entſcheidung ab, Günther —

Von mir, lachte dieſer gemüthlich — o dann reiſe in Gottes Namen, meine Einwilligung haſt du — nur komm zur Hochzeit wieder.

Da ſteckt der Knoten! Du weißt, ich laſſe mein Haus nicht zwei Monate allein ſtehen, deshalb verlange ich von dir die bittre Entſagung: deine Hochzeit bis zu dieſem Zeitpunkte aufzuſchieben und mein Hausweſen zu beaufſichtigen —

Wird bewilligt, rief ſchnell Antonie und deckte ihre Hand auf die Lippen ihres Verlobten, die widerwillig ſich öffneten.

Das iſt doch eine harte Nothwendigkeit, ſprach, nach einigen heftig geſpendeten Liebkoſungen ſeiner Braut, der junge Mann. Nun, deine Vaterliebe zu mir fordert mit Recht dies kleine Opfer.

Und dann — Erlaubſt du Cäcilien die Reiſe?

Cäcilien? fragte frappirt Antonie mit Günther zugleich.

Willſt du verreiſen, Cäcilie? ſprach Antonie raſch, ſich zu ihr wendend.

Dieſe lächelte ſchwach. Ich möchte wol.

Es iſt die letzte Zeit unſers Zuſammenlebens — entgegnete Antonie.

Ich nütze dir ja wenig. Laß mich fort, Antonie, bat ſie.

Antonie ſtand augenſcheinlich ergriffen und ſah auf dies blaſſe bittende Geſicht. Es wurde ihr vielleicht zum erſten Male klar, welch' ein heilloſes Verbrechen ſie hier verübt, welch' ein Glück ſie dieſem Herzen zerſtört hatte. Aber ſolche Eingebungen können in einem ſolchen Gemüthe, aus Eitelkeit, Wolluſt und Egoismus zuſammengekittet, nicht dauern, ſie ſind flüchtig wie der Wind.

Anders wirkte die plötzliche Einſicht in ein wohlverwahrtes Gramleben auf Günther. Sein Herz pochte hörbar, während ſeine Eigenliebe ſchrie: ſie liebt dich und vergeht aus Gram um dich.

Was fehlt dir, Cäcilie? fragte er mit weicher Stimme. Er ſetzte ſich neben ſie und betrachtete eine lange Zeit ganz ſtill die Züge, welche nach der augenblicklichen Anregung wieder in jene apathiſche Ruhe übergingen, die da erzählt: es iſt hier todt und kalt! Nimm ſie mit, vielleicht iſt es gut, ſagte er dann faſt hart und entfernte ſich, ohne ſich die Mühe zu geben, nach einem Vorwande zu ſuchen.

Hiermit waren die Präliminarien zur Reiſe geſchloſſen und der Commerzienrath betrieb die nothwendigen Anſtalten dazu mit einer Eilfertigkeit, die ſeine Herzensangſt verrieth. Er hielt es kaum für nöthig, ſeine Reiſeroute dem Familienkreiſe mitzutheilen, und wenn nicht ſeine Beſorgniß für ſeines Mündels Kräfte ihn veranlaßt hätte, ſeinen Sohn wegen einiger Touren, die nothwendig anſtrengend waren, zu befragen, ſo wurde Niemand genau gewußt haben, wohin er reiſe. Mit vieler Umſicht hatte er berückſichtigt, daß das Getümmel großer Städte nicht heilend, ſondern nur verſchüchternd auf die geſtörte Seelenruhe Cäciliens einwirken könne, deshalb wählte er einen Ausflug in das nächſte Gebirge: den Harz. Er wußte, Cäcilie hatte noch nie eine Gebirgskette geſehen, noch nie einen Berg erſtiegen, hieran klammerte ſich ſeine Hoffnung: einen erſchütternden Eindruck und einen heilſamen nachhaltigen Einfluß hervorzubringen. Zur Reiſegefährtin wählte er mit Umſicht die Jungfer des Hauſes, ein Stein des Anſtoßes bei ſämmtlichen Babelſteinerinnen, weil ſie allen Verſuchungen zur Plauderſucht unzugänglich blieb.

Die Zubereitungen der Reiſe verſprachen Lohn, denn ſie regten Cäcilien zu dem Bewußtſein eines neuen Lebens an, aber dieſe Verheißungen löſten ſich in ein Nichts auf, als der Wagen erſt beſtiegen und das erreicht war, worauf ſich die verzagte Seele geſtutzt hatte. Die Ferne bietet geſunkenen Gemüthern immer Heilkräfte, denen ſie entgegenſeufzen. Erſt die Erfahrung konnte den Commerzienrath belehren, daß er zu früh gehofft hatte. Cäcilie ging bald wieder unter in dem vernichtenden Gedanken ihres jetzt ſo öde gewordenen Lebens und ließ ſich von ihrem ſorgſamen Vormunde, deſſen Liebe

Digitized by Google

in dem Vorwurfe, theilweiſe zur Entflammung dieſes tiefglühenden Herzens beigetragen zu haben, immerfort Nahrung empfing, ruhig fortſchleppen.

Schöne Fernſichten entrollten ſich, trotz der Fläche des Landes, dem beſchauenden Auge Cäciliens; ihr Blick haftete träge am Horizonte, während der Commerzienrath ſeine Beredtſamkeit aufbot, um ſie dafür zu intereſſiren.

Friſche Waldungen nahmen ſie auf, wo in tiefer werdendem Schatten junge Rehe weidend ſprangen und das ſchwellende Grün mit lüſterner Zierlichkeit benagten. Zwiſchen kleinen Gruppen von Bäumen glänzten im Frühlingsſchimmer rothe, gelbe und weiße Blumen, gaukelten bunte Schmetterlinge, ſummten glänzende Käfer, Alles athmete fröhliche Lebendigkeit — nur im Wagen, der langſam auf ebnem Wege dahinfuhr, erſchöpfte ſich die geduldigſte Vaterzärtlichkeit, um neues fröhliches Leben zu bilden, ganz, ganz vergebens. Sie näherten ſich dem Harze von der Seite nach Quedlinburg immer mehr, ohne daß die ſich immer ſchärfer in den Luftregionen abzeichnende Gebirgslage etwas anders, als ein gefugiges, halb ungläubiges Lächeln in die triſten Mienen des jungen Mädchen zu drücken vermocht hätte. Die Hoffnung auf den plötzlichen Eindruck, den die Roßtrappe mit ihrem überraſchenden Einblick in das Bodethal hinab bietet, ſchwand im Herzen des Commerzienrathes und machte einer Beklemmung Platz, die warnend flüſterte: kehre um und laß ſie ruhig in der Heimat ſterben!

Mit dem heißen Mittag kamen ſie im Thale an. Die ſtaubige Atmoſphäre und der von Kohlen geſchwärzte Boden machten keinen guten Eindruck auf die reizbare Gemüthsſtimmung Cäciliens. Sie ging gern auf den Vorſchlag ihres Reiſegefährten ein: auf einige Stunden zu ruhen, um dann mit friſchen Kräften den Berg zu beſteigen.

Nach dieſer Ruhe ſtellte ſich ein ſo auffallendes Wohlbehagen ein, daß ſie mit Intereſſe dem ganz fremdartigen Leben und Treiben der im glänzendſten Sonnenlichte ſchimmernden Ueppigkeit der Vegetation ihre Aufmerkſamkeit zuwendete.

Langſam, am Arme des Vormundes, ſtieg ſie den geebneten kühlen, von dichtem Waldgeſtrüpp eingehegten Pfad aufwärts. Zwei Mal ſtand ſie ſtill, mit klopfendem Herzen das Neue, ſo himmelan zu ſteigen, prüfend und mit ahnender Seele ſich auf etwas Großes vorbereitend. Sie erreichten die Höhe. Der ſchattige Platz mit ſeinen Hütten, mit den erſehnten Ruheplätzen lockte ein zufriednes Lächeln um ihren Mund. Der reine Luftzug durchdrang erfriſchend die Bruſt und ſie konnte dankend das Auge zu ihrem Begleiter erheben, um ihm die Mühe zu lohnen, die er mit ihr gehabt.

Jetzt führte er ſie weiter. Angſthaft bebte ſie an der erſten, felſigen Klippe, die ihren Fuß ſtraucheln machte.

Mein Gott, was iſt dies? fragte ſie. Wohin ſoll ich? Wohin führen Sie mich?

O, mit welchem Entzücken lauſchte der Vormund dem erſten Zeichen von Lebensluſt, die die Gefahr ſcheuete, die ſie ängſtlich zu vermeiden ſtrebte.

Nur vorwärts, mein Kindchen, lachte er wohlgemuth. Glaubteſt du, eines ſolchen grünen ſchattigen Platzes wegen, mit Bäumen verſchränkt, hätte die Roßtrappe ſolchen Ruhm? Vorwärts ohne Furcht. Schau nicht um, ſieh nur, wohin du trittſt!

Mit dieſen Worten leitete er ſie faſt haſtig bis zur Trappe, wohin ſie willenlos, aber in immer merklicherer Erſchütterung ihm folgte. Zitternd überſchritt ſie den ſchmalen Steig. Einen Augenblick lehnte ſie ſich bewußtlos,

ſchwer athmend an die Bruſt ihres Führers, der ſelbſt ergriffen, wortlos auf ſie hinſchaute. Dann machte ſie ſich los, trat mit weitgeöffneten Augen bis zum Rande vor, überſah mit einem tiefen Laute des Entzückens dies zerklüftete, grotesk zerſpaltene Thal — dann ſchlug ſie betend die gefalteten Hände zum wolkenloſen, klaren Himmel auf! O, wie klein kam ſie ſich mit ihren Erdenſorgen, mit ihren Schmerzen vor. Ihr Weh ſchmolz zu einem einzigen, winzigen Tropfen zuſammen, es ſchwand vor der Größe und Unermeßlichkeit einer Naturſchönheit, der Gott den Stempel der Ewigkeit aufgedrückt hatte. Frei und weit im innerſten Herzen deckte die Begeiſterung einen ſchonenden Schleier über die nächſte Vergangenheit und mit den wenigen, hinabrinnenden Thränen des Entzückens begrub ſie ein grollendes Gefühl gegen ihr Schickſal, ein bittres Murren gegen den Lenker deſſelben. Welche hehren Freuden bewahrte dieſe Erde, die ihr ſo verachtungswerth mit ihren herben Schmerzen geſchienen! Welche reine Seligkeit bot die Natur, wenn die Seele nur ſich frei von den niederbeugenden Schreckniſſen der Welt machen wollte. Dieſe Freuden waren ewig und unvergänglich — dieſe Seligkeit überſchwänglich und ungetrübt!

Das iſt die Weisheit, der wir nachjagen ſollen, ſprach der Commerzienrath, die flutenden Gedanken, denen ſich Cäcilie willenlos hingab, errathend, das kurze Leben nicht mit Leiden zu verlängern, ſondern die letztern zu Nutz und Frommen des erſtern mit feſtem Charakter zu verkürzen. Der heitre Blick ſtrahlt Alles heiter wider, das heitre Bild prägt helle Reflexe in unſre Seele. Hätteſt du wol Muth, mein Kindchen, ſetzte er jovial hinzu, vernünftig zu werden?

Cäcilie ſah ihn lange unverwandt an. Ihr Auge redete von guten Entſchlüſſen, doch die Hand zitterte, das Herz klopfte noch.

Ich will! ſagte ſie dann, und es wird gehen, wenn du, mein treuer Vater, mir zur Seite bleibſt.

Sieh, Cäcilie, das Gewitter —, ſieh die ſtreitenden Elemente! Hier Sonnenſchein, dort trübe, drohende Wolken, zuckende Blitze — Die Schwüle der Atmoſphäre preßt dort das Herz bang, während hier balſamiſche Lüfte jubelnde Empfindungen erwecken. Glaubſt du nicht, daß im großen Weltall tauſend Herzen gleich dem deinen im Stillen bluten, daß ſie bang athmen, wie im herannahenden Gewitter, daß ſie dem vernichtenden Blitze entgegenzittern?

Gewiß, mein Vater, flüſterte das Mädchen.

Nun, kann nicht denen da unten, die jetzt gebeugt unter dem Drucke eines ſchweren Regens, einer dröhnenden Donnerwolke ſeufzen, in kurzer Zeit offenbar werden, daß Gottes Weisheit ſich über ſie ergoß?

Ach, es iſt ſo ſchwer, ſo ſchwer nicht zu murren im unverdienten Trübſale und nicht weichlich zu verzagen! Ich fühle mich ſo krank —

Weil dir die moraliſche Kraft abgeht! Das Schickſal bettete dich weich und verzärtelte dich. Wolle erſt, dann iſt es an mir, die Schwäche deines Körpers zu prüfen —

Ich will! wiederholte ſie nochmals mit einer ſo einfachen Beſtimmtheit, daß man den Entſchluß daraus hervortönen hörte.

Das Gewitter war während der Zeit langſam kämpfend ſeitwärts gezogen und leerte über die Ebene die ſchweren grauen Wolken. Unangefochten von ihnen, ſchwebte in unvermindertem Glanze, in ſtrahlender Klarheit die Sonne über dem ſchmalen Bodethale und durchleuchtete die düſtre Pracht des

dunkeln Geſteines. Ueber das morſche Geröll hinweg ſtieg Cäcilie mit ihrem Vormunde hernieder bis zum Keſſel der Bode, deſſen myſtiſch dunkle Waſſerfläche den Schauer des Unheimlichen über die Seele des jungen Mädchens wob. Von Minute zu Minute hob ſich die Elaſticität ihres geiſtigen Vermögens! Mit jedem Schritte mehrte ſich die erneute Fähigkeit, Eindrücke zu empfangen, und den richtigen Zeitpunkt erhaſchend, zwang ſie ihr Freund, der Qual ihres Innern Worte zu geben. Mit geſteigerter Beredtſamkeit enthüllte ſie ihm die Hoffnungen ihrer frühen Jugend, die ſtille Wonne der Erwartung während mancher Jahre, dem die ungeahnte Zertrümmerung aller Lebensträume ſo fürchterlich ſchnell folgte.

Ich fühlte den Druck des heranſchleichenden Unheiles ſchon ſeit dem Beginne des neuen Jahres, aber das unerſchütterliche Vertrauen zu den beiden Theuerſten meines Herzens deckte eine dichte Binde über alle verrätheriſche Momente ihrer Liebe. Da kam die Gnädige — o, mein Gott, welch' ein Abend! Mit dieſem Untergange der Sonne ging auch meine ganze Exiſtenz zu Grunde! Aber ich bewahrte mein Herz vor Mißgunſt und Haß — ich liebe ſie Beide noch!

Eben dieſe weiche Sentimentalität richtete dich zu Grunde, mein Kind. Die Energie deines Geiſtes reichte zwar hin, dich zu einer edelmüthigen Entſagung zu begeiſtern, aber ſie ließ dich in Stich, als du dich über dein herbes Geſchick erheben wollteſt. Um ſie bis dahinauf zu ſtärken, verſuchte ich dieſe Reiſe — Es iſt nicht meine Abſicht, dich zu zerſtreuen, nein um dich aus der Verſunkenheit zu wecken, um deinem Charakter ſo viel Stählendes beizumiſchen, daß er den Lebensereigniſſen gewachſen iſt, riß ich dich aus den gewohnten Umgebungen — der heutige Tag, in ſeinen ſo günſtigen Reſultaten, iſt dir der Anfang eines neuen Daſeins.

Das fühle ich dunkel, mein Vater, ſagte Cäcilie herzlich. Sie reichte ihm die Hand mit dankbarem Drucke.

Als ſie am nächſten Morgen erwachte, leuchtete ſtrahlender die Sonne, zwitſcherten fröhlicher die Vögel, murmelte heitrer der Bach, winkten einladender die Höhen, grünten heller die Bäume für ſie. Nicht daß die Einnerung ſchon ganz verſunken und zur Ruhe beſtattet geweſen wäre, aber ſie hatte die Macht verloren, jeden freudigen Athemzug zu hemmen.

Viele Tage blieben ſie im Harze und durchwanderten ihn. Dann durchkreuzten ſie den Thüringer Wald und gedachten ſelten der Rückkehr. Wo Gemüthlichkeit und Bildung ihnen entgegentrat, da machten ſie Werbende für heitre Wanderungen. Daß hiermit eine totale Veränderung in das ſtereotyp ruhige Weſen Cäciliens hervorgebrecht, daß da ihrem verſchloſſenen Charakter Riegel und Schloß entnommen, daß ihrem Geiſte Funken entlockt wurden, iſt zu natürlich, um es einer Schilderung unterwerfen zu müſſen. Endlich langten dringende Mahnungen aus der Heimat an den Commerzienrath und er benutzte die einſame Ruhe eines regneriſch beginnenden Morgens, um Cäcilien auf die Nothwendigkeit: die Heimkehr antreten zu müſſen, aufmerkſam zu machen.

Günther wünſcht den Tag unſrer Ankunft zu wiſſen, begann er mit dem trocknen Tone des Geſchäftsmannes, um darnach ſeinen Hochzeittag beſtimmen zu können. Was meinſt du, mein Kind?

Cäciliens Wange röthete ſich unter der Frage des Commerzienrathes, doch weder ein trübes Mienenſpiel, noch ein jäher Schreckenszug begleitete dieſen Pulsſchlag des Herzens und ſie entgegnete ganz ſorglos:

Digitized by Google

Dann reiſen wir mit den nächſten Tagen heimwärts.

Kannſt du mir verſichern, daß du ſo ruhig biſt, wie du ausſiehſt?

Gewiß, mein Vater. Hältſt du mich für ſo misgünſtig ſchwach, daß du meinſt, mich würde am Tage, wo Günthers Glück die ſchönſte Beſtätigung erhält, trüber Gram überfallen?

Es iſt ein tragiſcher Act, der dich auf ewig beraubt.

Das war ich von dem Momente an, rief ſie feurig, wo Günther einen Vergleich zwiſchen meinen geringen Fähigkeiten, ihn glücklich machen zu können, und der glänzenden Qualifikation Antoniens hierzu anzuſtellen vermochte. Nach dieſem Vergleiche ſchlich ſich ſicherlich ſogleich die Liebe in ſein Herz und — ich war derſelben beraubt.

Du liebſt ihn nicht mehr?

Ich werde ihn immer lieben! Er iſt der Einzige, den ich lieben kann.

Und doch dieſe Ruhe?

Er wird ja glücklich.

Aber nicht durch dich —

Das iſt der Schmerz, den ich überwunden habe — unterbrach ſie ihn haſtig. Jetzt iſt mir's gleich, durch wen er glücklich wird — nur — glücklich, ganz glücklich muß er ſein, wenn ich ruhig bleiben ſoll.

Ihre Stimme bebte leicht, als ſie dieſe Worte ſprach.

Der Commerzienrath heftete ſeinen Blick feſt auf das Mädchen. Es fiel ihm zum erſtenmale die vortheilhafte Veränderung ihrer äußern Geſtalt, die vortreffliche, ſelbſtändige Haltung ihres Körpers, das blühende, wenn auch durchweg zarte Colorit ihres Geſichts, das geiſtige, geſunde Leuchten ihres Auges auf. Durch die mannichfache Veränderung, durch den ſteten Wechſel ihrer Umgebungen hatte ſie es ſich ganz unbewußt angewöhnt, ſich frei und zwanglos zu bewegen, ſowol in der äußern Geſtaltung, als in der Rede. Dieſer Umſtand verwandelte die paſſive Beſcheidenheit ihres Auftretens in eine regelgerechte, höchſt liebenswürdige Weiblichkeit, die zwar nicht dahin ſtrebt, gefallen zu wollen, der es aber nicht gleichgiltig iſt, zu misfallen.

Ein Lächeln des Wohlgefallens und des Wohlwollens beſchloß die kleine Muſterung, dann ſagte er, in ſeinen alten Scherzton verfallend:

Alſo wir gehen zurück und du fürchteſt dich nicht.

Nein! Nein! lachte ſie mit einem Anfluge von Humor. Du haſt ja Maſſen von rieſenhaften Kräften in mir aufgehäuft, da wäre es ſündlich, wenn ich noch Furcht kennen ſollte.

Nahe bei ſieht ſich Haß und Liebe anders an —

Mich kann nichts unvorbereitet treffen, mein Väterchen, ſprach ſie ernſter, ich habe alle Situationen durchgeträumt und kaum ein ſtärkeres Herzklopfen gefuhlt, wenn ich Günthers leidenſchaftlicher Hingabe an Antonie gedachte. Prüfe mich immerhin, deine Schülerin wird dir Ehre machen.

Es war, als hätte die Natur im Bunde mit dem Commerzienrathe geſtanden. Von dem Tage an, wo die Rückreiſe beſchloſſen wurde, goſſen Ströme von Regen beſtändig hernieder und überſchwemmten die Heerſtraßen mit einem unangenehmen Ueberfluß von Waſſer. Trübe und eintönig grau hingen die Wolken am Himmel, das ſchöne Blau ganz verſchleiernd.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton

Im Vorworte zu «Monaldeschi» hatte Heinrich Laube verſprochen, bei Herausgabe des «Struenſee» in der Reihenfolge ſeiner dramatiſchen Werke «die Schlachtordnung von Schwierigkeiten aufzudecken, die in Deutſchland jedem neuen Stücke hiſtoriſchen Inhalts entgegenſtehen.» Die Veröffentlichung des «Struenſee» auf dem Wege des Buchhandels iſt jetzt erfolgt, allein die Enthüllung jener Schlachtordnung von Schwierigkeiten wird uns vorenthalten.

Vorenthalten ein ſo intereſſantes Kapitel, aus welchem Grunde? Aus Schüchternheit etwa? Unter den ehrlichen Schriftſtellern Deutſchlands iſt Laube der ehrlichſte. Denn er beſitzt einen Muth der Ueberzeugung, der ſich bis zur Hartnäckigkeit ſteigern kann und iſt rückſichtslos aufrichtig gegen und über ſich ſelbſt. Solche Charaktere aber ſind von voller Umwundenheit der Mittheilung, die ſie einmal für nothwendig erachten. Sie verfahren im Gefühle ihres Rechts und ihrer Kraft eher ſchonungslos derb, als rückſichtsvoll geſchmeidig. Auch das Vorwort zu «Struenſee» liefert den Beweis dafür, daß ſein Verfaſſer eine gefährliche Berührung nicht einen Augenblick ſcheut und daß er ſeine Meinung nicht verbergen mag, auch wo ſie an ſich verfänglich iſt und der Misdeutung den Verhältniſſen gemäß unvermeidlich entgegenwächſt.

Der Schriftſteller ſelbſt iſt ſeines Verſprechens eingedenk geweſen und er bleibt uns die Erklärung darüber, warum er es ungelöſt laſſe, nicht ſchuldig. Ich bekenne, ſagt er, daß ich die Aufdeckung jener Schwierigkeiten zu liefern nicht im Stande bin, nicht weil ich Rückſichten zu nehmen hätte, ſondern weil die Behinderungen, auf welche die Darſtellung eines neuen hiſtoriſchen Stückes trifft, ſo tauſendfältig, ſo unermeßlich ſind, «daß man bei längerer Thätigkeit für die deutſche Bühne vor lauter erſchwerenden Köpfen nicht mehr weiß, wo der eigentliche Kopf dieſer Schwierigkeiten ſteht — daß man am Ende ausruft «es iſt wol gar eine nationale Furchtſamkeit vor der Oeffentlichkeit,» kurz daß man die Hoffnung aufgibt, durch Schilderung auch nur der kindiſchen Hinderniſſe für die Zukunft zu beſſern.» — So lange die Haupttheater Deutſchlands nicht dem Volke, nicht einmal dem Staate, ſondern den Höfen gehören, iſt auch in der That an keine Aenderung des Zuſtandes zu glauben.

Die Aufführung von Laube's «Struenſee» traf jedoch außer den allgemeinen Behinderungen der Hoftheaterbedenklichkeiten und des Intendanturunverſtändniſſes überdies auf ein «abſonderliches Widerſpiel», welches davon ausging, daß vor etwa zwanzig Jahren der Struenſeeſtoff von Michel Beer dramatiſch behandelt worden war. Dieſes Widerſpiels gedenkt Laube ausführlich, «weil es eine wichtige Frage über literariſche Sitte oder Unſitte darbietet und weil es dazu beitragen kann, für ähnliche Fälle eine ritterliche oder unritterliche Form vorzuzeichnen.» Er erzählt nämlich, wie er der Erſte geweſen, der dem Bruder des verſtorbenen Michel Beer, dem Componiſten Meyerbeer, die gelegentliche Mittheilung gemacht, daß er den Struenſeeſtoff ebenfalls einer dramatiſchen Bearbeitung unterbreitet habe. «Ich war der naiven Meinung,» fährt Laube fort, «dies müſſe grade ſeines Bruders wegen eine gewiſſe Theilnahme bei ihm wecken. Der gute Styl unſrer deutſchen Poeten beſtand wenigſtens bisher noch immer darin, daß man im Reiche der poetiſchen Wahl und Erfindung die Idee einer alltäglichen Kaufmannsconcurrenz nicht kannte.» Anders aber verfuhr der in Concurrenz eingeſchulte Meyerbeer. Er behandelte den Struenſee wie ein Familienmajorat. Für die Betreibung ſeiner Abſicht ſtehen ihm ungewöhnliche Kräfte zu Gebote und er ſetzte alle in Bewegung. «Er eilte in eigner Perſon zu Herodes und Pilatus und wendete alle Mittel an, mein Stück zu beſeitigen», ſelbſt da, wo es bereits angenommen war, wie in Dresden und München. In Berlin erwirkte er ſich bekanntlich einen Miniſterialbefehl, nachdem Laube endlich die Freigebung des Struenſeeſtoffs auf der preußiſchen Hofbühne erobert hatte und als das Stück des lebenden Dichters ſchon zur Aufführung angeſetzt war. Der «Struenſee» Michel Beers mußte in Folge dieſes Befehls vor der Laube'ſchen Tragödie in Scene gehen.

Dieſer Zwiſchenfall veranlaßt Laube zu folgender Bemerkung: «Ein fremdes Element dringt neuerer Zeit überall in unſre Bahnen, auch in die der Literatur. Dies iſt das jüdiſche Element. Ich nenne es mit Betonung ein fremdes; denn die Juden ſind eine von uns total verſchiedene Nation heute noch, wie ſie es vor zweitauſend Jahren waren. — Ein ſolches Etwas des fremden Judenthums liegt hier vor und ſchiebt ſich

zudringlich in die deutſche literariſche Welt, wie denn jeder Schriftſteller in ſeinem Bereiche jetzt ſchon mit Leichtigkeit ſolch' ein Eindringen jüdiſcher Maximen nachweiſen könnte und meines Erachtens nachweiſen ſollte, da der Ueberdrang des jüdiſchen Moments bedenklich wird für unſre nationalen Eigenſchaften.»

Wer übrigens die Einleitung ſelbſt zur Hand nimmt, wird finden, wie Laube unter Perſonen jüdiſchen Urſprungs und Perſonen jüdiſchen Charakters zu unterſcheiden weiß und wie er grade aus dem Vorwurfe des fremden Elements, welches ein fremder Volksſtamm in unſere Verhältniſſe hineinträgt, den dringendſten Grund zur Emancipation der Juden, das heißt zu ihrer Verſchmelzung mit unſrer Nationalität ſchöpft. Daß dieſe Verſchmelzung vollkommen gelingen könne, dafür findet der Verfaſſer einen lebendigen Beweis in Männern wie Berthold Auerbach und Gabriel Rieſſer. Meyerbeer iſt ihm nur der blendende Vertreter des «Berliner Judenthums —» nach Laube's Meinung einer beſondern Gattung. Berthold Auerbach und Gabriel Rieſſer hingegen werden als redende Zeugniſſe hingeſtellt, wie gründlich ſich der hingebende Jude unter uns nationaliſiren könne.

«Struenſee» bildet den vierten Band der dramatiſchen Werke Heinrich Laube's. Der fünfte und ſechste Band ſind ebenfalls ſchon unter der Preſſe und letzterer wird in kürzeſter Zeit «die Karlsſchüler» bringen.

Eine andre literariſche Erſcheinung, auf die ich die Aufmerkſamkeit der Leſer lenken will, iſt ſatiriſcher Art. In Leipzig iſt ein Buch: «Diogena von J. Gräfin H. H.» an's Tageslicht getreten, deſſen Abſicht ſich ſchon im Titel verräth, obwol ſich das J., hinter welchem wir dem Zuſammenhange mit H. H. gemäß, eine Ida vermuthen, bei näherem Hinſehen in eine Iduna verwandelt. In Dresden und Leipzig, wenn «der Weltumſegler wider Willen» aufgeführt wird, ahmen die Komiker Räder und Berthold bekanntlich den Schatten- und Blumenſtraußtanz der Frau Fanny Cerrito zum äußerſten Ergötzen der Zuſchauer nach. Etwas Aehnliches thut «Diogena» mit der Romantik der Gräfin Hahn-Hahn. Was dort in komiſchen Sprüngen nachgetanzt wird, wird hier in ſpöttiſcher Verzerrung nachgeſchrieben. Aber ich fürchte, daß unter einem alſo karikirenden Verfahren die Schriftſtellerin empfindlicher als die Tänzerin leidet. Vielleicht gehört ein etwas «bewilderter» Geſchmack dazu, um über die Frazzen zu lachen, in welche der Autor der «Diogena» die diſtinguirt empfindenden, kaſchmirumhüllten Frauengeſtalten der gräflich hahnſchen Poeſie verkehrt. Aber wie ich ſelbſt von jener «Bewilderung» nicht frei bin, ſo habe ich gar keine Veranlaſſung, die literariſche Neigung Andrer für viel bezähmter zu halten. Dann jedoch wird «Diogena» zu einem mahnenden «Du träumſt Sibylle. Erwache!» an's deutſche Publicum und «Eine immenſe Seele — aber leer» ſteht als «Mene tekel upharſin» von unſichtbarer Hand an die Wand geſchrieben. «Diogena» iſt ein Roman aus Charakteren, Elementen und Phraſen der Hahnſchen Novellen zuſammengeſetzt. Ein neuer «Mann im Monde» wider einen Autor, den der Verfaſſer der «Diogena» für den ariſtokratiſchen Clauren der Gegenwart zu halten ſcheint.

Zugleich iſt von dem größten und geiſtreichſten Ironiker heutiger Schriftſtellerwelt, von Heinrich Heine, der «Atta Troll» als Buch und von einem Vorworte begleitet in Hamburg erſchienen. Unſre Zeitſchrift brachte das Gedicht in dem Jahrgange von 1843 in der urſprünglichen Faſſung, welche wir in der gegenwärtigen Buchausgabe nur hier und da in den Formen und Beziehungen verändert finden.

Wir würden diesmal nur über literariſche Angelegenheiten zu berichten haben, wollten wir nicht noch eines bemerkenswerthen Concerts und eines intereſſanten Gaſtſpiels gedenken, die in Leipzig ſtattfanden. Das erſtere veranſtaltete die Gewandhausſängerin Fräul. Sophie Schloß, die Gaſtrolle gab Fräul. Caroline Mayer, Sängerin am hieſigen Stadttheater, im Stadttheater. Mit dem Beiworte «bemerkenswerth» verbinde man jedoch mindeſtens nur in ſehr vorſichtiger Beſchränkung den Gedanken, als ob das Concert auch ein erfreuliches geweſen wäre. Der muſikaliſche Genuß glich vielmehr einer kümmerlich zuſammengebrauten Suppe aus italieniſchem Reis, auf der als einziges Fettauge ein Violinvortrag des Concertmeiſters Herrn David ſchwamm, wozu in aller Eile die Ouverture zu «Figaro's Hochzeit» und etwas Wurzelwerk deutſcher Lieder geworfen ward. Ein Herr Rongſted aus Copenhagen ſpielte ein Concertſtück für's Clavier mit einer Geläufigkeit, die an einem Dilettanten ganz achtbar zu nennen ſein würde, für ſeine Virtuoſität aber durchaus nicht zeugte. Was Fräul. Schloß ſang, war zwar wenig, aber nicht ausgezeichnet. Ihrem Vortrage fehlte die natürliche Wärme des Blutes. Was ſoll uns die Technik der Kunſt, ohne den Geiſt derſelben? Und zu einer vollendeten Technik würde auch eine deutliche Ausſprache gehören, die in dem Geſange der Lieder durchaus nicht vorhanden war.

Fräulein Mayer trat plötzlich einmal wieder im hieſigen Theater auf, für welches ſie bekanntlich engagirt iſt, weshalb ſie auf dem Zettel nicht als Gaſt bezeichnet, ſondern in der Reihe der Mitglieder aufgeführt wird. Faſt war ich im Begriffe geweſen, der Seltenheit ihres Auftretens etwas zu grollen. Nachdem ich ſie aber als Prinzeſſin im „Johann von Paris" gehört, darf ich mir nicht verleugnen, daß ſie dringende Urſache hat, ihre Stimme und Perſon zu ſchonen. Sie ſang ihre Partie mit einer Vortrefflichkeit, die ich rührend nennen möchte. Denn die Leiſtung ward mit aller Anſtrengung einer angeſtrengten Stimme und eines krankhaft angegriffenen Körpers erkauft. Das ſind Eigenſchaften, aus denen ſich allerdings kein Vorwurf ableiten läßt, die aber das Opernrepertoir peinlich beeinträchtigen, ſo lange es auf die Mitwirkung dieſer erſten Sängerin beſchränkt bleibt.

Rob. Heller.

Moden.

Der Brautanzug einer Pariſerin wird meiſt ſehr einfach gewählt und in einem ernſten Geſchmack zuſammengeſtellt. Eine Braut aus einem reichen und vornehmen Hauſe trug kürzlich bei ihrer Trauung ein Kleid, welches von weißem, ungeriſſenem Sammt gemacht war. Die hohe, glatte Schneppentaille dieſes Kleides war mit glatten Aufſchlägen verziert, welche ganz ſchmal vorn in der Mitte oberhalb der Schneppe anfingen, nach der Achſel laufend breiter wurden und hinten ſich wie eine Berthe bildend ſchloſſen. Auf dem Vordertheile des Rocks formten ebenfalls glatte Aufſchläge den Schürzenbeſatz. Alle dieſe Aufſchläge mit Einſchluß der breiten Handaufſchläge auf den langen Aermeln waren von beiden Seiten mit einer runden Poſamentirarbeit von Silber beſetzt. Dieſer Silberbeſatz nebſt einer ſilbernen Gürtelſchnur und dem Brautbouquet, welches aus einer weißen Roſe und Orangeriezweigen mit Silberblättern beſtand, machten den einzigen Ausputz dieſes einfachen Kleides aus. Dazu umſchloß ein kleiner eckiger Herausſchlagkragen von echter Spitze den Hals; unter den vorn offnen langen Aermeln des Kleides zeigten ſich weiße Mullunterärmel und ein viereckiger, kurzer Schleier, welcher bis zur Taille herabhing, war nach Art der Nonnenſchleier aufgeſteckt und wurde mit einem Kranz von Orangerie feſtgehalten. Das Geſangbuch der Braut war in weißen Sammt gebunden, hatte einen Goldſchniet und war mit Silberſpangen geſchloſſen. Die Pariſerinnen tragen zur Trauung faſt durchgehend hohe Kleider, hingegen die Engländerinnen und Deutſchen laſſen auch in Paris nicht von ihrem Brauch, zur Trauung einen geputztern und kokettern Anzug zu wählen. So beſtand der Brautanzug einer vornehmen Engländerin aus einem Spitzenkleide, welches von echten engliſchen Spitzen gemacht und über ein weißes Atlaskleid gelegt war. Das Spitzenkleid war mit zwei Röcken gemacht, wovon der unterſte mit einer reichen, breiten Spitzenkante umrändert wurde und der oberſte mit einer Spitzenfalbel endigte, die in der Höhe des Kniees ſich aufbauſchte. Das ausgeſchnittene Schneppenleibchen dieſes Kleides ſchmückte eine Spitzenberthe und ein Bruſtbouquet, von Myrthe und Orangerie gebunden. Auch die Aermel des Kleides waren kurz, dafür fiel ein ſehr breiter und langer Spitzenſchleier von der Höhe des Kopfes bis zum Knie und umhüllte mit einer reizenden Durchſichtigkeit dieſen geſchmackvollen Anzug.

Je einfacher man den Brautanzug einer Pariſerin beſchreibt, deſto reicher und neumodiſcher ſind die Toiletten, die zur Ausſtattung gehören und in denen die junge Frau ſich zuerſt ihren Freunden und der Geſellſchaft zeigt. Bei der Betrachtung einer ſolchen neumodiſchen Ausſtattung fallt einem zuerſt der elegante Schlafrock in die Augen. Dieſer iſt von weißem Caſchmir gemacht, ringsum mit weißer Plattſtickerei bereichert und durchaus mit roſa Taffet gefüttert. Dieſer Schlafrock ſchließt ſich hoch in freien Falten um Hals und Bruſt, öffnet ſich aber der ganzen Rocklänge nach über einem indiſchen Mouſſelinerock, der eine reiche Schürzenſtickerei zeigt und ebenfalls mit roſa Taffet gefüttert iſt. Lange, weite und offne Aermel laſſen den geſtickten puffigen weißen Unterärmel Raum, ſich zu entfalten. Zum Sommernegligée hat man einen Peignoir von durchaus geſticktem, weißem Mouſſeline

Digitized by Google

beigefügt, der mit gleichfalls geſtickten Aufſchlägen vorn auf dem Rock, der Bruſt und den Aermeln geziert, mit ſtrohgelbem Taffet gefüttert und mit einer breiten, ſtrohgelben Taffetſchärpe in der Taille gefaßt iſt. Als Hauskleid iſt ein Foulardoberrock beſtimmt, von mittelgrüner Farbe, der mit einer Reihe von Cameen, welche in Lava geſchnitten und in Silber gefaßt ſind, ausgeputzt iſt. Zum Stadtanzug ſoll ein Oberrock dienen, der von lichtblauem, mit Weiß glacirtem Taffet gemacht und mit Zeuggekraus beſetzt iſt, oder auch ein andrer grauer Oberrock von Poult de ſoie gemacht und mit gleichfarbiger Poſamentirarbeit ausgeputzt. Als Diner- oder Putztoiletten ſieht man erſtens einen weißen Taffetoberrock ausgeſtellt, welcher mit zwei Reihen echter Spitzenfalbeln in Schürzenform garnirt iſt, zwiſchen denen in der Mitte des Vorderblattes eine Reihe von Perlengehängen mit Goldverzierung hinläuft. Zweitens ein roſa Kleid, das von antikem Moor gemacht und mit einem ſtaffelartigen Schürzen- und Latzbeſatz von gleichfarbigen Poſamentirborden bereichert iſt. Dieſe Bordenſtaffeln ſind zu beiden Seiten und in der Mitte mit einem Diamant- oder Perlenknopfe oder einem Knopfe von geſchnittenem Elfenbein feſtgehalten. Um dieſe fürſtliche Toilette zu vollenden, würde man einen leichten Turban von weißem Flor, der mit Diamantagraffen oder Perlengehängen gerafft wäre und eine weiße Spitzenecharpe dazu tragen. Ein drittes Putzkleid beſteht aus weiß und grün breitgeſtreiftem Pompadourſtoff, deſſen Vorderblatt hufeiſenförmig über einem weißen Atlasblatt geöffnet iſt. Auf dieſem eingeſetzten weißen Atlasblatt iſt ein Falbelgekraus von Silberblonden à la Pompadour angebracht, mit dem ein Aufſatz übereinſtimmt, der von Silberblonde und weißen Federn zuſammengeſtellt iſt.

Endlich kommen noch die Ballkleider, die auch bei keiner Ausſtattung fehlen dürfen. Da iſt zuerſt ein weißes Atlaskleid, über dem zwei weiße ſeidne Tüllröcke liegen, welche durchaus mit kleinen, matten Silberlinſen geſtickt ſind; der oberſte dieſer Tüllröcke iſt mit einer grünen Weinranke in die Höhe gezogen, und zum Kopfputz ſind ebenfalls Weinranken gewählt. Eine andre Balltoilette beſteht aus einem roſa Taffetkleide, das mit zwei Röcken gemacht iſt, wovon der oberſte zu beiden Seiten des Vorderblattes geſchlitzt iſt. Dieſe Röcke ſind mit handbreiten Säumen verziert, auf denen handbreite Spitzenkanten platt aufliegen, dieſe Spitzenkanten laufen auch zu beiden Seiten der Schlitze des obern Rockes entlang, ſo daß die Reihe voller Roſen, welche, wie große Knöpfe, die geſchlitzten Theile aneinander wieder befeſtigen, zwiſchen zwei Spitzenkanten ſteht. Eine Spitzenbarbe mit Roſenagraffen bildet dazu den Kopfputz.

Als Frühlingsneuigkeit nennt man den cataloniſchen Shawl, dies iſt ein durchbrochenes, tricotartiges Gewebe von feiner Wolle, welches in ſehr lebhaften Farben jede Art Muſter zeigt. Außerdem empfiehlt man geſtickte Caſchmirecharpes als elegante Uebergangsmode an. Die neuen Mantelets, denen man wieder die größte Aufnahme vorherſagt, werden nicht ſehr von den vorjährigen Schnitten abweichen und ſich in der beliebten Mittelgröße erhalten.

Als Uebergangsblume von der Feder zur Blume hat man die Blüte der Baumwollenſtaude verwendet, welche aus einem weißen Federflaum, den eine grüne Blumenkapſel faßt, zuſammengeſtellt iſt. Dieſe Blume nimmt ſich auf einem gelben Crepphute ſehr gut aus.

Die Frühlingskleider und Frühlingshüllen wird man ſehr bauſchig garniren. Auf von Natur ſtarke oder kleine Damen ſcheint die Mode mit ihrer immer ſteigenden Vorliebe für puffige und hohe Garnirungen gar nicht mehr zu rechnen, denn ſolche Damen müſſen in einem modern garnirten Kleide zur Unform werden.

Die halbdunkeln Kleiderſtoffe ſind im Augenblick ſehr geſucht, auch einfarbige, dunkle, ſehr feine Merinos wählt man häufig zum Stadtanzug.

J.

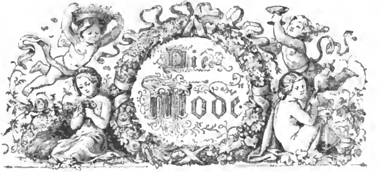
Hierzu eine Kunſtbeilage:

№ 18. Pariſer Damenmoden. Der Stadtanzug der Dame beſteht aus einem grauen, gegitterten Oberrock von Popeline gemacht, die hohe, glatte Taille des Oberrocks iſt mit Knöpfen geſchloſſen, über dem Oberrock liegt ein Ueberwurf von granatfarbigem Sammt, den eine große Spitzenpelerine und Spitzenfalbeln bereichern. Das Kinderkleid iſt von blauem Sammt gemacht.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mode 1847 Nº 18

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

№ 13. Pränumerationspreis halbjährlich 2⅓ Thaler. **1847.**

Skizzen aus der Provinz.

IV. Die Penſionsfreundinnen.

Novelle von Helmine Hart.

(Fortſetzung.)

Als wollte es nie wieder ſommerwarm und ſonnenhell werden, ſo naßkalte Lüfte wehten und trübſelige Dunkelheit legte ſich über die grünen Auen, über die noch im Blumenſchmuck prangenden Gärten. Auch in Babelſtein regnete es unaufhörlich. Die Bergräthin lamentirte über die ſchlimmen Ausſichten für die Brautwäſche Antoniens in verſchwenderiſcher Wortfülle. Dieſe ſelbſt ſchien wenig von dem Misgeſchicke ergriffen zu ſein, das die Bergräthin ſo außer Athem ſetzte.

Mit der behaglichen Stellung einer Tochter des Hauſes hatte Antonie eine Menge von Vortheilen uſurpirt, die aber beſonders erſt den richtigen Werth durch die Unabhängigkeit erhielt, welche ſie ſich trotz der töchterlichen Stellung zu erhalten geſucht hatte. Es fiel der Bergräthin nie ein, ihre Tochter Cäcilie um Rath oder um ein Urtheil zu befragen; bei Antonie hielt ſie ſich faſt unterwürfig an deren Meinung feſt und unternahm nichts ohne ſie. Während der Abweſenheit ihrer Tochter hatte ſich dies ſonderbare Misverhältniß noch ſchärfer ausgeprägt und es verwunderte die Bergräthin gar nicht mehr, wenn ſie mit einem ſehr deutlichen Spottlächeln mit ihren Anſichten, mit ihren Klagen und Weitſchweifigkeiten ſich zur Ruhe verwieſen ſah.

Antoniens Laune harmonirte an dem Regentage nur allzuſehr mit dem Wetter, deshalb fanden die Klagen der ſo viel beſchäftigten Frau nur eine rauhe, gelegentliche Zurechtweiſung, die denn endlich bezweckte, daß ſie ſich ſtill in ihr Schickſal ergab und ſich in ihren Strickſtrumpf vertiefte. Ein augenblickliches Stillſchweigen ließ das unerfreuliche Raſſeln des Regens um

Digitized by Google

ſo greller hören und entlockte den Lippen Antoniens die mechaniſch geflüſterten Worte:

Schlechtes Reiſewetter!

Wann werden denn unſre Reiſenden heimkehren? fragte die Bergräthin.

Günther erwartet täglich eine Antwort auf dieſe Frage.

Schon vor mehren Minuten war das Rollen eines Wagens auf dem Pflaſter hörbar geweſen, doch da die Möglichkeit einer überraſchenden Ankunft des Commerzienrathes gar nicht in ihnen aufgekommen war, ſo hörten ſie nicht weiter darauf. Plötzlich hielt der Wagen ſtill. Antonie bog ſich neugierig an's Fenſter.

Cäcilie, rief ſie mit dem kalten Tone ungeahnter und unangenehmer Ueberraſchung. Mein Gott, wo kommen die her —?

Die Bergräthin war ſogleich hinausgeeilt, um ihre Tochter mit der zitternden Freude der Ueberraſchung an die Bruſt zu drücken.

Welche Freude! rief ſie dabei. In dieſem abſcheulichen Wetter? Ach, wie biſt du ſtark geworden —! Du biſt ja noch gewachſen, Mädchen! Guten Tag, lieber Commerzienrath. Geſund? Das freut mich! Ach, meine liebe Cili, wie habe ich nach dir gebangt und mich geſehnt. Herzenskind, komm in die Stube — Gott, mir zittern die Hände vor Freude —

In dem tumultuariſchen Jubel der Mutter vergaß Cäcilie im erſten Momente die Freundin, ſonſt würde ſie geſehen haben, welch' eine bitter ſüße Miene um deren Mund ſich zog, wie gewaltſam ſie ſich zu einigen Freudenexklamationen zwang. Dem Commerzienrathe entging Nichts. Auch das nicht, daß ſich Antoniens Haltung, ihr Ausſehen, ihre Toilette eben ſo ſehr zu ihrem Nachtheile verändert hatte, wie das Ausſehen, die Haltung und Toilette Cäciliens zu ihrem Vortheile. Wenn er nun auch nicht annahm, daß hier ebenfalls eine Herzensverſtimmung dergleichen Nachläſſigkeiten erzeugt habe, ſo errieth er doch, daß wol nicht Alles ſtehe, wie es ſolle, und daß die Verzauberung Günthers einer Entzauberung Platz machen werde, wenn er jetzt beide Geſtalten vergleiche. Er errieth, daß es Antonie nicht mehr nöthig finde, ſchön, liebenswürdig und hinreißend zu erſcheinen!

Cäcilie ſah und errieth Nichts von dieſem Allen. Deshalb war ſie auch gar nicht vorbereitet und erſtarrte in einem Anfalle von Schreck, als ſich bald nach Günthers Ankunft ein Austauſch lauter und herber Worte erhob. Sie wagte einige beſchwichtigende Geberden gegen Günther zu machen und Antoniens Hand liebevoll zu ergreifen.

Das iſt Alles vergebens, Cäcilie, rief der junge Mann mit einer Bitterkeit, die das Mädchen gar nicht an ihm kannte. Dieſe Wolke bedroht ſchon längſt den Horizont meines Glückes —

Ja, ſeitdem ich bemerken muß, daß mein Herr Bräutigam mit ſpießbürgerlicher Genauigkeit meine Worte und mein Betragen abwägt. Mir liegt daran, ihn den Regeln feiner Geſelligkeit zugänglich zu machen, bevor er, als Ehemann, meiner Erziehung entwachſen iſt.

Den Regeln der feinen Geſelligkeit huldige ich mit Vorliebe, verſetzte Günther heftig. Doch nenne ich es eine Verletzung des Anſtandes, wenn eine Dame in ihrem einſamen Zimmer Herrenbeſuche annimmt —

Daran wirſt du dich jedoch gewöhnen müſſen, ſprach ſie gemächlich.

Niemals, weder jetzt, noch als Gatte werde ich dulden —

Dann machſt du dich lächerlich. Gut! Kämpfen wir — ſehen wir, wer Recht behält!

Aber, Antonie, flüſterte beängſtigt Cäcilie, die mit Furcht die Thür hütete, worin mit jedem Augenblicke der Commerzienrath, der noch in ſeiner Wohnung beſchäftigt wurde, erſcheinen konnte.

Kind, höre doch erſt, wer mich beſucht, entgegnete Antonie mit unleidlicher Nachläſſigkeit —

Ein Geck — ein Narr, unterbrach Günther ſie mit ſteigender Heftigkeit —

Ein alter Freund meines Vaters, ſein Waffengefährte aus den Kriegszeiten her, der durch glückliche Sterbefälle aus einem armen Major zum reichen Majoratsherrn metamorphoſirt iſt: der Graf Kanneberg —! Haſt du noch ein Bedenken nach dieſer Erklärung? ſetzte ſie mit affectirter Sanftmuth hinzu.

Cäcilie lächelte befriedigt. Sie hatte Schlimmeres hören zu müſſen gemeint.

Aber er iſt doch eiferſüchtig — gib nach, liebe Toni —

Er iſt eigenwillig, ſprach dieſe kurz ab, das muß er ſich abgewöhnen. Ein Geck — ein Narr kann keine Eiferſucht erregen — mir behagt dieſe geckenhafte Courtoiſie, ſie dient zu meinem Amuſement.

Der Commerzienrath trat in dieſem Momente ein und machte dem unerquicklichen Wortwechſel ein Ende. Antonie vertilgte die Spuren, die er zurückgelaſſen, durch einige Hingebung, durch einige graziöſe Zärtlichkeiten, ſo daß ein uneingeweihter Zuſchauer geneigt geweſen wäre, dem finſterblickenden Bräutigam den Vorwurf böſer Laune zu machen, weil er eine Zeitlang unempfindlich dafür verblieb.

Mit einem Gefühle von Misbehagen betrachtete indeß Cäcilie das Verhältniß des Brautpaares nach dieſem einen Auftritte. Die Furcht, ihn wieder erneuert zu ſehen, regte ſie unangenehm auf und ſchärfte ihre Beobachtung auf den kleinſten Blick, auf die unbedeutendſte Miene ihrer Freundin. Hierin ſowol ſchon, als im Verlaufe mehrer verſuchter Beſchwichtigungen, ſprach ſich die Verurtheilung Antoniens auf's Deutlichſte aus. Nach ihrer Anſicht hatte ſich das Benehmen derſelben unangenehm verändert und war durchaus nicht analog mit den ſanften Gefühlsregungen, die eine Braut ſo kurz vor der Hochzeit beherrſchen mußten. Es regte ſich in ihr das Verlangen, in die dunkeln Motive einer Verſtimmung zu dringen, deren Spur ſich in die Zeit ihrer Abweſenheit hinein verlor, und ſie ſträubte ſich, faſt lächelnd, gegen Günthers Behauptung, daß der Erſcheinung des alten Grafen Kanneberg dieſe Veränderung zuzuſchreiben ſei; aber die frühere zarte Beziehung zwiſchen Günther und ihr ſcheuchte jeden Gedanken an ein Eindringen in dies Chaos von Widerwilligkeiten zurück. Doch konnte ſie nicht hindern, daß ſich ihre Aufmerkſamkeit mit einem neuen unverſtandenen Intereſſe auf Günther lenkte. Sie kannte die Folgen nicht, die daraus entſtehen können, wenn das Erbarmen und die Theilnahme im weiblichen Gemüthe der Liebe eine neue und haltbarere Baſis legt. Sie lebte in dem feſten Glauben, daß Alles in ihr abgethan ſei, nachdem ſie ſich gewöhnt hatte, Günther als das Eigenthum einer Andern zu betrachten, und daß ihr Herz von jetzt an nur geſchwiſterlichen Regungen zugänglich ſei. Dazu kam der immer näher rückende Hochzeittag, womit ſich ihr die ausſichtreiche Hoffnung eröffnete, es werde Alles ein ſeliges Ende finden.

Die Ungeberdigkeit, womit Günther an den unwürdigen Feſſeln rüttelte, die ihm im Rauſche des erſten Glückes umgeſchlungen waren, trug freilich dazu bei, ihn in den Augen einer Antonie als ein wildes, ungezähmtes, aller

Digitized by Google

Kultur mangelndes Roß darzuſtellen; allein für Cäcilie, die ihn nur als ſanften, angenehm heitern Jüngling gekannt hatte, erſchien er, trotz der ſchroff auftretenden Männlichkeit ſeines Willens, in einem Lichte, das ihrer ſanften Innigkeit eine Miſchung von Furcht und Reſpect beimiſchte, der immer ſolchen Naturen, wie ſie war, gefährlich zu werden verſpricht. Oft glaubte ſie zu bemerken, daß Günther mit einer haſtigen bittenden Geberde ihr nahe, um ſein Herz durch vertrauliche Klagen zu erleichtern, allein die Furcht, nicht ſtandhaft genug ihre Freundin vertheidigen zu können, ſchreckte ſie von dem Verſuche zurück, Troſt in Günthers beunruhigtes Gemüth gießen zu wollen. Dann kamen aber auch wieder Stunden, wo Antonie mit ihrer glänzenden Liebenswürdigkeit alle Schatten ihres übermüthigen Betragens übertünchte, wo Günther im Sturme eines zärtlichen Augenblicks kein Gedächtniß mehr für die Vorfälle jüngſt verſtrichener Tage und Stunden hatte.

Warum biſt du nicht immer wie heute, ſagte Cäcilie an einem ſolchen Abende mit zärtlichem Lächeln zu ihr.

Dazu habe ich noch Zeit genug, wenn ich ſeine Frau werde, lachte Antonie, die letzten Worte ganz eigenthümlich betonend.

Du biſt ein Räthſel, Antonie, flüſterte Günther, indem er ſie zum Abſchiede umfaßte, aber ein ſchönes, ein intereſſantes Räthſel! Noch zehn Tage, meine Geliebte — noch zehn Tage, dann bin ich der Herrſcher über alle deine räthſelhaften Liebenswürdigkeiten.

Wenn —, ſagte ſie bedeutend und drückte ihm zur guten Nacht die Lippen auf den Mund. Er drohte ihr lachend und folgte ſeinem vorausſchreitenden Vater.

Als die beiden Herren geſchieden waren, gingen die beiden Mädchen hinauf in ihr Zimmer. Antonie kramte eine gute Weile in ihren Sachen herum und packte mit größerer Sorgſamkeit, als ſonſt, Vielerlei von ihrem Werthvollen in die Kommoden und Schränke, die zu ihrem Gebrauche dienten. Dann warf ſie ſich auf den Divan, zog Cäcilie neben ſich und fragte mit einem tiefen Athemzuge:

Glaubſt du wol, daß ich wirklich Günthers Frau werde?

Daran glaube ich ſehr ſtark, entgegnete lächelnd Cäcilie.

Mir ſcheint die Sache doch noch ſehr problematiſch!

Jetzt noch? Nachdem du ſchon einmal von der Kanzel verleſen —?

Pah! Daran kehrt ſich das Schickſal nicht!

Das wäre ein ſeltſames und ſonderbares Geſchick, das dich jetzt noch von dem ſo ſehnlich erwarteten Glücke —

Sehnlich — erwartetem Glücke? unterbrach gezogen und mit unmerklich aufgeworfener Lippe Antonie die Freundin — Ja! Ja! Aber — ſprach ſie dann ſehr ſchnell.

Sag, Cili, könnteſt du mir wol für einen einzigen Tag Eure Equipage verſchaffen? — das heißt, ganz ohne Aufſehen — ohne viele Präliminarien?

Warum nicht? Ganz leicht! Wohin willſt du?

Ich erwarte eine Einladung — ich erwartete ſie ſchon ſeit mehren Stunden —

Von wem? fragte befremdet Cäcilie.

Von der Baronin Wellberg — des Grafen Kanneberg älteſte Schweſter — ſie hat meine Mutter ſehr genau gekannt —

Allein willſt du dahin reiſen?

Warum nicht? Sie lud mich nur allein ein — ſetzte ſie mit einem Anfluge von Hochmuth hinzu.

Digitized by Google

Cäcilie ſchwieg eine Minute gekränkt ſtill.

Wo wohnt die Dame? Wie weit?

Vier Meilen kaum. Ich würde früh ausfahren — Zur Zeit wenn Günther kommt, kann der Wagen ſchon wieder da ſein.

Wirſt du es ihm nicht vorher ſagen?

Bewahre! Er würde mir fatale Einwendungen machen.

Das finde ich nicht recht —! Hinter ſeinem Rücken eine Reiſe unternehmen!

Nicht wahr, das würdeſt du nicht thun? Nun — im Grunde paßteſt du auch als Frau beſſer für Günther, als ich, ſprach Antonie mit jener vornehmen Nachläſſigkeit, die ſich nicht aneignen läßt, die angeboren ſein muß, um den Effect hervorzubringen, den man damit beabſichtigt.

Eine jähe Röthe überflog Cäciliens Geſicht bei dieſem unzarten Ausfall. Stolz richtete ſie den Kopf auf, ein fremdes Lächeln verdrängte ihre ſtereotypiſche Sanftheit des Geſichtes und ihre Augen ſtrahlten in einem drohenden Glanze. Sie hatte augenſcheinlich eine bittre, bittre Erwiderung auf den Lippen — da ſprengte ein Reiter im vollen Trabe die Straße hinab und hielt vor der Thür des Birknerſchen Hauſes. Antonie war ſchon aufgeſprungen und hatte, die Aufregung Cäciliens gänzlich ignorirend, vom Fenſter hinab geſehen. Sie wendete ſich haſtig wieder um zu der Freundin — ſie war bleich geworden, ein Schauer ſchien ihre Nerven zu berühren und ein leiſes Erzittern des ganzen Körpers zu bewirken — die Hände ſpielten haſtig und unſtet um einander herum —! Dann lachte ſie gezwungen und ſagte mit einer Stimme, der ſie mit Gewalt Sicherheit gab:

Nun, das kann doch der Brief der Baronin nicht ſein? Das wäre ja ein Zeichen von preiswürdiger Sehnſucht!

Der Reiter hatte unterdeſſen an die Thür gepocht und war von den Dienſtboten eingelaſſen. Gleich darauf trat mit dem vollen Ausdrucke großer Befremdung die Jungfer in's Zimmer und ſagte mit lächelndem Hohne: Eine Stafette vom Grafen Kanneberg an Fräulein von Griffeldo! Der Mann wartet auf Beſcheid, gnädiges Fräulein!

Ah, bah! lachte Antonie, warum nicht gar vom Grafen! Von ſeiner Schweſter — der Baronin Wellberg — Zeige, was ſie ſchreibt —!

Ein zufriednes Lächeln löſte die Spannung ab, mit der ſie den Brief, ohne ihn zu leſen, eine Weile in der Hand gehalten. Noch ein Mal durchflog ſie die wenigen Zeilen, die er enthielt, dann nickte ſie vielſagend mit dem Kopfe, wobei ein Lächeln der bezauberndſten Art, gemiſcht aus Befriedigung und Stolz, ihre Mienen überzog, und ſagte mit einer faſt fürſtlichen Haltung und Würde:

Es iſt gut! Der Reitknecht mag ſagen: ich wäre zufrieden — deshalb bliebe es bei der Verabredung!

Als ſich die Jungfer entfernt hatte, wendete ſie ſich mit ſorgloſem Weſen zu Cäcilie:

Nun halte ich dich beim Wort, Cili! Alſo ich kann morgen früh um fünf Uhr den Wagen bekommen?

Recht gern, entgegnete dieſe beklommen. Was wird Günther aber ſagen?

Günther? fragte Antonie nachdenklich. Ja, Gunther — doch das läßt ſich nicht ändern. — Ich denke — die Alternative kam noch zeitig genug fur mich und Andre — um Unheil zu verhüten, flüſterte ſie zerſtreut vor ſich hin. Nun, meine Cili, begann ſie dann fröhlich, befiehl du deinem Jean, mich um fünf Uhr zu fahren und dann — gehe zu Bett.

Sie klingelte ſelbſt haſtig der Jungfer. Dieſe erſchien und erhielt die betreffenden Befehle, welche ſie nicht ohne ſeltſames Kopfſchütteln vernahm.

Schlafe wohl, meine Freundin, ſprach dann Antonie mit ungewöhnlicher Herzlichkeit, träume gut und wache fröhlich auf. Wenn du deine Augen öffneſt, bin ich — weit weg.

Sie küßte Cäcilien mehrmals, führte ſie herzlich plaudernd in ihr Schlafkabinet und ging dann ſelbſt froh und heiter zur Ruhe.

Cäciliens Herz ſchlug in unverſtandener Bangigkeit. Die Bekümmerniß ließ ſie lange nicht einſchlafen und ſo wie ihr letzter Gedanke geweſen war: Was wird Günther zu der unverſtändigen Reiſe ſagen? ſo war es wieder ihr erſter Gedanke am friſchen, ſtrahlend hellen Morgen.

Wenn er nur nicht eher kommt, bis ſie zurück iſt, ſeufzte ſie, nachdem ſie der Mutter den Vorfall des geſtrigen Abends erzählt hatte.

Sorg' dich nicht, mein Kind, ſprach die Bergräthin beſchwichtigend, — was iſt denn da Großes dabei, wenn ſie einen Tag ohne Erlaubniß wegfährt — ſie iſt ja ſeine Frau noch nicht. Laß die Beiden nur gehen, ſie lieben ſich zu zärtlich, um durch ſolche Bagatelle ernſtlich entzweit zu werden.

Es war ſtill und drückend im Hauſe. Cäcilie nahm ihre Stickerei und ging zum Pavillon. Sie ließ drei Thüren ſchließen, um ſich inmitten der köſtlichen, duftenden Blumen nach fernen Ländern hinüber zu träumen. Pläne zu weiten Reiſen waren ſchon genugſam von ihr und dem Vormunde entworfen, weshalb ſollte ſie nicht ſchon jetzt im Vorgefühle künftiger Freuden ſchwelgen. In leichter Träumerei neigte ſie das Haupt in die Hand und ſchloß gedankenvoll die Augen halb. Müſſig ruhte die andre Hand im Schooße — ſie ſah ſehr, ſehr hübſch ſo aus. Die feine, weiße Hand im dunkeln, ſeidnen Grunde leuchtete wie Alabaſter, der weiße Nacken, umſpielt von brennend farbigen Blumen, ſchien durchſichtig, dazu goſſen die eifrigen Gedanken Blutwellen über die zarten Geſichtslineamente.

So tief in Gedanken, oder ſchläfſt du, Cäcilie? fragte plötzlich Günther, nachdem er eine lange Zeit das ſchöne Mädchen mit einer Art Andacht betrachtet hatte.

Ach — Günther! rief mit ſchmerzlichem Erſchrecken Cäcilie, ſo früh — heute grade, ſo früh?

Nun — etwa zu früh, ſpöttelte Günther. Wo iſt denn Antonie? — Vielleicht komme ich der nicht zu früh, wenn auch dir.

O, eben Antonie, ſtammelte Cäcilie faſſungslos. Sie iſt verreiſt —

Verreiſt, rief in flammender Entrüſtung der junge Mann. Wohin?

Nach — Ich weiß nicht wohin. Zu der Baronin Wellberg — einer Freundin ihrer Mutter.

Sonderbar! Ohne mir etwas zu ſagen?

Geſtern Abend ſpät kam die Einladung durch einen expreſſen Boten.

Wo wohnt die Baronin?

Antonie ſagte es mir nicht.

Der Kutſcher mußte doch den Befehl erhalten. Wer ertheilte dieſen?

Antonie ſelbſt an die Jungfer.

Günther ſetzte mit einigen Sprüngen über den Flieſenweg hin zum Wohnhauſe, um dort Nachfrage zu halten. Er blieb lange und kehrte zurück ohne genugende Auskunft. Wenn auch die Jungfer ganz gut errathen hatte, wohin die Fahrt gegangen war, ſo glaubte ſie es doch ihrer Herrſchaft ſchuldig zu ſein, keine Unruhen eher zu veranlaſſen, bis ſie ſich hiſtoriſch ſelbſt entwickelten.

Digitized by Google

Es war kaum eine Stunde über Mittag, mithin noch ein Zeitraum von fünf bis ſechs langen Stunden, die in der Qual der Erwartung und des Verdruſſes verbracht werden mußten. Cäcilie hätte, wer weiß was, darum gegeben, wenn Günther fortgegangen wäre, um der angſthaften Converſation überhoben zu ſein; als er nicht ging, ſondern ſich in eiſernem Eigenwillen feſtſetzte, um die langen Stunden zu vergrämeln, da ſammelte ſie ſich und leitete mit der Energie des guten Willens ein belebteres Geſpräch ein.

Zuerſt ging Günther nur mit Ja und Nein darauf ein. Er hatte in Antoniens Schule gelernt, Capricen in ſich zu nähren, damit ſie wachſen und gedeihen konnten. Sein tiefgewurzeltes Intereſſe für Cäcilie wirkte doch zuletzt und nachdem das Mädchen, fortgeriſſen von der Lebhaftigkeit des Gefühles, ihm eine Pein verkürzen zu helfen, von den ſubjektiven Eindrücken der kürzlich beendeten Reiſe geplaudert und der Scene auf der Roßtrappe — ihre Ueberraſchung, ihr Emporgehobenſein über jeden irdiſchen Schmerz, erwähnte, da fuhr es wie eine Selbſtvergeſſenheit über ihn hin. Er legte ſanft, wie ſonſt, ſeinen Arm um die zarte Geſtalt, ſah mild, wie ſonſt, in dieſe ewig ſtrahlenden Augen und fragte ganz leiſe:

Schmerz? Du, Cäcilie, haſt den Schmerz kennen gelernt? Sage mir, durch wen? Durch mich? Durch mich?

Cäcilie hatte ſich erhoben. Sie lächelte ſiegreich.

Die Qual des Schmerzes habe ich überwunden, mein Freund, deshalb ſehe ich ihm, ſchweſterlich vertraut, gern in's Auge, aber — ich ſpreche nicht analyſirend von ihm.

Zu bewegt, um ſogleich den Faden zwangloſer Unterhaltung wieder zu finden und zu unzufrieden mit ſich ſelbſt, daß ſie ſich bis hierher im Enthuſiasmus hatte tragen laſſen, trat Cäcilie hinaus in den Garten, um ſich und auch Günther, dem ſie die leidenſchaftlichſte Aufregung anmerkte, Zeit zur Beruhigung zu laſſen. Während ſie langſam hinabſchritt zwiſchen den Akazien und faſt ſehnſüchtig den Standpunkt der Sonne zum Horizonte abmaß, um zu berechnen, wie lange der unerquickliche Zuſtand der Erwartung noch dauern könne, hatte die Jungfer leiſen Schrittes, mit dem Inſtinkte alter bewährter Domeſtiken, den Pavillon umſchlichen, händigte ihr einen Brief ein und flüſterte: Der Kutſcher iſt zurückgekommen, doch ohne das gnädige Fräulein.

Ein Laut der Ueberraſchung entriß ſich dem Munde Cäciliens. Langſam drehete ſie den empfangenen Brief drei, vier Mal rund um in der Hand, ehe ſie nur zu begreifen vermochte, wie dem ausbrechenden Zorne Günthers nun zu begegnen ſein würde. Unſchlüſſig ſchritt ſie vor — ihr leichenblaſſes Geſicht, die naive Demüthigung, die in jedem Zuge ihres Geſichtes ausgeprägt war, fiel Günther auf. Er trat ihr einige Schritte entgegen und fragte mit Wohlwollen:

Nun? Haſt du etwas, was dich bekümmert?

Ach, Günther, ich bitte dich, werde nicht zornig, bat ſie treuherzig, lies wenigſtens erſt in Ruhe den Brief —

Wie ſo? Was heißt das? ſagte er, jetzt ſchon aus allen Fugen der Standhaftigkeit und Mäßigung geworfen. Von Antonie? Iſt ſie nicht mit dem Wagen zurückgekommen?

Cäcilie ſchüttelte den Kopf, Thränen der Angſt füllten ihre Augen und verhinderten den freien Gebrauch ihrer Stimme.

Günther riß den Brief auf — ein kleinerer fiel heraus — er fing ihn

auf und ſagte kurz: an dich. Dann wendete er ſich und ging in die ſchattigen Boskets, um einſam zu leſen.

Cäcilie blickte nur flüchtig in die wenigen Zeilen, die ſie mechaniſch empfangen hatte; der zerſtörte Ausdruck ihrer Mienen verrieth hinlänglich, von welcher Beſchaffenheit ſie waren, denn Cäcilie las ſie wieder und immer wieder, bis ſie ſie begriffen hatte und mit einem Wehlaute die Augen in den Händen verbarg. Dann erhob ſie ſich und flog den Weg hinab zu Günther, der ſeinen Brief noch ſtarr vor dem Geſichte hielt.

Mit dem Ausdrucke des tiefſten Mitleidens beobachtete das Mädchen, etwas fern bleibend, die Entwickelung dieſer tragiſchen Scene. Endlich hatte auch er verſtanden, was Antonie mit unerhörtem Gleichmuth ihm darlegte, endlich hatte auch er begriffen, weshalb ſie abgereiſt und nicht wiedergekommen war.

Fort? Fort auf immer! ſtöhnte er, und ſtrich mit der linken Hand die herabgefallenen Haare von der Stirn zurück, während die Rechte den Brief zuſammenballte. Ihr Wort zurück — Braut des Grafen — Ich werde wahnſinnig —!

Sein wilder, emporgeſchleuderter Blick verſprach allerdings etwas dergleichen. Cäcilie näherte ſich ſchüchtern. Mit bittender Geberde, mit rinnenden Thränen ſtreckte ſie die Hand nach ihm aus.

Was ſagſt du dazu? fragte er wild. Sie ſchreibt dir wol auch von ihrem neuen glückſeligen Brautſtande mit dem Grafen Kanneberg — dem alten, verrückten Gecken —

Er lachte jäh auf, raffte den Brief zuſammen und ſtürzte fort. Cäcilie warf ſich ihm mit einem Angſtſchrei in den Weg.

Günther, habe Erbarmen mit mir — tödte dich nicht, ſchrie ſie mit dem durchdringendſten Accente der Leidenſchaft.

Einen Moment ſchien er betroffen. Er ſtand ſtill. Sein Auge richtete ſich auf die hingeworfene Geſtalt:

Ich komme wieder! Bei Gott, ich komme wieder! Jetzt laß mich!

Er war verſchwunden und Cäcilie beugte das Haupt tief nieder in die Blumen des Gartens und weinte. Mehre Stunden darauf erſt war ſie gefaßt genug, um zu ihrer Mutter zu gehen und ihr die unglaubliche Nachricht von Antoniens plötzlicher Sinnesänderung zu geben. Bis dahin hatte ſie vergeblich gegrübelt, den Grund zu dieſem unſeligen Beginnen zu entdecken, denn die treuloſe Freundin hatte es nicht allein verſchmäht, ſie von dieſen Gründen in Kenntniß zu ſetzen, ſondern ihr nur das nackte Factum mit den kalten Worten: «Ich melde dir meine Verlobung mit dem Grafen Kanneberg» berichtet. Indem ſie noch über den Weg nachdachte, den ſie zur leicht begreiflichen Mittheilung wählen könne, öffnete ſich haſtig die Thür und der Commerzienrath erſchien.

Nun, da haben wir's ja, rief er, ohne jede Spur von Betrübniß, in das Zimmer hinein. Fräulein aus der großen Stadt ſind entwichen — haben die Freundin betrogen, die chère mama an der Naſe herumgeführt — den Bräutigam dupirt und den alten Commerzienrath gleichfalls. Ha! Ha! Es iſt ergötzlich, den alten Schlaukopf noch in ſeinen alten Tagen zum dupe zu machen! Das wird die Babelſteiner beluſtigen!

Aber, alter Freund, was gibt es denn? fragte die Bergräthin.

Was es gibt? Wiſſen Sie es noch nicht? Dieſes aimable, ſuperbe, magnifique Fräulein Antonie von Griffeldo hat die Gnade gehabt, meinem

Digitized by Google

Sohne in kurzen, derben, deutlichen Worten auseinanderzuſetzen, daß ſie erſt jetzt die Giltigkeit des alten Vorurtheils begriffen habe: nur Gleich und Gleich paaren ſich und bürgerliches Blut fließt anders wie adeliges!

Ei bewahre, Sie ſcherzen! rief empört aufſtehend die alte Dame.

Meinen Sie? Darnach findet ſie nun für gut, ohne Weiteres die Verbindung mit Günther zu löſen und ſich ſofort mit dem Grafen Kanneberg zu verloben.

Ei — das iſt nicht möglich, ſtotterte die Bergräthin, ſie iſt ja aufgeboten —

Nun — doch noch nicht getraut und das iſt eben gut! Gott ſei Dank, daß der alte Graf früh genug kam, um uns von dieſem —

Lieber Vater, bat Cäcilie mit eben ſo viel Milde, als Würde im Blicke, ſollten nicht entſchuldigende Gründe für Antoniens Betragen aufzufinden ſein?—

Kind, rief der Vormund, rede du nicht von Entſchuldigungen! Sie hat ſchändlich, am ſchändlichſten an dir gehandelt.

Er ging heftig im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken, was immer das Zeichen eines unbezähmbaren Zornes war. Dann wurde er wieder ruhiger.

Ihr ſolltet nur den von Adel, Stolz und Geiſt aufgeſteiften Brief leſen, den ſie Günther geſchrieben hat, begann er in veränderter Laune. Schade, daß er ihn mitgenommen —

Mitgenommen? wiederholte mit ſtockendem Athem Cäcilie. Mitgenommen? Wohin? Iſt er fort?

Ja, mein Kind, fort iſt er. Wohin, das weiß ich nicht. Er wird es ſchon bei Gelegenheit ſchreiben, denn er hat noch nicht gelernt, ohne den Beiſtand und Rath ſeines Vaters zu leben, wenn er auch ohne dieſe beiden Umſtände lieben gelernt hat, ſprach er gereizt. Laß ihn gehen, den Trotzkopf, der ſeinen Kummer allein austragen will. Laß ihn gehen. Weine nicht, Cäcilie. Er kommt ſchon wieder. O, dieſe Circe! Dieſe Schlange! Was ſagen Sie nun zu den Freundinnen aus der Großſtadt, würdige Mama?

Ich ſage gar nichts, entgegnete die Bergräthin weinerlich. Eins bekümmert mich nur — was ſoll ich denn mit dem ganzen Ausſtattungskrame beginnen? Soll ich ihn für Cacilie aufbewahren?

Für Cäcilie? Das, was für das gnädige Fräulein bereitet wurde, das ſollte jetzt Cäcilie benutzen, brauſ'te der Commerzienrath wieder heftiger auf. Nicht ein Stück bleibt im Hauſe — ich trage den Ausfall — Sie ſenden den ganzen Bettel zur gnädigen Braut! So will ich's!

Aber, wenn ſie es verweigert?

Sie nimmt es an, mein Wort darauf, ſprach der Commerzienrath mit einigem Hohne.

Das Geſpräch fiel Cäciliens weichem Sinne ſchmerzlich. Obwol nun der Commerzienrath mit wahrer Wolluſt ſich ihm noch hingegeben und dem Andenken Antoniens einige Stunden gewidmet hätte, ſo bezwang er doch ſeine Begierde, alle ſeine Beobachtungen und Urtheile hinſichts ihrer, vom Beginne ſeiner Bekanntſchaft mit ihr bis jetzt, auszukramen, in ſo weit, daß er das Geſpräch auf andre Gegenſtände lenkte, jedoch ohne ſich den Kitzel zu verſagen, hin und wieder durch eingeſtreute Bemerkungen ſeine Verachtung über ihre durchgeſpielte Intrigue kundzugeben. —

Cäcilie beutete alle ihre Erinnerungen in der Stille und Einſamkeit, die ſie jetzt wieder umfing, aus, um klare Ueberſichten dieſer Erfahrungen zu

Digitized by Google

gewinnen. Sie blieb bald bei dem ungezügelten Verlangen Antoniens, «reich und unabhängig» zu ſein, ſtehen und erkannte zu ſpät, daß die Fehler der Jugend in vergrößertem Maßſtabe das Verderben über ihre unſchuldige Liebe verhängt hatten.

Wie gern würde ich ihr einige der Tauſende von Thalern, die mich jetzt noch ärmer und elender, noch einſamer und verlaſſener machen, geopfert haben, dachte ſie, tief betrübt über eine Demoraliſation des ſo reichbegabten Mädchens, die ihr unerklärlich bleiben mußte, weil ſie den Werth des Reichthums im eingetretenen Mangel nie kennen gelernt hatte. Alſo das war der Reiz, den Günther für ſie gewann? O, mein Gott, für ſolche triviale Bemühungen trug ich meine rechtmäßigen Hoffnungen auf des Mannes Liebe, der mein Daſein belebte, der meine Träume verherrlichte, zu Grabe? Ob das menſchliche Herz ſolche Zerſtreuungen wol wagen kann, ohne unter der Laſt unerlaubter Wünſche zu vergehen? O, Antonie ſtand ſtolz und ungebeugt neben mir, als ſie die Verwüſtungen, die ſie ſich ſelbſt zuſchreiben mußte, betrachtete.

Nach ſolchen Gedanken ſank ein Faden der Kinder- und Jugendliebe, die die beiden Herzen verknüpft hatte, nach dem andern zerriſſen zu Boden und Cäcilie fühlte ſich täglich erkalteter gegen das Andenken derer, welcher ſie vor kurzem mit voller, hingebender Seele ihr Glück zum Opfer gebracht hatte. Dagegen kehrte die Empfindung für Günther zurück in ihr Herz, aber ſie trat nicht wieder in der ſanften Glut, in der demüthigen Zärtlichkeit in ihr auf. Sie machte jetzt mit einem leidenſchaftlich erregteren Herzen auch leidenſchaftliche Forderungen und vermaß ſich, nur einer gänzlichen, rückſichtsloſen Zärtlichkeit ihre neuen, in Prüfung und Schmerz geglühten Empfindungen zu weihen. Nur einer Liebe, wie ſie Günther vor ihren Blicken mit unſäglicher, ſchrankenloſer Hingebung an das kalte, egoiſtiſche Herz ihrer Freundin verſchwendet, wollte ſie genügen! Konnte ihre Perſonlichkeit, ihr ſanftes Aeußere, ihre weibliche Zurückhaltung nicht eine derartige, reine, echte Liebe erzeugen, ſo entſagte ſie im Voraus dem Beſitze des Geliebten, der ihr mit ſeiner übriggebliebenen Zärtlichkeit, mit dem frühern brüderlichen Herzen nicht genug thun konnte.

In ihre Träume von erreichbarem Glücke miſchte das fortgeſetzte und beharrliche Schweigen Günthers die einzigen bittern Tropfen. Sie widerſtrebte aus Furcht vor neuen Täuſchungen den Einflüſterungen ihres eignen Zartgefühls, das die hartherzige Handlungsweiſe des Mannes, der einen Flecken aus ſeinem Leben vertilgen zu müſſen glaubte, auf Rechnung neu erwachter Wünſche ſetzen wollte. Als aber Monate vergingen, ohne daß weder ſie, noch der Vater eine Zeile des reumüthigen Bedauerns empfing, als das Jahr ſich zu Ende neigte, im ſteten Erwarten zu einem Jahrzehnt ausgedehnt, da ſchloß ſie trauernd ab mit dem Leben und mit ſeinen aufreibenden Hoffnungen. Durch Zufall erfuhren ſie, daß der Flüchtling durch die Ausübung ſeines ſelbſtgewählten Berufs in der Reſidenz ſich Exiſtenzmittel verſchaffe, um deſto ſicherer die Nachrichten aus der Heimath und ſeines Vaters Zuſchüſſe zu umgehen; von ſeinem ſonſtigen Ergehen aber drang keine Nachricht zu denen, die Tag auf Tag, ja Stunde auf Stunde mit ſchmerzlichem Hoffen ihr entgegenſahen.

Cäcilie ſank nicht müde und kraftlos zuſammen, doch die ſtete Spannung, die trotz aller gerühmten Reſignation in ihr nicht erſtarb, lähmte nach und nach die eben erſt erblühende Geiſteskraft, ſo daß ſie nicht emporwucherte, ſondern, kaum den um ſich greifenden Gram bedeckend, nur matt dahinkroch.

Die Flut von Empfindungen, welche Günther bei der ungeahnten Kataſtrophe überſtürzte, hatte verhindert, daß er das eigentliche Element derſelben zu ergründen vermochte. Er ſelbſt glaubte, gleich ſeinen zurückgebliebenen Angehörigen, der Schmerz ſei die Urſache ſeiner verzweiflungsvollen Flucht, doch zu ſeinem Erſtaunen entdeckte er bei genauer Beſichtigung und Zergliederung ſeines Gefuhles wenig Theile von Trauer, aber deſto mehr von Beſchämung. Statt daß er, wie er gemeint hatte, ſein ganzes Erdenglück zertrümmert fühlen ſollte, ſchien er von einer Feſſel befreit, neuen Lebensmuthes voll zu werden. Ihm war zu Sinne wie einem Schlafenden, der im Traume an einem Abgrunde zu gehen meint, er gleitet aus, er fuhlt, wie er ſtürzt, er ſchreit — und erwachend fühlt er ſich wohlbehalten im Schooße des weichſten Bettes. Verwundert blickt er um ſich und gewahrt, daß ein böſer Traum ihn geäfft.

Günther beſah faſt lächelnd ſich ſelbſt und ſeine Verhältniſſe — was war ihm genommen? Nichts, was ihm nothwendig zum Glucke geweſen wäre! Antoniens Geſtalt ſtand wie eine dunkle, unverſtandene Hieroglyphe am Wege, den er durchwandelt hatte, ſie war vergangen, vorüber, und ihre Löſung, die ihm nur Unruhe verurſacht, beſchäftigte ihn nicht mehr. Er hatte ſie alſo nicht geliebt? Aber ein anderes, liebliches Bild ſtand wie eine Verheißung wieder vor ihm! Es war das Ziel ſeines Strebens, nachdem er ſeine Blindheit gelöſ't ſah, ſich dieſes Kleinods, das er misachtet, das er in Unerfahrenheit und Uebermuth gering geſchätzt, zu verſichern. — Sein Stolz verhinderte ihn, jetzt ſchon an ſeinen Vater zu ſchreiben, ja er erlaubte ſogar dem Andenken Cäciliens nur ſo viel Spielraum, wie es zur ſtillen Hoffnung ſeines einſamen Lebens nothwendig war. Der Ehrgeiz, deſſen Daſein fur ihn bis jetzt in einer gewiſſen Selbſtgenügſamkeit untergegangen war, erwachte und ſtellte ſich, dictatoriſch den Weg bezeichnend, auf dem eine Sühne möglich war, an die Pforte eines neuen Wirkens.

Bis zu dem Zeitpunkte, daß er ſagen konnte: trotz des knabenhaften Wankelmuthes bin ich doch Eurer Liebe und Achtung werth, wollte er ſchweigen, wollte für den Vater, wie fur Cäcilie, verſchollen ſein. Wenn auch der Entſchluß männlich und ehrenwerth in mancher Hinſicht genannt werden konnte, ſo war er in Rückſicht auf die zarte Organiſation des Mädchens, das ihn liebte, entſetzlich egoiſtiſch. Wenn das Opfer, das er damit brachte, indem er ſich der glänzenden Unterſtützung ſeines Vaters entzog, um ſich aus ſich ſelbſt würdig zu entwickeln, anzuerkennen war, ſo wurde dieſer Schritt doch tadelnswerth durch die Richtung des Trotzes, deſſen er ſich dabei ſchuldig machte. Er litt freilich auch durch dieſe freiwillige Trennung, allein er entging dem quälenden Zweifel, der ängſtigenden Pein, die ein weibliches Gemüth gänzlich unterjochen muß, da ſie ſchon dem männlichen Sinne Kümmerniß bereitet. Günther lebte ſchon in aufquellender Lebensluſt, als Cäcilie ihn noch bodenlos traurig wähnte — Gunther war ſchon zu ſeiner alten, mit ihm aufgewachſenen Neigung zuruckgekehrt, als Cäcilie ſich ganz vergeſſen glaubte. Dem männlichen Herzen fehlt der Maßſtab für das ſchwache, dahinſinkende weibliche Herz, darum verletzte hier Günther ſeine Geliebte bis zum Tode, ohne es zu wiſſen, ohne es zu wollen.

Mit dem feſten Entſchluſſe entſtand auch die That bei dem jungen Arzte. Er wendete ſich an einen der beruhmteſten Aerzte in der Reſidenz und trug ſich ihm als Famulus an. Dieſer erſte Schritt glückte. In der neuen, ſehr vermehrten und complicirten Thätigkeit vergaß er vollends die Zeit, welche

an einem Trauernden ſo ſchwerfällig vorüberſtreicht. Das Jahr rollte an ihm vorüber; in dieſem hatten ſich ſeine kühnen Hoffnungen bis dahin realiſirt, daß ſein Name in den höchſten Zirkeln ſchon bekannt, daß er, als der Gehilfe eines ſehr geſchickten, praktiſch und theoretiſch hochgeſtellten Arztes, dennoch mit einer gewiſſen Anerkennung genannt und daß ihm im Allgemeinen ein höchſt günſtiges Prognoſtikon geſtellt wurde.

Sein Charakter hatte ſich nach der ſeltſamen Erfahrung, welche die erſte Verſuchung, die ſich in ſein Leben gedrängt, über ihn verhängt hatte, zu einer Geſetztheit und zu einem Ernſt entwickelt, der ihn plötzlich um zehn Jahr älter erſcheinen ließ. Dieſe Erfahrung gab aber nicht allein ſeinem äußern Weſen eine andre Haltung und Färbung, ſondern ſie verkehrte alle die Sorgloſigkeit, die ihm innegewohnt, zu einem unbehaglichen Mistrauen in ſich ſelbſt.

Wenn er auch tauſendmal die innige Ueberzeugung gewann, daß ihm der Verluſt Cäciliens jetzt, nachdem er ihren Einfluß auf ſein Herz mit nüchtern gewordenen Sinnen erkannte, unerträglich werden, daß ihr Beſitz mit überwiegenden Freuden alle ihm widerfahrne Unbill erſetzen würde, ſo verzögerte er doch noch immer. trotz der wachſenden Sehnſucht, ſein Glück, weil er ſich ſelbſt ſeinen Wankelmuth noch nicht verziehen hatte und mit bitterm Unmuthe ſich ſelbſt fragte: wer ſteht dir denn für dein Herz und für deine Sinne? Aber woher ſollte ihm eine Prüfung kommen, da er mit ausgeprägtem Gleichmuthe allen reizenden Erſcheinungen ſeiner weiblichen Umgebung begegnete, da er ſie im Vergleiche mit ſeiner ſchönen und holden Jugendfreundin alle matt, gehaltlos, affectirt und unſchön fand? (Schluß folgt.)

Feuilleton

Der Karlsruher Theaterbrand hat zwei und ſechzig bekannte Menſchenopfer gefordert, deren Namen der Behörde gleich in den erſten Tagen nach dem furchtbaren Unglücksfalle angemeldet worden ſind. Allein die Zahl der Leben, die bei jenem entſetzlichſten Ereigniſſe verloren gingen, welches die europäiſche Bevölkerung ſeit dem geheimnißvollen Untergange des Rieſendampfsboots «der Präſident» und ſeit dem vielgeſchilderten Wagenbrande auf der Paris-Verſailler Eiſenbahn zu beklagen hat, die Zahl dieſer Leben iſt größer. Karlsruher Berichterſtatter ſchlagen die Summe der erdrückten, gebratnen und unter dem Schutte verkohlten Menſchenleiber auf achtzig an. Und das iſt wahrſcheinlich. Denn grade das arme Volk und die Stände, welche unſer eingeroſteter Hochmuth als die niedrigen zu bezeichnen pflegt, wurden von dem ſchrecklichen Unglücke jener Feuersbrunſt am meiſten und faſt ausſchließlich betroffen. Dazu einige Fremde. Der Arme aber iſt der eigentliche Fremdling in unſrer Welt und ſteht öfters ſo einſam, daß Niemand ſeine Abweſenheit bemerkt. Die Angehörigen des Dürftigen verſäumen auch wol leicht im harten Kampfe mit dem Leben, im Ringen um das tägliche Brot, wenn nicht das Andenken ſelbſt an den Entfernten, doch die zeitige Nachfrage, oder ſie richten ſie an den falſchen Ort. Daher fürchte ich, jene benannten zwei und ſechzig haben Genoſſen ihres gräßlichen Schickſals gehabt, die wir nicht kennen, davon wir manchen vielleicht niemals kennen lernen werden und achtzig der heitern Luſt ihres beſcheidnen Glücks fröhlich entgegenklopfende Menſchenherzen ſind durch eine Tücke des Zufalls plötzlich die Beute des martervollſten Todes geworden, ſind in einer Qual verendet, die als die fürchterlichſte vor unſrer Phantaſie ſteht. Denn wir wiſſen die Hölle ſelbſt mit keiner unübertrefflicheren Pein zu füllen, als mit der Feuerqual.

Daß die Theatererbauer volksfeindliche Ariſtokraten ſeien — der Kürze des Ausdrucks ſei der Misbrauch des Worts verziehen — daß die Reichen den Armen die Theilnahme an dem Genuſſe der dramatiſchen Kunſt, den ſie wie ſo vieles Andre noch ſich vorbehalten glauben, misgönnen, verleiden und erſchweren, hab' ich von je gewußt und der Anblick

jedes Theatergebäudes hat mir dieſe Ueberzeugung beſtätigt. Ich will hier nicht von einem höhern Anſpruche reden, den der Arme darauf hätte, daß ihm die Freuden der Erde etwas zugänglicher gemacht würden. Allein eine gute Bühne wird ſo gern als eine Schule für das Volk bezeichnet und ein jeder größere Hof, jede größere Stadt des Vaterlandes bemüht und rühmt ſich, eine gute Bühne zu beſitzen. Armes Volk, wohin verweiſt man Dich, wenn Dir's einmal einfällt, jene Schule der edeln Empfindung und des verfeinerten Geſchmackes zu beſuchen! Welch' eine winkliche, ſchmutzige Treppe mußt Du erſteigen, um auf den harten Sitz zu kommen, um den Du Dich vielleicht noch mit einem Mitbewerber raufen ſellſt, den Du aber ganz gewiß nur mit aller Anſtrengung Deiner Kräfte einnehmen und durch Deine ununterbrochne perſönliche Anweſenheit behaupten wirſt. Unten in dem Hauſe, in das Dir Dein ſparſam zugemeſſenes Geld Eintritt verſchafft hat, ſieht Alles elegant, Manches ſelbſt prächtig aus. Bunte Teppiche ſind über die Gänge gebreitet, Deine Hand leitet ſich an polirten Stäben empor, Griffe und Schlöſſer funkeln von friſchgeputztem Metall, die Wände ſind farbig bemalt, der Boden getäfelt und die Logenſchließer ſind ſogar höflich. Oeffnen ſie zufällig eine der Thüren, an denen Du vorübergehſt, wie einladend ſchwellen Dir da die purpurnen Sitze entgegen, die ſammtnen Brüſtungen, die Polſterrücklehnen, und die Bühne liegt in grader Höhe vor Deinem Auge. Aber hier darfſt Du nicht bleiben. Du mußt höher klimmen, dort hinauf wo die Polſter verſchwinden, die Wände rußig und die Logenſchließer barſch werden. Deine vier und zwanzig Kreuzer berechtigen Dich nicht zu einem bequemen Platze, ſie berechtigen dich nicht einmal zu einem graden, unbehinderten Blicke auf die Bühne, die ſich Dir nur in der Vogelperſpective, wenn überhaupt darbieten wird. Denn ein Balken, oder eine Tragſäule kann Dir auf Deinem Platze entgegenſtehen, daß Du die Scene gar nicht ſiehſt, oder die Decke des Saales wird ſo tief herabhängen, daß ſie Dir nur den untern Theil des Schauplatzes offen läßt. Für die Beſucher der letzten Galerie werden dergleichen kleine Hinderniſſe für unerheblich geachtet. Unten iſt Alles golden und weit und frei, oben ärmlich bedrängt und düſter. Auch auf großen Zuſpruch iſt nicht gerechnet. Die letzte Galerie faßt, ſo ungerecht iſt die Eintheilung des Raumes und ſo klein das Stück Platz, welches auf den armen Mann kommt, nicht ein Viertel, nicht ein Achtel, ſie faßt oft nur ein Zehn- oder Zwölftheil des Publicums, welches im Hauſe überhaupt unterzubringen. Denn die Theatererbauer ſind Ariſtokraten.

Aber auch der Zufall iſt ein Ariſtokrat. Daß die höchſten Räume des Hauſes zugleich die gefährlichſten, daß bei einem Brande die Beſucher derſelben die unrettbar Verlornen ſind, liegt in der Natur der Verhältniſſe, die den Reichen überall vor dem Armen begünſtigen. Allein warum mußte der Lampenputzer der markgräflichen Loge ſein grobes Verſehen beim Entzünden der Gasflammen grade an einem Sonntage begehen? Das iſt von ſechs Tagen des Reichen und Müſſigen an dem ſiebenten Tage des armen und arbeitſamen Mannes? Ich habe den Zufall längſt in dem Verdachte gehabt, daß er vornehme Neigungen hat und es unfreundlich meint mit der Menge. Kann er ihr ein lang erſehntes Feſt durch irgend ein häßliches Zwiſchenereigniß vernichten, ſo thut er es gewiß. Es regnet die ganze Woche nicht ſo häufig und nicht ſo nachdrücklich als am Sonntage. Dann iſt's als ob der Zufall zu ſich ſpräche, recht wie mancher meiner Freunde: «fataler Tag der Sonntag. Ich kann die platten Geſichter nicht leiden, die da plötzlich hervorkommen. Die eben gebrauchte Seife glänzt noch von ihren Stirnen und ſie prahlen mit neu aufgelegter Wäſche. Dieſe glatt gebürſteten Hüte und verwundert ſchmunzelnden Mienen — keinen langweiligeren Tag gibt's, als den Allerweltstag.» — Wie iſt der Zufall geſchäftig, den Leuten die weiße Wäſche zu verderben, die glatt gebürſteten Hüte und die ganze Sonntagsfreude! Am Aergſten berückt er ſie mit den großen Feiertagen. Läßt er ſie zu Pfingſten wirklich einmal trocken hinaus vor's Thor, ſo ſchickt er ſie gewiß deſto näſſer zurück. Bekanntlich gilt aber hohe Verwendung beim Zufall, wie bei allen Ariſtokraten. Louis Philipps Namenstag, wenn er ſonſt ein Volksfeſttag ſein wollte, kann allemal auf heitern Himmel und warmen Sonnenſchein zahlen.

An keinem andern Tage der Woche hätte der Karlsruher Theaterbrand achtzig Menſchenleben gekoſtet. Achtzig Menſchenleben, womit in Portugal öfters eine ganze Revolution beſtritten worden iſt, achtzig Menſchenleben, die drei Tage nach der Gründung der Stadt vielleicht die Bevölkerung des jungen Rom um etliche Seelen übertrafen! Es mußte ein Sonntag ſein, an welchem das Theater den Flammen anheimfiel, um ſo viele Opfer bereit zu finden.

Das neue Theater, welches in Karlsruhe erbaut werden wird, ſo feuerfeſt als möglich wird es von ſelbſt aufgeführt werden, — möchte es das erſte Theater in Deutſchland ſein, welches das Volk nicht in die ent

legenſten und ſchlechteſten Winkel einpfercht, wenn dies kommt bei der Kunſt der Bühne zu Gaſte zu gehen. Es hat dieſe Bevorzugung mit achtzig Leben theuer genug erkauft. Die bisherige Weiſe des Theaterbaues iſt veraltet. Sie rührt aus der Rococozeit her, wo's nur Herren auf der Welt gab und Lakaien und Pöbel. Für die Herren ward Theater geſpielt, die Lakaien ſchauten ihnen über die Schulter und der Pöbel mochte ſehen, wo er blieb. Bei dieſem Stile dürfen wir nicht verharren. Allerdings wird die Aufgabe für den Architekten nicht leicht ſein, ein Haus zu errichten, in welchem den billiger abzulaſſenden Zuſchauerplätzen, wenn nicht dieſelbe Eleganz der Einrichtung, doch dieſelbe Bequemlichkeit des Sitzes und dieſelben Vortheile der Perſpective zu Gute kommen, wie den theurer bezahlten Billets. Denn die antiken Theater, die meiner Anforderung ſowol in der Perſpective, als in der wachſenden Erweiterung der höhern Ränge vollkommen entſprechen, laſſen ſich nicht unbedingt zum Muſter nehmen, da ſie ohne Bedachung in's Freie geſtellt ſind. Allein unlösbar wird die Aufgabe nicht ſein. Wird nur erſt das Bedürfniß erkannt, um die Mittel das Bedürfniß zu befriedigen, wird die erfinderiſche Kunſt nicht lange verlegen ſein. In der Schule des Volks aber gebührt dem Volke ſein Platz. Das iſt der einfache Satz, auf den ich zurückkehre.

Der Brand des Peſther Theaters hat ein andres Elend hervorgerufen, die Nahrungs- und Hilfloſigkeit des großen Menſchenkreiſes, der durch feſte Anſtellung oder beiläufige Mitwirkung mit ſeinem Daſein von der Bühne abhing. Mehre Hundert Perſonen ſind es, die durch jenen Unfall, wie unbedeutend er auch jetzt neben dem Karlsruher Schreckniſſe erſcheint, die Mittel verloren haben, ſich auch nur die dringendſten Bedürfniſſe des Unterhalts zu ſichern. Die Schauſpieler des Hofburgtheaters in Wien haben als treue Nachbarn gehandelt. Sie haben eine Akademie zum Vortheile der Peſther deutſchen Schauſpielergeſellſchaft im kaiſerlichen kleinen Redoutenſaale veranſtaltet, zu der Alles beitrug, was die kaiſerliche Bühne von Ruf und Beliebtheit in ihrem Künſtlerperſonal vereinigt: Die Herren Löwe, Anſchütz, Beckmann u. ſ. w. die Damen Fichtner, Hebbel, Rettich, Wildauer, Neumann. Freilich gehörte noch immer alle Gutherzigkeit des Wiener Publicums und deſſen große Verehrung für die Schauſpieler der Hofburg dazu, um ſelbſt eine ſolche Akademie zu füllen. Denn eine Reihe von meiſt ältern und bekannten Declamationsſtucken vortragen zu hören, dazu bewegten wir in Dresden, Leipzig, Berlin nicht hundert Menſchen durch die gefälligſten Freibillets.

Ich hätte einige kürzere Nachrichten hinzuzufügen, z. B. über die günſtige Aufnahme von Freitags «die Valentine» in Hamburg und über die ungünſtige von Bauernfelds «Großjährig» in Leipzig. Allein die Luſt zu äſthetiſcher Mittheilung iſt mir vergangen unter der Betrachtung ſo ſchwerer und furchtbarer Verhältniſſe. Selbſt daß Frau Fanny Cerrito in Berlin mit einer Ziege — ihrer Tanzgefährtin aus «Esmeralda» — in Geſellſchaft erſcheinen ſoll, vermag mir meine Laune nicht herzuſtellen. Was iſt am Ende auch Befremdendes an einer Ziegenbegleitung, da der Bock ſtets für ſalonfähig galt und vor Allem der Eſel! Duprez ſingt in Berlin, Meyerbeer iſt in Wien eine Denkmünze gewidmet worden, faſt ſo ſchönen Gepräges, als die, welche der Lind zugeeignet ward und in Königsberg proceſſirt eine Dame um das Recht, Männerbeinkleider tragen zu dürfen, durch alle Inſtanzen und bis zum Könige. Einem ſpätern Wilibald Alexis bereitet ſich da ein Romanſtoff voll geſellſchaftlicher und politiſcher Beziehung vor: «Die Hoſen der Frau Lehmann».

Allein ich will ſchließen, indem ich daran erinnere, daß die Behörden nicht genug für Geſundheit und Leben ihrer Anvertrauten thun, wenn ſie dafür ſorgen, daß jedem Unterthanen die Kuhpocken richtig eingeimpft werden. Die achtzig Verbrannten in Karlsruhe bringen eine andre noch raſcher anſteckende und noch entſetzlicher mörderiſche Krankheit als die Pocken in Erinnerung, die in ſchlecht eingerichteten und nachläſſig beaufſichtigten Theatern an jedem Abende ausbrechen kann und wider die keine Impfung Schutz verleiht. Das Leipziger Stadttheater hat denſelben Baumeiſter, Weinbrenner, und hat, nicht alle zum Glück, aber manche der Mängel mit dem eingeäſcherten Karlsruher Hauſe gemein, die dort ſo verderblich zuſammentrafen. Außerdem iſt es viel zu kleinen Umfangs, beſonders wenn wir den zweiten und dritten Zuſchauerplatz betrachten, wovon der letztere ſo ſchmaler und trauriger Verfaſſung, daß die wenigen Plätze, die ſich dem «Volke» dort eröffnen, trotz ihres geringen Preiſes die verhältnißmäßig am theuerſten bezahlten des Hauſes ſind. Von der Schaubühne zu ſchweigen, der ein entſprechender Schnürboden und die Keller fehlen, ſo daß auch die einfachſte Maſchinerie mislich geht, und jede Decoration beim Aufbewahren in der Mitte der Leinwand zuſammengebrochen werden muß.

Es iſt neuerdings viel von der Vervielfältigung und Veredlung des Volksvergnügens die Rede. Wir beſitzen ferner eine Menge

zartſinniger Seelen unter den Schriftſtellern und unter den öffentlichen Vertretern des bürgerlichen Willens, die lieber dem Reichen das Geld aus der Taſche rauben, und den Beſitzenden von Haus und Hof verjagen, als die Ungleichheit des Eigenthums dulden und den Armen länger an der Pforte des Genuſſes darben ſehen möchten. Ich verzichte darauf, dem Volke Feſtlichkeiten und Vergnügungen zu erſinnen, wenn es ſich nicht ſelbſt dergleichen nach ſeinem Verlangen ſchafft. Auch kann mich das verrückte Hirngeſpinſt des Communismus nicht einen Augenblick beirren, daß ich mich über den planvollen Wahnſinn täuſchte, welchem es ſeine Entſtehung verdankt. Aber das Theater iſt ein bereits mit allen Anſtalten vorhandenes, völlig ausgebildetes Vergnügen und das Volk begehrt darnach. Räumt ihm ſeinen Platz darin ein und zuerſt hier in Leipzig, einer der reichſten Gemeinden in der Welt. Reißt das alte häßliche und unzweckmäßige Haus nieder, oder laßt es meinetwegen zum fahlen Gedächtniß ſtehen, aber baut vor Allem ein neues Theater unter Anwendung jeder Vorſichtsmaßregel und darauf abgeſehen, daß Hunderte von Proletariern zugleich darin ihre billigen und behaglichen Sitze finden können, auf denen ſie ſicher ſind, ſie jemals mit dem Leben bezahlen zu müſſen. Das iſt nicht blos ein Wunſch, es iſt vielmehr eine Pflicht, die Ihr erfüllen ſollt.

Rob. Heller.

Moden.

Der andauernde Nachwinter iſt für die Entwickelung der Frühlingsmoden ſo nachtheilig, daß man jetzt Mitte März, wo in beſſern Jahren die Neuigkeiten ſchon allgemein ausgetragen werden, noch in vollem Winterſtaat mit Muff und Pelzwerk bewaffnet einhergeht. Da gibt es denn über Modeneuigkeiten nichts zu berichten. Für die Herren iſt jedoch anzuführen, daß eine Neuigkeit für Weſten in einem dunkelgrundigen Caſchmir beſteht, welcher durchaus mit einem geſtickten, in der Farbe grell abſtechenden Erbsmuſter bereichert iſt. Dieſer geſtickte Stoff wird die geſtreiften Weſtenſtoffe erſetzen, welche ſchon dieſen Winter mehr und mehr durch einfarbige glatte Zeuge verdrängt wurden. Die Form der Weſten hat ſich nicht verändert und das Beſetzen derſelben mit Borden iſt außerdentlich beliebt. Die Taillen der Herrenröcke hat man in letzter Zeit ſichtlich verkürzt und eine vorjährige Taillenlänge rechnet man ſchon zu den Uebertreibungen. Die grade Form der Röcke, mit einer Reihe Knöpfe gemacht, ſcheint das Bereichernde aller neuen Herrenmoden zu werden, ſelbſt die Ueberziehröcke kreuzen nur ſelten und wenn ſie kreuzen, ſo beträgt der Ueberſchlag kaum eine Handbreite. Die blaue Farbe iſt für Röcke zum Stadtanzug am meiſten geſucht und daneben wählt man vielleicht noch ein nußbraunes oder olivenfarbiges Tuch zum Phantaſiefrack. Die Form aller Rockknöpfe iſt klein und gewölbt, ſie ſind meiſt überſponnen und genau mit der Farbe des Rocktuches übereinſtimmend gewählt. Gelbe Knöpfe ſieht man auf blaues Tuch faſt nie, auf olivenfarbiges ſelten verwendet. Eine beliebte Neuigkeit für Negligéeröcke iſt vorn eine Reihe, d. h. drei bis vier kleine Patten anzubringen, die mit Knöpfen und Knopflöchern verſehen den Rock ſchließen.

Die Beinkleider der Herren zeigen fortwährend einen weiten Schnitt, doch iſt man auch darin von der Uebertreibung zurückgekommen. Die feingeſtreiften und glatten Hoſenſtoffe haben den Vorzug vor den frühern auffallend geſtreiften und gegitterten Zeugen.

Die Paar ſchönen Tage, die uns das Ende des Februar brachte, lockte raſch viele Reiterinnen in die champs Elysées von Paris. Es war auffallend, daß man die Damen alle, ohne Ausnahme, wie in einer Uniform im ſchwarzen, höchſt einfachen Amazonenanzug erſcheinen ſah. Trotz aller Verſuche, andre Farben in Aufnahme zu bringen, finden die Reiterinnen doch das ſchwarze Coſtüm immer wieder am kleidſamſten und zweckmäßigſten. Ein ſolches Reitcoſtüm wird von ſchwarzem Caſimir oder Halbtuch gewählt, der Rock deſſelben iſt ohne Schleppe, ringsum gleichmäßig, höchſtens eine halbe Elle länger als die gewöhnliche Kleidlänge gemacht. Das Leibchen des Reitkleides iſt ohne merkliche Schneppe im hohen, glatten Oberrockſchnitt, mit langen, engen Aermeln und einem ringsum laufenden, glatten, eine halbe Elle langen Schooß angefertigt. Zu dieſem Kleid trägt die Dame einen glatten, weißen Ueberſchlagkragen von Batiſt gemacht, gleiche Manchetten, jene buntfarbige Cravatte und einen Herrenhut mit einem lichtgrünen Schleier.

Digitized by Google

Der ſie begleitende Cavalier würde vielleicht einen olivenfarbigen Reitfrack mit blanken Knöpfen, ein ſchwarz- und graugeſtreiftes Beinkleid, eine braune Schooßweſte und einen vollblauen Shlips tragen.

Die *Kindermoden* beſchäftigen beim Umſetzen der Jahreszeiten die ſorgenden Mütter ganz beſonders; ſo brachte ſchon unſre letzte Nummer im beiliegenden Modeblatt ein niedliches Modell zu einem Mädchenanzug und ſo bringt unſer heutiges beiliegendes Modeblatt, Nr. 19, zwei zweckmäßige Knabencoſtüms. Sind die Knaben noch kleiner als der auf unſerm Modebild abgezeichnete kleinere Knabe, ſo tragen ſie Blouſen in der bekannten unveränderlich einfachen Form. Sind die Knaben größer als der größere Knabe unſeres Modebildes und will man ſie daher keine Jacken mehr tragen laſſen, ſo wählt man für ſie einen graden, im Rock engen Gehrock, der in ſeinem ſehr einfachen Schnitt etwas an einen Uniformrock erinnert. Für kleine Knaben wie für kleine Mädchen ſind lange anliegende Gamaſchen ſehr modiſch und man zieht ſie jetzt den langen Hoſen von früher vor. Alle Kinderhoſen, auch die für Mädchen, macht man nur in der Länge, wie ſie die Abbildung des kleinern Knaben auf dem Modebilde Nr. 19 angibt, und dazu legt man den Kindern Gamaſchen an, wenn die rauhe Jahreszeit die nackten Knie und die kurzen Strümpfe verwehrt.

Als Frühlingsneuigkeit verſichert man von Paris aus, daß man dies Jahr viel Strohhüte und zwar durchbrochene und mit Spitzen untermiſchte tragen würde. Die Neuigkeit, daß man Strohhüte im Sommer tragen wird, iſt allerdings ſo hiſtoriſch begründet, daß man ſich die Neuigkeit ſparen könnte. Weſentlicher iſt die Angabe, daß die Modefarbe der neuen Caſchmirſhawls in einem türkiſchgelben oder nankingfarbigem Grundton beſtehen würde, und daß auch für Kleiderſtoffe die gelbe Farbe in allen Abſchattirungen die Sommermoden beherrſchen werde.

Zur *Mitteltoilette* und zum Stadtanzug trägt man viel Damaſte, die man mit Poſamentirarbeit und ſchwarzen, ſchmalen Spitzen in Schürzenform garnirt.

Die *ſchwarzen Spitzen* bleiben, wie ſchon öfter erwähnt wurde, ſehr in Modegunſt und man ſcheut nicht zu grell abſtechenden, z. B. maisfarbigen oder lichtroſa Kleidern ſie als Garnirung zu verwenden. Sogar ein weißes Atlaskleid, in dem eine elegante Dame kürzlich in einer königlichen Soirée erſchien, war mit drei breiten, ſchwarzen Spitzenfalbeln garnirt. Dieſe Falbeln waren von der linken Seite geſchlitzt und da mit ſchwarzen Sammtſchleiſen, in deren Mitte eine Brillantagraffe ſtand, in die Höhe gerafft. Eine breite, ſchwarze Spitzenberthe deckte das Schneppenleibchen des weißen Atlaskleides, ſchwarze, ſammtne Pagenſchleiſen waren mit Brillantagraffen auf den Achſeln befeſtigt; ein Brillantſchmuck und eine ſchwarze Spitzenbarbe zierte das Haar der Dame. In derſelben Soirée waren auch einige Ballanzüge von zwei bunten, grell abſtechenden Farben zuſammengeſtellt. Zuerſt trug eine blonde Dame über einem roſa Atlaskleid ein filzgraues Creppkleid, welches mit zwei Falbeln garnirt war, die Falbeln waren vorn an einer Seite mit einer Guirlande voller Roſen in die Höhe gerafft und die Roſenguirlande ſetzte ſich, von unten nach oben dünner werdend, bis an die Taille fort. Eine andre Dame trug ein Tüllkleid mit fünf Röcken gemacht und zwar waren drei Röcke von kirſchrothem Crepp und die zwei dazwiſchenſtehenden von weißem Crepp gemacht, das Leibchen und die Aermel des Kleides waren mit einem Gemiſch von kirſchrothem und weißem Crepp drapirt und im Haar trug die Dame einen Mooskranz mit Roſenknoſpen gemiſcht.

J.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

№ 19. Pariſer Damen- und Knabenmoden. Der größere etwa zehn Jahre alte Knabe trägt eine bretoniſche, ſchwarze Jacke, welche von Tuch gemacht und mit Soutagebördchen benäht iſt, das Beinkleid derſelben Figur iſt von geſtreiftem, wollenem Zeug à la hussarde gemacht. Der kleinere Knabe, vielleicht fünf Jahr alt, trägt eine Tunika, die wie ein Sackpaletot von Sammt gemacht und mit abſtechenden Sammtborden beſetzt iſt, unter der Tunika zeigt ſich eine kurze, gleichweite Hoſe, welche ebenfalls mit Sammtborden beſetzt iſt; die über's Knie gehenden Strümpfe ſind auch mit Sammtborden geſtreift. Der Geſellſchaftsanzug der Dame zeigt ein roſa Taffetkleid mit einem Franſenbeſatz, eine gemuſterte Tülleharpe liegt darüber.

№ 20. Pariſer Damenmoden. Soirée- und Balltoiletten. Zu dem grünen Sammtkleid trägt die Dame eine Haube Marie-Stuart. Das lichtlila Ballkleid iſt mit zwei Röcken von Crepp gemacht und liegt über einem roſa Unterkleide, die Puffengarnirung des untern Crepprocks und der mit Bändern aufgezogene obere Crepprock geben einen reizenden Phantaſieanzug.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mode 1847 No. 19.

Digitized by Google

Die Mode 1847 N.º 20.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

№ 14. Pränumerationspreis halbjährlich 2⅓ Thaler. 1847.

Margarethe.

1.

In Geſellſchaft mehrerer Offiziere und alter Kameraden wohnte ich eines Tages einem Diner bei Very bei, das zu Ehren des Capitains Bordier, des älteſten und tapferſten der ganzen Schaar, veranſtaltet worden. Nach beendigtem Mahle ſchlug ich vor, den Kaffee in einem Kaffeehauſe zu genießen, deſſen Comptoirdame, von merkwürdiger Schönheit, meine Neugier auf's lebhafteſte reizte. Ihr Alter mochte vier und zwanzig Jahre ſein; ihre Haltung war ernſt und kalt: ein Ausdruck tiefen Kummers lag beſtändig auf ihrem Geſichte. Der Herr und die Bedienung des Kaffees redeten ſie immer mit einer gewiſſen Achtung an, und auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß ihr Benehmen nie den mindeſten Zweifel in die Reinheit ihrer Sitten habe aufkommen laſſen. Sie empfing übrigens nie einen Beſuch, ging nicht einmal aus, um ſich Toilettengegenſtände zu beſorgen, womit ſie das Dienſtmädchen ihres Herrn beauftragte, und riegelte ſich nach dem Schluß des Geſchäfts in ihrem Zimmer ein, das ſie am andern Morgen nur verließ, um ſich auf ihren Poſten zu begeben. Ich hatte mehrmals verſucht, mit ihr eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber ſtets hatte ſie mich mit eiſiger Höflichkeit zurückgewieſen, und ich war an dem Tage, wo ich auf den Einfall kam, ſie meinen Kameraden zu zeigen, noch nicht weiter gekommen.

Als wir in das Kaffeehaus traten, ſah ſie nicht nach unſrer Seite, da ſie grade beſchäftigt war, die Rechnung eines Gaſtes in Ordnung zu bringen. So wie Bordier einen Blick auf ſie geworfen hatte, wendete er ſich nach der Wendeltreppe, die in das obere Stockwerk führte, und winkte uns mit lebhaften Geberden, ihm zu folgen. Wir ließen uns ein beſondres Cabinet geben, und hier ſagte mir Bordier leiſe, um von dem Garçon nicht gehört zu werden: Ich kenne ſie; wenn du in ſie verliebt biſt, ſo vergeudeſt du

deine Zeit umſonſt. Ein entſetzliches Trauerſpiel iſt in dem Leben dieſer Frau vorgekommen; wenn ihr wollt, will ich euch bei einer Cigarre ihre Schickſale erzählen; ihr werdet ſehen, daß hier ſich keine Intrigue anknüpfen läßt.

Der Kaffee nebſt Cigarren wurde gebracht, und nachdem wir unſre Maßregeln getroffen, um nicht weiter geſtört zu werden, erwarteten wir mit ungeduldiger Spannung die Enthüllungen, welche uns Bordier verſprochen. Der Capitain begann:

In einem der abgelegenſten Quartiere von Maubeuge, in einer ſchmalen und dunkeln Gaſſe, befand ſich ein beſcheidenes Leſekabinet, ſo dunkel und wenig beſucht, wie die Straße ſelbſt. Alte Schmöker herrſchen dort ungeſtört, ohne das Eindringen anſpruchsvoller Novitäten zu fürchten. Die neueſten Werke waren die von Ducray-Dumenil, Pigault-Lebrun und einige allerneueſte von Paul de Kock. Zwei oder drei Zeitungen lagen auf einem Tiſche mit grünem, ſehr abgeſchabtem, aber ſorgfältig ausgebürſtetem Tuch überzogen. Blos die alten Rentiers der Stadt bildeten die Kundſchaft dieſer Anſtalt; das gab eine kleine Rente, die von Jahr zu Jahr abnahm, wie der Tod einen Abonnenten nach dem andern abrief, die aber bis jetzt genügt hatte, das gänzliche Aufhören der Anſtalt zu verhindern.

Der Zufall iſt ein großer Künſtler, er liebt das Maleriſche und die Gegenſätze, er läßt eine Blume in der Fenſterecke eines Kerkers entkeimen; in dieſem trübſeligen und düſtern Aufenthalte hatte er ein hubſches Mädchen erblühen laſſen. Dieſes Mädchen war Margarethe Garnier, das einzige Kind der armen Witwe, welcher die Anſtalt gehörte.

Eines Tages dachte der wackere Zufall, der größte Gelegenheitsmacher auf der Welt, an die kleine Margarethe und kam auf den Einfall, vor der Thür des Leſekabinets einen jungen Souslieutenant vorübergehen zu laſſen. Es war Sommer, und ſchön und warm. Margarethe ſaß vor der Thür, um etwas friſche Luft zu genießen; in ihrer niedlichen Hand hielt ſie eine Stickerei, die einer Fee würdig war, aber ſie hatte ihre fleißige Nadel einen Augenblick ruhen laſſen, um mit dem Auge einem weißen Wölkchen zu folgen, welches oben am blauen Himmel hinſchwebte. Wie der junge Souslieutenant das Mädchen erblickte, blieb er ſtehen und konnte ſich, erſtaunt über dieſe reine Schönheit, eines Ausrufs der Bewunderung nicht enthalten. Margarethe ließ den Blick wieder ſinken und begegnete dabei dem ihres Bewunderers. Sie erröthete, nahm ihre Arbeit wieder vor, aber ihr Herz ſchlug lebhafter und die Nadel machte falſche Stiche. Lag ein Gebet in dieſen eben noch zum Himmel erhobenen Augen? Vielleicht. Aber jedenfalls war ein Gelübde auf Erden erhört worden.

Nach einigen gleichgiltigen, faſt lächerlichen Worten, wie man ſie bei ſolchen Gelegenheiten, wenn man Einfaltspinſel genug iſt gefühlvoll zu werden, oft ſpricht, trat der Souslieutenant in das Leſekabinet. Er nahm eine Zeitung; aber anſtatt ſie anzuſehen, dachte er nur daran, die Seele der Jungfrau auf ihrem reinen und ſchönen Geſicht zu leſen, und er ſchlürfte die Liebe in vollen Zügen. Nachdem er übermäßig lange ſitzen geblieben war, mußte er endlich gehen und ſchämte ſich ordentlich, nur drei Sous für das viele Glück, das er genoſſen, zu erlegen. Er kam den nächſten Tag wieder, und den dritten, und den vierten, und alle Tage; es wurde bei ihm zu einer ſüßen Gewohnheit. Margarethe brauchte mehr Zeit, ihre Halskrauſe zu fälteln und ihr Haar zu flechten; ſie machte das Sticken zur einzigen Beſchäftigung des Tages und verſchob bis auf den Abend das Ausbeſſern der Strümpfe

und der Wäſche, wobei ſie ſich nicht überraſchen laſſen wollte, auf. Jeden Morgen ſtellte ſie ein Glas mit einem großen Blumenſtrauß auf die grüne Tafel, was ſeit langer Zeit außer Gebrauch gekommen war. Die kleinen Beweiſe beweiſen grade am meiſten, und die tauſend unbedeutenden Zeichen, welche ein Mädchen errathen läßt, klären einen Liebhaber bald auf. Wenn Delaſalle eine Neigung für Margarethe gehabt hatte, ſo bemerkte er auch bald, daß ſie ihn ebenfalls liebte. Dies Alles iſt ſehr natürlich und ſehr einfach, nicht wahr? Und dies iſt ein ſehr unſchuldiger Anfang zu einer ſo traurigen Geſchichte.

Delaſalle wagte endlich einen Brief, und der Brief wurde angenommen; ein zweiter, ein dritter, ein vierter folgte, und zuletzt antwortete ſie. Dann ſprachen ſich die Beiden im Geheimen, drückten ſich die Hände, letzten ſich mit den Blicken aneinander, kurz keins von den gewöhnlichen Zeichen einer keimenden Liebe fehlte.

Aber es gab noch eine Frau Garnier, eine wackere und ehrliche Frau, ſie war eine ſtrenge Mutter und ſcharfblickend. Freilich war ſie nicht immer auf ihrem Poſten, und man benutzte möglichſt die Zeiten, wo ſie abweſend war; aber doch war ſie manchmal da und hatte genug geſehen, um ihre Einmiſchung für nothwendig zu halten.

Margarethe, ſagte ſie eines Morgens zu ihrer Tochter, es gehen hier Sachen vor, die für ein anſtändiges Haus ſich nicht ſchicken.

Margarethe wurde über und über roth.

Es bedarf deines Erröthens nicht, mein Kind, fuhr ſie fort, um meinen Argwohn zu beſtätigen. Herr Delaſalle macht dir den Hof, und du geſtatteſt es! Ich bin alt, oft krank, immer beſchäftigt; ich kann nicht die Hüterin deiner Tugend ſein, du mußt ſie ſelbſt zu huten wiſſen, mein Kind; denn ich denke doch nicht, daß du die Maitreſſe Herrn Delaſalles werden willſt?

Margarethe ſenkte den Kopf und weinte.

Und doch wartet deiner nichts andres im Hintergrunde: die Männer im Allgemeinen und die Militairs insbeſondre heirathen ſo wenig als möglich. Ein armer Infanterielieutenant kann kein armes Mädchen heirathen: Herr Delaſalle kann und will dich nicht heirathen.

Margarethe warf ſich ihrer Mutter um den Hals, verbarg den Kopf an ihrer Bruſt und ließ ſchweigend ihre Thränen fließen.

Ach, liebes Kind, die Armen haben kein Recht zu leben; es kommt ihnen nicht zu, Freuden aufzuſuchen, ihr Leben muß damit vergehen Schmerzen zu vermeiden, und der Kummer, der deiner warten würde, wäre gewiß viel bittrer als der, den ich dir heute verurſache.

Margarethe weinte immer noch und tiefe Seufzer unterbrachen zuweilen ihre Thränen.

Setze dir keine falſchen Ideen in den Kopf, liebe Tochter, fuhr Frau Garnier fort; ſieh die Sachen einfach: idealiſire nicht gewiß ſehr natürliche Inſtinkte, die aber wahre Inſtinkte ſind, die der Zufall weckt und die eben ſo gut jeder andre Gegenſtand wecken kann, den man allein und zuerſt vor Augen hat. Das erſtemal, wo ein Mann dir das Wort Liebe hören läßt, bildeſt du dir ein, dieſer Mann vereinige in ſich alle Vollkommenheiten, nur er allein auf der Welt ſei liebenswerth, und daß ohne ſeine Liebe das ganze Leben verfehlt und verloren ſei! ... Arme Margarethe, wenn du wüßteſt, mit welch' kalten und gefühlloſen Augen man ſpäter in ſeinem Leben auf dieſe phantaſtiſchen Vorſtellungen zurückblickt! Herr Delaſalle kann dich nicht

heirathen; ſeine Maitreſſe willſt du nicht ſein; es bleibt uns alſo nur ein einziger Weg übrig, ihn zu bitten, ſeine Beſuche aufhören zu laſſen.

Bei dieſen Worten brach Margarethe in lautes Schluchzen aus.

Margarethe! Margarethe! ſagte Frau Garnier und küßte ihre Tochter liebevoll auf die Stirn, du biſt ein verſtändiges Mädchen; ſprich, was ſoll ich thun?

Du haſt Recht, liebe Mutter, du haſt Recht, ſagte das Mädchen mit mühevoll errungener Faſſung.

Da kommt er, ſagte Frau Garnier, die Delaſalle durch das Fenſter auf das Haus zukommen ſah; laß uns allein, geh auf dein Zimmer, ich werde mit ihm ſprechen.

Margarethe entfernte ſich, ihr Geſicht mit dem Taſchentuch verhüllend, und war verſchwunden, als der Lieutenant einen Augenblick ſpäter eintrat.

Guten Tag, Frau Garnier, ſagte der Offizier heiter.

Guten Tag, Herr Delaſalle.

Sie ſagen mir ja das heute mit recht betrübter Miene?

Ich bin auch in der That ſehr bekümmert, Herr Delaſalle, und habe auf Sie gerechnet, mich zu tröſten.

O, wenn es nur von mir abhängt!

Wenigſtens in ſehr hohem Grade: hören Sie mich an, Herr Delaſalle; ich bin Frau, ich bin Mutter, und ich bin nicht blind ... ich weiß recht gut, daß ſie nicht meinetwegen, wegen meiner alten Bücher und meiner drei Zeitungen herkommen ...

Delaſalle wurde roth und drehte ſich den Bart.

Sie kommen meiner Tochter wegen her! Ja, Herr Delaſalle, und da ich Sie als Ehrenmann kenne, wende ich mich offenherzig an Sie, um Sie zu bitten, Ihre Beſuche hier gänzlich ſein zu laſſen ...

Aber, Madame ...

Sie leugnen es nicht, nicht wahr, und ich kann nicht denken, daß Sie durch das, was Sie von Margarethen zu erlangen gewußt haben, ein Recht zu haben glauben, zwei arme weibliche Weſen unglücklich zu machen ... Sie ſehen alſo, Herr Delaſalle, Sie müſſen durchaus aufhören, uns mit Ihrem Beſuche zu beehren.

Delaſalle hatte bis dahin noch nicht im mindeſten über ſein Verhältniß zu dem Mädchen nachgedacht und hatte ſich weder gefragt, ob er ſie zu ſeiner Gattin oder zu ſeiner Maitreſſe machen wollte; er hatte ſich gehen laſſen und genoß ſorglos das ſtille und ſüße Glück der Liebe. Deshalb wußte er auf die unerwartete Frage der Frau Garnier nicht das mindeſte zu antworten.

Ich geſtehe Ihnen, Madame, erwiderte er endlich, daß ich über alles dies ſelbſt noch nicht reiflich nachgedacht habe, aber ein Mann von Ehre kann nur ehrenhafte Abſichten haben, und von dem Augenblicke an, wo man entſchloſſen iſt, die Verantwortlichkeit für ſeine Handlungen auf ſich zu nehmen, kann man unter ſolchen Umſtänden nicht ſehr verdammenswerth ſein.

Man hat ſtets nur ehrenhafte Abſichten, mein werther Herr Delaſalle; aber wenn Sie ganz aufrichtig ſein wollen, ſo werden Sie zugeben, daß Sie daran gar nicht gedacht haben! Mein Gott, ich rechne Ihnen das nicht als Verbrechen an! ... Aber wohl muß ich das thun, fuhr Frau Garnier in ſtrengerem Tone fort, wenn Sie, nachdem ich Ihnen die Augen geöffnet, dennoch fortfahren, ein Verhältniß zu unterhalten, welches gänzlich aufhören

Digitized by Google

muß ... Denken Sie ernſtlich über das nach, was ich Ihnen geſagt habe, und ich bin feſt überzeugt, daß Sie ſelbſt zugeben werden: dies iſt der einzige Weg, den wir alle drei mit Ehren einſchlagen können. Leben Sie wohl, Herr Delaſalle, ſagte Frau Garnier, indem ſie aufſtand und dem Souslieutenant die Hand reichte, leben Sie wohl, und ohne Feindſchaft.

Sie entfernte ſich mit dieſen Worten. Delaſalle blieb einen Augenblick unentſchloſſen ſtehen; aber endlich verließ er traurig und nachdenklich das Haus, das ihm zum erſtenmale erſchien wie es wirklich war: düſter und öde.

Von dieſem Tage an zeigte ſich Delaſalle ſchweigſam und mürriſch; er mied ſeine Kameraden, kam nicht mehr in's Kaffeehaus und irrte wie ein ruheloſer Geiſt auf den Wällen umher. Er fühlte jetzt, daß er Margarethen viel mehr liebte, als er anfangs gedacht hatte. Bei ſolchen Leidenſchaftsſtürmen iſt die Freundſchaft ein Hafen, in dem man gern Zuflucht nimmt; aber im Grunde und ohne es ſelbſt zu wiſſen, wollte Delaſalle Schiffbruch leiden. Er hütete ſich daher wohl, ſein Herz ſeinem beſten Freunde, dem Hauptmann Menard, zu eröffnen. Dieſer wackre Offizier, der mein Buſenfreund war, hatte Delaſalle von früher Kindheit an erzogen und bei ihm Vaterſtelle vertreten. Voll Beſorgniß über die fortdauernde Traurigkeit ſeines jungen Freundes, ging ihm Menard eines Tages nach, und redete ihn an, als ſie an einen paſſenden Ort gekommen waren.

Du biſt bekümmert und zwar ſehr, Delaſalle, ſagte er zu ihm, und du ſagſt mir nichts davon! Du meideſt mich. Nachdem dich den ganzen vorigen Monat wer weiß welches Abenteuer beſchäftigt hat, ſehe ich dich jetzt blaß, verſtört und langweilig wie eine Nachtmütze herumſchleichen. Was fehlt dir?

Es iſt nichts, Menard; ich habe meinen Entſchluß feſt und unwiderruflich gefaßt! Ich werde mich verheirathen!

Ach was! Du ſiehſt mir nicht wie ein Bräutigam aus, und nach deinem Geſicht ſollte man eher meinen, es handle ſich um eine Beſtattung! Iſt die Frau reich?

Nein, ſie iſt arm, aber ich liebe ſie.

Halt, nur kein Geſchwätz, lieber Paul; ich glaube wahrhaftig, du willſt eine Thorheit begehen. Sei aufrichtig, um wem handelt es ſich?

Du wirſt mir erlauben, Menard, vor der Hand darüber zu ſchweigen. Ich kann dir jetzt weiter nichts ſagen, als daß ich ſeit acht Tagen mich gezwungen habe, ſie nicht zu ſehen und mich auf den Gedanken vorzubereiten, ihr zu entſagen. Und ſeit dieſen acht Tagen ſchlafe, eſſe und ſehe ich nicht mehr und komme mir vor wie ein Körper ohne Seele.

Das heißt, daß du ſeit acht Tagen dir beſtändig die Vorzüge deiner Schönen vormalſt und ſtets bemüht biſt, deiner Leidenſchaft neue Nahrung zu geben. Sie muß wahrhaftig ſehr hartherzig ſein, daß du ſchon an's Heirathen denkſt.

Es iſt ein armes und anſtändiges Mädchen, Menard, und ich muß ihr entweder entſagen oder ſie heirathen. Ich würde es als eine Ehrloſigkeit betrachten, wenn ich anders handeln wollte.

Gut gedacht, lieber Paul, ſagte Menard und drückte dem Jünglinge herzlich die Hand, gut gedacht, aber ſchlecht in Ausführung gebracht. Du mußt ihr entſagen. O! ich weiß recht gut, was du mir Alles erwidern willſt; aber höre ein wenig die Sprache der Vernunft an. Ich will dir gar keinen Rath geben, ſondern dir blos zeigen, warum dieſe Heirath eine Unmöglichkeit iſt. Sie hat nichts, und du haſt auch nichts, gut! Du biſt Sous-

lieutenant, das heißt, du haſt nicht genug, um eine Frau zu ernähren, die mit der Zeit auch Kinder, für immer zur Dürftigkeit verurtheilt, haben wird, und mit der du von Garniſon zu Garnſon ziehen mußt. Und wo ſoll das Avancement herkommen? Hier kannſt du gewiß auf kein ſchnelles rechnen, denn auf Krieg läßt ſich nicht hoffen: Die Vorſehung des Soldaten iſt Afrika, und ſchickt man dorthin Familienväter? Du ſiehſt alſo, es läßt ſich gar nicht weiter darüber ſprechen, denn es iſt ganz und gar unmöglich.

Lebe wohl, Menard, ſagte Delaſalle trocken und reichte ſeinem Freunde die Hand, lebe wohl, wir verſtehen uns nicht!

Und damit ließ er Menard ſtehen, ganz verblüfft über ſeine Ungelehrigkeit.

Als Delaſalle ſeine Wohnung erreicht hatte, war ſeine erſte Sorge, an Margarethe einen wunderſchönen Liebesbrief, wie ſich von ſelbſt verſteht voll blühenden Unſinns, zu ſchreiben, und ſie für dieſen Abend noch um eine heimliche Zuſammenkunft zu bitten, um mit ihr ſich über das, was zu thun ſei, zu beſprechen.

So wie es vollkommen dunkel geworden, traf ſich das liebende Paar auf dem Walle. Die Luft war lau, der Mond drang hier und da durch das dichte Laubdach der Bäume, und goß über die Ferne ſein melancholiſches Licht aus; die Nachtigallen ließen zum Herzen dringenden Geſang ertönen und antworteten ſich bald aus der Nähe, bald aus der Ferne.

Nachdem die beiden Liebenden einige Mal in der Allee auf- und abgegangen waren, blieben ſie bei einer Bank in einem ſchattigen Winkel ſtehen. Delaſalle ſetzte ſich; dann zog er Margarethen auf ſeinen Schooß. Er umſchlang mit ſeinem linken Arm das junge Mädchen, ſie neigten ſich tief zu einander, ihre Lippen ſuchten ſich und berührten ſich zitternd ...

Ja, Margarethe, rief Delaſalle voll Feuer, du wirſt meine Gattin, ich ſchwöre es dir ...

Ein lautes Gelächter erſcholl dicht neben ihm, und Menard erſchien, begleitet von mehren andern Offizieren.

Ah, da haben wir ja unſre ſpröde Schöne, bei der man nur die Wahl hat, ſie zu heirathen oder zu fliehen! Ich bin begierig, ihre Bekanntſchaft zu machen, ſagte Menard.

Margarethe war raſch aufgeſtanden: inſtinktmäßig drängte ſie ſich an ihren Geliebten, wie um Schutz bei ihm zu ſuchen, und als ſie auf den Gedanken kam, zu fliehen, war es ſchon zu ſpät: die Offiziere bildeten einen Kreis um ſie.

Meine Herren, rief ihnen Delaſalle zitternd vor Wuth zu, wage es keiner, ſich dieſem Mädchen zu nähern oder ihm den Weg zu vertreten, wenn ich ihn nicht als Feigling behandeln ſoll! Das iſt ein ſchändlicher und ehrloſer Streich!

Der Kreis der Offiziere öffnete ſich, als ſie dem Jünglinge ſich mehr näherten. Dies benutzte Margarethe, um zu fliehen, und Menard allein wagte den Verſuch zu machen, ihr zu folgen, als Delaſalle ihn beim Arme packte.

Sie, mein Herr, ſagte der Lieutenant wuthſchäumend, mache ich für dieſen ganzen Auftritt verantwortlich.

Mein Gott, wie der kleine Mann hitzig wird! Meinen Sie in der That, meine Herren, daß man unbedingt eine Dirne heirathen muß, die ...

Kein Wort über ſie, ſchrie Delaſalle faſt außer ſich vor Zorn, kein Wort über ſie, oder wehe Euch! Ich will handeln wie mir gut dünkt,

Digitized by Google

und leide nicht, daß ſich Jemand auf dieſe Art in meine Angelegenheiten miſcht ...

Und ich ſage, daß alle Mittel gut ſind, wenn es gilt, einen Freund von einer großen und beklagenswerthen Thorheit abzuhalten.

Meine Herren, ſagte Delaſalle zu den Offizieren, Sie werden mir geſtatten, einen Augenblick mit Herrn Menard unter vier Augen zu ſprechen; Sie begreifen, daß Sie ſich nicht mehr einmiſchen können, ohne die Forderungen der Delikateſſe und der Ehre zu verletzen ... Kommen Sie, mein Herr.

Mit dieſen Worten zog er Menard fort, und die Offiziere entfernten ſich, überzeugt, daß ſie nichts mehr hier zu ſuchen hatten, und Delaſalle im Grunde in ſeinem Rechte ſei.

Ich weiß nicht, in welcher Abſicht Sie auf dieſe Weiſe gehandelt haben, ſagte Delaſalle zu Menard, als ſie allein waren; aber ich muß Sie wahrhaftig entweder für einen Wahnſinnigen oder für meinen Feind — oder gar für meinen Nebenbuhler halten.

Vor allen Dingen muß ich bemerken, daß ich dieſes Geſchöpf nicht im mindeſten kenne; was das Wahnſinnigſein betrifft, ſo iſt das möglich, da ich die verrückte Idee gehabt habe, für einen andern klug ſein zu wollen! Thut aber nichts, ich habe es angefangen. und werde es fortſetzen!

Was! Sie wollen es fortſetzen! Sie maßen ſich an, dieſe Heirath hindern zu wollen! Ich gebe Ihnen mindeſtens den Rath, es nicht zu verſuchen ... Aber jetzt haben wir erſt mit einander etwas abzumachen ... Denn Sie bilden ſich doch nicht ein, daß ich mir Ihren Spaß von vorhin ſo ruhig gefallen laſſen werde?

Ein Duell! O, Paul, du ſprachſt eben von Wahnſinn; aber du mußt wahnſinnig ſein: du willſt dich mit mir ſchlagen!

Ihre gute Abſicht und Ihre Freundſchaft ſollen Ihnen wahrſcheinlich als Entſchuldigung dienen; aber ich ſage es Ihnen, ich nehme keine an! Wir ſchlagen uns!

Nie!

Gut denn, Capitain Menard, ich ſage Ihnen, Sie ſind ein Feigling, und ich ...

Menard erbleichte und hatte nur noch Zeit, die Hand, die der Andre zum Schlagen erhoben, aufzuhalten; dann ſah er Delaſalle eine Weile an, ließ dann den Arm des jungen Mannes los, und ſprach:

Ja, ſagte er mit dem Tone tiefen Mitleids, der Zorn muß Sie wahrhaftig wahnſinnig gemacht haben! Ihr Vater hat Sie ſterbend mir anvertraut; ſeit ſechszehn Jahren habe ich Sie als meinen Sohn betrachtet und behandelt! Jene Seelenſtörung, die man Liebe nennt, habe ich nie gehabt; meine ganze Zukunft, meine Hoffnungen, all' meine Liebe vereinigten ſich in dir, und dieſem Gefühl verdanke ich es vielleicht, daß ich von dem Fieber, an dem du erkrankt biſt, frei geblieben bin. Als ich dich auf dem Punkte ſtehen ſah, eine Thorheit zu begehen, welche deine ganze Zukunft verderben und dich unwiederbringlich in Noth und Unglück ſtürzen mußte, und du gegen alle Vernunft taub bliebſt, da glaubte ich die Rechte, die ich auf dich durch meine Liebe zu dir beſitze, gebrauchen zu dürfen. Ich wollte das Geheimniß kennen lernen, das du mir verbargſt, und folgte dir von Weitem; da ich aber ſah, welche Wendung die Unterhaltung nahm, wollte ich mich dir ein wenig nähern, um die Züge des Mädchens kennen zu lernen, als das Wort heirathen mein Ohr traf! Jetzt glaubte ich kein andres Mittel mehr

Digitized by Google

zu haben, als deine Intrigue lächerlich zu machen. Ja, ich wollte das Mädchen kennen lernen, welches du vor Aller Augen verbargſt; ich wollte um jeden Preis einen wahrhaften Selbſtmord verhindern; das habe ich gethan, und jetzt ſtehe ich zu Ihrem Befehle.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus der Provinz.

IV. Die Penſionsfreundinnen.

Novelle von Helmine Hart.

(Schluß.)

Ein hoher Staatsbeamter, der ihn wegen ſeiner unverdroſſenen Pflichttreue am Sterbebette ſeines einzigen Sohnes ſehr liebgewonnen hatte, zog ihn oft zu ſeinen glänzenden Geſellſchaften. Hier, in den Soireen der haute volée, hier im Confluxus des Reichthums, der Eleganz und der Intelligenz erblühte ihm das Bewußtſein ſeines eignen, tief begründeten Bedürfniſſes einer ſolchen Vereinigung und die Werthſchätzung der Vorzüge, die ihm der Reichthum ſeines Vaters darbot. Die Sicherheit, mit der er den Luxus dieſer Geſelligkeiten betrachtete, die Nachläſſigkeit, mit der er ſich den raffinirteſten Genüſſen hingab, denen ſelbſt anerkannte und ſeine Lebemänner eine huldigende Anerkennung weiheten, lenkten die Aufmerkſamkeit manchen Auges auf ihn und machte, daß man in ihm jenes noble Air anerkannte, welches unbewußt imponirt, weil es die Ahnung erweckt: «dem gilt in ſeinem ſtolzen Gemüthsadel dergleichen Nichts» oder, was noch beſſer bei der kleinlich großen Menge iſt: «er fühlt ſich nur in ſeinem Elemente, in dem zu leben er gewohnt iſt.»

Bevor nun die Kriſis, nach dieſer erlangten Gewißheit, eintreten konnte, daß er Mode wurde in ſeinem geheimnißvollen Auftreten, in ſeinem ſonderlingsartigen Leben, traf es ſich, daß er eines Abends wiederum beim Staatsrath Milder eingeladen wurde. Nach ſeiner jetzt gewöhnlichen Manier, mehr an der Beobachtung ſich zu erlaben, lehnte er ſich in einem wenig beſuchten Seitenkabinet an die Thür und ließ den Glanz und die Etikette einer ſo reichgeſchmückten Societät wie eine Laterna magika an ſich vorüberrauſchen.

Da flatterten im blendenden Schmucke die jungen blühenden Mädchen, hier repräſentirten mit dem Luſtren des glänzendſten Geſteins die jungen und ſchönen Frauen die Anmuth und Grazie. Nichts war einfach, was Anſpruch auf Anſehen machte, Alles prunkte, Alles glänzte und erſt dem äußern Glanze gelang es, einem wirklich vorhandenen innern Gehalte Werthſchätzung und Anerkennung zu verſchaffen. Günther gedachte unwillkürlich an Antonie. Ein Gefühl von Bedauern beſchlich ſein Inneres, als er ſich dies anſpruchsvoll erzogene Mädchen vorſtellte, wie es beim plötzlichen Tode der Eltern mit einem Schlage dieſen liebgewordenen, mit leidenſchaftlicher Vorliebe hingegebenen Genüſſen entſagen ſollte — zum erſten Male wich die bittre, höhnende Verachtung, welche er nach der entſcheidenden Kataſtrophe gegen ſie

gehegt hatte, zum erſten Male trat mildernd eine entſchuldigende Empfindung für ſie auf und veränderte die Haßwürdigkeit ihres habgierigen, gelddurſtigen Beginnens in eine thörichte Glanzſucht, der ſie Moral und Weiblichkeit geopfert hatte. Noch verſunken in die Neuheit dieſes Gedankens, tönte eine bekannte Stimme an ſein Ohr, er wendete ſich faſt erſchrocken um und Antonie, am Arme des Staatsrathes, geſchmückt mit aller Pracht ihres Reichthums, getragen vom Bewußtſein ihres hohen Standes, ganz befriedigt von der Bewunderung und Aufmerkſamkeit, die ihr von allen Seiten gezollt wurde, ſchritt durch den Saal der Ehrenſtelle zu, die ihr von den edelſten Damen der Geſellſchaft willig geräumt wurde. Günther ſah der Scene mit Intereſſe zu. Welch' eine Feſtigkeit der Haltung! Welch' eine Würde ohne die mindeſte Anmaßung! Welch' eine Eleganz der Toilette ohne das ſorgſame Studium, alles Blitzende in's gehörige Licht zu bringen. Man mußte ihrer Erſcheinung in ſolchen Zirkeln huldigen und man that es im vollen Maße, ohne daß ſie es ſonderlich zu beachten ſchien. Wie ein Trabant, mit blindem, unſcheinbarem Glanze zog der alte Graf ſeiner ſchönen Frau nach und beantwortete die Schmeicheleien über ihre hohe Schönheit und die Gratulationen über ihren beneideten Beſitz mit dem ſuffiſanteſten Lächeln, das eigentlich wol ſagen ſollte: dieſen Triumph verdanke ich meiner Liebenswürdigkeit, das aber jeder Eingeweihte überſetzte: dieſen Vorzug verdanke ich den ganz à propos vererbten Majoratsgütern! Was empfand aber Günther beim fortgeſetzten, höchſt aufmerkſamen Beobachten der ſchönen Antonie, die ſein Eigenthum geweſen, die er ſtundenlang am Herzen gehalten, deren Lippen er glühend geküßt — — —?

Gar nichts empfand er, nicht einmal das Bedauern von vorhin, nicht einmal einen einzigen Herzſchlag mehr koſtete ſie ihm. Sie war ihm eine total Fremde, deren feine Coquetterie ihn unſäglich — beluſtigte. Zwar ſtrich er ſich ſelbſt mehrmals verwundert über die Stirn, zwar öffnete er weit und groß die Augen, um zu fühlen, daß er wirklich wache, daß er die früher ſo heiß geliebte Braut ſähe, daß er ſie ſchöner als — in den letzten Tagen, hinreißender, verführeriſcher ſähe — und doch nicht liebe, daß er wirklich kalt, wie eine unbelebte Natur der verlockenden Circe gegenüber bleibe, aber es half ihm Alles nichts, er mußte ſich eingeſtehen, daß ihm ſeine damalige Verblendung unbegreiflich ſei.

Cäciliens Bild erwachte nun friſch und fröhlich in ſeinem Herzen, herrliche Hoffnungen mit ſich führend. War dies nicht eine Probe ſeiner Liebe zu ihr, deren Haltbarkeit er im Mismuthe und Grollen mit ſich ſo oft bezweifelte? Nein, noch iſt die Probe nicht vollendet, raiſonnirte ſein aufſteigendes Selbſtgefühl mit Uebermuth, ſprich mit ihr, die ſo gewaltige Revolutionen in dir zu erregen vermocht hat.

Ein Moment reichte hin, um ihn, ungeachtet ſeiner Bürgerlichkeit, mit feſten Schritten, unbeſchreibliche Anmaßung gepaart mit indignirender Nachläſſigkeit in den feinen, ſtolzen und ſchönen Zügen, vor den Platz der Gräfin Antonie zu verſetzen.

Sie erlauben, daß ich Ihnen meine Hochachtung beweiſe, ſagte er, ſich tief neigend, mit einem Ausdrucke, vor der die gewandte Zunge Antoniens erſtarrte.

Es verging eine Pauſe, die von der ganzen Umgebung bemerkt war. Dann hob ſich die Bruſt der jungen Frau mit einem tiefen Athemzuge und ſie ſprach mit unſicherer Stimme:

Digitized by Google

Sie ſind hier? Wie geht es meiner Cäcilie?

Günther entgegnete in den gewöhnlichen abweichenden Geſellſchaftsphraſen, legte ihr aber ſowol als ſich ſelbſt mit geübter, kundiger Manier den qualvollen Zwang auf, ſich mehre Minuten einer faden Converſation zu leihen. Dann trat er zurück, befriedigt von der Probe, die er beſtanden, und von der Rache, die er geübt.

Der Frühling brach ſich früh Bahn in die Wintermonate hinein. Milder und wärmer wehten die Winde, welche das Gewölk der düſtern, kalten Tage aufzuhellen ſich bemühten. Sonnenblicke, ſo prächtig wie im Sommer, durchbrachen die bleifarbigen Wolken und verwandelten die wirbelnden Schneeflocken in ſchwer herniederfallende Tropfen. Rings um Babelſtein löſ'te ſich die glitzernde Schneedecke und der Froſt zog vor dem warmen Leben, welches tagtäglich um die Mittagszeit ſeine Macht bedrohete, zaghaft zurück.

In der Zeit der Dämmerſtunde, wo des fröhlich kniſternden Feuers Helle und Wärme ſelbſt in den Frühlingstagen noch ſo anmuthig verlockend iſt, war die Gnädige in ihrem Plauderſtübchen zur rechten Hand ſehr geſchäftig. Behende ſchlüpfte ſie hin und her, bald um eine kunſtvoll gewickelte Theedecke über den runden Tiſch zu breiten, bald um einige Körbe mit feinem Gebäck und mit Zucker, bald um einige Taſſen und Lichter richtig und geſchickt zu placiren. Eine große, grau und ſchwarz gezeichnete Katze ſchlich ihr auf Tritt und Schritt nach, behutſam vermeidend, den Füßen ihrer Herrin in den Weg zu kommen. Nur bei momentanen Ruhepunkten ſchmiegte ſie den biegſamen Körper an dieſelbe und verrieth mit leiſem Mauen ihre Lüſternheit nach dem Sahnentöpfchen und den aufgeſtapelten Zwiebäckchen. Jetzt endlich rollte die Gnädige die Vorhänge herab, überſchaute mit zufriednen Mienen ihre vollendeten Anordnungen und ſagte dann:

Still, Miezchen! Nun kommſt du an die Reihe!

Die Katze beantwortete zärtlich ſchnurrend den zärtlichen Zuſpruch und kauerte ſich behaglich ſo lange zu den Füßen der Gnädigen nieder, bis die Zubereitung ihres Leckerbiſſens fertig war. Noch ehe ſie indeß ihr Täßchen geleert und den gewohnten Ruheplatz neben dem Ofen eingenommen hatte, klingelte die Hausthür und die erwartete Theegeſellſchaft ihrer Herrin trat mit allen üblichen Zeichen von gern angenommenen Einladungen in das warme und behaglich ausgeſtattete Zimmer. —

Bald ſaß man ſtrickend, ſtickend und häkelnd um die Theemaſchine, die in dumpfen melancholiſchen Tönen ihr Accompagnement zu dem Geplauder der Damen abgab. Es war nur ein kleiner Kreis, das Collegium der Auserwählten, das heute in dieſem trauten Zimmer Seſſion hielt, und er entſprach keineswegs den veralteten Bildern der Kaffeeſchweſtern mit verſtohlen gebrauchter Tabacksdoſe und entſetzlich großen Pompadouren, womit die Tradition unſre Phantaſie gefüllt hat.

Die Damen waren hübſch, freundlich und reſpectabel dazu bis auf ein junges, dickes bausbackiges Fräulein, das hocherhabene Ideen pflegte, alle verheirathet und deshalb bisweilen Monate lang gezwungen, dem Theevergnügen zu entſagen, um kleine Kinder zu wiegen. Die Gnädige, ſeitwärts auf einer ſehr glücklich gewählten Stelle am Ofen ſitzend, bereitete mit aller Grazie und Würde, wie ſie nur nach der Provinz durch Uebertragung zu kommen vermag, ihren Thee. Ein mühſam unterdrücktes Triumphlächeln konnte indeß dem Eingeweihten verrathen, daß wichtigere Eröffnungen, ganz

friſche Geheimniſſe ihren Buſen mächtiger hoben und ihrer Geſtalt mehr Würde und Herrſcherhaltung verliehen.

Die Taſſen waren gefüllt, die Zwiebäckchen und Brezeln umhergewandert, da begann mit dem Präſestone die Wirthin:

Meine Damen, was gibt es Neues in Babelſtein?

Ach gar wenig, ſagte ſchmollend Frau Hubſch.

Die Bergräthin trägt wieder den Kaffeebraunen, rief Frau Freundlich.

Ja, ſie ſoll allgemach ihre großen Schränke wieder einkramen, ſprach Frau Reſpectable.

So? meinte gezogen die Gnädige und brach ſich ein Zwiebäckchen entzwei. Ich habe mir ſagen laſſen, begann ſie dann im Tone wichtiger Mittheilung, daß ſie ſehr beſchäftigt ſein ſoll — mit Zubereitungen zur — Hochzeit.

Zur Hochzeit? Wer will denn heirathen? Sie oder ihre Tochter? fragte Frau Hübſch.

Will Cäcilie vielleicht den lieben Vormund ehelichen? fragte Frau Freundlich.

Ich dächte, die gute Frau hätte ein Haar darin gefunden, Hochzeiten ausrichten zu wollen, lachte Frau Reſpectable.

Man hat mir erzählt, fuhr die Gnädige mit Bedacht fort, daß geſtern Abend der Bräutigam angekommen ſei.

Wie?

Was?

Gott! Sie Allwiſſende! Still! Still! Weiter, Gnädige!

Wer anders könnte es denn ſein, meine Damen, als der Doctor Günther Stieler!

Jetzt fielen gleichzeitig die Strick-, Stick- und Häkelzeuge aus den Händen der fleißigen Arbeiterinnen.

Der Verſchollene?

Der verlorne Sohn?

Der treuloſe Theſeus?

Ja, meine Damen, der junge Herr Doctor, wiederholte mit unnachahmlicher Selbſtgenügſamkeit die Gnädige und ſtippte Zwieback ein.

Wo hat er denn geſteckt?

Wo iſt er geweſen?

Da bin ich doch wirklich zum erſten Male in meinem Leben neugierig, rief Frau Reſpectable mit Pathos.

Still! Still! Hören Sie zu!

Ja, wo iſt er geweſen? In der Reſidenz, meine Damen! Er hat enorme Kuren gemacht als Famulus des Herrn Profeſſor Zwirn, der ihn bis zu den Wolken erhebt — Jetzt hat er eine Praxis, die größer und ausgebreiteter iſt, als des Profeſſors —

Geſcheit war er immer, unterbrach Frau Hübſch.

Er war ja verſeſſen auf Medizin, bekräftigte Frau Freundlich.

Wenn es nur wahr iſt, meinte Frau Reſpectable.

Sie können ſich darauf verlaſſen, ſprach etwas gereizt die Gnädige. Geſtern Abend iſt er wie hineingeſchneit in's Haus, hat ohne Weiteres die Thür heftig aufgeriſſen, Cäcilie iſt mit einem lauten Schrei aufgeſprungen —

Ach, wie hübſch!

Wie rührend!

Kinder, ſtill doch!

Cäcilie hat ihm ganz ruhig die Hand entgegengeſtreckt und mit reizendem Lächeln geſagt: ſiehſt du, mein Väterchen — ſie nennt doch ſeit jener Zeit den Vormund ſo — ſiehſt du, er kommt wieder, er hatte mir es ja verſprochen! Darauf zog der Vormund ein Bärengeſicht, trat ſeinem Sohne ſcharf entgegen, trennte mit Gewalt die beiden Hände der jungen Leute, die ſich verklärt in die Augen ſchaueten —

Göttlich!

Prächtig!

O, ſtill doch!

Aber der Herr Sohn hat die väterliche Autorität wenig reſpectirt; er iſt mit flammenden Blicken vor Cäcilien hingetreten und hat ſie mit zitternder Stimme gefragt: Willſt du mir glauben? Cäcilie antwortete feſt und beſtimmt: Ja! Darauf fragte er weiter: Wirſt du mir trauen, Cäcilie? Ja, antwortete ſie. Jetzt ließ er eine Weile vergehen, ehe er weiter ſprach — wahrſcheinlich mußte er ſich erſt ſammeln, denn er ſoll erſchrecklich bewegt geweſen ſein. Cäcilie noch eine Frage, begann er dann wieder. Kannſt du mich lieben? Aber heiß, innig, wie immer, nicht mit der verkühlten Liebe des Mitleids? — Cäcilie legte ihre Hand in ſeine dargebotene und antwortete mit heller, freudiger Stimme: Ja, Günther!

Günther wendete ſich nun zu ſeinem Vater und ſprach: Vater, ich bin dieſer Liebe wieder würdig — ſegne ohne Groll unſern Bund! Der Commerzienrath konnte zitternd vor innerer Bewegung keinen Laut hervorbringen, ſondern nur ſtumm die beiden Neuverlobten an ſeine Bruſt preſſen. Cäcilie ſoll ſehr glücklich ſein! — Sie hat den ganzen Abend auf einem Fußkiſſen vor Günther gekniet und mit ihm auf das Innigſte und Vertraulichſte geplaudert. Sie ſollen Beide offenherzig Alles zwiſchen ſich erörtert haben. In wenigen Tagen werden ſie getraut und reiſen dann eine Zeitlang in der Welt umher.

Hier ſieht man, was Liebe thut! rief Frau Hübſch.

Im Ganzen freut's mich, daß die Geſchichte dieſen Ausgang nimmt! ſagte Frau Freundlich.

Ich hätte nie geglaubt, daß ihm Cäcilie ſeine Untreue vergeben werde, ſchloß Frau Reſpectable.

Bis hieher hatte das Fräulein Hocherhaben noch nicht ein Wort geſprochen, ſondern mit großer Beharrlichkeit Zwieback und Thee geſpeiſt. Jetzt ſetzte ſie mit Geräuſch ihre Taſſe nieder, ergriff mit erprobter Grazie ihr ſpitzenumſäumtes Taſchentuch, zupfte es gleichmüthig an allen vier Zipfeln glatt, fuhr ſich mit dem Mittelpunkte deſſelben zart über die Lippen hin und ſagte:

Und wenn ich vor Liebe auf der Stelle ſterben ſollte, ſo würde ich nimmermehr einen Mann heirathen, der mich ein Mal ſo ſchändlich betrogen hat.

Sie haben Recht, rief Frau Hübſch!

Cäcilie macht ſich lächerlich, ſprach wegwerfend Frau Freundlich.

Man ſollte glauben, es gäbe in ganz Babelſtein nur dieſen einen Mann, rief Frau Reſpectable.

Die Sache hat zwei Seiten, meine Damen, ſprach mit Würde die Gnädige und ſchickte ſich an, einen neuen Waſſeraufguß auf den Thee und einen neuen Vortrag vorzubereiten.

Digitized by Google

Feuilleton

Der Dramatiker Kleiſt, der Verfaſſer der «Pentheſilea» und des «Käthchen von Heilbronn» wollte — die *Frauen vom Theaterbeſuche ausgeſchloſſen* ſehen. In den «Monatsblättern» zur Augsb. Allg. Zeitung vom letzten Herbſte finden wir einen umfaſſenden Aufſatz Eduard von Bülow's über Heinrich von Kleiſt's Charakter, Lebensverhältniſſe und Schickſale und mitten in dieſer biographiſchen Schilderung begegnet uns folgende ſeltſame Aeußerung des Dichters über das Theater. Er ſpricht in einem Briefe aus Dresden von ſeiner «Pentheſilea» und deren Aufführbarkeit auf der Bühne:

«Ob es» (das Stück) «bei den Forderungen, die das Publicum an die Bühne macht, gegeben werden wird, iſt eine Frage, die die Zeit entſcheiden muß. Ich glaube es nicht, und wünſche es auch nicht, ſo lange die Kräfte unſrer Schauſpieler auf nichts geübt werden, als Naturen wie die Kotzebueſchen und Ifflandſchen ſind, nachzuahmen. Wenn man es recht unterſucht, ſo ſind zuletzt die Frauen an dem ganzen Verfall unſrer Bühne ſchuld und ſie ſollten entweder gar nicht in's Schauſpiel gehen, oder es müßte eine eigne Bühne für ſie, abgeſondert von den Mannern, errichtet werden. Ihre Anforderungen an Sittlichkeit und Moral vernichten das ganze Weſen des Dramas und niemals hätte ſich das Weſen der griechiſchen Bühne entwickelt, wenn ſie nicht von derſelben ausgeſchloſſen geweſen wären.»

Den zweiten Vorſchlag, für die Frauen, wenn man ſie vom Genuſſe des Theaters nicht gänzlich ausſchließen wolle, beſondre Bühnen zu errichten, hat Kleiſt wol ſelbſt nicht ernſtlich gemeint, da ſchon Ovidius recht gut weiß, wie die Damen nicht blos in's Theater kommen, um zu ſehen, ſondern auch um geſehen zu werden. Und geſehen von wem? Doch wol von den Männern.

Bauernfelds neuere Stücke ſind Gewächſe, die zu ihrem Gedeihen des öſterreichiſchen Bodens ſo dringend bedürfen, daß ſie das Verpflanzen in's übrige Deutſchland nicht vertragen. Oder ſie laſſen ſich auch mit jenen Weinen vergleichen, die in dem Lande, wo ſie erzeugt werden, vortrefflich munden, dagegen aber ſofort umſchlagen, wenn ſie aus der Heimat in die Fremde verfahren werden. So erlebten wir es ſchon an Bauernfelds: «Ein deutſcher Krieger», daß das außeröſterreichiſche Deutſchland dem Wiener Beifalle nur ſehr bedingt beipflichten konnte, aber noch größer iſt der Unterſchied, der ſich bei dem Luſtſpiele: «*Großjährig*» herausſtellt, welches kürzlich in Leipzig über die Breter ging. Kaum daß der beliedte Name des Verfaſſers das Stück vor einer entſchiedenen Niederlage rettete. Denn die politiſche Satyre, auf welche die Charaktere und Wendungen des Luſtſpiels hinauslaufen, iſt ohnmächtig und verlebt für unſre Bildung und für unſre Verhältniſſe. Nur Schmerls gedankenloſe Oppoſition um jeden Preis und nach jeder Richtung hin machte Glück vor unſerm Publicum. Wäre die Rolle des Schmerl in beſſern Händen geweſen, ſo würde ferner die Scene den lebhafteſten Erfolg erlangt haben, in welcher ſich das Princip des Stillſtandes und der Bewegung unmittelbar und mit einer unbewußten Selbſtironie bekämpfen, die vom geiſtreichſten Reize iſt. Ich meine die Stelle, wo Blaſe unter Andern den Grundſatz des Conſervativismus als in den Geſetzen der Natur begründet darthut, in der ebenfalls das ſtärkere Thier immer das ſchwächere und ſchließlich der Menſch «ſo ziemlich Alles» auffrißt, nach welcher Schilderung des gegenſeitigen Verſchlingens Blaſe plötzlich in die Frage ausbricht: «Iſt das nicht Conſervativismus?»

Das jüngſte Erzeugniß Bauernfelds iſt ebenfalls wieder ein Luſtſpiel, welches ſeinen Weg von der Hofburgbühne aus beginnen ſoll. Es heißt: «Unterthänig».

Wenn wir der Kritik trauen dürfen, die ſich mit dem ſeligſten Behagen auf dem ſchadenfrohen Tadel wiegt, mit welchem ſie ſich wider Friedrich *Halms* «*Donna Maria de Molina*» ergießt, ſo hat das neueſte mit Spannung erwartete «dramatiſche Gedicht», welches der Verfaſſer der «Griſeldis» in Wien zur Darſtellung brachte, nicht allein misfallen, ſondern auch zu misfallen gründlich verdient.

Von Joſeph *Rank* ſind neue *Dorfgeſchichten* aus dem Böhmerwalde erſchienen. Desgleichen von Adalbert *Stifters*: «*Studien*» der 3te und 4te Band. Bekanntlich war Stifter früher Maler. Dieſem Berufe bleibt er auch in ſeinen Novellen getreu, nur daß er darin nicht blos Landſchaften, ſondern auch Menſchenherzen und Seelenſtimmungen in bald feurig glühenden, bald zart verſchwimmenden Farben malt. — Joſeph Rank

iſt in den Dorfgeſchichten zu der Aufgabe zurückgekehrt, die ſeinem Talente natürlich und nahe liegt, zur kleinen einfachen Erzählung, zur idylliſchen herzlich friſchen Schilderung des Bauernlebens. Wen etwa ſein Roman «Waldmeiſter» verſtimmt haben ſollte, der greife um ſo eifriger nach Ranks neuem Buche. Es iſt darnach beſchaffen, ihn vollſtändig mit dem Verfaſſer zu verſöhnen. — In Berlin erſchien eine Novelle: «Die Kunſtreiter», deren Autor ſich nicht genannt hat.

Freiherr von Hammer-Purgſtall kommt in einem Berichte, den ſo eben die Jahrbücher der Literatur von ihm über neuere Reiſen in Perſien enthalten, auf ein Thema zurück, welches er mit Vorliebe zu behandeln ſcheint, ohne daß es jedoch in der gelehrten Welt den rechten Nachhall fände. Das iſt das Zurücktragen der Urſitze des deutſchen Volkes bis nach Perſien. Zwar ward ſchon zu Anfange des letztverfloſſenen Jahrhunderts von Burton und Boxhorn, von Celſius und Leibnitz auf die augenſcheinliche Verwandtſchaft des Perſiſchen mit der gothiſchen und deutſchen Sprache hingewieſen und der Freiherr von Hammer hat in unſrer Zeit ſogar ein Verzeichniß von nicht weniger als 3300 Wörtern aufgeſtellt, in denen, wie er meint, die perſiſche mit den germaniſchen Sprachen augenſcheinlich übereintrifft. Allein die Geſchichtſchreiber haben wenig Rückſicht auf jene Andeutungen und dieſe Unterſuchung genommen. Vielleicht, daß wir bei dem elegauten Publieum einige Theilnahme für die intereſſanten Behauptungen des größten jetzt lebenden Orientaliſten erwecken, wenn wir hier wiederholen, was er auch in dem erwähnten Berichte für unſre perſiſche Abkunft zum Vorſchein bringt. Nach der Anſicht des Herrn von Hammer ſind die heutigen Tadſchiken, eine Bevölkerungsklaſſe Bochara's, die Ureinwohner jenes Landes und unſre unzweifelhaften Vettern, wenn auch freilich in etwas entferntem Grade. Schon Herodot kannte ſie und führt ſie unter dem Namen Dadikai auf. Tadſchik und Dadik zeigt nach Herrn von Hammer aber offenbar auf das Wort «deutſch» hin. Noch unmittelbarer begegnet ſich ein andres perſiſches Wort mit einem unſrer Volksnamen, demſelben, nach welchem uns die Franzoſen bezeichnen. Die unterſte Klaſſe der Soldaten von Bochara heißt noch heute nicht anders als Aleman. Unſre Vorfahren würden ſich demnach nach ihrer Auswanderung genannt haben, wie ſie entweder ihrem Stande nach ſchon in der Heimat hießen, oder darnach, was ſie durch ihr Vorrücken gegen den Weſten wurden: Krieger, Alemannen. Ferner kommen zwei Worte in der Sprache Chiwa's vor, die der Freiherr von Hammer ſofort für uns in Anſpruch nimmt: Sub und Pekend — was Suppe und Backwerk bedeutet. Wem etwa die Aehnlichkeit zwiſchen Pekend und Backwerk nicht ſchlagend genug erſcheinen ſollte — wiewol ſich ein gelehrtes nach Sprachverwandtſchaften ſuchendes Ohr oft mit noch viel geringeren Anklängen begnügt, — dem geben wir das Backwerk preis und verweiſen ihn an die unzweifelhafte Suppe.

In Heines «Atta Troll» wird der Tanzbär, nachdem er durch des Laskaro heimtückiſche Kugel verendet iſt, zu den Walhallagenoſſen aufgenommen und erhält dort folgende Charakteriſtik:

> Atta Troll Tendenzbär; ſittlich
> Religiös. Als Gatte brünſtig;
> Durch Verführtſein von dem Zeitgeiſt
> Walburſprünglich Sanskülotte.
>
> Sehr ſchlecht tanzend, doch Geſinnung
> Tragend in der zottgen Hochbruſt;
> Manchmal auch geſtunken habend;
> Kein Talent, doch ein Charakter.

Ueber die Entſtehung der beiden typiſchen Geſtalten Eiſele und Beiſele in den «Münchner fliegenden Blättern» durchlief vor Kurzem ein hübſches Märchen die deutſchen Zeitſchriften. Dies Märchen gab ihnen die Metterſchwaig, den einzigen Platz in der Nähe von München, den ein romantiſcher Hauch umweht, zum Geburtsorte, Herrn Kaulbach zum Vater und Herrn Rud. Marggraf zum Taufpathen. Allein unſre Gegenwart iſt dem Mythus nicht hold und eine ausdrückliche Erklärung der Redaktion der «Münchner fliegenden Blätter» vernichtet auch obiges Märchen. Die Zeichnung des Eiſele und Beiſele rührt von Herrn Caspar Braun, die Textbegleitung von Herrn Friedr. Schneider her. Dies ſind die Namen der Herausgeber des weitverbreiteten Blattes.

Felicien David, der Tonſetzer der «Wüſte», hat eine neue geographiſche Oden-Symphonie: «Columbus» zur Aufführung gebracht, der von Paris aus viel Rühmliches nachgeſagt wird. Indeſſen befindet ſich nicht blos die Kunſt des Tonſetzens auf Entdeckungsreiſen, ſondern auch die Virtuoſität ſucht ſich neue Provinzen zu erobern. Es iſt gelungen, dem muſikaliſchen Geſchmack in Algier anzubauen und das Stambul der Türken zum Concertplatze zu erheben. Sollte ſich Si-

birien, wo es doch Goldbergwerke gibt, den Virtuoſen ungünſtiger erweiſen? Nachdem Herr Aug. Möſer in Penda und Simbirsk concertirt und die freundlichſte Aufnahme gefunden hat, iſt er nach Tobolsk unterwegs.

Rob. Heller.

Moden.

Die neuen Modeſtoffe vermehren ſich von Tag zu Tag in den Auslagekäſten der Pariſer Modehandlungen und man kann jetzt ſchon ſicherer über den Modegeſchmack der nächſten Jahreszeit urtheilen. Allem Anſchein nach wird man auch dieſen Sommer ſeidne Stoffe vorzugsweiſe tragen und unter dieſen werden die Taffete und Pekins die auserwählten bleiben. Der Pekin Fontange, ein brochirter Stoff, der Taffet Nacré, ein Schillerſtoff, der ſeidne Nanking, und ein neues ſeidnes Gewebe, Sevillienne genannt, gehören zu den bis jetzt erſchienenen Neuigkeiten. Auch die irländiſchen Popeline, die Baregen und Cantoner Leinwanden werden elegante Sommerkleider geben.

In dem **Schnitt** der Kleider ſtellt ſich nirgend eine weſentliche Veränderung heraus, ſondern im Gegentheil, es zeigt ſich eine große Stetigkeit in den hohen, glatten Kleiderleibchen, in den langen, engen Aermeln, und in dem reichen, oft bauſchigen und breiten Beſatz der Röcke. Für die Oberröcke verwendet man am häufigſten Stickereien, Poſamentirausputz oder ſchwarzen Spitzenbeſatz und für den geputztern Ausputz der Kleider wählt man gekrauste Zeugpuffen oder Zeug- oder Spitzenfalbeln.

Die **Poſamentirarbeit** hat wieder eine Menge neuer Muſter zum Ausputz gebracht. Die Fontange-Schleifen ſind eine ſolche Neuigkeit, die man häufig auf Taffetoberröcken oder auch auf Frühlingshüllen anbringt. Sehr beliebt ſind alle Brandebourgbeſätze und das neueſte Muſter in dieſer Art heißt revers mousquetaires, dies iſt eine ſtaffelartige Poſamentirverzierung, welche vorn auf dem Rock zu beiden Seiten des Vorderblattes aufſteigt, auf dem Leibchen Latzform bildet und auf den Aermeln Jokeys und Aufſchläge abgibt. Die einzelnen Spangen, aus denen die revers mousquetaires beſtehen, ſind zu beiden Seiten mit einem kleinen Quäſtchen gefaßt. Solcher Staffelausputz, der zu beiden Seiten des Vorderblattes den Rock garnirt, iſt jetzt ſehr modiſch und man führt ihn auch oft von ſogenannten türkiſchen Franſen aus. Die türkiſchen Franſen haben bekanntlich die Eigenthümlichkeit, daß jede einzelne Franſenſchnur mit einem Quäſtchen endigt. Auch mit glatten oder durchbrochenen Borden beſetzt man gern die Kleider, insbeſondre wollne Kleider. Die Stickereien auf den ſeidnen und wollnen Kleidern führt man meiſt von Schnuren oder Litzen aus und nur auf leichte oder baumwollne und leinene Stoffe ſtickt man mit Platt- und Kettenſtich. Statt der abgebrauchten Soutagebördchen verwendet man zu den Schnurenſtickereien ein feines Perlſchnürchen, welches einen ſehr hübſchen Effect macht. Die Passementerie zephirine iſt eine der Stickerei entſprechende, durchbrochene feine Poſamentirarbeit, die ſich auf Taffetröcken ſehr gut ausnimmt. Den Poſamentirbeſatz der Kleider wählt man ſtets von derſelben Farbe wie die Kleidfarbe, nur einen Ton dunkler. Auf ſehr dunkelfarbige Kleider kann man einen ſchwarzen Poſamentirbeſatz nehmen. Auf Stoffe, die in mehre Farben ſchillern, folgt man der Hauptfarbe im Ausputz.

Das **Schwarz** hört nicht auf, in Paris ſehr modiſch zu ſein, nur daß es für die jetzige Jahreszeit in leichteren Stoffen gewählt wird. In Deutſchland trägt man vielleicht noch mehr ſchwarze Kleider als in Frankreich, aber in Deutſchland trägt man ſie vorzugsweiſe von ſchweren Stoffen und in einfach ernſtem Schnitte gemacht, ſtatt daß man in Paris ſchwarze Putzkleider mit der mannigfaltigſten Zuthat aerangirt. Z. B. beſtand ein eleganter Ballanzug aus einem roſa Atlaskleid, über dem ein ſchwarzes Tüllkleid lag; letzteres war mit einem Erbsmuſter brochirt und mit drei Röcken gemacht, deren jeder mit einer Blumenguirlande umrändert war. Noch ein andres Ballkleid war ebenfalls von ſchwarzem Tüll gewählt und lag über einem ſchwarzen Atlaskleid. Der Rock des Tüllkleides war viel länger gemacht als die gewöhnliche Rocklänge, ringsum wolkig in die Höhe gezogen und von Zeit zu Zeit mit einer ſehr bunten Blumenguirlande gerafft, welche vom untern Saum des Rockes bis an die Taille lief. Einen Peignoir, welcher von ſchwarzer Spitze mit weiten flatternden Aermeln angefertigt war, und mit dem die Dame einen Kopfputz trug, der aus einer großen Moosroſe und einer Diamantenagraffe beſtand, führt man als einen modiſchen Phantaſieanzug an, für eine Wirthin paßlich, welche Geſellſchaft empfängt.

Der ſchon neulich erwähnte **catalonische Shawl**, welcher von einer Art Strickgewebe in ſehr bunten Farben ausgeführt iſt, wird immer wieder als beliebte Frühlingsneuigkeit angeführt, neben ihm ſind die geſtickten Caſchmirecharpes häufig geſucht.

Der neueſte Schnitt der **Damenhüte** beſteht in einer runden, halb ausgeſchweiften Form, der Schirm derſelben wird ſich weniger als vorm Jahre nach dem Geſicht neigen, was nur um ſo beſſer ſteht. Unter den neuen Strohhüten zeichnet ſich der Herzoginnen-Strohhut aus, dies iſt ein ſehr fein und eigenthümlich aus italieniſchem Strohgeflecht genähter Hut. Eine andre Neuigkeit iſt eine Art Spitzenhut, welcher durch Strohgeflechte gegittert wird. Ferner der Hut Noemie, welcher von Crepp gemacht und mit gezogenem Tüll wie mit einem Neigegekraus bezogen iſt. Zum Ausputz dieſer Hüte dienen Blumen oder Maraboutfedern. Dann der Hut Paquita; dies iſt ein Tüllhut, der mit Poſamentirarbeit bereichert iſt. Allerliebſt ſind die Capoten Luiſa, die von Crepp gemacht, mit Spitzen reichlich garnirt und mit kleinen Roſen ausgeputzt werden. Andre Capoten hat man von rohem chineſiſchen Batiſt gezogen, und ſie mit lichtfarbigem, roſa oder blauem Flor gefüttert.

J.

Hierzu eine Kunſtbeilage:

№ 21. Pariſer Damenmoden. Der Brautanzug beſteht aus einem hohen Kleide von weißem Taffet gemacht, welches ſich über einem weißen Atlasrock öffnet, der Schleier ſo wie der Spitzenbeſatz des obern Kleides iſt von echten engliſchen Spitzen gemacht. Der Standanzug beſteht aus einem mit feinen Atlasſtrichen quergemuſterten Taffetoberrock, den ein Bogenbeſatz von Sammt ausputzt, und aus einem roſa Crepphut, welchen eine lange Maraboutfeder ziert.

Anzeiger. № 5.

Im Verlage von **Berger's** Buchhandlung in Leipzig iſt neu erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bourdin, Louis, der Jeſuit. Roman. 2te Auflage. 12 Bde. 16. broch. 11 Thlr. 6 Ngr.

Deutſche Originalromane. 4r—12r Band. 8. broch. à $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Inhalt: 4r—5r Band: 1840. Aus dem Orient von Moetz Reichenbach. — 6r Band: **Madelon oder die Romantiker.** Von Th. Mundt. — 7r Band: **Die beiden Magdalenen.** Von F. G. Kühne. — 8r Band: **Graf Promnitz, der Letzte des Hauſes.** Von Leop. Schefer. — 9r—10r Band: **Das Erbe von Landshut.** Hiſtor. Roman von Beend v. Guſek. — 11r Band: **Der Baſilisk.** Von Th. Mundt. — 12r Band: **Novellen.** Von Chlodwig.

Göhring, C., Schleswig-Holſtein. Nationalroman. 4 Bde. mit Muſikbeilagen. 8. broch. 2 Thlr.

Mundt's, Th., Schriften. 1r u. 2r Band. 8. broch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: 1r Band: **Cimaletti.** Proteſtantiſche Bilder aus Böhmen. — 2r Band: **Moderne Lebenswirren.** Zeitabentheuer eines Salzſcheeibers.

Muſeum. Bibliothek der beſten Romane des Auslandes. 21r—36r Band. 8. broch. à 8 Ngr.

Inhalt: **Joſeph Balſamo oder Memoiren eines Arztes.** Von Alex. Dumas. 1r—6r Band. **Der Herzog von Guiſe.** Roman von Fr. Soulié. 3 Bde. **Martin, der Findling.** Roman von Eugen Sue. 1r—7r Band.

Spanierin, die, oder das Schlachtopfer eines Mönchs. Herausgegeben von Eugen Sue. 4 Bde. mit Stahlſtich. 8. broch. 2 Thlr.

Soulié's, Friedr., Schriften. 1s—14s Bdchen. Taſchenausgabe. broch. à $3\frac{3}{4}$ Ngr. (Hiervon erſcheint wöchentlich ein Bändchen.)

Inhalt: 1s Bdchn.: **Der Schwur des Carbonari.** — 2s—4s Bdchn.: **Der Bananenbaum.** — 5s Bdchn.: **Die Trappiſtin.** — 6s—7s Bdchn.: **Erſte Liebe.** — 8s Bdchn.: **Ein Montmorency.** — 9s—14s Bdchn.: **Memoiren eines jungen Mannes.**

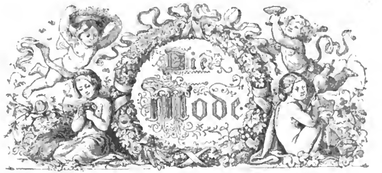
Neue Musikalien im Verlage von **Fr. Hofmeister** in Leipzig.

André et **Bockmühl**, Op. 48. Fantaisie brill. sur des Motifs nat. écossais p. Pfte. et Violoncelle 1 Thlr. 10 Ngr. **Labitzky**, Op. 133. Cambridge-Walzer f. Pfte. 15 Ngr.; zu vier Händen 20 Ngr.; für Orchester 1 Thlr. 20 Ngr. **Idem**, Idem f. grosses Orchester leicht arrangirt 10 Ngr. **Idem**, Op. 134. Gruss an London. 3 Polka f. Pfte. 15 Ngr.; zu vier Händen 20 Ngr.; für Orchester 1 Thlr. 20 Ngr.; leicht arrangirt 10 Ngr.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: **Leop. Voss.** Druck v. **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Die Mode 1847 N°21.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

№ 15. Pränumerationspreis halbjährlich 2⅓ Thaler. 1847.

Margarethe.

(Fortſetzung)

Delaſalle ſtand ſchweigend und mit zu Boden geſenkten Augen vor ihm.

Sie haben mir, fuhr Menard fort, die größte Beleidigung zugefügt, die ein Mann dem andern anthun kann. Ich bin nicht mehr Ihr Freund, Ihr Wohlthäter, Ihr Vater, ich bin ein Offizier, den ein andrer Offizier Feigling genannt und gegen den er die Hand erhoben hat!

Ich bin ein elender Menſch! rief Delaſalle aus.

Ich bin beleidigt, Herr! Ich will Genugthuung!

So nehmen Sie ſie! — Tödten Sie mich!

Wollen Sie ſchwören, Alles zu thun, was ich von Ihnen verlange?

Alles, was Sie verlangen.

Was es auch ſei? frug Menard nochmals.

Ja, war die Antwort.

Auf Ihr Wort?

Ich ſchwöre es bei meiner Ehre! ſagte Delaſalle.

Morgen ſchreiben Sie an den Kriegsminiſter und bitten, in das Detachement eintreten zu dürfen, das in acht Tagen von Maubeuge nach Algerien abgeht! Bis dahin ſehen Sie das Mädchen nicht wieder!

Delaſalle ſah Menard mit trübem Lächeln an.

Ja, erwiderte er mit einem Tone, der einen geheimen Vorbehalt verrieth, es ſoll Ihnen Genüge geſchehen; leben Sie wohl!

Ich verſtehe Sie! ... Sie wollen der Sache ein Ende machen mit einer Kugel! ... Aber ich vergaß Ihnen zu ſagen, daß ich noch etwas von Ihnen verlange; es thut mir leid, aber Sie ſind ganz in meiner Hand; während dieſer acht Tage ſchlafen Sie bei mir und verlaſſen mich nicht einen Augenblick!

Menard ſah den Jüngling liebevoll an, Delaſalle konnte nicht länger widerſtehen, die Thränen erſtickten ihn faſt und er warf ſich ſchluchzend an die Bruſt des Capitains, der ihm verſprach, keinen weitern Verſuch zu machen, das Mädchen vom Walle kennen zu lernen.

Vordier machte eine Pauſe, um ſich eine zweite Cigarre anzubrennen, und fuhr dann fort:

Etwa anderthalb Jahre nach der Abreiſe Delaſalles nach Afrika veranlaßte mich der Wunſch, in Menards Nähe zu ſein, mit einem Offizier ſeines Regiments zu tauſchen. Ich befand mich ganz glücklich in Maubeuge; mit meinem alten Freunde verknüpften mich eine Menge Jugenderinnerungen, deren Austauſch uns die Langeweile des Garniſonlebens ſo ſehr kürzten, daß wir uns nach einigen Wochen ſo glücklich über unſre Wiedervereinigung fühlten, daß wir ſchwuren, uns nie wieder zu trennen.

Eines Abends ſaßen wir, wie gewöhnlich, in meiner Wohnung am Kamin und rauchten und plauderten; es hatte eben Zwölf geſchlagen und Menard machte Anſtalten, nach Hauſe zu gehen. Ich weiß nicht, was mir in den Kopf kam, aber ich ſah ihn ungern ſcheiden: ich hatte noch keine Luſt, zu Bett zu gehen, und verſuchte, ihn mit dem Vorſchlage zurückzuhalten, bei mir zu ſchlafen und ganz früh eine Jagdpartie zu machen. Als leidenſchaftlicher Waidmann nahm er gewöhnlich einen ſolchen Vorſchlag mit großer Bereitwilligkeit an, aber das Schickſal wollte diesmal, daß er den andern Tag Dienſt hatte. Ich wünſchte ihm alſo gute Nacht und zündete meine Pfeife wieder an, um ſie vor dem Schlafengehen am Fenſter auszurauchen.

Als Menard fortging, fiel draußen ein feiner und kalter Regen; die Nacht war ſtockfinſter und kein Geräuſch brach das Schweigen dieſer unheimlichen Stunde, die in dieſer Jahreszeit — denn es war im December 1840 — noch düſtrer als gewöhnlich iſt. Ich ſchloß bald wieder das Fenſter; ich legte mich zu Bett und erfuhr am andern Morgen Folgendes:

Um in ſeine Wohnung zu gelangen, mußte Menard über die Sambre, deren hochangeſchwollene Fluten raſch unter der hölzernen Brücke durchſtrömten, welche die beiden Theile der Stadt miteinander verbindet. Als er eben die Brücke betreten wollte, glaubte er eine menſchliche Geſtalt auf ſich zukommen zu ſehen. Die Nacht war ſehr dunkel, und doch mußte man ihn auch bemerkt haben, denn er ſah die Geſtalt erſt ſtill ſtehen, dann umkehren. Neugierig und ahnend, daß ein ſolches Benehmen von ungewöhnlichen Abſichten veranlaßt werde, bückte ſich Menard nieder, kehrte unter dem Schutze der Seitenwand wieder um und verſteckte ſich hinter einer Barake, die unweit der Brücke ſtand.

Ich ſagte vorhin, daß Menard Jäger war, alſo an zähe Ausdauer gewöhnt und ziemlich unempfindlich gegen den Regen, der ſeinen Mantel durchnäßte. Er wartete alſo geduldig faſt eine Viertelſtunde; aber endlich wollte er doch ſeinen Verſteck verlaſſen und warf vorher noch einen Blick auf das andre Ufer, als er auf der Mitte der Brücke ein Weib erblickte, deren Bewegungen er, begünſtigt durch die Laterne, die dort brannte, mit Bequemlichkeit folgen konnte. Offenbar unruhig geworden, ſchien die Unbekannte ſich erſt verſichern zu wollen, daß der Störer, der vorhin die Ausführung ihres Planes gehindert, nicht mehr zu fürchten ſei. Dann lief ſie plötzlich nach dem Geländer und ſtürzte ſich in den Fluß, ehe Menard Zeit hatte, ihr Vorhaben zu errathen oder ihm zuvorzukommen.

Ebenſo edelmüthig als muthvoll entledigte ſich unſer Offizier ſeiner Stie-

Digitized by Google

ſeln und ſprang ohne weiteres Beſinnen nach. Später geſtand er mir, daß er von ſeinem Rauſch des Edelmuths durch die fürchterliche Kälte des Waſſers faſt entnüchtert worden ſei; aber als er wieder auf die Oberfläche des Waſſers kam, bemerkte er die ſchwimmenden Kleider. Sein großmüthiges Herz fühlte ſich neugeſtärkt durch dieſen Anblick, und nach einigen kräftigen Stößen ſah er ſich in Stand geſetzt, erſt beim Kleid und dann beim Arme die ſchon bewußtloſe Unbekannte feſtzuhalten.

Wenige Leute wiſſen, wie ſchwer es iſt, einen Ertrunkenen zu retten, vorzüglich wenn man ſich in der Mitte einer ſtarken Strömung, 200 Fuß vom Ufer entfernt, befindet.

Menard ſchrie, ſo laut er konnte: Hilfe! Hilfe! Da er aber fühlte, daß er weit über die Stadt hinaus getrieben werden würde, wenn er nicht verſuchte, ſich dem Ufer mehr zu nähern, ſo hielt er, um beide Hände frei zu bekommen, den Obertheil des Aermels der Geretteten mit den Zähnen feſt, um ihren Kopf neben den ſeinigen zu bringen, und ſchwamm nach der fernen Laterne der Schildwache, die am äußerſten Punkte der Befeſtigungen unmittelbar am Ufer der Sambre ſtand.

Von Zeit zu Zeit rief er noch um Hilfe, ſo gut es bei geſchloſſenen Zähnen ging; aber Niemand kam, um meinem armen Freund beizuſtehen. Und ſeine aufopfernden Anſtrengungen wurden ſpäter mit dem ſchrecklichſten Unglück belohnt.

Endlich, als er ſchon faſt ganz erſchöpft war, gelang es ihm, ſich der Schildwache vernehmbar zu machen. Der ganze Poſten, deſſen Sergeanten er bei Namen rief, eilte herbei; man warf ihm Seile zu; mehre gingen, ſo weit es nur möglich war, ins Waſſer ihm entgegen, und zuletzt erreichte er faſt ohnmächtig das Ufer, immer noch beladen mit ſeiner koſtbaren Burde.

Bis dahin wußte Menard nicht, wem er ſein etwas gar zu ſehr verlängertes Bad zu verdanken habe; aber kaum war er in die Wachſtube getreten, ſo erkannte er in der Geretteten die Tochter der Frau Garnier, die ſchöne Margarethe. Er entledigte ſich der Soldaten, die ihm die naſſen Kleider ausziehen wollten, und nahm es ganz allein auf ſich, der Unglucklichen beizuſtehen. Zuerſt ließ er es ſich angelegen ſein, ſie von den Oberkleidern zu befreien, wobei er, was ſich nicht ſchnell löſen ließ, mit dem Meſſer zerſchnitt oder zerriß; dann fühlte er, ob das Herz noch ſchlage und ſchickte zwei Soldaten nach allen Aerzten, die er kannte. Bis ſie kamen, mußte er verſuchen, der Ohnmacht ein Ende zu machen, die verderblich werden konnte; aber alle Mittel blieben fruchtlos; vergeblich kniff er ihr in die Arme und den Hals, und verlor ſchon faſt alle Hoffnung, als ein ſtarker Geruch, der ſich unter die andern Gerüche, welche Wachſtuben meiſtens füllen, miſchte, ihn daran erinnerte, daß der Tabak unter ſolchen Umſtänden von ausgezeichneter Wirkung ſei.

Eine Pfeife! Zum Teufel, eine Pfeife her! ſchrie er. Freude und Hoffnung waren mit dieſem Gedanken wieder in ihn zurückgekehrt. In der nächſten Sekunde qualmte er ungeheure Wolken Rauch heraus und blies ſie Margarethen in die Naſe; doch that dies noch keine Wirkung. Dann hielt er ihr den Pfeifenkopf ſelbſt unter die Naſe und ließ ihr ſo den heißeſten und ſchärfſten Dampf bis ins Gehirn dringen. Die Wirkung erfolgte ſogleich. Margarethe wendete den Kopf weg und hob den Arm, wie um die Urſache des Schmerzgefühls zu entfernen; Menard ſtieß einen Freudenſchrei aus.

Aber eine andre Gefahr zeigte ſich jetzt: das Leben, welches in ihr Herz

zurückkehrte, hatte in ihr ein heftiges Fieber erzeugt, und ſie zitterte krampfhaft am ganzen Leibe. Margarethe mußte um jeden Preis erwärmt werden, was durch die mit eiskaltem Waſſer durchnäßten Kleider unmöglich gemacht wurde. Man denke ſich die verlegene Schamhaftigkeit des wackern Menard, der nicht wußte, wie er es anſtellen ſollte, ſeine Gerettete in Gegenwart der jungen Gelbſchnäbel zu entkleiden.

Ihr da! rief er plötzlich mit dem kräftigſten Befehlstone, links um kehrt euch! Donnerwetter! Augen an die Wand! Daß mir Keiner muckſt!

Das Manöver wurde mit großer Präziſion ausgeführt, und einen Augenblick ſpäter war Margarethe in einen großen Soldatenmantel gehüllt, ohne ein einziges von ihren durchnäßten Kleidungsſtücken mehr auf dem Leibe zu haben. Nachdem ſo für die erſte Nothwendigkeit Sorge getragen, ließ Menard von einer Nachbarin, die aus dem Schlaf geweckt wurde, Frauenkleider holen, und vier Mann, begleitet von dem Arzte, der ſie nicht verlaſſen wollte, brachten Margarethen nach Hauſe.

Ehe ich weiter erzähle, muß ich noch daran erinnern, daß Menard nichts von dem Verhältniß zwiſchen Margarethe und Delaſalle wußte, und die Gründe erwähnen, welche dem unglücklichen Mädchen den Entſchluß, ſich den Tod zu geben, eingeflößt hatten.

Die Mutter Margarethens, Frau Garnier, war vor einem Monate nach einer langen Krankheit geſtorben, die das kleine Erſparniß, welches ſie ihrer Tochter hatte hinterlaſſen wollen, ganz aufgezehrt hatte. Dieſe alte Dame war die Witwe eines Bataillonschefs, der vor der Penſionirung geſtorben war. Als ſie ſich allein ſah mit einem zwölfjährigen, noch unerzogenen Kinde, verlor ſie nicht den Muth, ſondern machte Alles, was ſie hatte, zu Gelde und errichtete ein kleines Leſekabinet. In einer Stadt wie Maubeuge konnten die Einkünfte einer ſolchen Anſtalt ſelbſt für die ſehr beſcheidnen Bedürfniſſe der beiden Frauen nicht genügen; und ſie mußten daher dies Defizit ihres Einkommens mit Nähtereien und Stickereien ſo gut als möglich zu decken ſuchen. Bei alledem hatte Frau Garnier noch Zeit gefunden, ihrer Tochter eine Bildung zu geben, die es ſpäter Margarethen möglich machen konnte, die Stelle einer Lehrerin in einer reichen Familie anzunehmen, als der Tod dieſe vortreffliche Mutter vor der Verwirklichung ihrer Hoffnungen hinwegraffte.

Nachdem Margarethe, um ihre Schulden zu bezahlen, die Leſeanſtalt hatte verkaufen müſſen, ſah ſie ſich am Vorabend des Tages, wo ſie dieſelbe an dem Käufer übergeben ſollte, ſo von allen Mitteln entblößt, daß ſie nicht wußte, wo ſie den nächſten Tag Obdach oder einen Biſſen Brod bekommen ſollte. Mehr als einmal hatte ſie auf dem Punkte geſtanden, zu einigen Damen zu gehen, die ſie dem Namen nach kannte, und ihre Dienſte als Kammerfrau anzubieten; aber zwei Vermächtniſſe hatte ſie ſorgfältig bewahrt: das Ehrenlegionkreuz und den edeln Stolz ihres Vaters, und als würdige Tochter des Majors Garnier hatte ſie den Tod der Erniedrigung vorgezogen.

Ich muß hinzufügen, daß ſie ſeit ſechs Monaten keine Nachricht von Delaſalle hatte, und daß der Glaube, nicht mehr geliebt zu ſein, ihre Verzweiflung auf's höchſte gebracht hatte.

2.

Menard mußte in Folge eines ziemlich unangenehmen Wechſelfiebers eine Woche lang das Bett hüten. Dadurch hatte das Publicum Zeit gehabt, ſich

Digitized by Google

von der Aufregung, welche das erzählte Ereigniß verurſacht, in etwas zu erholen. Als wir Fräulein Garnier unſern erſten Beſuch abſtatteten, konnten wir ihre Wohnung, ohne allzuſehr bemerkt zu werden, betreten; die Nachbarn hatte ihre Alltagsbeſchäftigungen wieder vorgenommen und drängten ſich nicht mehr in dem beſcheidnen Zimmer, in welches wir durch eine Krankenwärterin, die ich gleich den erſten Tag für Margarethen beſtellt hatte, eingeführt wurden.

Unſer Beſuch war lang: es ließ ſich recht gut ſehen, daß unſer Anblick der Kranken wohl that; um die düſtern Grillen, welche das Gemüth Margarethens erfüllen mußten, zu vertreiben, heuchelte der wackre Menard große Heiterkeit; Niemand hätte vermuthen können, daß wir uns Angeſichts eines großen und allem Anſchein nach unheilbaren Unglücks befanden. Er trug übrigens Sorge, Margarethen zu verſtehen zu geben, daß es ihr an nichts fehlen werde, bis ihre Angelegenheiten geordnet ſeien; er hielt es für ſeine Pflicht, der Tochter eines alten Kameraden Hilfe angedeihen zu laſſen.

Wir nahmen endlich Abſchied von Margarethen und widmeten uns der Ausführung eines Planes, den Menard gefaßt und gegen den ich nichts einzuwenden hatte. Es handelte ſich darum, das ganze Leſekabinet wieder anzukaufen, um Fräulein Garnier in Stand zu ſetzen, unabhängig zu leben. Wir verfügten uns alſo zu dem Käufer, deſſen Habgier die Gelegenheit benutzte, und uns wie ein Opfer, das er brachte, das gute Geſchäft bezahlen ließ, das er machte, indem er ſich von einem verluſtbringenden Unternehmen befreite. Der Wackre hatte nämlich die Anſtalt der Frau Garnier nur übernommen, weil er ſich nicht anders bezahlt machen konnte; er war der Apotheker, welcher während der Krankheit die Arzneien geliefert hatte. Alle unſre Erſparniſſe genügten kaum, ihn zu befriedigen. Nach dem Unterzeichnen der Ceſſionsakte machten wir uns noch das Vergnügen, ihm offen herauszuſagen, wie wir über die Sache dächten, und gaben ihm unſre ſouveränſte Verachtung zu erkennen. Er dankte uns mit einem Blick, in dem wir ſeinen feſten Entſchluß leſen konnten, uns bei unſrer nächſten Krankheit mit einem ſeiner Tränkchen zu vergiften.

Nach einem Monate wurde die Leſeanſtalt ſo ſtill als möglich wieder eröffnet, weil wir einen zu großen Andrang von Neugierigen befürchteten, und unſre Beſorgniſſe beſtätigten ſich leider zu ſehr. Um die Menge abzuhalten, vorzüglich Abends, wären Gensdarmen nöthig geweſen. Wir ſahen bald in Folge einiger zarten Complimente der Herren von der Expedition ein, daß Margarethe nicht unbeſchutzt im Comptoir bleiben konnte, und wir nahmen abwechſelnd an der Zeitungstafel Platz, mit Ungeduld die erſte geeignete Veranlaſſung erwartend, um eine Demonſtration zu machen, welche den Zudringlichkeiten gecker Laffen auf immer ein Ende machen ſollte.

Die Anweſenheit Menards hielt die Indiscretion des Publicums ſo ziemlich in Schranken. Es war zu offenbar, daß der Retter des Fräulein Garnier nicht den mindeſten unangemeſſenen Scherz über ſeinen Schützling dulden werde; aber wenn ihn der Dienſt abhielt, mochte ich noch ſo feierlich meinen Platz einnehmen, mir half es nichts; da mir meine guten Geſinnungen gegen dieſe zierlichen Spießbürger nicht auf der Stirn geſchrieben ſtanden, ſo legten ſie ſich keinen Zaum an und gaben ſich alle mögliche Mühe, mit der armen Margarethe, die wider ihren Willen berühmt geworden war, eine Bekanntſchaft anzuknüpfen. Eines Abends endlich kam trotz der Mäßigung, die ich mir zur Pflicht gemacht hatte, die Sache zum Bruch.

Ich las ſchon zum dritten Male, und ohne ihn zu verſtehen, einen prächtigen Artikel über die Douanenfrage, als ich aufmerkſam wurde auf folgende Worte, die ein großer junger Herr von fünfundzwanzig Jahren, mit Nonchalance auf den Tiſch vor Margarethen gelehnt, die ruhig und ohne aufzuſehen fortſtickte, zu dem Mädchen ſprach:

Man hat Ihnen vielleicht noch nicht geſagt, Fräulein, daß Sie ſich ſeit Ihrem Abenteuer ſehr verſchönert haben. In der Ueberzeugung, daß Ihre Friſche von der Waſſerpartie, die Sie mit einem glücklichen Capitain gemacht haben, herrühre, hat ſich meine Tante in den Kopf geſetzt, jeden Morgen ein kaltes Bad zu nehmen. Recht drollig von meiner Tante, nicht wahr, Fräulein?

Margarethe antwortete nur, wenn man Bücher oder Zeitungen verlangte.

Es muß Sie übrigens etwas geärgert haben, fuhr der Elegant fort, als Sie ſich in der Wachſtube in der Mitte unſrer Vaterlandsvertheidiger in Uniform, ohne Kleid und alles Uebrige wiederfanden; nicht wahr, Fräulein?

Welches Journal will denn dieſer junge Gewürzkrämer haben? ſagte ich jetzt zu Margarethen und trat an das Bureau. — Ich wußte, daß der Vater des Gelbſchnabels in Colonialwaaren machte, wie ſie es nennen.

Als echter Pinſel ſich ſchämend wegen des Gewerbes ſeines Vaters, glaubte ſich der junge Mann beleidigt; und da er einen Kaffeehausfreund zum Succurs mit ſich hatte, ſo antwortete er mir mit einem ſchwachen Verſuch, geiſtreich zu ſein:

Ich wünſche von Fräulein Garnier das Journal ihrer Sambrereiſe; ich wollte es mit Illuſtrationen herausgeben; wünſchen Sie ſonſt noch etwas?

Ich wünſche, daß Sie Fräulein Garnier in Ruhe laſſen, ſagte ich ernſt, da ich ſah, daß wir ſchon Zuhörer hatten und ich ihn kecker machen wollte, um das Unrecht ganz auf ſeine Seite zu bringen. Ich nehme dieſe Herren zum Zeugen, ob es nicht grauſam iſt, von einem ſolchen Unglück mit einer ſolchen Leichtfertigkeit, wie Sie ſich erlauben, zu ſprechen. (Beifallsgemurmel unter den Zuhörern, Crescendo des Zorns bei meinem Gegner.)

Weil Sie Offizier ſind, glauben Sie ein Recht zu haben, hier die Polizei zu ſpielen! Eine Leſeanſtalt iſt ein öffentlicher Ort, verſtehen Sie mich?

Meine Herren, fuhr ich in demſelben Tone fort, würden Sie nicht ganz wie ich handeln? Darf man eine arme Waiſe ſo quälen laſſen? (Gemurmel der Rührung; aber Niemand war geneigt, wie ich zu handeln, das verſteht ſich von ſelbſt.)

Fräulein Garnier vertheidigen? Wer thut ihr denn etwas, um Sie zu veranlaſſen, als ihr Beſchützer aufzutreten? Leſen Sie doch Ihre Zeitungen und laſſen Sie uns ruhig plaudern.

Offenbar war es Zeit, mit der Exekution zu beginnen. Ich hatte das ganze Publicum für mich; auch jetzt noch trug ich Sorge, die Stimme nicht zu erheben, und antwortete mit der größten Sanftmuth:

Sie wird von Menſchen Ihrer Art alle Abend gepeinigt und Sie zeigen alle eine lobenswerthe Sorge für die Gemüthsruhe Ihrer Mütter, wenn Sie ſich zur Regel machen, dieſen Ort nicht mehr zu beſuchen.

Bei dieſen Worten wurde der Freund unruhig; aber der junge Löwe war außer ſich.

Herr, rief er ganz roth, es gibt keinen andern Menſchen hier als Sie!

Ah! Sie geben mir ſelbſt den beſten Beweis, erwiderte ich und es erfolgte ein allgemeines Gelächter.

Digitized by Google

Was ſagte er? frug er ſeinen Begleiter; was ſagte er?

Geh, oder du mußt dich ſchlagen, antwortete ihm dieſer ganz leiſe; die Sache wird ſchlimm!

Während dieſer Worte hatte ich die Thür geöffnet; da ich ſah, daß die Eitelkeit dem jungen Mann noch zu ſchaffen machte, ließ ich ihm nicht Zeit, von neuem anzufangen; es fiel mir nicht ein, mit einem ſolchen Burſchen mich in einen Scandal einzulaſſen.

Marſch! ſagte ich und zeigte ihm die Thüre.

Er zögerte.

Marſch! Zum Teufel! ſchrie ich und ſtürzte auf ihn los: o weh! Er war verſchwunden wie ein Schatten und auf Nimmerwiederſehn. Sein Freund folgte ihm eine Minute ſpäter ganz ruhig und grüßte die Anweſenden höflich.

Seit dieſem Tage wurden wir nicht mehr beunruhigt und Menard konnte ſich ungeſtört dem Genuſſe überlaſſen, ſein Werk zu betrachten. Er wiederholte mir bis zum Ueberdruß, daß er nur die Gefühle eines Vaters für Margarethen hege, und daß die guten Eigenſchaften, die er in ihr entdecke, ihn mehr und mehr antrieben, dem guten Mädchen hier nur eine ſichere Stellung zu verſchaffen. Ich ließ mir die Sache gefallen, bis er eines Tages ſo keck war, mich zu fragen, ob *wir* im Intereſſe *unſres* Schützlings nicht gut thun würden, ihr einen anſtändigen Mann unter den kleinen Beamten der Stadt auszuſuchen.

Halt, Menard, das iſt zu ſtark! Hältſt du mich für blind? Was! Nach der Scene im Wachhauſe willſt du mir weis machen, daß du Margarethen dem erſten beſten Mann geben könnteſt!

Der arme Kerl wurde blaß, als ich ihn an dieſe Scene ſo ſchroff erinnerte, und geſtand mir ganz verwirrt, daß ich recht habe; das Bild von jener Nacht ſchwebte beſtändig vor ſeinen Augen und ließ ihn nicht ruhen. Ich ſah, daß er bei der erſten Gelegenheit die Dummheit begehen würde, ſich zu verheirathen und ich trennte mich von ihm, um ohne Aufſchub mir genaue Auskunft über die Vergangenheit der Sirene zu verſchaffen, mit der zu ertrinken ihm viel geſünder geweſen wäre.

Die Sirene iſt nicht übel, Bordier, ſagte der Lieutenant, der einen Schluck Bier trank, unterbrechend.

Mußt du doch ſprechen, Gelbſchnabel! ſagte der Hauptmann. Aber ihr Andern! ich ſagte, daß Menard, wenn er ſich verheirathete, eine Dummheit beginge. Seid ihr meiner Meinung?

Ja, ja! riefen alle.

Ja, ſagt ihr? Nun, ich wette, daß ihr nicht wißt warum. Wollen einmal ſehen und Reihe um fragen. Ja, ihr Burſche, ſo entſcheidet ihr über die ſchwierigſten Fragen; alſo ſtill und aufgepaßt!

Ein Offizier darf nicht heirathen, ſagte der erſte der Gefragten, ſchon weil er Soldat iſt; damit will ich ſagen, daß er nicht über ſein Leben zu verfügen hat und daß er jeden Augenblick bereit ſein muß, es für ſein Vaterland hinzugeben.

Nicht ſchlecht. Nun der Zweite!

Weil er Freunde, Billard, Griſetten, Theaterintriguen aufgeben muß und weil eine Frau nach zwei Jahren alles das nicht erſetzen kann, ſagte ein Andrer.

Du biſt ein vollkommner Materialiſt. Nun der Dritte!

Weil das häusliche Diner mit zwei Kindern, von denen das eine geſäugt wird und das andre ſchreit, ohne Beigericht, ohne Entrees, ohne Braten und ohne Deſſert, trotz des Angenehmen der Häuslichkeit, neben dem glänzenden fidelen und vollſtändigen Diner der Table d'hôte wenig lockt.

Materialiſt! Materialiſt! Weiter!

Weil die Frau immer abſcheulich ſchlecht angezogen ſein würde, ſagte ein andrer.

Eitelkeit; weiter!

Weil das Heirathen einen zwingt, einen Regenſchirm zu tragen.

Nicht übel, ſo würde die militairiſche Würde gerettet. Nun du, Lieutenant.

Weil es keinen Offizier gibt, welcher wüßte, warum er ſich verheirathet.

Ich habe gewonnen! Niemand hat's getroffen. — Im Namen der Moral, im Namen der guten Sitten darf ein Offizier nicht heirathen, weil die meiſten ſeiner Kameraden unverheirathet ſind. Alſo trinkt und weiter!

Ich habe euch ſchon geſagt, daß ich alles aufbieten wollte, um in der Vergangenheit Margarethens etwas zu finden, was ich als Waffe gegen Menard's unbeſiegbare Luſt, zu heirathen, gebrauchen könnte. Ich verfuhr mit der größten Vorſicht, um Niemand zu compromittiren und nach Verlauf einiger Zeit erfuhr ich, was ich ſchon vermuthet hatte: Sie hatte ſchon eine kleine Liebſchaft gehabt, die zwar ihren Ruf fleckenlos gelaſſen, deren Erinnerung ſich aber erſt nach langer Zeit in ihrer Seele verwiſcht hatte. Ich konnte ſogar bemerken, daß gewiſſermaßen die Erinnerung noch lebte; denn ſie las jeden Tag mit großem Eifer die Nachrichten aus Afrika. Der Held des Romans war, wie ich erfuhr, ein junger Offizier, den die Sorge um ſeine Zukunft getrieben hatte, nach Afrika zu gehen, ſobald er ſich von Margarethens Ehrbarkeit überzeugt hatte.

Ich ſchloß daraus ſogleich, daß Margarethe meinen armen Kameraden nicht liebte und nicht lieben konnte, obgleich er ſich tauſendfache Mühe gab, ſich ihre Neigung zu erwerben. Er mochte ſie mit noch ſo viel zartſinnigen Wohlthaten überhäufen, mochte ſeine ganze Gage für das Gedeihen der Leſeanſtalt aufopfern, ſeine Toilette ſo ſorgfältig machen, wie für eine Inſpections-Revue; alles half nichts. Mein Entſchluß war daher bald gefaßt; ich ging zu Menard und redete ihn folgendermaßen an:

Du wirſt dich gewiß nicht entſchließen, eine Frau zu heirathen, die dir ein Herz ohne Liebe mitbringt; nicht wahr, Kamerad?

Ich geſtehe, daß ich mich zweimal beſinnen würde, ſagte er und erbleichte; aber wozu dieſe Frage?

Weil Margarethe deine Liebe nicht erwidern kann und weil du, ſo lange du noch ein vernünftiger Menſch biſt, deinen Plänen wenigſtens fur jetzt entſagen mußt.

Haſt du entdeckt, daß ſie Jemand in der Stadt liebt?

Nein. Ich bin ſogar überzeugt, daß ſie alle Anerbietungen, die man ihr gemacht, ſeitdem ſie in der Mode iſt, zurückgewieſen hat. Zwei Narren haben die Begeiſterung ſo weit getrieben, daß ſie ſie heirathen wollten, und trotz der Ausſicht, im geſicherten Wohlſtand zu leben, hat ſie vorgezogen, die Leſeanſtalt mit dem knappen Auskommen, das ſie ihr verſchafft, zu behalten.

Woher weißt du, daß ſie nicht einen geheimen Beweggrund zu ihrer Handlungsweiſe hat? frug er.

Eben weil ich ihren geheimen Beweggrund kenne, möchte ich bei dir jede Hoffnung vernichten. Ich bitte dich, Kamerad, im Namen des Vertrauens, das du mir ſchenkſt, denke nicht mehr daran; denke, wie lächerlich es wäre, wollteſt du etwas andres als Freundſchaft für dieſes Mädchen verrathen, deſſen Vater du ſein könnteſt. Bedenke, daß du in einigen Jahren ein alter Kerl biſt, Margarethe aber eine noch ſehr junge Frau.

Ich kann mich nimmermehr entſchließen, ſie nie wieder zu ſehen, ſagte Menard.

Ach, wer ſpricht davon? Sieh ſie, liebe ſie, beſchütze ſie, wie deine Tochter; aber laß es dabei bewenden. Zum Gukuk! Wäre das die erſte, welche dir eine Leidenſchaft eingeflößt hat, die du, durch die Umſtände gezwungen, unterdrücken mußt?

Menard war wenigſtens ein Mann von Einſehen und faßte ſeinen Entſchluß mit einem Muth, deſſen ich gewiß geweſen, als ich ihm den Vorſchlag machte; und während eines Monats hielt er ſich, mit Abrechnung einer trüben Wolke, die von Zeit zu Zeit auf ſeiner Stirn erſchien, tapfer gegen die unfreiwilligen Verſuhrungen Margarethens.

Aber bald kam es anders. Wir kehrten eines Morgens von der Jagd zurück, beladen mit einigen Rebhühnern, welche beſtimmt waren, die mehr als beſcheidene Tafel unſers verzogenen Kindes zu ſchmücken, als ein Kamerad mit der froheſten Miene von der Welt auf uns zukam und uns ſchon von Weitem zurief:

Wir gehen nach Paris! Nach Paris! Garniſonwechſel! Befehl vom Miniſterium, vor der Stunde angekommen! Nicht wahr, das nenne ich mir eine Neuigkeit? Dabei druckte er uns die Hand und eilte weiter, um zu einem Frühſtück zu gehen, wo zwei junge und reiche Hauptleute den Champagner bezahlten, der auf die Geſundheit des Miniſters getrunken wurde.

Menard war ſtehen geblieben; er bewegte ſich mit Anſtrengung weiter und ich bemerkte, daß er wie ein Betrunkener ging, daß die Flinte ſeiner Hand entfallen wollte und ſeine Augen ſich ſchloſſen. Ich umſchlang ihn mit den Armen und frug ihn, was ihm fehle.

Margarethe! murmelte er mit dumpfer Stimme. Bordier, führe mich nach Hauſe; der Kopf ſchwindelt mir; ich wäre faſt zu Boden gefallen. Wir befanden uns bald in ſeiner Wohnung, und ich verſuchte vergeblich, ihm etwas Energie dadurch einzuflößen, daß ich ihm die Unmöglichkeit, dem Schlage auszuweichen, zeigte.

Du willſt ſie doch nicht mitnehmen? ſagte ich zuletzt.

Freund Bordier, erkundige dich, wann wir marſchiren!

In achtzehn Tagen; man hat es mir ſoeben unten geſagt, antwortete ich ihm.

Bei dieſem Worte wäre der arme Teufel faſt vor Freuden verrückt geworden. —

Bordier! Mein alter Kamerad! Dann habe ich noch Zeit, ſie zu heirathen.

Aber, Unglücklicher, wenn ſie dich abweiſt! rief ich aus.

Hm, das iſt auch möglich; dann aber thue ich, was ich unter keiner andern Bedingung thun würde: ich ſchieße mir eine Kugel durch den Kopf.

Bei Menard waren das nicht bloße Worte; ich bat ihn, mir zu geſtatten, vor ihm mit Margarethen zu ſprechen. Der arme Teufel dankte mir ſehr, daß ich ſeine Gedanken im Voraus errathen hatte, und ich verließ ihn,

um keinen Augenblick zu verlieren; im Fall die Sache gelang, waren noch Formalitäten zu erfüllen, die uns keine Zeit übrig ließen.

Als ich zu dem Mädchen kam, war glücklicherweiſe die Stunde, wo ſie faſt immer allein war. Sie ſaß an ihrem Tiſche und arbeitete; ich glaubte zu bemerken, daß ſie geweint habe.

Wiſſen Sie, daß unſer Regiment Maubeuge verläßt, Fräulein? ſagte ich zu ihr, als ich eintrat.

Ja, Herr Bordier, die Nachricht hat mich ſogar ſehr betrübt gemacht.

Darf ich mir erlauben, zu hoffen, daß Menard und ich auch eine kleine Schuld dieſes Kummers tragen?

Wie können Sie daran zweifeln? Ich verdanke Herrn Menard Alles und es thut mir ſehr leid, ihn abreiſen zu ſehen, ohne die geringſte Gelegenheit zu haben, ihm meine Dankbarkeit zu beweiſen.

Und lieben Sie mich auch ein klein wenig, Fräulein Margarethe? fuhr ich fort.

Schöne Frage, ſagte ſie und reichte mir herzlich die Hand; es vergeht kein Tag meines einförmigen Lebens, wo ich nicht an Ihre Freundſchaft und an Ihre Beſuche, die meine einzige Zerſtreuung ſind, dächte. Wenn ich an Ihre Abreiſe denke, ſo kommt es mir vor, als verwaiſ'te ich zum zweiten Male; ſie ſehen ja, ich habe mich nicht enthalten können, zu weinen.

Nun gut, Fräulein Margarethe, ſo wollen wir uns nicht trennen und Sie begleiten uns.

Scherzen Sie nicht, Herr Bordier, wenigſtens nicht in dieſer trüben Stunde, ſagte Margarethe.

Ich ſcherze nicht: wir bleiben noch achtzehn Tage in Maubeuge und das iſt grade hinreichende Zeit für die Formalitäten. Wollen Sie mich heirathen, Fräulein? Wir reiſen den Tag nach unſrer Hochzeit nach Paris ab; bedenken Sie wohl, nach Paris!

Sie ſcherzen wirklich nicht? ſagte ſie mit unruhiger Miene.

Nein, ich ſchwöre es Ihnen; blos die wenige Zeit, die uns übrig bleibt, zwingt mich, ſo wenig Umſtände zu machen. Wenn Sie Ihr Jawort gegeben haben, mache ich Ihnen den Hof, wie ſich's gebührt, und Sie verlieren nichts dabei.

Ich danke Ihnen, Herr Bordier, antwortete ſie, für das Schmeichelhafte, was in Ihrem Antrage liegt, aber ich kann ihn nicht annehmen.

Warum? Sagen Sie mir es offen, ſagte ich.

So offen, wie Sie es verdienen; mein Grund iſt der: wenn ich an die Heirath denke, kann ich nichts gemeinſames finden zwiſchen der innigſten Freundſchaft und dem Schlafzimmer einer Frau von Schamgefühl; ich bin ſelbſt überzeugt, daß jeder Mann von Verſtand und Ehre, und jede Frau von echtem Zartgefühl meiner Meinung iſt. Nun, Sie ſind ein Mann von Verſtand und Ehre, und ich brauche weiter nichts zu ſagen.

Aber wenn Ihre Neigung meinen Tod verurſachte? frug ich ſie.

Ich muß geſtehen, ich liebe Sie nicht genug, antwortete ſie lachend, um Ihnen um dieſen Preis das Leben zu retten.

So hatte ich erfahren, daß Menards Antrag, von den gewöhnlichen Gründen unterſtützt, zurückgewieſen worden wäre, ohne Margarethen eine Verlegenheit zu bereiten. Es blieb mir nun nichts mehr übrig, als Margarethe an die Anſprüche meines Freundes auf ihre Dankbarkeit zu erinnern, ein Weg, dem ich im Grunde meiner Seele abgeneigt war. Denn wenn mein

Digitized by Google

Beſtreben mit Gelingen gekrönt wurde, ſo gab ich ja Menard, ohne ihm die Wahrheit ſagen zu können, eine Frau, deren Abneigung gegen jedes Band, an dem die Liebe keinen Theil hatte, mir bekannt war; auf der andern Seite zwang ich faſt die arme Margarethe, ihre Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft für die Gewißheit eines Lebens voll Selbſtaufopferung zu vertauſchen. Wenn es mir nicht gelang, ſo hatte ich die Schande, eine ſchöne Frau als Bezahlung für die Wohlthaten Menards verlangt zu haben und im Namen der Moral zurückgewieſen worden zu ſein. Dennoch durfte ich nicht zögern; es galt — ich durfte nicht daran zweifeln — das Leben meines beſten Freundes, und ich ſagte zu Margarethen:

Wenn es ſich nun nicht um mich handelte, mein Kind, ſondern um den wackern Menard, der, nachdem er für ſie in's Waſſer geſtürzt, auch für ſie durch's Feuer gehen würde?

Herr Menard wird in Paris nicht ein einziges Mal an mich denken; aber, guter Herr Bordier, ſcherzen Sie nicht über einen ſolchen Gegenſtand, ich bitte Sie!

Margarethe, Sie kennen mich zu gut, um nicht unbedingt zu glauben, was ich Ihnen jetzt ſagen will, ſprach ich voll Ernſt.

Ja, Herr Bordier! Das arme Kind zitterte.

So hören Sie! am Vorabend des Tages, wo unſer Regiment Maubeuge verläßt, tragen wir Menard auf den Kirchhof, wenn Sie, mein Kind ...

Die kleine Hand ſchloß mir den Mund, und am Vorabend des Tages, wo das Regiment Maubeuge verließ, war Menard der glücklichſte aller Männer, ohne zu ahnen, was das koſtete; ſo hatten Margarethe und ich es unter einander abgemacht.

3.

Kaum in Paris angekommen, erhielt unſer Regiment die Beſtimmung, an der Befeſtigung der Hauptſtadt mitzuarbeiten. Da Menard ſeine Frau nicht mit in's Lager von Nogent-ſur-Marne, wo wir ſtanden, mitnehmen konnte, ſo hatte er für ſie, um ſie in ſeiner Nähe zu haben, eine kleine Wohnung in der Straße de la Ceriſaie, unweit des Baſtillenplatzes, gemiethet. Margarethe fühlte ſich hier faſt heimiſch, denn die genannte Straße hat etwas ungemein Kleinſtädtiſches, was ſie an ihren Geburtsort erinnern mußte. Die Häuſer ſind niedrig und gehören der ſchönen Architektur durchaus nicht an, die Wagen ſind daſelbſt unbekannt, die Fußgänger laſſen ſich zählen und zwiſchen den Pflaſterſteinen wächſt Gras hervor. An dem einen Ende rauſchen über einer Mauer die großen Bäume eines Gartens der Straße Beautreilles, am andern erblickt man die grünen Wipfel des Boulevard Bourdon.

Menard widmete ſeiner jungen Frau jeden Augenblick, den ihm der Dienſt frei ließ; aber dieſe Augenblicke waren ſelten und kürzer, als er gewünſcht hätte. Der wackre Capitain ennuyirte ſich gar ſehr in ſeiner Rolle als Pflanzer, wenn er den Stock in der Hand, die Füße im Koth, ſeine Neger in rothen Hoſen beaufſichtigte, wie ſie mit Spaten und Hacke arbeiteten, Erde karrten und rührig ab und zu eilten wie die Ameiſen. Sobald es ihm der Dienſt erlaubte, eilte er zu Margarethen, um ſich ihr zur Verfügung zu ſtellen, und wenn er auch zwei bis drei Tage lang auf dem thonigen und durchnäßten Terrain der Befeſtigungen herumgelaufen und noch ſo müde war, zeigte er ihr doch alle Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Digitized by Google

Uebrigens wenn Menard ſo aufmerkſam und rückſichtsvoll gegen ſeine Frau war, ſo blieb ſie darin nicht gegen ihn zurück; er hatte es mit keiner Undankbaren zu thun, wenn ſie auch ihre Gefühle etwas nüchtern an den Tag legte.

So waren ſechs Monate ruhig verſtrichen, als Menard, in Begriff nach Beendigung ſeines Dienſtes ſeine Leinwandhoſe und ſeinen Arbeitsrock auszuziehen, um ſich ſo ſchnell als möglich nach Paris auf den Weg zu machen, ſeinen Sapeur mit geheimnißvoller und zugleich lächelnder Miene bei ſich eintreten ſah.

Capitain, ſagte der Veteran, es verlangt Jemand Sie zu ſprechen.

Ich komme gleich, laß ihn nicht hereintreten, war die Antwort.

Kaum befand ſich Menard vor der Thür, als ſich ein junger Offizier an ſeine Bruſt warf und ausrief:

Endlich bin ich in Frankreich! Denn bis auf dieſen Augenblick, mein alter Menard, konnte ich noch gar nicht daran glauben.

Es war der kleine Souslieutenant Delaſalle, oder vielmehr ein ſchöner Capitain von achtundzwanzig Jahren, decorirt, von dem Schlachtenqualm und der afrikaniſchen Sonne gebräunt. Das Verhängniß wollte, daß ich grade abweſend ſein mußte; ich hatte mir Urlaub geben laſſen, um nach meiner Vaterſtadt in Berry zu reiſen, wo ich einige Familienangelegenheiten zu ordnen hatte.

Bravo! mein lieber Paul, rief Menard aus, ich ſehe, daß du deine Sache gut gemacht haſt; ich wußte, daß es dir weder an Muth, noch an Verdienſt fehlte; aber ich glaubte nicht, dich ſo bald als meinen Collegen wiederzuſehen. Glaube nicht etwa, daß es mich verdrießt, nicht im mindeſten ... Es wird dir ohnedies nicht an Neidern fehlen. Ich kenne dich zu gut, um nicht zu wiſſen, daß du das, was du haſt, durch dein Verdienſt erworben haſt ... Pardieu, im Kriege ſtellt die Gelegenheit die Patente aus. Kommſt du blos meinetwegen hierher?

Blos deinetwegen, war die Antwort.

Haſt du heute noch etwas vor?

Durchaus nichts, ich will dir den ganzen Tag widmen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton

Klingt es nicht von Lerchenliedern? Duftet es nicht von Veilchen durch das Gefild? Es will Frühling werden — deutlicher als Lerchengeſang und Veilchenduft ſagt es uns das höher ſchwellende Herz. Und es iſt hohe Zeit, daß der Lenz mit ſeinen lauen Lüften und mit ſeinen Blumen komme. Wir haben einen rauhen und überlangen Winter gehabt. Das Auge iſt des Lampenlichtes müde und unſre Bruſt ſehnt ſich nach jener Wärme, die in Strahlen vom Himmel niedergeht. Komm, holder Frühling!

Friſches Grün, wiedergeborne Freude! Junges Leben, neues Glück. Das iſt das uralte Lied, welches alle Dichter, von Conrad Grafen von Kilchberg, dem edeln Minneſänger, bis auf Heinrich Heine den ſterbenden Verbannten herab angeſtimmt haben. Selbſt Karl Haltaus hat nichts Weſentliches daran verändert und das iſt ihm Dank zu wiſſen.

Statt der ſchwediſchen Nachtigall, die zu den engliſchen Pfunden pilgert, werden wir die Nachtigallen der Heimat wieder hören, zu deren Concerten alle Welt freien Eintritt hat. Nachtigallen, um deretwegen niemals rothe Zettel an die Bäume anzuſchlagen ſind: «Wegen plötzlich eingetretener

Digitized by Google

Heiſerkeit kann der heutige Sonnenuntergang im Roſenthale nicht ſtattfinden.» Sängerinnen, die von keiner Erkaltung angegriffen werden und ſich niemals auf ein Zeugniß des Theaterarztes berufen, — jenes Mannes, der ſo häufig eine widerſpenſtige Laune als einen «ſtarken Katarrh» zu beſcheinigen hat.

Die ſchwediſche Nachtigall alſo verläßt Wien und Fräulein Caroline Mayer iſt zum Bedauern der «Signale» von der Leipziger Bühne geſchieden. Dies Bedauern gereicht dem Herzen und der Gedächtnißkraft der Redaktion der «Signale» zugleich zur Ehre. Für Leute, deren Erinnerung von Zeit zu Zeit der Anfriſchung bedarf, wenn ſie nicht verlöſchen ſoll, war Fräulein Mayer längſt nicht mehr für die Leipziger Bühne, weil nicht für deren Repertoir, vorhanden. Was ſollten wir daher bedauern?

Wir erwähnten vor einiger Zeit, daß Duprez, der berühmte franzöſiſche Tenoriſt Duprez, nach Deutſchland kommen und in Berlin ſingen werde. Er iſt gekommen und hat geſungen, aber nicht in Berlin, ſondern zuerſt in Hamburg. Dort trat er in «Lucia di Lammermoor» als Edgardo auf. Allein obſchon er in deutſcher Sprache auf der deutſchen Bühne ſang, was unſrer Beſcheidenheit immer wohl thut, wiewol es ſich eigentlich von ſelbſt verſteht, ſo iſt Duprez doch bis zum Ziſchen und Pfeifen durchgefallen. Er entſchuldigte ſich als der Lärmen zu arg ward mit Heiſerkeit. Das hatte zur Folge, daß ſein ferneres Auftreten ohne weitere Störung und ſchallende Nachwirkung blieb. Allein auch die billigſten Zuhörer, die der angemeldeten Heiſerkeit alles Recht widerfahren ließen, verhehlten ſich nicht, daß Duprez in ſeiner Stimme nur noch eine Ruine ausſtelle, die mit 75 Louisd'or für den Abend mit antiquariſcher Liebhaberei bezahlt werde.

Kurz vor Herrn Duprez trat Herr Tichatſcheck auf dem Hamburger Stadttheater als Maſaniello auf. Herr Tichatſcheck iſt bekanntlich bei der Dresdner Hofbühne und mit einem Gehalte angeſtellt, wie es ſeiner ſeltenen Stimme entſpricht, oder wenn Ihr wollt, auch nicht entſpricht. Denn dieſe ſeltenen Stimmen heißen darum ſo, weil ſie ſich grade an den Orten am Seltenſten machen, wo ſie am Regelmäßigſten bezahlt werden, was beinahe wie eine kleine Widerſinnigkeit ausſieht. Natürlich will aber ein Kapital, welches ſo hohe Intereſſen trägt, wie eine ausgezeichnete Tenorſtimme, mit Sorgſalt geſchont ſein und dazu ſind die Hoftheater erfunden. Die Dresdner werden erſtaunen, zu erfahren, was Herr Tichatſcheck zu leiſten vermag, wenn er einmal außerhalb ſeiner feſten Anſtellung iſt. In der zweiten Woche des März ſang er am Sonnabend im Berliner Opernhauſe, wohin er von Dresden für ein Gaſtſpiel beurlaubt war, die Partie des Stradella. Nächſten Sonntagmorgen fuhr er die 40 Meilen Eiſenbahn nach Hamburg und ſang daſelbſt mit ungeſchwächter Kraft den Maſaniello. Am Montage aber fuhr er die Strecke von Hamburg nach Berlin zurück, um ſchon am Dienſtage wieder im königlichen Opernhauſe in der Rolle des Max zu erſcheinen. Achtzig Meilen Weges und drei große Tenorpartien in vier Tagen zu erledigen, aus dem Wagen auf die Bühne und von der Bühne in den Wagen, das erfordert einer heroiſchen Anſtrengung. Wie nöthig wird darauf Herr Tichatſcheck die Dresdner Hoftheaterruhe haben!

Die Napoleonidin des franzöſiſchen Theaters, Fräulein Mars, iſt geſtorben. Königliche Ehren hat ſie bei ihren Lebzeiten genoſſen, von königlichen Ehren war auch ihr Hinſcheiden begleitet. Das Theater français gab tägliche Bülletins über ihr Befinden aus. Das iſt das Vorrecht des Lorbeers, der, einmal errungen, ſich nirgends blühender und friſcher erhält — als in dem leichtfertigen Frankreich. Wie erbleicht unſre deutſche Gewiſſenhaftigkeit, unſre Dankbarkeit und unſre ſprichwörtliche Treue, wenn wir das vergeßliche Verfahren, welches gegen ſinkende Größen der Kunſt, der Literatur oder der Volksgunſt dieſſeits des Rheins im Schwange iſt, mit der ehrfürchtigen Liebe vergleichen, welche die franzöſiſche Nation ihren berühmten Namen bewahrt! Als der Reformator Preußens, der Ulrich von Hutten des neuen Deutſchland, als der Freiherr von Stein vor etwa vierzehn Jahren ſtarb, hörte das Volk mit Befremden, daß er bis dahin überhaupt noch gelebt habe. Einem Lafayette folgten die Augen Frankreichs durch's ganze Leben und ſeine Thränen auf den Père la Chaise. Der deutſche Künſtler, der nicht mehr in Wirkſamkeit, der Dichter, deſſen letztes Werk zu ſagen veranlaßt: «er fängt an ſchwach zu werden» iſt ein abgethanes wegzuwerfendes Ding, welches ſich von Tag zu Tage nur um ſo trauriger überlebt. Jede Naſeweisheit darf ihn meiſtern und je frecher, deſto willkommener. Für den wahnſinnigen Lenau in Winnenden müſſen Bettelſpenden geſammelt werden, damit nur ſein Aufenthalt im Tollhauſe gefriſtet werde *).

---

*) Von Stuttgart aus wird dieſe Nachricht der «Grenzboten» ſo eben als eine irrige beſeitigt. Von der Cotta'ſchen Verlagshandlung werden 20,000 Fl. Rh., in Terminen, die auf fünf Jahre

Für ein Volk geſtrebt und geſchaffen zu haben, deſſen Charakter ſo mistrauiſch und langſam zum Anerkennen des Verdienſtes und ſo raſch zum Vergeſſen, das iſt freilich zum Wahnſinnigwerden. Leben ohne Lohn, Tod ohne Ehre — deutſches Leben, deutſcher Tod.

Und doch klingt es von Lerchenliedern und duftet von Veilchen, denn es will Frühling werden im Vaterlande. Am deutlichſten verkündet es uns das ahnungsvolle Herz. Berlin bereitet ſich zum erſten Empfange der Reichsſtände und wie aus einer kleinen Knospe eine Pflanze von großem und erquickendem Schatten werden könne, wird der Mai bergpredigend lehren. Es wird Frühling werden auf deutſcher Erde, Frühling, wenn auch nicht nach dem Sinne der Wanderſchriftſteller, die wie verſchlagene Sturmvögel um die Grenzen unſeres Vaterlandes irren und die Augsburger Allg. Zeitung läßt eben eine kugelſcharfe Artikelſalve aus der Schweiz unter ſie gehen. Denn wir wollen keinen Frühling, aus dem die Blumen gereudet ſind, damit das Unkraut wuchere. Auch keinen Frühling nach Hermann Kriege's Entwurfe, der ſeinen Abſchiedsartikel in dem aufgegebenen «Volkstribun» mit der zuverſichtlichen Tröſtung an ſeine nordamerikaniſchen Leſer ſchließt, daß ſie ſich bald in Deutſchland wiederſehen würden. Kriege's Abſchiedswort iſt mit ſchöner Wärme geſchrieben und wenn irgend ein Irrthum auf achtungsvolle Schonung Anſpruch hat, ſo iſt's der edle Irrthum Herrmann Kriege's. Aber daß die Anpflanzung des Kommunismus fehlgeſchlagen iſt, wo man ſie immer verſuchte, muß ſich ſein beredteſter Vertreter ſelbſt geſtehen. Die kleinen Gemeinſchaften in Amerika haben ſich aufgelöſt, die auf kommuniſtiſche Grundſätze hin begründet worden. Wo iſt die Philiſterſeele, die ihr ganzes Daſein in die Grenzen eines Verſicherungsvereines zu gegenſeitiger Abfütterung einpferchen möchte! Nun ſoll es die Maſſenbewegung beſſern, hofft Hermann Kriege. Wenn ſchon eine kommuniſtiſche Gemeinde eine Langweiligkeit zum Davonlaufen iſt, ſo würde ein kommuniſtiſcher Staat eine Langweiligkeit zum Sterben ſein.

vertheilt ſind, für die Lenau'ſchen Werke vertragsmäßig ausbezahlt.

Die Illuſtrirte Zeitung bringt das Bildniß von Sennora Lola Montez und die Times und der National bringen Briefe der «tanzenden Pompadour.» Unſre Zeitung iſt ihnen allen damit längſt vorausgeweſen, denn wir eröffneten unſer Feuilleton mit einem Briefe der vielgenannten Dame, der vielleicht grade ſo echt war, als jene Zuſchriften an Times und National.

In Wien muß das Wort «edel» eine ausſchließlich auf die Eigenſchaften des Herzens abzielende Bedeutung haben, da es unzertrennlich neben dem Namen des Herrn Pokorny erſcheint, eines Theaterdirektors, von deſſen Geiſte nicht eben ſo viel Weſens gemacht wird. Der «edle Pokorny» hat für die Mitglieder der abgebrannten Bühne in Peſth ebenfalls eine anſehnliche Summe beigeſteuert.

Herr Saphir aber, der chamäleontiſche bald intimſte Freund, bald Feind Pokorny's, iſt nach München abgereiſt, wo er die Dramaturgenſtelle am Hoftheater erhalten ſoll. Dann würde er auch ſeinen «Humoriſten» nach München überſiedeln, wie verlautet.

Der parodirende Roman «Diogena», deſſen wir jüngſt Erwähnung thaten, ſoll von Fanny Lewald herrühren.

Rob. Heller.

Moden.

Pflugradt, die große Modehandlung am Leipziger Markte, hat ſoeben ſeine Pariſer Frühlingsſendungen empfangen und ausgepackt, und da gibt es denn die reizendſten Modeherrlichkeiten für die elegante Damenwelt. Die Pariſer Modehandlungen, ſowie die Lyoner Seidenfabrikanten klagen über den geringen Abſatz ihrer Artikel während dieſes Winters, ſie haben ſich deshalb bald und mit dem raffinirteſten Eifer den Vorbereitungen für die neue Jahreszeit zugewendet, in der Hoffnung, eine ergiebigere Kaufzeit zu erzwingen, und wirklich, wenn man die große und höchſt geſchmackvolle Auswahl der mannichfaltigſten Pariſer Modells bei Pflugradt ausgeſtellt ſieht, ſo begreift man, daß ſo vieler Schönheit nur der Paupeeismus widerſtehen könnte. Die Hauptfrage der Frühlingsmoden betrifft zueeſt den Damenhut und dieſen möchte man die Spezialität

des Pflugradtſchen Magazins nennen, wären nicht daneben alle andern Modeartikel in größter Mannichfaltigkeit dort aufgehäuft. Die Form der Pariſer Modehüte beſtätigt den ſchon früher mitgetheilten Ausſpruch der Pariſer Modejournale. Sie iſt nämlich eher klein als groß zu nennen. Der Hutſchirm umſchließt in einem ſchönen Oval capotenartig das Geſicht, der Kopf iſt meiſtentheils nicht abgeſetzt und ein kurzer Bart garnirt den Nacken. Es gibt auch noch einzelne ausgeſchweifte Hutſchirme, und dieſe haben dann einen abgeſetzten Kopf. Sehr viele der erſten Modiſtinnen haben einen kleinen gewölbten Kopfdeckel angebracht, was ſehr graziös ausſieht. Der Ausputz aller Hüte wird ſehr buntfarbig gewählt und innen im Schirm garnirt man ſie reichlich und ſehr kraus. Nach dieſen allgemeinen Vorbemerkungen gehen wir zur Beſchreibung einzelner Modells aus der Pflugradtſchen Ausſtellung über, womit man am beſten die einzelnen Arten der Frühlingsmoden belegt. Alexandrine, die berühmte Pariſer Modiſtin, hat zuerſt eine ganz neue Art Hüte geliefert, die das Reizendſte ſind, was man ſehen kann, nämlich Spitzenhüte, deren Muſter mit Strohbördchen oder Strohſchnürchen ausgeführt ſind. Ein ſolcher Spitzenhut mit Strohmuſter iſt mit kirſchrother Seide gefüttert, mit einem Zweige von Strohblumen, unter die die Früchte der Ebereſche gemiſcht ſind und mit gelbem Band, an dem ein breiter, kirſchrother Rand hinläuft, ausgeputzt und innen im Schirm[ſ]über dem kirſchrothen Futter mit duftigem Tüllgekraus bereichert. Ein andrer Hut dieſer Art beſteht aus einem weiten, filetartigen Gekreuze von Strohbördchen; der viereckige, durchbrochene Zwiſchenraum zwiſchen den Strohbördchen iſt von einer ganz kleinen Tüllpuffe ausgefüllt, und dadurch ſieht der ganze Hut aus, wie ein Tüllgaufré, das mit Strohſchnürchen gekreuzt iſt. Dieſer höchſt eigenthümliche Hut wird durch ſeinen Ausputz, der aus violet und weißen vollen platt aufliegenden, großen Veilchen beſteht, noch eigenthümlicher und ſehr geſchmackvoll gemacht. Neben dieſen Hüten iſt eine Hauptneuigkeit der Saiſon, ſchon weil ſie eine ganz neue Behandlungsweiſe des Strohflechtens bedurfte, der Hut von Strohſpitze. Man hat es nämlich wirklich in der Kunſt des Strohflechtens und Drehens dahin gebracht, Spitzenmuſter in täuſchender Aehnlichkeit und Feinheit nachzuahmen. Dieſe Hüte von Strohſpitze hat Pflugradt zur Auswahl auch ungarnirt. Ein garnirtes Modell derſelben war mit ſchwerem Band regence von zwei Farben, nämlich weißem und kirſchrothem Bande ſo ausgeputzt, daß die außen zur Seite ſtehende Schleife zwei kirſchrothe und zwei weiße Knoten und zwei kirſchrothe und zwei weiße Enden hatte, eben ſo ſtand unten ein kirſchrothes und ein weißes Bindeband, doch hatten die Bänder nur eine verſchiedene Grundfarbe, aber ein gleiches, gothiſches Muſter; nach dem Muſter heißen ſie ruban régence. Dieſer Ausputz mit zwei Bandfarben wird für Strohhüte ſehr modiſch ſein, daher bei Pflugradt die größte Auswahl von verſchiedengrundigen Bändern mit gleichem Muſter zu finden iſt. Faſt alle neuen Bänder ſind mit wunderbar fein brochirten Muſtern bereichert. Die Bänder Pompadour zeigen, wie die gleichnamigen Stoffe, wunderſchöne brochirte Blumenmuſter. Effectvoller, aber bunter, ſind die Palmenbänder, neben dieſen gibt es noch Bajaderenbänder, chinirte und ſchottiſche Bänder u. ſ. w. Alle Bänder haben eine entſchiedene vollfarbige Grundfarbe, viele Bänder ſind auch am Rande mit zwei verſchiedenen Farben geſtreift und außerdem noch mit bunten Muſtern brochirt.

Doch zurück zu den künſtlich durchbrochenen Strohhüten, welche dies Jahr ſo ſehr modiſch ſind. Zu dieſen muß man auch ein Geflecht von Pferdehaaren rechnen, welches mit Strohbördchen brochirt oder beſtickt iſt und mit einem buntfarbigen Futter, einem Fruchtbouquet und einem Tüllgekraus im innern Schirm einen reizenden Sommerhut gibt. Ein andres ſehr modernes Strohgeflecht nennt man paille Péking, das iſt ein Gemiſch von Spanborden und Strohröllchen und iſt nicht durchbrochen. Ein Modell dieſer Art iſt bei Pflugradt mit lila Band ausgeputzt und innen im Schirm mit einem Rand plattliegender voller Veilchen bereichert. Unter den nicht durchbrochenen, gemuſterten Strohhüten zeichnet ſich als zierlich das Spargelmuſter aus. Die Franzöſinnen lieben die etwas ſchwergemuſterten Hüte, doch dem einfachern deutſchen Geſchmack werden vielleicht die außerordentlich feinen, aber ſonſt ganz einfach genähten Strohhüte am beſten gefallen. Das italieniſche Strohgeflecht iſt im Augenblick ganz außer Mode. Strohhüte mit eingeſetzten weichen, ſeidnen Köpfen trägt man auch nicht mehr, dagegen arrangirt man weiße Reisſtrohhüte oft in dieſer Art. Damit wären wir zu dem ſtets wiederkehrenden, vornehmſten Putzhut des Sommers, dem weißen Baſthut übergegangen, der im Pflugradtſchen Magazin in den ſchönſten Modells vertreten iſt. Schon für den Frühling geeignet wäre z. B. ein Modell von Alexandrine; dies iſt ein weißer Baſthut, der mit chineſiſch-roſa Seide im Schirm gefüttert iſt, deſſen Kopf einen gewölbten Deckel vom ſelben

Digitized by Google

roſa Seidenzeug hat, und iſt im Nacken von einem ziemlich reichlichen roſa ſeidnen Bart garnirt, an dem ein Baſtrand hinläuft. Dieſer Hut iſt außerdem mit einer in die Höhe geſtellten ſehr graziös gewundenen roſa Feder geſchmückt. Eine ſehr gefällige Eigenthümlichkeit an den Hüten von Alexandrine iſt, daß der Bart mit dem Hutſchirm aus dem Ganzen geſchnitten iſt, deſſenungeachtet aber über dem Nacken ſehr reichlich krauſt.

Noch ein andres Hutgenre ſind die aus Schrägen oder Bügel zuſammengeſetzten Hüte, die mehr zum Putz gewählt werden. Z. B. iſt bei Pflugradt ein weißer Hut von lauter Baſtbügeln gemacht, die von weißem Tüllgekraus getrennt ſind, der Kopfdeckel dieſes Hutes iſt ganz von Tüll gekrauſt und ein Bouquet großer rother Kirſchen mit ihren grünen Blättern ſteht zur Seite des Schirmes. Ein weißer, aus Schrägen zuſammengeſetzter Hut ſah ſehr elegant in der Art aus, daß je fünf platte Schrägen von Gaze Iris durch zwei Schrägen von Gros de Naple getrennt waren und in dieſer Abwechslung den ganzen Hut bildeten, den eine Caſtanienblüte von Conſtantin außen und roſa Tüllroſetten innen im Schirm bereicherten. Die einzelnen Schrägen dieſer Hüte ſind aber nicht breiter als die Breite des kleinen Fingers; manche dieſer Hüte ſind von platt liegenden Schrägen, andre von runden Röhrenſchrägen zuſammengeſtellt.

Die B l o n d e iſt wieder ſehr modiſch und insbeſondere iſt eine neue Art derſelben ſehr geſucht, in der nämlich ein feines Schnürchen (cordonet) das Hauptmuſter umrändert. Dieſes Schnürchen gibt nicht nur dem Muſter mehr Ausdruck, ſondern es gibt auch der Blonde mehr Steifheit und dadurch einen hübſchern Fall. Pflugradt hat viele Hüte mit ſolchen Blumen bereichert; eigenthümlich ſind aber die bunten Blonden dieſer Art, die auf einen gleichfarbigen Crepphut garnirt ein reizendes Ganze geben. Z. B. ein filzgrauer Crepphut, der mit einer filzgrauen Cordonetblonde belegt, mit kirſchrothem Bande und einer kirſchrothen Blume ausgeputzt iſt.

Die F r u c h t b o u q u e t s, die man in Paris wunderſchön liefert, gefallen außerordentlich und man zieht ſie meiſt den bloßen Blumenbouquets vor. Der Haſer wird in allen bunten Farben gemacht und ſehr häufig verwendet. Wie die Federn, ſo ſtellt man auch öfter die Blumenbouquets an der Seite des Schirmes aufrecht. Die Federn auf den Baſthüten bei Pflugradt zeigen ein ganz neues Arrangement, nämlich eine bunte Reiherfeder auf einem Maraboutflaum ruhend.

Die erſten Frühlingshüte, von gezogenem Seidenzeug gemacht, fehlen natürlich in dem Pflugradtſchen Magazine nicht, ſondern ſind in allen Farben auszuwählen. Viele derſelben ſind vorn am Schirm mit einem durchbrochenen Rand verziert. Die echten Pariſer Zughüte ſehen ſchwerer und groſſfaltiger aus, als man ſie in Deutſchland liebt.

Eine Neuigkeit zu Hauben und die man auch zum Gekraus zu Hüten verwendet, iſt der Tüll d'Alençon. Es iſt dies ein feiner, ſehr kleinlöcheriger Seidentüll. Auch die points d'Alençon ahmt man ſehr gut nach und macht von dieſer Nachahmung allerliebſte Hauben.

Noch müſſen die vielen reizenden Sommerhüllen, die Pflugradt von Paris mitgebracht hat, erwähnt werden. Da gibt es in ſchönſter Auswahl Shawls, Echarpes, Mantillen, Mantelets und vor Allen die letzte Neuigkeit, Rouillères. Dieſer letzte Schnitt, eine verlängerte und moderniſirte Viſite, iſt zu haben in ſchwarzem Moor, mit Poſamentirſtickerei und mit Spitzen oder Franſen ausgeputzt, oder von glacirtem Taffet gemacht und mit ſchwarzen Spitzen mehrfach garnirt, oder von weißem oder buntfarbigem Caſchmir angefertigt und mit einer bunt ausgebogten Stickerei verziert. Die nähere Beſchreibung der andern Hüllen muß für bis zur nächſten Modenummer bleiben und nur ein ſchwarzes Filettuch, das Mantelet-Joinville genannt wird, das mit Franſen umrändert und mit bunten Sammtkanten mehre Male beſetzt iſt, muß noch genannt werden.

J.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

№ 22. Pariſer Damen- und Kindermoden. Der Peignoir der Dame iſt von Caſchmir gemacht, der mit gedruckten Kanten zu einem Hausrock abgepaßt iſt. Die Kleider beider Mädchen ſind von Taffet gemacht, doch kann man ſie auch von Caſchmir ausführen.

№ 23. Pariſer Damenmoden. Der Hausanzug zeigt einen grauſeidnen Oberrock, der ſich ein Stück über einem Batiſtrock öffnet, dazu eine Spitzenhaube. Der Stadtanzug zeigt ein nankingfarbiges Seidenkleid, das mit einer Poſamentirarbeit beſetzt iſt, eine Caſchmirecharpe und einen blauen Taffethut.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Mode 1847 Nº 22.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Mode 1847 № 23.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

№. 16. Pränumerationspreis halbjährlich 2⅓ Thaler. **1847.**

Margarethe.

(Schluß.)

Das iſt ſchön! So kommſt du mit nach Paris; ich wollte mich eben auf den Weg machen. Ich habe mich ſogar ein wenig verſpätet; ich hatte verſprochen, eher nach Hauſe zu kommen ... Apropos, du weißt die Geſchichte noch nicht?

Was für eine Geſchichte?

Ich bin verheirathet!

Verheirathet! rief erſtaunt Delaſalle.

Nun ja, ich habe den dummen Streich begangen! Wenn ich es einen dummen Streich nenne, ſo thue ich das nur dem allgemeinen Brauch zu Gefallen, denn ich wünſche mir alle Tage Glück, dieſen ſogenannten dummen Streich gemacht zu haben. Denke nur, ein Frauchen, ſchöner wie ein Engel, gut, ſanft, reich an den vortrefflichſten Eigenſchaften ... vielleicht nicht ganz ſo lebhaft und munter, als ich wünſchen könnte, aber treu und zärtlich, wie nur eine Frau ſein kann.

Und jung?

Nun ja, etwas jung; aber ich ſage dir, ſie iſt vom guten Gewächs und vom guten Jahr: treu wie Gold und ehrlich wie ein Soldat. Uebrigens wirſt du ſie in ein paar Minuten ſehen und mir ſagen, ob ich nicht mehr Glück gehabt habe, als ich eigentlich verdiene. Ah, nun erzählſt du mir von deinen Feldzügen, deinen Scharmützeln mit den Schlechtgebleichten, deinen Hinterhalte, deinen Razzias, wie ihr es nennt, und ich will dir kein Piffpaff ſchenken ... Und keine Beſcheidenheit — ich kenne dich — offen und ohne Umſtände die Wahrheit, ich will Alles wiſſen. Pardieu, wenn man dir das Kreuz gegeben hat, ſo haſt du es auch verdient ... Nun marſch, und beeilen wir uns ein wenig, wenn dir es recht iſt.

Digitized by Google

Die beiden Freunde machten ſich auf den Weg und Delaſalle begann ſeine Erzählung; aber trotz ſeines Wunſches, bald nach Hauſe zu gelangen, hemmte Menard, angezogen von der Erzählung ſeines Freundes, ſeine Schritte und nöthigte den Capitain, gewiſſe Theile ſeiner Geſchichte ſelbſt in Scene zu ſetzen und auf dem Wege die Topographie des Terrains und die ſtrategiſche Dispoſition zu zeichnen.

Mehr als einmal verdüſterte eine Wolke der Traurigkeit Menards offenes Geſicht, mehr als ein Seufzer entſchlüpfte wider ſeinem Willen ſeiner Bruſt; denn er konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß auch er anſtatt zu heirathen nach Afrika hätte gehen, das Kreuz erwerben und avanciren können ... Jetzt wäre er vielleicht Oberſt! In ſolchen Augenblicken ſprach Delaſalle in der Wüſte. Menard wurde von ſeinen Gedanken nach Afrika entführt und zog in's Feld; an der Spitze ſeiner Compagnie führte er kühne Handſtreiche aus, nahm zweihundert Kameele, fünfhundert Ochſen, zweitauſend Schafe, leerte fabelhafte Silos, rottete die Kabylen aus und nahm Abdel Kader gefangen! Aber bald kehrte die ſüße Erinnerung an ſeine Margarethe in ſein Herz zurück und er beklagte nicht mehr den verlornen Ruhm, wenn er an das Glück dachte, das ihm geworden.

Endlich kamen ſie an.

Man gelangte in das Haus durch einen beſtändig offenſtehenden Thorweg. Wenn man unter ſeinem Gewölbe hervortrat, befand man ſich in einem kleinen reinlichen Hofe, verziert mit einem Brunnen, der zugleich das Nachbarhaus verſorgte und einen Hollunderſtrauch, dem man vier Pflaſterſteine aufgeopfert hatte. Im Hintergrunde, dem Thorwege grade gegenüber, gelangte man auf einer doppelten Treppe mit einem eiſernen Gitter zur Thür eines Pavillons, der nur ein Stockwerk hatte.

In dieſem Pavillon wohnte Menard. Margarethe hatte den Tritt ihres Gatten ſchon im Hofe gehört; ſie hatte vor ſeiner Ankunft die Thür geöffnet und war wieder in das Zimmer gegangen, um ſich mit dem Anordnen der Tafel zu beſchäftigen. Heiter rief ſie dem Capitain entgegen:

Endlich, endlich! Du vergiſſeſt, daß deine Frau und dein Eſſen auf dich wartet.

O, ſagte Menard lachend, man weiß ſchon, wie man mit der Hausfrau Frieden ſchließt, und wenn das Eſſen ſo große Luſt hat, ſich verzehren zu laſſen, ſo habe ich Verſtärkung mitgebracht. — Mein Kind, ich ſtelle dir den Capitain Delaſalle vor, meinen beſten und älteſten Freund, mit Bordier verſteht ſich.

Wie Delaſalle und Margarethe ſich einander anblickten, waren ſie wie vom Blitz getroffen. Im erſten Augenblick der Ueberraſchung wollten ſie, von einer unwillkürlichen Bewegung getrieben, auf einander zueilen; aber der Gedanke an die große Kluft, welche ſie trennte, hielt ſie plötzlich zurück. Unbeweglich und ſtumm, mit verlegenem Geſicht, blieben ſie betroffen und von der größten Angſt gepeinigt ſtehen.

Es thut mir wirklich leid, ſtotterte endlich Delaſalle mit großer Anſtrengung hervor, daß ich als ein ſo unerwarteter Gaſt komme.

Schön! ſagte jetzt Menard, willſt du Umſtände bei mir machen? Laß ſerviren, meine Liebe, ich ſterbe vor Hunger. Setz' dich doch, Gelbſchnabel! Wenn ich ſage Gelbſchnabel, ſo iſt das eigentlich nicht wahr. Sieht der Burſche nicht ſchön aus mit ſeinem braunen Geſicht, ſeinen großen ſchwarzen Augen und ſeinem Schnurbart! Wart, wart! Sieh mir nur nicht zu ſehr meine Frau an, ſonſt glaube ich gar, du meinſt es nicht ehrlich ...

Digitized by Google

Seht, Kinder, unterbrach ſich Bordier, wenn ein Mann verheirathet iſt, mag er immer gut, vernünftig, edel, ehrenhaft oder alles was ihr wollt ſein, ſtets wird er ein Mittel finden, ſich lächerlich zu machen. Wenn nicht durch Eiferſucht, dann durch Vertrauen; wenn nicht durch einen Anfall übler Laune oder durch einen Misbrauch ſeiner Autorität, dann durch ein leichtfertiges Selbſtvergeſſen oder durch ſtürmiſche Zärtlichkeit.

Margarethe blieb unbeweglich ſitzen, die Augen auf den Tiſch geheftet und außer Stande, die wirren Gedanken, die ihren betäubten Geiſt durchſchwirrten, mit einander zu verbinden.

Servire doch, liebe Frau! ſagte Menard zu ſeiner Gattin, welche zitterte, als ob ſie auf etwas Unrechtem ertappt worden ſei. Meine Frau iſt ſehr hübſch, fuhr er zu Delaſalle gewendet fort, aber ſie zeigt oft eine Zerſtreuung, der nichts gleich kommt. Du brauchſt darüber nicht verlegen zu werden, meine Liebe, jedes hat ſeine Fehler.

Mein Gott! Die Suppe iſt kochend heiß, ſagte Margarethe, um ihr Erröthen zu entſchuldigen.

Mir kam ſie grade kalt vor, ſagte Menard ... aber laſſen wir das Gedächtniß derer in Frieden, die nicht mehr ſind: möge ſie ungeſtört ruhen in dem koſtbaren Sarge, welchen man Magen nennt. Servire das Fleiſch! — Denke nur, liebe Frau, in Algier hat er blos mit ſeiner Compagnie eine Razzia gemacht und iſt mit zweihundert Ochſen und vierzig Gefangenen zurückgekehrt! Das nenne ich mir einen Fang! — Willſt du etwas Fett, Laſalle? — Mit einem Wort, er hat gefochten wie ein Teufel: dafür iſt er auch mit achtundzwanzig Jahren Capitain und hat das Kreuz ... Blitz! Ich möchte auch einmal einen Ausflug dahin machen, das läßt ſich nicht leugnen ...

Wirklich, Herr Delaſalle, ſagte Margarethe mit einem gewiſſen Feuer, Sie können ſehr ſtolz ſein auf Ihre Epauletten: es iſt ſchön, ſie ſo jung und ſo kühn zu gewinnen.

Madame, ich ſtelle mich gewiß nicht beſcheidener als ich bin, aber ... an Menard's Stelle würde ich mich gern tröſten, nicht in Afrika geweſen zu ſein, und gern die kleinen Freuden des Ruhmes für die tauſend Genüſſe einer ſolchen Häuslichkeit vertauſchen. Es iſt allerdings etwas, ein wenig von ſich reden zu machen, die Lobſprüche ſeiner Vorgeſetzten zu verdienen und mit dem Degen in der Fauſt ſich Ehrenbezeigungen zu erwerben, aber im Grunde iſt es doch nur eine Befriedigung der Selbſtliebe, ein rein egoiſtiſches und perſönliches Gefühl, und man ſteht deshalb nicht weniger allein in der Welt. Wenn man verwundet oder krank iſt, was iſt dann unſre Zuflucht? Das Spital! Kehrt man matt und erſchöpft von einem Zuge zurück, ſo bleibt uns als einzige Erholung das Eſtaminet! Wer denkt an uns, wer zittert bei dem Gedanken, daß wir in Gefahr ſind, wer freut ſich über unſer Glück? Niemand! Man iſt und man fühlt ſich allein, was Einem vielleicht nur kühner und unternehmender macht; aber das iſt gleich, es iſt die Kehrſeite der Medaille.

In dieſem Tone unterhielt man ſich während der ganzen Dauer der Mahlzeit: kein Wort Delaſalles ging verloren.

Margarethe lauſchte, wie die verſchmachtete Erde dem Fallen des Regens lauſcht ... Ah! Tauſend Donner! ... Ein Federfuchſer aus alter Zeit erzählt, daß Jupiter die wahnſinnig mache, die er zu verderben gedenke: ſo ſchien auch dieſer vermaledeite Menard ſich ein beſonderes Vergnügen daraus zu machen, die Verdienſte des Afrikaners beſtändig hervorzuheben, unaufhör-

Digitized by Google

lich ihn wieder auf das zu bringen, was ihn in einem glänzenden Lichte erſcheinen ließ und die arme Margarethe zu Vergleichungen zu zwingen, die gewiß nicht zu Delaſalles Nachtheil ausfielen. Zuletzt hatte er noch den geſcheiten Einfall, zur Feier der Rückkehr ſeines Kameraden eine feine Flaſche Chambertin ſelbſt aus dem Keller zu holen.

Was ereignete ſich während dieſer Zeit? Wahrſcheinlich nicht viel, vielleicht gar nichts; aber demungeachtet waren bei Menards Rückkehr die beiden jungen Leute ſehr roth. In ſolchen Verhältniſſen iſt ein Wort, ein auf gewiſſe Art ausgeſprochener Name, ein verlegenes Schweigen, ein Blick oder eine Bewegung beredter als die feurigſte Rede!

Dank ſei es dem Weine, die Unterhaltung wurde etwas lebendiger und man fühlte ſich allmälig weniger verlegen; ſo kam der Abend, und man beſchloß, in's Theater zu gehen.

Der zweite geſcheite Einfall Menards! Man wählte das Theater de la Gaité, wo man Suzettens Ausſtattung gab; das hieß Oel ins Feuer gießen! Die Heldin dieſes Stücks iſt nämlich ein junges Mädchen, die eine Vernunftheirath mit einem braven Mann ſchließt, den ſie nicht liebt. Dafür iſt ſie vernarrt in einen jungen und hübſchen Herrn, ich glaube einen Offizier, der ſie bald aufſucht. Nach vielem Wenn, Denn und Aber kommt ein Tête à tête, eine Erklärung, ein Liebesgeſtändniß u. ſ. w. Ich frage euch, ob es da an Fingerzeigen und Anſpielungen fehlte! Dazu kam noch, daß in der Vorderreihe nur zwei Plätze waren, und Menard darauf beſtand, daß Margarethe und Delaſalle ſie einnehmen ſollten; dadurch waren die beiden jungen Leute veranlaßt, ſich häufig nach Menard umzudrehen, um ſich bequemer zu unterhalten, ſo daß ſich ihre Blicke beſtändig begegneten.

Margarethe weinte während des Stücks ſehr viel und war ſo traurig und niedergeſchlagen, daß Menard erklärte, er werde ſie nie wieder in's Schauſpiel führen.

Es war Zeit, meiner Treu! Alsdann trennte man ſich, und Menard ließ ſich von Delaſalle das Verſprechen geben, ſie oft zu beſuchen. Als das Ehepaar wieder zu Hauſe angekommen war, ſchützte Margarethe ein ernſtliches Unwohlſein vor und begab ſich ſogleich zu Bett. Ich erzähle dieſe Details, um die Sache abzukürzen, ſo wie ich ſie ſpäter von Delaſalle hörte in einer ernſten und feierlichen Unterhaltung, die wir zuſammen hatten: der erſten, die wir jemals mit einander hatten, denn ich kannte ihn ſonſt nicht — und der letzten, die wir jemals haben werden!... Menard erzählte mir allerdings ebenfalls am andern Morgen die Ereigniſſe dieſes Tages, aber alle charakteriſtiſche Details waren ſeiner Argloſigkeit entgangen.

Ihr könnt euch denken, daß die Rückkehr Delaſalles und ſeine Einführung in Menards Hauſe mir nach dem, was ich wußte, nicht wenig Beſorgniß einflößte! Ich ſagte jedoch nichts; aber ich war entſchloſſen, ſobald als möglich ein Wort mit dem Afrikaner zu ſprechen. Ich that noch mehr, ich wußte geſchickt ſeine Adreſſe von Menard zu erlangen und machte mich ſogleich auf den Weg. Leider fand ich ihn nicht zu Hauſe. Ich kehrte ganz verdrießlich und rathlos in's Lager zurück, als ich Menard traf, der ganz gemüthlich ſeine Pfeife unter den Akazien des Rondels vor dem Thore von Nogent rauchte. Er hielt in ſeiner Hand einen Brief von Delaſalle, worin ihn dieſer benachrichtigte, daß er, gezwungen eine Reiſe von unbeſtimmter Dauer anzutreten, wahrſcheinlich auf lange Zeit von Menard Abſchied nehmen müſſe.

Ich geſtehe, ich hielt Alles für gerettet; entweder war er wirklich ver-

Digitized by Google

reiſt, und dann war es gut, oder es war nur der Vorwand eines Ehrenmannes, der ohne Beſinnen that, was Ehre und Pflicht forderten, und dann war es noch beſſer. Die verlegene Faſſung des Briefes unterſtützte mehr letztere Vermuthung und ich irrte mich nicht.

Menard benachrichtigte mich, daß mein Urlaub eingetroffen ſei, und wenigſtens vor der Hand beruhigt, entſchloß ich mich, ohne Verzug davon Gebrauch zu machen und noch an demſelben Abend nach Berry abzureiſen. Einige Stunden ſpäter drückte ich dem wackern Menard die Hand und nahm von ihm Abſchied, indem ich ihm anempfahl, mir zu ſchreiben, ſobald er von Delaſalle Nachricht bekommen.

Sechs Wochen vergingen und ich bekam keine Nachrichten von Menard. Nur die Glücklichen ſchweigen! Daher übereilte ich mich nicht. Es war Mitte September; ich jagte wie ein echter Nimrod: in den drei erſten Tagen hatte ich dreißig Paar Huhner geſchoſſen. Freilich hatte ich zwei Hunde mit, und was für Hunde! Ich war der König der Jagd, das verſteht ſich, und wurde überall fetirt. Ihr wißt ja, wie das in der Provinz iſt. Doch mit der Jagd ging es allmälig auf die Neige; die Rebhühner kriegten den Spaß ſatt und man mußte weit laufen, um welche zu finden: ſie ſtanden nicht mehr. Die Langeweile fing mich an heimzuſuchen und ich begann, mich nach einer andern Umgebung zu ſehnen. So ſteckte ich denn meine Flinte wieder in ihr Futteral, nahm von meinen Jagdgenoſſen Abſchied, ſetzte mich auf die Poſt und fuhr nach Paris.

Dort angelangt, kam ich auf den Einfall, anſtatt mich in das Lager zu verfügen, erſt einmal nach der Straße de la Ceriſaie zu ſehen; ich gehe die kleine Freitreppe hinauf und da ich das Fenſter des Speiſezimmers offen finde, erlaube ich mir einen Scherz, der Menard und mir unter ſolchen Umſtänden faſt zur Gewohnheit geworden war; ich ſtieg nämlich zum Fenſter hinein und gelangte ſo in das erſte Zimmer. Kaum war ich hier, als ich in der Nebenſtube Menard voller Wuth ausrufen hörte:

Tauſend Donner! Gehorchen Sie, Madame, geben Sie her, oder ... Nehmen Sie ſich in Acht. Ich ſtehe für nichts.

Tödten Sie mich, erwiderte ſchluchzend Margarethe, aber zwingen Sie mich nicht, meinem Verbrechen dadurch die Krone aufzuſetzen, daß ich Ihr Leben in Gefahr bringe.

Den Brief her, ſagte Menard unerbittlich.

Ich vernahm keine Antwort; aber wohl ein wirres Gelärm von ſtampfenden oder auf dem Parket hingleitenden Füßen, rauſchenden Kleidern und hin- und hergeſtoßenen Möbeln: ein Stuhl fiel um.

Tödten Sie mich! ſtöhnte Margarethe ganz erſchöpft.

Ich trat ein.

4.

Margarethe rang wie eine Wahnſinnige mit ihrem Gatten; todtenbleich, mit gelöſtem Haar, irrem Blick und verſtörter Miene hielt ſie die Kraft der Verzweiflung noch gegen die Muskelkraft des Capitains aufrecht; aber erſchöpft und vernichtet ſtand ſie auf dem Punkte, zu unterliegen, als ich eintrat. Die Ueberraſchung, welche mein Erſcheinen in Menard hervorrief, benutzend, ſtürzte Margarethe auf mich los, ergriff krampfhaft meine Hand und drückte mir ein zerknittertes und feuchtes Papier hinein.

Bei Ihrer Ehre, ſagte ſie mit feierlichem Tone, Sie behalten dieſes Billet.

Digitized by Google

Ich ſtand ganz erſtaunt da und wußte durchaus nicht, was ich thun ſollte; Margarethe, entnüchtert von der Exaltation des Kampfes, ſah ihren Gatten mit einem Blick voll peinlichſter Unruhe an; überraſcht und außer Faſſung, verſuchte Menard den Faden ſeiner Gedanken, den mein unerwartetes Erſcheinen und der heroiſche Entſchluß ſeiner Frau zerriſſen hatte, wieder anzuknüpfen. Dies ſchreckliche Schweigen hatte ſchon ziemlich lange gedauert, als Menard, auf ſeine fixe Idee zurückkommend, wüthend vor Zorn ausrief:

Ich will wiſſen, wer es iſt!

Wir kehrten alle Beide der Thür den Rücken zu, Margarethe ſtand uns gegenüber; auf einmal nahm ihr Blick den Ausdruck wahnſinnigen Entſetzens an; ſie ſtieß einen lauten Schrei aus und ſank ohnmächtig zu Boden.

Wir drehten uns um: Delaſalle ſtand in die Thür!

Der junge Mann trat ernſt und ruhig vor; dann zog er ſeinen Säbel und warf ihn Menard vor die Füße:

Machen Sie von Ihrem Rechte Gebrauch, ſagte er zu ihm; ſtoßen Sie mich nieder, das Geſetz geſtattet es Ihnen, und ich beſchwöre Sie darum; denn der Elende, den Sie ſuchen, ſteht vor Ihnen; ich bin es ... und ich habe mich ſchon zum Tode verurtheilt.

Menard ergriff mit blutgieriger Freude die dargebotene Waffe. — Und ich geſtehe, ich hinderte ihn nicht, ... aber ſein edles Herz empörte ſich; ein Schauer des Widerwillens und des Entſetzens durchzitterte ihn plötzlich, er warf die Waffe voll Entrüſtung von ſich und eilte davon wie ein Wahnſinniger. Ich rief ſogleich das Kammermädchen herbei, dem ich Margarethen mit dem Befehl übergab, ſie keinen Augenblick allein zu laſſen. Dann zog ich Delaſalle fort und ſtürzte aus dem Hauſe.

Ich verſuchte zuerſt Menards wieder habhaft zu werden; aber ich erkannte bald, daß mir das nicht gelingen würde. Ich wußte nicht mehr, welche Richtung er eingeſchlagen hatte, und die Schnelligkeit meiner Schritte entfernte mich vielleicht noch weiter von ihm. Ich gab daher meinen Vorſatz auf und kehrte zu Delaſalle zurück.

Sie werden begreifen, ſagte ich zu ihm in einem Tone, der meine Verachtung und meinen Zorn verrieth, was das Ende von allen dem ſein muß. Menard hat ſeiner Wuth nicht getraut und iſt geflohen, um Sie nicht zu ermorden; aber wenn er nicht auf der Stelle hingegangen iſt und ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt hat, ſo kehrt er zurück ... und dann gilt's einen Zweikampf auf Tod und Leben mit ihm ... Wenn er nicht zurückkehrt, mit mir. Ergreifen Sie alſo gleich die nöthigen Maßregeln.

Ich bin zu Allem bereit, erwiderte der junge Mann mit einer Miene tiefſter Bekümmerniß; aber, mein Herr, ſo tief ich auch in Ihrer Achtung geſunken bin, gewiß werden Sie eine Bitte mir nicht abſchlagen? fügte er hinzu.

Welche?

Meine Beichte anzuhören, wie ein Prieſter die Beichte eines Mannes anhört, der ſich zum Sterben bereit macht, denn ich werde ſterben.

Ich weiß Alles, erwiderte ich ihm. Ich weiß, daß Sie früher Margarethen geliebt haben, daß ſie Sie nicht vergeſſen hatte, als ſie Menard heirathete, und daß Sie, nachdem Sie wieder mit ihr zuſammengetroffen, ihrem Gatten einen Abſchiedsbrief geſchrieben haben, den ich anfangs für das Erzeugniß eines ehrenwerthes Gefuhls hielt. Aber dies war nur eine geſchickte und kluge Liſt, um mit geringerer Gefahr die Fortſchritte zu benutzen, die

Sie ſchon an dem unſeligen Tage, wo das Verhängniß Sie mit Margarethen zuſammengebracht, gemacht hatten.

Sie irren ſich, mein Herr, ſagte Delaſalle mit unendlicher Milde; hören Sie mich an. Wir hatten den Boulevard Bourbon erreicht, der Tag neigte ſich, die Spaziergänger waren ſelten; um noch ungeſtörter zu ſein, gingen wir hinter den Vorrathſpeicher, das Rendezvousplätzchen der Verliebten des Quartiers, und daher meiſtens menſchenleer. Der Jüngling begann hier:

Jener Tag endigte im Schauſpielhaus, wie Sie wiſſen. Ich will nicht wiederholen, was Ihnen ſchon bekannt iſt. Ich geſtehe Ihnen, das Stück, das einen ſo lebhaften Eindruck auf ... auf ſie gemacht, war auch auf mich nicht ohne Einwirkung geblieben. Es hatte ſich meiner die tiefſte Melancholie bemächtigt, und mein Geiſt verlor ſich in ein Meer unbeſtimmter und zielloſer Gedanken, die in mir eine ſchmerzliche Aufregung und Unruhe zurückließen. Trotz dieſes Träumens war ich mir doch, als ich in meine Wohnung wieder ankam, ſo klar über meine Gedanken geworden, daß ich ihnen Namen geben mußte. Ich brauchte mein Herz nicht erſt lange zu befragen, um zur Antwort zu erhalten: Du liebſt Margarethen mehr als je! Indem ich mir alsdann die tauſend kleinen Ereigniſſe des Tages zurückrief und ſie mit denen aus früherer Zeit verglich, die noch in meiner Erinnerung lebten, mußte ich ſogleich fühlen, daß Margarethe nichts vergeſſen hatte, und daß ſie mich noch liebte. Du darfſt ſie nie wieder ſehen, ſagte ich zu mir.

Das war gut, mußte ich wider meinen Willen ſagen.

Das war blos meine Pflicht, und dennoch ſind wir ſo geneigt, mit unſern Leidenſchaften uns abzufinden, daß ich, ich geſtehe es ein, dieſen Vorſatz wie einen Heroismus betrachtete, auf den ich ſtolz war, wie etwas Rühmenswerthes, das mich in meinen eignen Augen erhob und mich in meinem Entſchluß beſtärkte. In dieſem Gemüthszuſtande ſchrieb ich an Menard den bewußten Brief. Ich glaubte in Paris bleiben zu dürfen, und in den nächſten vierzehn Tagen hatte ich mir nichts vorzuwerfen; kein einziger ſtrafbarer Gedanke blieb unbeſiegt von mir. So ſtanden die Sachen, als ich eines Morgens folgenden kurzen Brief erhielt: «Der Sapeur Duval ſagt mir, daß er dich geſtern auf dem Boulevard geſehen habe; da du von deiner Reiſe zurückgekehrt biſt, ſo beſuche mich; ich bin krank und mich verlangt nach dir; komm, ich erwarte dich!» ... Ich verhehle Ihnen nicht, mein erſtes Gefühl war lebhafte Freude. Meine Leidenſchaft erwachte mit friſcher Kraft und ich mußte den Kampf von neuem beginnen. Doch auch diesmal noch trug ich den Sieg davon. Aber das Verhängniß verfolgte uns unerbittlich. — Acht Tage nach dieſem Briefe, den ich nicht einmal beantwortet hatte, kam Duval zu mir. «Der Capitain Menard, ſagte er, iſt ſehr krank; er will Sie durchaus ſehen. Er hat keinen Freund in der Nähe: der Capitain Bordier iſt auf Urlaub; kurz, er hofft, Sie werden ihm dieſen Dienſt nicht abſchlagen.» Diesmal zögerte ich nicht; ich machte mir glauben, daß ich der Pflicht der Freundſchaft gehorche, und eilte zu Menard. Er lag wirklich im Bett; aber er war weniger krank, als ich mir vorgeſtellt hatte. Sie werden begreifen, daß, da ich einmal den gefährlichen Pfad betreten hatte, nur ein Wunder mich retten konnte. Ich hatte die Kraft und den Muth verloren. Die Gelegenheiten, Margarethen allein zu ſehen, waren nicht ſelten; wir verkehrten beſtändig mit einander, und meine Beſuche waren häufig. Nach acht Tagen

war Menard geneſen und trat ſeinen Dienſt wieder an. Das Lager nahm ihn ſehr in Anſpruch. Soll ich noch weiter erzählen? Ganz erfüllt von einer verzehrenden, alles beherrſchenden Leidenſchaft; fortgeriſſen von einer unwiderſtehlichen Gewalt wurde ich blindlings dem Abgrunde entgegengeführt … Und bald war unſre Schuld vollkommen!

Und Menard, frug ich, hatte keinen Verdacht?

So viel ich weiß, keinen, gab Delaſalle zur Antwort.

Das wunderte mich nicht; Menard war zu arglos, um hier Untreue zu ahnen, und dann ſind die größten Gefahren ſtets im Anfang einer Intrigue, wo tauſend Urſachen eine Unvorſichtigkeit und eine Uebereilung veranlaſſen können. Die Schuld iſt noch nicht vollendet; das Bedürfniß, ſeine Empfindungen mitzutheilen, hat noch keine Befriedigung gefunden; die Aufregung der Begierden macht unruhig und blind; die unterdrückte Leidenſchaft bricht gewaltſam hervor: dann iſt alles zu fürchten. Aber hier waren die Gelegenheiten ſo häufig und leicht gegeben, daß die Schuldigen jeden Verdacht vermeiden konnten. Sobald die Leidenſchaft einmal ihr Ziel erreicht hat und ſie zu gewiſſen Zeiten ihre Maske abnehmen und ihr Feuer befriedigen kann, dann verfährt ſie mit Klugheit und Umſicht, und wenn es ihr gelungen iſt, ihre erſten Anfänge zu verbergen, ſo bleibt ſie faſt ſtets ein Geheimniß. Ein unglücklicher Zufall, dieſer unſelige Brief, den Margarethe thörichterweiſe aufgehoben, bewerkſtelligte hier das Gegentheil.

Nachdem der Jüngling geſprochen hatte, fuhr Bordier fort, fühlte ich, ich geſtehe es offen, daß ſich meine Meinung von ihm bedeutend verändert, und ich war faſt geneigt, ihn mehr zu beklagen, als zu verdammen. Sobald ich aber wieder über die wahre Lage der Dinge nachdachte, erwachte aufs neue meine Entrüſtung und meine Verzweiflung in voller Kraft.

Ich habe Sie angehört, mein Herr, ſprach ich zu ihm, und ich geſtehe, daß ich Sie beklage; aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß mein Urtheil über Sie beherrſcht wird von dem Gedanken an die entſetzlichen Folgen Ihres Benehmens, und ich glaube, daß man ſich in ſchwierigen Verhältniſſen, wenn man ſich auf die Seite der Schuldigen zu neigen beginnt, zu leicht von dem verleiten läßt, was man gewöhnlich Verhängniß nennt!

Sie haben Recht, ſagte Delaſalle mit tiefer Betrübniß.

Doch, fügte ich hinzu, ſei dem wie ihm wolle, mag es ſich um Menard oder um mich handeln, es kann blos von einer Sache zwiſchen uns die Rede ſein.

Ich verſtehe Sie, mein Herr.

Sie ſtellen ſich alſo morgen früh um ſechs Uhr mit einem Sekundanten auf dem Wege ein, der von der Tourelle nach dem Schloß von Vincennes führt …

Ich werde kommen, mein Herr, erwiderte Delaſalle mit eiſiger Kälte. Und er entfernte ſich langſamen Schritts.

Ich ging auf blindes Ungefähr nach der Straße de la Ceriſaie zurück: Menard war eben dort angekommen, um ſeine Piſtolen zu holen. Margarethe lag noch immer auf dem Bett; das Mädchen war bei ihr. Wir wechſelten kein Wort unter einander. Margarethe war wie todt; Menard und ich hatten uns hier nichts zu ſagen. Er nahm das Piſtolenkäſtchen, ſchloß ſeinen Sekretair zu, nahm meinen Arm und wir gingen. Wir beabſichtigten die Nacht im Lager zu bleiben. Am andern Morgen halb ſechs Uhr waren wir auf dem Wege nach Vincennes.

Digitized by Google

Menard war ein ausgezeichneter Fechter. Ich wollte den Zweikampf auf Degen ſtattfinden laſſen; ich hatte ein paar unter dem Mantel.

Der Morgen war friſch; ein leichter Nebel lag über dem Lande, und einzelne gelbe Blätter bedeckten ſchon den Boden, den die Feuchtigkeit der Nacht ſchlüpfrig gemacht.

Delaſalle wartete ſchon auf die Stelle, die ich ihm beſtimmt hatte. Menard bebte zuſammen, als er den jungen Capitain erblickte; aber er faßte ſich wieder. Es wurde gegrüßt, ohne ein Wort zu ſprechen, und wir verloren uns in das Gebüſch.

Die Gegend, welche man die Tourelle nennt, iſt die Spitze eines Dreiecks, deſſen beide Seiten die große Straße nach Vincennes und eine andre Straße (auf der wir uns getroffen) bilden, welche durch den Wald geht und nach der hintern Seite des Schloſſes führt. Von dieſem letzteren Wege bis zu dem großen geht in grader Linie eine alte Mauer, welche die Baſis des Dreiecks bildet. Dieſe ſo gebildete Abtheilung des Waldes iſt wenig anziehend und ſehr einſam, und ſelbſt am hellen Mittag läuft man kaum Gefahr, dort geſtört zu werden. Natürlich wählten wir ſie daher. Wir folgten eine Weile der Mauer; dann, als wir uns weit genug von den beiden Wegen entfernt hatten, ſuchten wir eine paſſende Stelle auf. Nach etwa zehn Minuten fand ich ein Plätzchen, wo der Boden des Fußpfades eben und feſt wie eine Diele war.

Delaſalle nahm den Degen, ohne ein Wort zu ſprechen. Begünſtigt durch das Loos, nahm er den ſchlechtern Platz. Die beiden Gegner zogen die Röcke aus, legten ſich aus, ich band die Klingen und der Kampf begann.

Menard griff wüthend an. In den erſten Augenblicken deckte ſich natürlich Delaſalle inſtinktmäßig: aber bald hörte er auf, ſich zu vertheidigen ... einmal war ſeine ganze Bruſt ungedeckt ... Menard ſtieß ... aber der junge Mann vertheidigte ſich nicht.

Vertheidigen Sie ſich! Vertheidigen Sie ſich! rief er voll Wuth.

Offenbar wollte ſich Delaſalle tödten laſſen!

Menard hatte ihn mir oft als ausgezeichneten Fechter gerühmt und hier ſchlug er ſich wie ein Kind. Um aber ſeine Abſicht nicht zu deutlich an den Tag zu legen, vertheidigte er ſich jetzt einigermaßen. In der Meinung, nun beginne ein ernſtlicher Kampf, greift Menard voll Energie an — Delaſalle bleibt liegen, ohne zu weichen — er hebt den Degen, wie um zu coupiren — Menards Klinge ſchießt wie ein Lichtſtrahl hinein ... — Die Spitze trifft die Bruſt des Jünglings, der, getreu dem Urtheile, das er über ſich ſelbſt ausgeſprochen, freiwillig die Waffe ſenkt und mit durchbohrter Bruſt niederſinkt!

Sein Zeuge eilt zu ihm; ich nähere mich Menard, der mir ein paar Schritte entgegengeht; aber plötzlich ſeh' ich ihn blaß werden, die Augen verdrehen und jetzt ſinkt auch er leblos nieder.

Ich glaubte anfangs, nur die Aufregung ſei daran Schuld: ich ſah keine Wunde, keinen Blutstropfen auf der Wäſche, ich befühle ihn von allen Seiten, ich öffne das Hemd und bemerke ein ganz kleines Pünktchen unter der linken Bruſtwarze. Ein paar Tropfen warmes Blut drängten ſich eben hervor.

Durch einen unerhörten Zufall hatte ſich Menard, als er mit blinder Wuth gegen ſeinen Gegner ausfiel, aufgelaufen, als dieſer den Degen geſenkt hatte. Die Spitze war nur einige Linien tief eingedrungen, aber tief genug,

Digitized by Google

um das Herz zu treffen. Menard war todt! Die Stimme des Capitains Bordier war dumpf und hohl geworden, er war todtenbleich, ſeine Augen waren feucht und geröthet. Alle ſchwiegen.

Delaſalle, fuhr er fort, wurde trotz ſeiner ſchweren Wunde geheilt und kehrte nach Afrika zurück, wo er eine tödtende Kugel ſucht und nur Beförderung findet. Margarethe aber ... habt ihr vorhin unten geſehen.

Arme Frau! ſagte der jüngſte Lieutenant.

Welches Verhängniß! ſagte ein Andrer.

Die Uebrigen ſchwiegen; Alle waren niedergeſchlagen.

Kommt, wir wollen eine Partie Billard ſpielen, ſagte der Philoſoph unter den Kameraden.

Ich bin dabei, ſagte Bordier, aber nicht hier.

Er fand keinen Widerſpruch; jeder war ſeiner Meinung.

Wir gingen die Wendeltreppe hinab; Margarethe ſaß auf ihrem Platze mit geſenkten Augen, ſchön und majeſtätiſch in ihrer Bläſſe und in ihrer unaustilgbaren Trauer: wir verbeugten uns alle vor dieſer Sünderin, die in ihrer Buße ſo erhaben und reſignirt war; aber die Erzählung Bordier's hatte in Aller Augen dieſem Hauſe etwas Unheimliches gegeben und Keiner von uns beſuchte es wieder.

Vater und Sohn.

1.

In dem unfruchtbarſten Theile des Departements der Hochalpen, eine halbe Meile von der Straße nach Grenoble, erblickt man ein Schloß von ziemlich düſterm Ausſehen, deſſen Styl und Alter die Archäologen zu beſtimmen kaum im Stande ſein möchten. Dies Schloß, Namens Blignieux, beſteht aus einem viereckigen Hauptgebäude, an deſſen beiden Seiten zwei runde Thürmchen ſtehen, die in der Revolution ihre Spitze verloren und ſeitdem ein rothes Ziegeldach bekommen haben. Von dem Gitterthor blickt man auf eine Allee verkümmerter Ulmen, die in einem nach der Chauſſee führenden Wege endigt. Von einer geräumigen Terraſſe vor der Façade genießt man eine Ausſicht auf eine öde und einförmige Landſchaft, die weder den großartigen Charakter der Berge der Dauphiné, noch die lachende Phyſiognomie der Ebene der Provence hat. Höhen von charakterloſen Umriſſen, von blaſſer und thonichter Färbung ziehen ſich in unregelmäßigen Reihen und einzelnen Spitzen bis an die erſten Ausläufer der Alpen. Die Vegetation iſt kümmerlich; die Menſchen legen in ihrem Aeußern große Armuth an den Tag. Wenn die Regenzeit kommt, ſo kann es keinen traurigern Anblick geben, als dieſe einförmige Gegend unter tiefhängenden grauen Wolken, oder halbverhüllt vom Nebel.

Zu der Zeit, wo meine Erzählung beginnt, war Glück und Freude ſeit vielen Jahren aus dem Schloſſe verbannt geweſen. Blignieux gehörte dem Grafen Octav von Esparon, der ſeit langer Zeit ſeine Gattin und ſeinen Sohn auf dem Schloſſe allein zurückgelaſſen hatte. Die nähern Umſtände

Digitized by Google

dieſer freundſchaftlichen Trennung waren nur unvollkommen bekannt: dieſe alten Mauern hatten das Geheimniß getreulich bewahrt.

Noch ziemlich jung hatte Octav von Esparon nach dem Tode ſeiner Eltern den Beſitz ſeines Erbes angetreten. Erzogen in Paris in den an Enthuſiasmus ſo reichen Jahren, welche die zweite Periode der Reſtauration ſchloſſen, war er nach der Provinz zurückgekehrt, erfüllt von einer Menge jener unbeſtimmten und anziehenden Ideen, welche vor dem jugendlichen Blicke eine fantaſtiſche Welt, die viel verführeriſcher iſt als die gewöhnliche, erſchaffen, Er kannte vom Leben nur die romantiſche Seite: Träumen auſtatt Handeln, Gefühle und Inſtinkte anſtatt der Grundſätze, ſo war er für das Leben ausgeſtattet, wo die beſcheidenſten Kämpfe oft die ehrenvollſten, die beſcheidenſten Tugenden oft die ſchönſten ſind.

Einer Laune der Phantaſie folgend, wie ſie bei beweglichen Naturen ſo häufig ſind, und dieſe in einem Augenblick von einem Extrem in's andre treiben, hatte Octav mit vierundzwanzig Jahren in der Ehe die Erfüllung oder das Vergeſſen ſeiner Jugendträume zu finden gehofft: er hatte Fräulein Marceline von Gureuil geheirathet, die Tochter eines reichen Grundbeſitzers im Thale Ogerelles bei Grenoble. Fräulein von Gureuil zählte kaum ſiebzehn Jahre, und man wußte weiter nichts von ihr zu ſagen, als daß ſie ſchön, ernſt und fromm war. Ihr Vater verheirathete ſie ohne Beſorgniſſe für die Zukunft: die idealiſche Richtung Octavs hatte ihn vor tollen Jugendſtreichen bewahrt, und der alte Herr, in den Ideen ſeiner Zeit auferzogen, ahnte nicht einmal, von welcher Art die Gefahren ſeien, mit denen ſolche Charaktere drohen. Was Marcelinen betrifft, ſo geboten ihr ihre ſtrenge Erziehung und ihre tiefe Frömmigkeit, ihre Hand dem Manne, den Herr von Gureuil für ſie ausgeſucht, zu geben, ohne zu ahnen, daß an einen Andern zu denken ihr nur möglich ſei.

Aber dennoch befand ſich in ihrer Nähe ein junger Mann, der, ohne es Jemanden einzugeſtehen, eine tiefe Neigung für Fräulein v. Gureuil gefaßt hat. Georg v. Charvay, dritter Sohn einer zahlreichen Familie, wußte, daß ihn Verhältniſſe und Neigung zum Soldaten beſtimmten, und der Unterſchied in ihrer Stellung mußte es ihn als eine Thorheit erſcheinen laſſen, nach der Hand Marcelinens zu trachten. Er hatte daher eine Neigung, welche ſein Verſtand verdammen mußte, ſorgfältig in ſein Herz verſchloſſen, und ſeiner außerordentlichen Zurückhaltung hatte er es zu danken, daß Niemand ſeine Leidenſchaft errieth. Sobald ſein Alter und ſeine Studien es erlaubten, war er in die Armee getreten und war ſchon in Garniſon, als er die Verheirathung des Fräulein von Gureuil mit Octav v. Esparon erfuhr.

Die Ehe war keine glückliche! Nach Verlauf einiger Monate fühlte Octav die erſten Symptome des Unbehagens, welches ſich der Naturen von feuriger Einbildungskraft bemächtigt, ſobald die beſtimmten und unabänderlichen Geſtaltungen der Lebenswirklichkeit an die Stelle der glänzenden und wechſelnden Bilder, über welche ſie mit Willkür herrſchen, treten. Anfangs war es nur eine vage Unruhe, ein träumeriſcher Hang, ein Drang, die Gedanken, die in ihm gährten, auszuſprechen. Octav hatte die poetiſche Bewegung, die damals ſo bemerkenswerth war, nicht aus dem Auge verloren; er hatte einige Zeit lang daran Theil gehabt, und jetzt, wo er entfernt von Paris lebte und ſich verurtheilt wähnte, ſein Leben in ewiger Dunkelheit und Unberühmtheit zu vertrauern, fühlte er eine gewiſſe Unzufriedenheit, die noch nicht offener Widerſtand war, aber ſchon der Langeweile ähnelte. Wenn

Digitized by Google

er an die Hoffnungen des Berühmtwerdens, die er verloren, dachte, ſo mochte er ſich immerhin zu ſeinem Troſte ſagen, daß man nicht beſiegt iſt, wenn man nicht gekämpft hat, und daß er ſich eine Ehrenſtelle in der Literatur der Jetztzeit hätte erwerben können, wenn er frei geblieben wäre; aber je mehr ſeine Selbſtliebe ſich an dieſen Gedanken gewöhnte, deſto mehr litt er unter dem Zwange, das auf Vermuthungen zu beſchränken, woraus er eine Gewißheit hätte machen können.

Zur Erkennung und Bekämpfung dieſer Symptome hätte eine tiefblickende und gewandte Frau gehört, welche die Leidenſchaft, die ſie nicht fühlte, zu heucheln gewußt und Herrn v. Esparon wie einen Kranken behandelt hätte, deſſen Manien man ſchmeichelt. Die Eitelkeit hat das Eigenthümliche, daß ſie ſich ſehr ſchwer ſättigen, aber leicht hinhalten läßt. Auf die vagen Beſtrebungen Octavs eingehen, ſeine Vertraute und ſein Publicum werden, in ſeinen Armen beſtändig kämpfen gegen die beiden Hauptfeinde unberühmter Träumer, gegen den Stolz auf das, was ſie hätten thun können, und den Aerger über das, was ſie nicht gethan: dies waren die erlaubten Mittel, durch welche Frau v. Esparon die Fortſchritte des Uebels hätte bekämpfen können. Sie ahnte weder die Gefahr, noch die Mittel, ihr vorzubeugen. Zu ernſt und aufrichtig, um ſich zärtlich zu ſtellen, wo ſie nur gehorſam war, alle ihre Gefühle dem ſtrengen Geſetz der Pflicht unterordnend, und ohne die mittheilſame Wärme, welche zum Vertrauen auffordert, hätte Marceline eines ergebenen Herzens bedurft, das ſie durch ſinnreiche Aufmerkſamkeiten und feines Entgegenkommen allmälig gewöhnte, ſich weniger zu mistrauen und ſich mehr hinzugeben. Octav mit ſeinen ſchnellwechſelnden Stimmungen, mit dem Anſtrich der Uebertreibung, die von gewiſſen Künſtlernaturen unzertrennlich iſt, konnte dieſen gehaltenen Charakter, den jedes unwahre Gefühl abſtieß, nur einſchüchtern. So zog ſich Frau v. Esparon in ſich ſelbſt zurück und ließ ſich wenig angelegen ſein, ihrem Gatten auf den unbekannten Pfaden zu folgen, auf denen ſie ihn ſich iſoliren ließ.

Seitdem entſtand zwiſchen ihnen eine räthſelhafte Scheidewand, eine ſtille Feindſchaft, die jeden Tag zunehmen mußte. Es geht mit dem häuslichen Glück wie mit jenen koſtbaren, aber zarten Geweben, die durch den kleinſten Riß gleich in Stucke gehen. Octav vertiefte ſich mehr und mehr in das Bewußtſein ſeiner poetiſchen Begabung, von dem man, indem man es zu theilen vorgab, ihn hätte abziehen können. Frau v. Esparon gewöhnte ſich täglich mehr, ein Herz zu verſchließen, das ſich verkannt fühlte, noch bevor es verletzt worden. Im folgenden Jahre gebar ſie einen Sohn, und anſtatt dieſes glückliche Ereigniß als ein Mittel zur Annäherung zweier Seelen, die durch tauſend kleine und verborgene Disharmonien ſchon entzweit waren, zu benutzen, war ſie unklug genug, ſich in ihre Mutterwürde wie in einen undurchdringlichen Panzer zu hüllen. Von ihrem Sohne ganz in Anſpruch genommen, gewahrte ſie nicht, daß Herr v. Esparon ſich gewöhnte, ohne ſie zu leben. Er machte jeden Tag lange Spaziergänge und kehrte erſt des Abends, unruhig und aufgeregt, zurück. Er verbrachte den Tag mit dem Verfolgen von Phantomen und ſeine Einbildungskraft, durch Unthätigkeit und Einſamkeit erhitzt, hatte die melancholiſche Landſchaft mit Allem bevölkert, was ihr Leben hätte geben können. Ruhm, Freuden, feſtlichen Glanz, Arbeit für ſeinen unbeſchäftigten Geiſt, Alles das hatte er verlangt von dem Winde, der ſein Antlitz kuhlte, von den Wolken, die oben am Himmel dahinſegelten; und wenn er dann Abends in das Schloß zurückkehrte und dort

eine Gattin fand, die ihn mit ihrer Entſagung und ihrem Schweigen demüthigte, ſo ſtürzte er aus den Höhen ſeiner Traumwelt in die dürre Wirklichkeit herab und ſtellte niederdrückende Vergleiche an.

Eine ſolche Lage konnte nicht fortdauern; bald brachen einige Ungewitter los, deren Folgen um ſo nachtheiliger waren, als Frau v. Eſparon während dieſer Kriſen beſtändig ſchweigſam und ruhig blieb. Bei irgendwelcher gewöhnlichen Gelegenheit fing ihr Gatte wieder das immer neue und immer ſich gleichbleibende Thema an: die Verherrlichung des Poetiſchen auf Koſten des Wahren, die alten Klagen über das Verfehlen ſeiner Beſtimmung und ſeines wahren Berufes. Frau v. Eſparon antwortete ihm darauf nicht.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton

Wir leben in der ſtillen Woche. Der laute Ruf der geſelligen Luſt iſt verſtummt, ſo weit das Gebiet der abendländiſchen Chriſtenheit reicht, die Concertſäle und die Theater ſind geſchloſſen. An manchen Orten, wo ſich die Feier der Voroſterwoche noch in ihrem älteſten, ſtrengſten Style behauptet hat, ſchweigen ſelbſt die Kirchenglocken und die Orgeln über den ſchwarzbekleideten Altären, bis ſie das «Resurrexit — Er iſt erſtanden!» des Prieſters mit feſtlichem Geſchützesdonner erwecken und die Farbe der Trauer in purpurne Siegeszeichen verwandeln wird.

Das iſt die ernſte Zeit, wo jene erhabene Muſe durch Europa geht, welche die einzige iſt von allen Göttern und Göttinnen des Alterthums, die das Chriſtenthum nicht blos annahm, um in einer wenig veränderten Form fortzuleben, ſondern um darin wiedergeboren zu werden zu einem neuen und heiligen Geiſte. Neun Schweſtern waren es, die auf dem Helikon entſchliefen, als das letzte Opferfeuer erloſch, welches ihnen ihr letzter Prieſter entzündete. Als ſie erwachten, war eine lange Friſt verſtrichen während daß ſie geſchlummert hatten; wol manches Jahrhundert. Oede Einſamkeit lag um ſie her. Der Gott ſelbſt, der ihren Reigen führte, war treulos entflohen. Die Muſen eilten erſchrocken zur Erde nieder, ihre geweihten Jünger zu ſuchen, wie ſie früher von ihnen geſucht worden waren. Welche Verwandlung! Ihre Tempel fanden ſie zerſtört, ihre Altäre gebrochen und die Menſchheit kniend vor einem Kreuze.

Da ſahen ſie, daß ihre Zeit vorüber, beugten ſich ſelber vor dem Kreuze und bekannten den Glauben von Golgatha. Um die Ehrlichkeit ihres Uebertrittes augenſcheinlich zu beweiſen, widmeten ſich die Schweſtern ſogar dem Dienſte der Kirche. Aber acht davon nur als Laien, ohne ein ewiges Gelübde abzulegen. Und das war klug gethan, daß ſie ſich nicht ausſchließlich und unlösbar verpflichtet hatten. Denn ſie konnten ihres Urſprungs und ihrer heiter herrſchenden Vergangenheit nicht für alle Dauer vergeſſen im ungewohnten Dienſt. Das Chriſtenthum war der Gegenſtand ihrer offenkundigen Verehrung, aber um die alte Abgötterei weinten ſie in verborgner Sehnſucht die Thränen des Heimweh's. Hatte es doch ſelbſt der Muſe der Malerei nicht zu ihrer vollen Bekehrung geholfen, daß ſie ſich taufen ließ und ein Raphael von Urbino war unter ihren Pathen! Auch aus ihren chriſtlichſten Madonnen lächelt der antike Schönheitsglaube hervor, deſſen ſie ſich nicht entſchlagen mag und die ſüße Luſt des Fleiſches kniet oft andächtig neben dem faſtenden Heiligen oder betet am Stamme, ſelbſt von einem Heiligenſchein verklärt. Die Bildhauerkunſt hat es nimmermehr über ſich gebracht, die nackte Blöße ihres Griechenthums ganz mit dem züchtigen chriſtlichen Mantel zu bedecken. Terpſichore iſt zum Ballet und darin zu Grunde gegangen. Die Tragödie aber ſchreitet noch heute als eine wilde Heidin mit Dolch und Maske einher. Vergebens hat ſie in den Myſterien des Mittelalters mitgeſpielt, noch vergeblicher iſt ihr von dem Fluche der Pfaffen mitgeſpielt worden.

Nur Eine von den Neunen nahm den Schleier und ſie trägt ihn noch. In ihren Adern behielt kein Tropfen heidniſchen Blutes Raum. Selbſt ihren Namen hat ſie ab-

gelegt, wie es das Geſetz will, wenn Eine der Welt ab- und dem Himmel zuſchwört, und die ſtille Woche des chriſtlichen Jahres iſt die Woche der **heiligen Cäcilie** geworden.

Seid Ihr in den letzten Tagen nicht einer erhabenen Frauengeſtalt begegnet? Lautlos und tiefverhüllt war ihr Gang durch die Straßen und ihr Reiz von überirdiſchem Zauber. Ihr hättet nicht gewagt, ein Wort an ſie zu richten, wie vertraut Euch auch die Geſtalt erſchien, wie unweigerlich Ihr folgen mußtet, und ſie führte Euch in den Dom.

Noch hattet Ihr ihr Antlitz nicht geſehen. Aber als die hehre Frau eintrat in das Heiligthum, erſcholl es darin von liſpelnden Harfen und flüſterndem Geigenſpiel, als ſäuſelte der Frühlingsmorgenwind durch die Palmen von Gethſemane. Gläubige Harmonien wogten durch das Gewölbe und ſchwollen an zum feierlichen Chore. Wonnevoller Schmerz der Andacht durchdrang das Herz. Die Religion, die das Geſchöpf aus dem Staube hoch emporträgt zum Bewußtſein ſeines Schöpfers, war offenbartes Gefühl und das Evangelium der Erlöſung tönende Kunſt geworden.

Da ſchlug die Frau ihren Schleier zurück. Wenn nicht an der ernſten Anmuth ihrer Züge und an dem aus einer Paſſionsthräne ſeliglächelnden Blicke, ſo erkannteſt Du Deine Führerin an jener Stimme, deren Geſange einſt die Engel lauſchten. Maria ſelbſt, die Gebenedeite unter den Weibern, ſtieg hernieder vom himmliſchen Strahlenthrone, die heilige Cäcilie zu hören, wenn ſie das Salve Regina ſang. In der ſtillen Woche kehrt ſie alljährlich auf die Erde zurück. Die weiten Kirchenhallen erfüllt ſie mit dem frommen Wohllaut ihrer Stimme und ſelbſt dem proteſtantiſchen Cultus bringt ſie ihre Gabe, das Oratorium, zu.

In der katholiſchen Kirche iſt die Muſik ein weſentlicher Beſtandtheil des Gottesdienſtes. Mit Recht; denn unter allen Künſten leiht keine der Religion einen ſo beredten Ausdruck und eine ſo überzeugende Sprache als die Muſik. Das **Oratorium** iſt in Italien zur Entſtehung gelangt. Seiner urſprünglichen Abſicht nach aber war es dazu beſtimmt, die Oper für die Zeiten zu erſetzen, wo dem kirchlichen Herkommen gemäß die Bühne nicht mehr eröffnet werden darf. Das geiſtliche muſikaliſche Drama vertrat alſo die Stelle des weltlichen Schauſpiels. In der zweiten Geſtalt erſt diente es, und außerhalb der Kirche, zu gemeinſamer Erbauung durch die Tonkunſt. Die Proteſtanten endlich haben das Oratorium in den Gottesdienſt eingeführt. Wenigſtens ſteht es bei ihnen nicht blos **neben** der Kirche, ſondern es wied häufig dem Cultus einverleibt, als ein Erſatz gleichſam für die künſtleriſche Dürftigkeit, mit der unſer Ritus ausgeſtattet iſt.

Eine lange Reihe von Oratorienkomponiſten zählt die Geſchichte der Muſik. Sie beginnt mit Animuccia, welchem Paläſtrina mit ſeinen Zeitgenoſſen Nannino, Anerio, Marenzio folgt. Nach Deutſchland ward das Oratorium durch Heinrich Schütz übergeſiedelt, den berühmteſten Schüler des berühmten venetianiſchen Meiſters Johannes Gabrieli. Heinrich Schütz, der Vater der neueren Kunſt der Muſik in Deutſchland war churſächſiſcher Kapellmeiſter zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs. Eines ſeiner gefeiertſten Werke war das Oratorium: Die Auferſtehung des Herrn, welches im J. 1623 in Dresden im Drucke erſchien mit folgendem Titel: «Hiſtoria der fröhlichen und ſiegreichen Auferſtehung unſers einigen Erlöſers und Seligmachers Jeſu Chriſti.» Beſcheiden wie Schütz war, nahm der Altmeiſter für dies Oratorium keine Stelle in der Kirche in Anſpruch. Er ſagt «es ſei um die öſterliche Zeit zu geiſtlicher, chriſtlicher Recreation in fürſtlichen Kapellen oder Zimmern füglich zu gebrauchen.»

In Deutſchland fand das Oratorium ſeine eifrigſte Pflege und durch die Händel und Bach ſeine jetzige Geſtalt, deren erhabenes Weſen in keinem Zuge mehr daran erinnert, daß das Oratorium einſt nur ein Mittelglied zwiſchen weltlicher und geiſtlicher Muſik und die leibliche Tochter der profanen Oper geweſen, die freilich ſelbſt hinwiederum heiliger Abkunft, nämlich von den Paſſionsmyſterien abzuſtammen ſcheint. Daß auch die jüngſte Gegenwart der Kirchenmuſik überhaupt und dem Oratorium die alte Liebe bewahre, dafür ſprechen die zahlreichen Aufführungen geiſtlicher Tonwerke, die in den drei Nachbarſtädten Dresden, Leipzig und Berlin in letzter Woche ſtattfanden. In Dresden ward am Palmſonntage, leider aber nicht in einer Kirche, ſondern in dem alten Opernhauſe, welches einer zahlreichen Verſammlung mit Brand und Einſturz droht, Mozart's Requiem von den vereinigten Orcheſtern und Sängerchören der Reſidenz aufgeführt, in Leipzig am Charfreitage das Oratorium «Paulus» von Mendelsſohn-Bartholdy; in Berlin: «Der Tod Jeſu» von Graun in der Garniſonskirche, und in der Kloſterkirche: Joſeph Haydns Verſöhnungstod und Criſtus am Oelberge von Beethoven.

Rob. Heller.

Moden.

Das Wetter iſt jetzt noch ſo rauh und unfreundlich, daß keine Modedame an die Beſorgung ihrer Sommerkleidung denkt und daß die Pariſer Modemagazine daher weislich mit der Ausſtellung der neuen Sommerſtoffe zurückhalten, um ſie nicht vor der Zeit durch öfteres Sehenlaſſen abzubrauchen. Im Augenblicke ſind nur Uebergangsſtoffe wie Foulards, Taffets und leichte, fein geſtreifte Seidenzeuge der Jahreszeit gemäß. Der Taffet erhält ſich außerordentlich in Gunſt und insbeſondere der ſchillernde oder glacirte Taffet iſt ſehr geſucht. Filzgrauer Taffet mit weiß glacirt iſt eine der letzten Neuigkeiten für Stadtkleider; ebenſo neumodiſch iſt ein filzgrau und kirſchroth ſchillernder Taffet oder ein maisfarbig und volldlau ſchillernder Taffet. Auch geſtreifte und gemuſterte Taffete ſind modiſch, z. B. der Hermelintaffet, das iſt ein buntfarbiger Taffet, der mit weißen Flammen gemuſtert iſt; dann die chinirten und jaspirten Taffets. Der Foulard iſt weniger glänzend als der Taffet und entſpricht deshalb weniger der neueſten Modewendung, die das Unſcheinbare ganz meidet, wird aber doch für die jetzige Uebergangsperiode zu Stadt- und Haustoilette häufig verwendet. Die neueſten Arten deſſelben ſind die Foulards Luiſa, die gedruckten, die brochirten und die in zwei Farben ſchillernden Foulards. Nankingfarbige Foulards findet man oft zu Oberröcken gewählt, und darauf nehmen ſich Aufſchläge von weißen Spitzen ſehr gut aus, auch mit einer breiten Stickerei von weißen Perlſchnüren ausgeführt oder mit einer Reihe geſchnittener Elfenbeinknöpfe verziert man derartige Oberröcke. Außer den ausgeſchnittenen Putzkleidern trägt man jetzt nur Oberrockkleider, und man behält der kommenden wärmern Jahreszeit die Pelerinenkleider, die Halbhohenkleider und die vielfachen Peignoirs vor. Die Oberrockkleider macht man allgemein mit einem glatten hohen Schneppenleibchen, welches nicht aus mehren Theilen, ſondern mit Abnähern in der Taille geformt iſt. Die langen Aermel zu dieſen glattanliegenden Leibchen ſind ebenſalls enganliegend gemacht, man verziert ſie meiſt mit kleinen Jockeyüberärmelchen und mit Handaufſchlägen. Einige Schneiderinnen haben auch ſtatt der Ueberärmel Achſelſchleifen vom ſelben Zeug angebracht, doch muß man den Erfolg dieſer ſehr neuen Mode erſt abwarten. Auf den Putzkleidern waren bekanntlich dieſen Winter die Pagenſchleifen ſehr beliebt. Die faltigen Oberrockleibchen, die einzelne ſchlanke Damen mit Glück beibehalten, macht man meiſt in Fächerform und nur ſelten im Blouſenſchnitt mit Gürtel. Zu den Faltenleibchen, und ſelbſt zu glatten Oberrockleibchen trägt man zuweilen eine neue Art Faltenärmel, die aus einem halbweiten, überlangen Aermelſchnitte beſtehen, der in der innern Armlänge an einem Schnürchen feſtgereiht iſt. Die Röcke aller Kleider trägt man immerfort ſehr lang und kehrt damit, trotz aller Caricaturen, die Trottoirs und die Promenaden. Wegen dieſer Rocklänge kommen auch die Schuhe der Damen nicht wieder in Aufnahme, ſondern bleiben die Stiefelchen das zweckmäßigſte Schuhwerk. Der Ausputz der Stadtkleider iſt ziemlich einfach: er beſteht am häufigſten aus einer Schnürenſtickerei, die in Schürzenform das Vorderblatt verziert oder die als Kante um den Rand des Roks läuft; neu iſt es, eine ſolche Rockkante ſo breit zu machen, daß ſie vom untern Rockrande bis zur Kniehöhe das Kleid deckt. Geputztere Kleider bereichert man mit ausgebogten Faldeln oder mit Rüchen, an deren Rand ein feines Schnürchen angeſetzt iſt.

Man ſpricht davon, daß man im ſpätern Frühjahr neue chineſiſche Crepptücher und indiſche Echarpen bringen wird. Die Crepptücher werden nankingfarbig und mit weißer und buntfarbiger Stickerei geſchmückt ſein. Im beſſern Pariſer Geſchmack würde es aber ſein, wenn ſolche nankingfarbige Tücher auch mit nankingfarbiger Seide geſtickt wären. Die indiſchen Echarpen würden dagegen amaranthroth ſein; dieſe Farbe iſt die Lieblingsfarbe der Herzogin von Montpenſier, und eine neumodiſche Abſchattirung des Amaranth heißt Iſabellenfarbe.

Jetzt, wo die Wintermäntel zu ſchwer ſind, trägt man Mantillen, Mantelets und Rouillèren vom verſchiedenſten Schnitt und mannichfaltigſten Ausputz. Wenn man die vielen reizenden Modells dieſer Hüllen bei Pflugradt (am Markt in Leipzig) geſehen, ſo iſt man über die Erfindungsgabe der Pariſer Modiſten überraſcht, die durch raffinirte Verſchiedenheit im Einzelnen einem einfachen Grundſchnitt ein ſo vielfaches Anſehn geben. Der Grundſchnitt der jetzigen Mantillen und Mantelets hat von hinten das Anſehn eines engumſchließenden, in der Spitze abgerundeten Halstuchs, welches höchſtens eine halbe Elle tiefer als die Taille endigt. Seltner, doch auch zuweilen, iſt die Mantille hinten wie eine Echarpe ohne Zipfel

gebildet. Von vorn zeigen die diesjährigen Mantillen und Mantelets ſchmale, an der Außenſeite ſpitz abgerundete Echarpeenden, welche an der Linie des Knies ungefähr endigen. Faſt alle Hüllen haben kleine Aermel, die an den Mantillen oft ſehr künſtlich durch Zwickel oder durch den Ausputz gebildet werden. Worin der Unterſchied zwiſchen Mantillen und Mantelets beſteht, iſt nicht mehr zu ſagen; urſprünglich war der Manteletſchnitt größer und weiter geformt als die Mantille: auch hatte letztere keine Aermel; jetzt paſſen dieſe Kennzeichen nicht mehr, ſondern die Pariſer Modeherrſcherinnen ſcheinen willkürlich Schnitte und Namen zu miſchen. Man trägt dies Jahr außerordentlich viel hellbunte Mantillen und nennt dieſe *Irènes*. Pflugradt hat darin mehre ſehr hübſche Modells, die ſowol mit Spitzen als mit Poſamentierſtickerei oder mit Franſen ausgeputzt ſind. Die Mantille-Regina iſt auch in dieſer Art, von lila und maisfarbig ſchillerndem Taffet gemacht und iſt mit Franſen bereichert. Sehr geſchmackvoll, aber einfacher, ſind modefarbige oder graue Mantillen von Caſchmir bei Pflugradt ausgeſtellt, welche nur eine kunſtvolle Schnürenſtickerei ziert. Mantelets von ſchwarzem franzöſiſchen Moor hat Pflugradt in größter Auswahl. Darunter iſt ſehr ſchön und eigenthümlich durch ſeine Aermelform der Mantelet Joinville, der von ſchwarzem Moor und mit doppelten Falbeln und Spitzen zuſammengeſtellt iſt. Recht hübſch ſind auch ſchwarze Taffetmantillen, welche außer den Spitzenfalbeln mit eingeſetzten Spitzenkanten durchbrochen ſind, oder andere Taffetmantillen, wo über dem Franſenbeſatz ein eingeſetzter durchbrochener Streif von Poſamentierarbeit hinläuft. Den Uebergang zu den bunten Mantillen bildet bei Pflugradt eine ſchwarze Moormantille, die mit zwei Reihen Franſen einfach beſetzt iſt und wo die oberſte Franſenreihe von vollblauer und die unterſte Reihe von ſchwarzer Farbe iſt. Ebenſo hat man umgekehrt die Mantille *Saya* von blauem Taffet gemacht und ſie mit ſchwarzen Franſen und mit ſchwarzem Poſamentiereinſatz ausgeputzt. Bunte Hüllen garnirt man ſogar ſehr häufig mit ſchwarzen Spitzen. Am eigenthümlichſten iſt in dieſer Art die Mantille *Basquine*; dies iſt eine Mantille, die von buntem glacirtem Taffet angefertigt und darüber durchaus mit ſchwarzem Filettüll bezogen und mit Franſen beſetzt iſt Ganz allerliebſt ſind die Modells der ſo neumodiſchen Rouillèren bei Pflugradt; z. B. eine, die von Johannisbeerroth und blauglacirtem Taffet gemacht und die mit ſchwarzen Spitzenfalbeln, welche einen dreifachen Aermel bilden, garnirt iſt. Oder eine andere Rouillère, welche von blau mit weiß glacirtem Taffet und mit Zugfalbeln, die Franſen umrändern, angefertigt iſt. Oder eine Art ſchwarzer Rouillère, reine Margot genannt, welche von ſchwarzem Moor gemacht und mit ſchwarzen Poſamentirſchnürchen außerordentlich reich und ſchön geſtickt iſt; die Eigenthümlichkeit dieſer Form beſteht in kleinen Bruſtaufſchlägen, die man nach Gefallen ſchließen und öffnen kann. Als eine kleidſame Neuigkeit für die wärmere Jahreszeit zeigt Pflugradt Mantelet-Echarpes, die von modefarbigem Seidenzeug, welches mit weißen Gittern gemuſtert iſt, gemacht und mit einer leichten Plattſtickerei bereichert ſind.

Wie ſehr die *Hauben* ſich der Modegunſt erfreuen, ſieht man auch daraus, daß Pflugradt ſelbſt für die Sommerſaiſon eine ſo große Auswahl der duftigſten Hauben in Paris fand und mitbrachte. Das graziöſe Nichts einer eleganten Haube zu beſchreiben, iſt faſt nicht möglich, da eigentlich jede aus etwas mehr oder minder Tüllgekraus oder aus Blondenzuthat mit Band und Blumenausputz beſteht und in der Stellung der Einzelheiten der Charakter der Haube beruht. Alle franzöſiſchen Hauben ſind auf den Backen und im Nacken ungemein kurz, ſind buntfarbig ausgeputzt und werden weit nach der Stirn vor geſetzt. Die Art *Maria Stuart*, die vorn nach der Stirn zu eine Schneppe bildet, iſt ganz neumodiſch. Pflugradt hat ein Modell der Art, das in Tüll und mit einem kleinen Tüllſchirm und mit einer langen Barbe ſehr treu die hiſtoriſche Maria-Stuart-Haube nachbildet. Auch turbanartige Hauben ſind ſehr modern, wenn ſie von Alençoner Tüll gemacht ſind. Ebenſo ahmt man in der Haubenform den Kopfputz der Neapolitanerinnen nach. J.

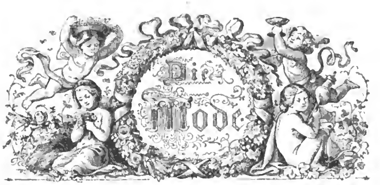
Hierzu eine Kunſtbeilage:

№ 24. Pariſer Damenmoden. Der geputztere Anzug zeigt eine Wirthin, welche Geſellſchaft empfangen will, ſie trägt ein Moorkleid à la Louis XIV. mit Manchetten und Achſelſchleifen verziert, die Pelerine und der Kopfputz ſind von alten Spitzen gemacht. Der Viſitenanzug der zweiten Figur zeigt ein Taffetkleid mit ſchwarzem Spitzenbeſatz und einen Taffethut mit einer gemuſchten Feder garnirt.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig

Die Mode 1847 N.° 24.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

№. 17. Pränumerationspreis halbjährlich $2\frac{1}{3}$ Thaler. **1847.**

Vater und Sohn.

(Fortſetzung.)

Octav, dem Vorwürfe und Gegenbeſchuldigungen lieber geweſen wären, erhitzte ſich über das Schweigen; es reizte ihn auf, ſeine beredten Declamationen nur der ſtummen Luft mittheilen zu können; fortgeriſſen von der Heftigkeit des Augenblicks, wurde er herausfordernd; der Zorn entriß ihm ein Paar jener einſchneidenden, nicht wieder gut zu machenden Worte, die das Herz durchbohren wie ein Stilet und über denen ſich dann das Herz ſchließt und nun Stilet und Wunde in ſich trägt. Sie ſtand auf, ruhig wie immer; ſie verließ das Zimmer, ohne daß ihre Augen ein Verletztſein verriethen, und einen Augenblick ſpäter kniete ſie vor ihrem Gebetpult oder beugte ſich über die Wiege ihres kleinen Albert.

Dieſes Leben voll Aufregung, aber ohne Glanz, eintönig, aber ohne Ruhe, konnte nicht verfehlen, in Herrn v. Esparon einen tiefen Groll zu erzeugen; dieſe traurigen Widerſprüche verletzten nicht ſeinen Verſtand und ſein Herz, aber wohl die Diſtinktion ſeines Geiſtes und ſeinen Schönheitsſinn. Aber anſtatt ſie dadurch zu mildern, daß er ſich begnügte, wahr anſtatt groß zu ſein, bemühte er ſich, ſich ihrer auf eine ſeinen Neigungen mehr entſprechende Art zu entledigen. Ein Gedanke, den er anfangs als Chimäre behandelt, miſchte ſich allmälig und immer deutlicher werdend in ſeine Träumereien: weil er in dem Leben, wie er es führte, weder Glück geben noch genießen könne, ſo ſpiegelte er ſich vor, könne er, ohne ſich Gewiſſensbiſſe darüber zu machen, daraus ſcheiden und müſſe der Ruhe und dem Glück ſeiner ſelbſt und ſeiner Gattin zu Gefallen eine Trennung den ewigen gegenſeitigen Anklagen, die nichts nutzten und nur erbitterten, vorziehen. So wie ſich dieſer Gedanke ſeiner einmal bemächtigt hatte, verlor er die Zeit, die er hätte anwenden ſollen, ſie zu bekämpfen, damit, daß er ſich mit ihr vertraut machte, und bald

wurde es ihm eben ſo ſchwer, ſie zu verbergen, wie zu bekämpfen. Frau v. Esparon errieth ſie: aber entmuthigt durch lange Prüfungen, bewegt durch jenen Fatalismus des Schmerzes, der verwundete Herzen antreibt, neue Wunden zu ſuchen, that ſie nichts, um dieſes beklagenswerthe Vorhaben zu bekämpfen. Octav ſah in dieſer paſſiven Reſignation, die ihn zu gleicher Zeit in ſeinem Plane feſter machte und ärgerte, eine ſtillſchweigende Beiſtimmung, vielleicht ein geheimes Verlangen; er legte ſich keinen Zwang mehr an und jeder kleine Vorfall ihres kalten oder ſtürmiſchen Zuſammenſeins konnte nur zur Beſchleunigung der Entwickelung beitragen, die unvermeidlich wurde, ſobald ſie dieſelbe nicht mehr als unmöglich betrachteten.

Bei aller Selbſtbeherrſchung und Zurückhaltung, die Frau v. Esparon beſaß, mußte ein ſolches Verhältniß ſich doch in unbewußten, leiſen Andeutungen in ihrem Briefwechſel mit ihrem Vater verrathen. Dieſer errieth, daß ſeine Tochter nicht glücklich ſei, und ſchrieb wie ein Mann, der ſeiner Sache ſicher iſt, an ſeinen Schwiegerſohn, um ihn tüchtig auszuſchelten. Bei der Berührung redlicher aber gewöhnlicher Menſchen mit glänzenden aber verirrten Geiſtern wird gewöhnlich Alles dadurch verdorben, daß die erſtern mit ebenſoviel Rohheit das Uebel wieder gut zu machen ſuchen, als letztere Zartheit aufgewendet haben, um es zu bewerkſtelligen. Der Brief Herrn v. Gureuils war nichts als ein derber Verweis, der gar keine Rückſicht auf Octavs Eigenheiten nahm. Er reizte außerdem Herrn v. Esparon auch durch eine ſehr unzeitige Aufzählung aller Vollkommenheiten ſeiner Frau, wodurch er das Uebel nur noch mehr verſchlimmerte.

So führte denn dieſer Brief die Kriſis herbei: Herr v. Esparon erſchien im Zimmer ſeiner Frau mit jenem düſtern und entſchloſſenen Geſicht, welches ſchwache Leute machen, wenn ſie heftig ſein wollen.

Ihre Klagen, ſagte er, Ihre Beſchuldigungen, Ihre Störungen haben endlich Früchte getragen; Ihr Vater, jedenfalls von ihnen angeregt, behandelt mich, wie man kaum den ungelehrigſten Schüler, den wahnſinnigſten Träumer behandeln könnte!

Ich kann Ihnen verſichern, ſagte Frau v. Esparon, daß mein Vater es errathen haben mag, aber daß ich nichts verrathen habe.

Ihr Vater hat Recht, fuhr Octav mit einem Tone der Ironie fort, der nur ſchlecht ſeinen Zorn verbarg. Ja, ich bin Ihrer nicht würdig; ja, ich kann nicht hier bleiben, ohne Sie unglücklich zu machen, während ich ſelbſt leide. Warum wollen wir uns länger täuſchen? Es gibt nur ein Mittel, dieſen beklagenswerthen Reibungen ein Ende zu machen, und das iſt, die Kette zu erleichtern, die uns Beide unauflöslich feſſelt: ich muß Sie verlaſſen ... wenigſtens auf einige Jahre.

Wenn Sie dieſe Trennung für nothwendig halten, wenn Sie dadurch glücklicher zu werden hoffen, ſo ſind Sie ja der Herr, ſagte ſie, ein wenig erbleichend, aber gefaßt.

Sie ſehen, dies Mittel flößt Ihnen keinen Schrecken ein; Sie haben es vorhergeſehen, vielleicht gebilligt. So geſchehe es denn nach unſerer Beider Wunſche! Ich werde nach Paris reiſen; ich will endlich wiſſen, ob ich wirklich ein Narr, ein Kind, ein Wahnſinniger bin, ob die Gedanken an Ruhm und Poeſie leere Träume ſind, wie Sie meinen, oder Ahnungen des Wahren, wofür ich ſie halte. Ich laſſe Ihnen dies Schloß, ich laſſe Ihnen meinen Sohn; Sie behalten alſo Alles, was Sie lieben, und gewiß, fügte er

mit bitterm Lächeln hinzu, wird mir Ihr Herz ebenſo dankbar ſein für das was es verliert, wie für das was Sie behalten!...

Niemand weiß, was in Blignieux in den Stunden vorging, die auf dieſe Unterredung folgten. Mit Anbruch des nächſten Tages reiſete Octav ab. Der Dienerſchaft und der Welt wegen, vielleicht auch um ſich ſelbſt eine Thür offen zu erhalten, gab er vor, ſeine Abweſenheit werde nicht ewig dauern; aber Herr v. Esparon und ſeine Gattin fühlte, daß ſie ſich für immer trennten.

In Paris betrat der Graf die literariſche Laufbahn; er knüpfte alte Verbindungen wieder an, ſpielte die doppelte Rolle des Schriftſtellers und des Mannes der großen Welt, und wenn der Erfolg für ihn eine Entſchuldigung war, ſo war Octav bald vollkommen gerechtfertigt. Er ſtrebte zu ungeduldig nach dem Gelingen, er dürſtete zu ſehr nach der Befriedigung der Phantaſie und der Eigenliebe, um auf den Gedanken zu kommen, gegen den Strom zu kämpfen, ſich vor dem Uebermaß zu hüten, das in unſrer Zeit ſo viele hochbegabte Geiſter ausſaugt und abnutzt. Aber er that dies doch mit ſo viel Diſtinction und Eleganz, als den meiſten Leſern, die ſich für feinfühlend halten, wenn ſie frivol ſind, genügt. Mit einem Worte, nach Verlauf einiger Jahre hatte Herr v. Esparon den Traum ſeiner Jugend verwirklicht. Er beſaß die Berühmtheit, die nicht ganz der Ruhm iſt, aber die ihm gleicht, vorzüglich in den Augen von Leuten, die ſich täuſchen wollen.

Frau v. Esparon führte ſtill und ohne Klagen ihr einſames Leben in Blignieux fort. Ihr Verkehr mit den Nachbarn, der nie ſehr häufig geweſen war, hörte allmälig ganz auf. Im Allgemeinen beklagte und achtete man ſie, aber ohne lebhafte Theilnahme zu fühlen. Urtheilt die Welt nicht faſt eben ſo ſtreng über das Uebermaß gewiſſer Tugenden, wie über den Glanz gewiſſer Fehler? Es war nicht ſchwer, die Zurückhaltung der Frau v. Esparon für Stolz, ihre Sittenſtrenge für ſpröde Kälte zu halten. Auch fand man es faſt natürlich, daß Octav, deſſen Geiſtesrichtung man kannte, nicht mit ihr hatte zuſammenſtimmen können, und als der Bruch ſtattgefunden, tadelte die Welt Herrn v. Esparon ein wenig, zeigte ſich aber nicht überraſcht.

Sehr gleichgiltig gegen die Urtheile der Welt, wenig mittheilſam gegen die Leute ihres Hauſes widmete ſich Frau v. Esparon ganz der Erziehung Alberts; aber auch hier ſollte ſie von einem Schmerze geprüft werden, der vielleicht noch grauſamer war als alle früheren.

Man hätte meinen ſollen, daß Albert, da er immer allein bei ſeiner Mutter war, ſie nie verließ und ihr Alles erſetzte, nur ſie hätte lieben können, daß zwiſchen ihnen ein Band ſich hätte bilden müſſen, welches zwei Seelen zu einer Seele, zwei Leben zu einem Leben verſchmilzt. Albert war von ſeiner Wiege an eines jener glücklichen und reichbegabten Kinder geweſen, wie Gott ſie zuweilen unglücklichen Eben ſchenkt, gleich wie er bei den vom Sturm geknickten Bäumen aus den Wurzeln einen grüneren und ſchöneren Sproß emporſteigen läßt. Er vereinigte die Eigenſchaften ſeiner Mutter mit denen ſeines Vaters; von der einen hatte er die Geradheit und Wahrheit, von dem andern die zarte und poetiſche Organiſation. Unglücklicherweiſe war die Erziehung, die ihm ſeine Mutter angedeihen ließ, wie die Liebe der Frau v. Esparon, mehr ſtreng als anziehend, mehr ernſt als zärtlich. Mit gerechter Scheu erfüllt vor den Verirrungen der Phantaſie, war es der Gräfin erſte Sorge, ihren Sohn vor den ſüßen aber gefährlichen Verlockungen zu

Digitized by Google

ſchützen, die ſie ſo theuer hatte bezahlen müſſen; aber ſie verfehlte das Ziel, weil ſie darüber hinausging. Als Albert heranwuchs, machte ſich in ſeinem weichen Gemüth ein Bedürfniß der Mittheilung und des Anſchließens fühlbar, das Frau v. Esparon nicht befriedigen konnte. So begann er über die Abweſenheit ſeines Vaters, über deren Gründe man ihn natürlich ganz im Dunkeln gelaſſen, ſich allerlei ſchüchterne Fragen vorzulegen. Auf dieſem geheimnißvollen Pfade hatte er keinen andern Führer als ſeine unruhige Wißbegier. Als Octav Blignieur verließ, hatte Albert ſein ſechstes Jahr faſt vollendet; er war alſo alt genug, um von ſeinem Vater ein liebliches, aber undeutliches Bild im Herzen zu hegen. Namentlich war eine Erinnerung in ihm immer wach geblieben: es war die Erinnerung an eine Herbſtnacht, in der ihn ungewohnter Lärm im Hauſe aufgeweckt. Gegen Morgen wäre ſeine Thür aufgegangen; ein Mann habe ſich ſchnell ſeinem Bett genähert. Ein bleiches Antlitz habe ſich zu ihm niedergeneigt und ein langer Kuß ſeine Wange und Stirn berührt; dann war alles verſchwunden und am andern Tage ſagte man Albert, daß ſein Vater abgereiſt ſei.

Längere Zeit hatte er an Frau v. Esparon Fragen über dieſen Abſchied gerichtet und dieſe hatte ihm ſtets die unbeſtimmte Antwort gegeben, ſein Vater ſei auf Reiſen; die Kinder aber haben für gewiſſe wunde Stellen der Familienverhältniſſe ein ſo ſicheres und feines Gefühl, daß Albert bald einſah, er dürfe nicht mehr fragen. Damals hätte Frau v. Esparon, wenn ſie dieſes unbeſtimmte Sehnen in Alberts Seele zu benutzen gewußt hätte, leicht in ihm jede frühere Neigung verwiſchen können; und damals war es, wo in ihm, eingeſchüchtert durch die ſtrenge Kälte ſeiner Mutter, die erſten Eindrücke wieder lebendig wurden. Er fand in ſeiner Erinnerung das Bild jenes Morgens, wo er zum letztenmal ſeinen Vater geſehen; es ſchien ihm, als ob ſich von dieſer Stunde ſeine Fähigkeit, zu fühlen und zu lieben, herſchreibe; und er rechnete dies Octav zu gute. Bald vermiſchte ſich mit dieſen unbeſtimmten Gedanken ein andres Gefühl. Es gibt heutzutage kein Land, ſo abgelegen es auch ſei, wo Zeitungen nicht hindrängen; nach Blignieux jedoch kam keine; aber eines Tages fand Albert zufällig eine einzelne Nummer, wo man von Octav v. Esparon wie von einem berühmten Manne ſprach.

Die Worte Erfolg, Talent, Ruhm waren auf jeder Zeile zu ſehen; das iſt heutigen Tages Brauch, und man ſpendet dieſe Schmeicheleien, ohne ſie zu zählen, wie man in den letzten Jahren der Republik Aſſignaten ausſtreute. Albert wurde darüber von ſo lebhafter Freude erfüllt, daß er faſt darüber erſchrak. Er nahm die Zeitung mit auf ſein Zimmer, konnte nicht müde werden, dieſe wenigen Zeilen zu leſen, drückte ſie an ſeine Lippen und fühlte ſich von einer abergläubiſchen Verehrung erfüllt für dies Blatt, bei dem ihm eine Lüge unmöglich erſchien. Von jetzt an wurde die unbeſtimmte und mit Neugier vermiſchte Zuneigung, die er zu ſeinem Vater gefaßt hatte, zu einem wahren Enthuſiasmus, mit dem ſich der Stolz, ſeinen Namen zu tragen, und das Verlangen, ſich mit ſeinem Leben vertraut zu machen, verband.

Aber wenn auch Albert ſich bei Frau v. Esparon zu beengt fühlte, oder ein zu lebhaftes Sehnen nach dem verlockenden und fernen Bilde in ſich trug, ſo hatte er doch nie daran gedacht, Frau v. Esparon zu verlaſſen. Wie in den erſten Tagen der Jugend alles leicht erſcheint, ſo dachte auch er ſich lieber in dunkler Ferne eine Annäherung zwiſchen Herrn und Frau v. Esparon, eine Annäherung, wo er vielleicht der glückliche Vermittler ſein könnte:

weiter reichten ſeine Träume und ſein Sehnen nicht; aber die Gräfin konnte nicht in alle Nuancen ſeiner Gefühle eingehen. Das einzige Geheimniß, was ſie errieth, war dieſe verletzende Vorliebe, welche die zarteſten Saiten ihres Herzens ſchmerzlich berührte. Wenn ſie auch Albert keinen Vorwurf daraus machte und ſie nicht einmal zu bemerken ſchien, ſo gab dieſe ſchmerzliche Entdeckung doch ihrem Verhältniß zu ihrem Sohne eine noch düſterere Färbung, und ihr Beiſammenleben, welches Liebe hätte verſchönern können, verging ohne Vertrauen und ohne Freude unter dieſem Himmel ohne Lächeln und ohne Sonne.

Während dieſe beiden duldenden Seelen gegen dieſe verborgenen Schmerzen kämpften, hatten ſich die Verhältniſſe Georg v. Charvays weſentlich verändert: er hatte ſeine beiden ältern Brüder verloren und war jetzt der Erbe des Hauſes. Wenn er noch mit Betrübniß an das Thal von Ogerelles zurückdachte, ſo hatte er es wenigſtens äußerlich nicht zu erkennen gegeben. Immer Sklave deſſen, was er als ſeine Pflicht betrachtete, war er eine Vernunftheirath eingegangen; nach dem Tode ſeiner Frau, die ihm eine Tochter hinterlaſſen, nahm er wieder Dienſte und übergab ſein Kind der Obhut einer ſeiner Schweſtern. Nach langem und beſchwerlichem Aufenthalt in Afrika Oberſt geworden, hatte er während ſeinen Feldzügen und bei ſeinen kurzen Beſuchen in Frankreich den einſamen Winkel der Hochalpen, den Frau v. Esparon bewohnte, nicht aus den Augen verloren. Er war von den traurigen Verhältniſſen ihrer Ehe, von der Geburt Alberts, von der Abreiſe und den Erfolgen des Grafen in Paris unterrichtet; aber er war nicht wieder in die Dauphiné gekommen. Frau v. Esparon hatte ihn nicht wiedergeſehen und ſie ahnte kaum, daß ſie dieſen unbekannten Freund hatte, der ſich unglücklich fühlte, weder ihre fruhern Leiden mildern, noch ſie vor neuen Schmerzen ſchützen zu können.

2.

Mehr als zwölf Jahre ſind ſeit der Abreiſe des Herrn v. Esparon verfloſſen. Albert hat eben ſein achtzehntes Jahr vollendet, und dieſer feſtliche Tag, anſtatt Blignieux und ſeine Bewohner mit Freude zu erfullen, gibt Frau v. Esparon zu den trübſten Gedanken Anlaß. Einſam in ihrem großen Salon ſitzend, dem die wenigen Möbel und die dunkle Tapete ein unwohnliches Anſehen geben, blickt ſie von Zeit zu Zeit durch die Fenſter, die auf die Terraſſe hinausgehen, auf die öde Landſchaft, die noch mehr verdüſtert wird durch die Novembernebel. Die ganze äußere Umgebung ſteht im Einklang mit den Gedanken der Frau v. Esparon, die bei einem Rückblick auf ihre Erinnerungen nur Urſache zur Trauer findet.

Plötzlich wurde ſie in ihrem Träumen von einer jugendlichen und helltönenden Stimme geſtört, welche ſich draußen durch fröhliches Hundegebell hindurch vernehmen ließ. Ein ſchlanker und ſchöner Jüngling erſchien am äußerſten Ende der Terraſſe, begleitet von zwei Windhunden, deren Liebkoſungen er kaum bändigen konnte. Frau v. Esparon, halb verſteckt hinter den Vorhängen eines der Fenſter, betrachtete ihn, ohne daß er ſie ſah, und ihre ganze Seele ſchien in dieſem Blick aufzugehen. Da trat ein Bedienter ein und brachte ihr einen Brief, der eben angekommen war. Ein einziger Blick auf die Adreſſe ſagte Frau v. Esparon, weſſen Handſchrift es ſei: der Brief war von ihrem Gatten; er forderte Albert zurück.

Digitized by Google

Die Egoiſten beſitzen eine wunderbare Kunſt, das Böſe, was ſie angerichtet haben, zu verzeihen und auf ſich die Amneſtie auszudehnen, die ſie ihren Opfern gewähren. Wenn man den Brief Octavs las, ſo hätte man meinen ſollen, durch ſeinen Abſchied von Blignieux habe er eben ſo ſehr die Ruhe der Frau v. Esparon ſichern, wie ſeinen eignen ehrgeizigen Träumen genügen wollen; man hätte auf den Gedanken kommen können, an den von der unruhigen Eitelkeit des Dichters erregten Stürmen trügen beide Theile und in gleichem Maße Schuld. Herr v. Esparon, der ſeine Erfolge wie eine Art Rechtfertigung anführte, fand es ganz einfach, das einzige Glück, was ihm noch fehlte, zu beanſpruchen, und Albert, der für ihn wie die friſche Quelle ſein würde, an der ſich das Herz erquickt, zu ſich zu fordern. «Das, ſchrieb er, will ich nicht als Befehl oder Verlangen betrachtet wiſſen, ſondern lediglich als Bitte. Was ich vor Allem wünſche, wenn Albert zu mir kommt, iſt, daß er ſich aus freiem Willen dazu entſchließe. Ich will lieber der Freude, ihn bei mir zu ſehen, entſagen, als ihn zwingen.» Und dann ſchloß er wie ein Mann, der ſich vollkommen tadelfrei hält und nur noch einige Blumen auf das Grab der Vergangenheit ſtreuen will: «Und jetzt leben Sie wohl, gnädige Frau. Ich bitte Sie wegen dieſes Briefes und des Gefühls, das ihn mir dictirt hat, um Verzeihung. Wenn ich Ihnen mein Bild zurückzurufen wage, ſo urtheilte ich nach mir und glaubte, die Rückerinnerung an mich habe ihre Bitterkeit verloren. Verzeihen wir uns gegenſeitig; die Zeit und die Abweſenheit, ſo traurig für die, welche ſich lieben, ſind Tröſter für die, welche ſich nicht verſtehen; ſie machen Runzeln, aber ſie heilen Wunden; ſie ſchwächen die Neigungen, aber ſie machen den Groll vergeſſen. Laſſen Sie uns alſo Freunde ſein, damit ich mir ſagen kann, wenn ich Albert umarme, daß ſeine Mutter an mich nicht mehr mit Reue oder Groll zurückdenkt und weder den Tag, wo ich ſie kennen gelernt, noch den, wo ich ſie verlaſſen habe, verflucht.»

Frau v. Esparon las dieſen Brief zweimal, als ob ſie jeden Satz und jedes Wort genau erwägen wolle. Mit dem raſchen Scharfblick, den die Gewohnheit zu leiden gibt, ermaß ſie in einem Augenblick die ganze Ausdehnung dieſes neuen Unglücks. Was ſie in dem Herzen Alberts errathen, ließ keinen Zweifel über Alberts Entſchluß in ihr aufkommen, und machte die Forderung Herrn von Esparons tauſendmal grauſamer. Dennoch hatte ſie noch Kraft genug, um jede Aeußerung ihrer Bewegung zu unterdrücken; ſie trat ans Fenſter, öffnete es und ſagte zu dem Jüngling:

Komm herein, Albert, ich habe dir etwas zu ſagen.

Albert gehorchte. Sie ſtanden ſich eine Weile ſtumm gegenüber; aber Frau v. Esparon liebte das Zögern nicht und ſie begann das Geſpräch.

Albert, ſagte ſie, du biſt jetzt achtzehn Jahr und biſt noch nicht von Blignieux weggeweſen.

Habe ich mich darüber beklagt? frug er ſanft.

Nein, und ich muß dir dafür danken; aber dieſe Entſagung darf dir nicht zu peinlich ſein. Wenn einer von uns ein Opfer bringen muß, ſo darfſt du es nicht ſein.

Albert ſah ſeine Mutter an, wie um den Sinn ihrer Worte zu errathen. Sie fuhr fort:

Das Leben hier iſt eintönig und traurig, das fühle ich: ich bin keine ſehr aufheiternde Geſellſchafterin. Du vermiſſeſt hier die Genoſſen und die

Vergnügen, die für dein Alter paſſen ... Du haſt nur die Jagd, die mich immer mit Angſt erfüllt, ohne daß ich dir etwas davon geſagt habe...

Und warum nicht?

Weil es Dinge gibt, die man zu dulden wiſſen muß, ohne zu klagen, und dieſes Eine iſt nicht das ſchmerzlichſte.

Als er ihr antworten wollte, unterbrach ſie ihn raſch:

Du haſt lange nicht von Herrn v. Esparon geſprochen, Albert?

Er zuckte auf: ſeine Augen leuchteten.

Weil es mir bei näherm Nachdenken ſchien, gab er zur Antwort, als ob ich in deiner Gegenwart nicht mehr von ihm ſprechen dürfte.

Ja, ſprach ſie leiſe zu ſich ſelbſt, welche ſchreckliche Strafe der häuslichen Zwiſte, daß die theuerſten Namen aus dem Munde der Kinder verbannt ſind! Du haſt Recht gehabt, Albert, ſagte ſie dann laut, und wenn ich heute Herrn v. Esparon erwähne, ſo geſchieht es, weil ich dazu gezwungen bin: er findet, daß du ſchon zu lange bei mir biſt.

Was ſagſt du? rief er ganz betroffen und plötzlich aufgeregt aus.

Ich ſage, daß Herr v. Esparon jetzt an die Reihe kommen will und dich zu ſehen verlangt.

Und du geſtatteſt es? ſtotterte er mit einer Bewegung, die zu verhehlen er ſich außer Stand ſah.

Mir kommt es nicht zu, es ihm zu verweigern; auf dich kommt es an, ſagte ſie und blickte ihn erwartungsvoll an: er ſtellt es deinem freien Entſchluß anheim ...

Der arme Jüngling hatte nicht den Muth, zu antworten.

Und du weigerſt dich nicht, nicht wahr? frug ſie noch einmal.

Immer noch ſchwieg Albert.

Es iſt gut, Albert, du reiſeſt morgen ab. Ich ſollte dir jetzt vielleicht dieſes neue Leben, dieſe Welt, in die du eintrittſt, die Gefahren, die deiner warten, ſchildern ... doch wozu? Was wären für einen im Strudel fortgeriſſenen Geiſt die Rathſchläge einer armen Frau, die von alle den Dingen nichts weiß? Ein ſich immer gleichbleibendes Echo, das man mit Achtung anhört und während des Anhörens vergißt ... Vergiß mich alſo, Albert, wenn es ſein muß; aber denke zuweilen an Gott, den Richter der Herzen, zu dem ich für dich beten werde. Für jetzt habe ich das Bedürfniß, allein zu ſein und Kraft zu dieſer Trennung zu ſammeln. Ich werde einen expreſſen Boten abſchicken, um einen Platz für dich zu beſtellen; du kannſt die Poſt am Hofe des Aubiers erwarten.

Den ganzen übrigen Tag ſchien ſie einer neuen Erklärung auszuweichen. Um das zu entdecken, was ſich unter dieſer anſcheinenden Kälte verbarg, hätte Albert ein geſchickterer Beobachter ſein müſſen, als er war. So trug alles dazu bei, zwiſchen ſeiner Mutter und ihm die eiſige Scheidewand zu erhalten, die eine letzte Unterredung hätte vernichten können. Es drängte ihn, die ſtürmiſchen Gedanken, die ihn erfüllten, Jemanden mitzutheilen. Jetzt, wo er auf dem Punkte ſtand, das verwirklicht zu ſehen, was ihm ſtets nur als ein Traum erſchienen war, hätte er mit ſeinem Lebensblut eines jener trauten Geſpräche erkauft, wo zwei Herzen in dem Augenblick, wo der Abſchied das ſie vereinende ſichtbare Band trennt, durch Vertrauen und Liebe ein geheimnißvolles Band knüpfen, das ſie tröſtet. Er eilte in's Freie hinaus und lief lange herum, als wollte er dem Fieber, das ihn durchglühte, entfliehen. Endlich blieb er am Rande einer Wieſe, die der Herbſt ſchon mit gelblichen Tönen gefärbt

hatte, ſitzen. Er betrachtete die Hügel, die bis jetzt ſeinen Horizont begrenzt hatten, die zerſtreutſtehenden Häuſer, aus denen dünne Rauchwölkchen emporſtiegen, die fernen Alpen, deren ſilberne Zinnen ſich von dem grauen Himmel ſcharf abhoben, und von Trauer und Hoffnung erfüllt, allein inmitten dieſer trüben Landſchaft, war es ihm, als ob ſein zu volles Herz der lebloſen Natur vertraute, was es gegen Niemand ſonſt äußern konnte.

Am andern Morgen gingen Albert und ſeine Mutter nach der Chauſſee, wo die Poſt vorbeifuhr. Das leichte Gepäck des Jünglings trug eine alte Dienerin, Marianne Brechet, die von Kindheit an bei Frau v. Esparon und ihrem Sohn geweſen und ohne einen beſtimmten Poſten auf dem Schloſſe geblieben war. Marianne Brechet war ein echter Typus jener jetzt faſt ganz verſchwundenen Dienerklaſſe, die in den Romanen zu häufig geſchildert worden ſind, daß ich mir hier eine ausführliche Beſchreibung erſparen kann: Leute, die zugleich unnütz und nothwendig ſind, koſtbar und unerträglich, deren herbe Zuneigung uns verdrießt und uns feſſelt, die uns wider unſern Willen dienen, die uns lieben und uns peinigen, die wir zwanzigmal des Tages zum Teufel ſchicken möchten und die dennoch ſicher ſind, in unſerm Hauſe zu ſterben, oder an unſerm Sarge zu weinen. Seit geſtern Abend hatte Marianne nicht aufgehört, mit ihrer Herrſchaft über dieſe Abreiſe zu zanken, und ſie fuhr mit ihrem Brummen fort, während ſie Alberts Koffer trug. Die zwei Hunde folgten mit hängenden Ohren, als ob ſie ahnten, was da kommen werde. Der Jüngling wagte nicht, ſich ſeinen Empfindungen ganz zu überlaſſen, und Frau v. Esparon bedeckte die ihrigen mit einem undurchdringlichen Schleier. Nach einer halben Stunde erreichten ſie den Hof des Aubiers an der Chauſſee, wo Albert die Poſt erwarten ſollte. Es waren ihnen nur noch wenige Minuten des Zuſammenſeins übrig. Zitternd vor Bewegung, warf ſich Albert an die Bruſt ſeiner Mutter, die ihn einen Augenblick lang mit übermenſchlicher Kraft an ſich drückte; aber dies Symptom war von zu kurzer Dauer, als daß Albert hätte viel Gewinn davon ziehen können; auch kam der Poſtwagen faſt zu gleicher Zeit an. Noch eine raſche Umarmung, dann ſtieg der Jüngling in den Wagen; die Pferde galoppirten weiter, ſeine Hand und ein Tuch winkten aus dem Kutſchfenſter. Zwanzig Schritte weiter machte der Weg eine ſchnelle Wendung und das ſchwere Fuhrwerk war verſchwunden. Bald verlor ſich auch das Rollen der Räder in der Ferne und Frau v. Esparon, unbeweglich am Wege ſtehend, hörte nur noch die Klagen Mariannens und das Winſeln der beiden Hunde neben ihr.

Jetzt blickte ſie mit einem trüben Schmerz, den ſie nicht mehr zu verbergen brauchte, um ſich; dann trat ſie langſamen Schrittes den Weg nach Blignieux wieder an. Alle ihre Erinnerungen überſtürmten ſie jetzt mit einem Male. Sie ging Schritt für Schritt den Spuren der Vergangenheit nach, deren Geheimniſſe ſie in ihrem entſagenden Herzen begraben hatte. Was ihre reine und edle Seele in ihrer Berührung mit der feurigen Einbildungskraft und dem leichtſinnigen Herzen Octavs gelitten, ſchien durch den neuen Schlag, der ſie betroffen, wieder lebendig zu werden. Zum zweitenmale ſah ſie ſich beſtraft wegen einer Schuld, die nicht die ihrige war, verletzt in Empfindungen, die ſelbſt der nicht errathen, dem ſie galten! Ach, auch Albert hatte ſie nicht verſtanden, er, von dem ſie mehr Gerechtigkeit erwartet hätte! Und jetzt verlor ſie ihn, vielleicht für immer!

Doch murrte ſie nicht über den Himmel, nicht einmal über Octav. Wie ſie Blignieux näher kam, wurde ſie allmälig reſignirter und ruhiger. Als

ſie im Schloſſe ankam, begab ſie ſich ſogleich auf Alberts Zimmer und kniete auf den Boden nieder:

Mein Gott! flehte ſie, habe Erbarmen mit ihm, denn du allein kannſt ihn ſchützen!

3.

Mit unbeſchreiblicher Bewegung klopfte Albert drei Tage ſpäter an die Thür des Hotels, welches der Graf von Esparon an der Ecke der Avenue Marigny bewohnte. Wie er den Portier frug, zitterte ſeine Stimme ſo ſtark, daß derſelbe mit der Antwort zögerte: da eilte ein Mann, der auf der Vortreppe ſtand, ihm entgegen. Ehe Albert noch das Geſicht, das durch ſeine Träume gedämmert, erkennen konnte, ſchloß ihn Octav (denn er war es) in die Arme, drückte ihn an ſein Herz und verband mit ſeinen Umarmungen mehr zärtliche Worte, als das arme Kind ſein ganzes Leben hindurch gehört hatte.

Die Freude Herrn v. Esparons wurde dadurch noch lebhafter, daß dieſe bewegte Scene ganz ausgezeichnet ſeine Dichternatur anſprach. Den Sohn wiederzuſehen, den er faſt in der Wiege verlaſſen und jetzt in ſtrahlendſter Jugendſchönheit vor ſich erblickte, ihn wiederzuſehen unter beſondern, romantiſchen Verhältniſſen, die um ihn, als Vater, einen poetiſchen Glanz woben und dieſem Wiederfinden alles Pikante der Neuheit, allen Reiz der Erinnerung gaben, das war für Octav einer jener Genüſſe für die Phantaſie und das Herz, die ihn ganz glücklich machen mußten. Er war auch unwiderſtehlich; er ſprach in wahrhaft rührender Weiſe von ſeiner Freude, ſeinem Stolz, ſeinem langen, durch dieſen einzigen Augenblick entſchädigten Warten. Wenn Albert ſeinen Vater anſah, erſtaunte er, daß er noch ſo jung war. Mit achtzehn Jahren bildet man ſich ein, alle Welt ſei alt mit vierzig Jahren, und Albert hatte ſich Herrn v. Esparon vorgeſtellt, von Alter, Mühen und Kummer gebeugt. Aber wie Alle, welche ihr Alter nahen fühlen und ſich durch ihr Glück in der Poeſie und in der Welt zu ewiger Jugend berufen glauben, kämpfte auch Octav mit allen ſeinen Kräften gegen die Jahre. Seine kaſtanienbraunen Haare, ſorgfältig geordnet, verbargen die Runzeln, die ſich an ſeinen Schläfen einſtellten; ſein lebhaftes Auge, ſeine elegante Geſtalt machten die Illuſion vollſtändig.

In Albert, der nicht ſah, wie viel Blaſirtheit dieſe jugendliche Hülle verbarg, ſtieg zu derſelben Zeit wie in Octav ein Gedanke auf, der beide glücklich machte: nämlich daß Herr v. Esparon, der ältere Bruder ſeines Sohnes zu ſein ſchien, den man wegen ſeines kräftigen Ausſehens und des nachdenklichen Ausdrucks ſeines Geſichts für drei oder vier Jahre älter halten konnte, als er war. Dieſer Gedanke, der eine größere Vertraulichkeit der Beiden gegeneinander rechtfertigte, machte die tauſend kleinen Verlockungsmittel, welche Octav anwendete, nur noch verführeriſcher. Es lag in denſelben übrigens eine faſt weibliche Coquetterie, die ſelbſt Abneigung und Widerwillen überwunden hätte, wenn dieſe bei Albert vorhanden geweſen wäre; und letzteres hatte der Graf gefürchtet. Wie groß mußte daher ſein Erſtaunen und ſeine Freude ſein, als er nach den erſten fünf Minuten des Zuſammenſeins gewahrte, daß ſein Sohn, deſſen Liebe er glaubte wiedererobern zu müſſen, nur von ihm geliebt zu werden verlangte.

Geliebtes Kind, ſagte er, man hat dir alſo nicht gelehrt, mich zu haſſen?

Digitized by Google

Anſtatt der Antwort ſtürzte Albert von neuem an ſeine Bruſt.

Sobald die ſtürmiſche Aufregung dieſes erſten Zuſammentreffens ſich ein wenig gelegt hatte, führte Octav ſeinen Sohn in die Zimmer, die er für ihn beſtimmt hatte. Albert, der bis dahin nur das ſpärliche Meublement von Blignieux gekannt, glaubte in das Land der Feen verſetzt zu ſein, als ihn ſein Vater, nachdem ſie durch eine mit ſeltenen Blumen geſchmückte Gallerie gegangen, in einen abgeſonderten, allerliebſten kleinen Pavillon treten ließ. Hier hatte er, nicht mit der Verſchwendung eines Börſenariſtokraten, ſondern mit dem Takt eines Mannes der großen Welt und dem Geſchmack eines Künſtlers Alles vereinigt, was bei Albert einer Neigung, einer Empfindung oder einer Erinnerung ſchmeicheln konnte. So blinkten ſchöne Waffen aller Zeiten zwiſchen Büſchen von Camellien und Orchideen. Ueber einem Piano von Roller ſtanden auf einer Etagere von Ebenholz etwa hundert Bücher, eine Auswahl des Beſten aus allen Literaturen, und ein religiöſes Bild eines alten ſpaniſchen Meiſters hing einer Anſicht von Blignieux von Paul Huet gegenüber, deſſen poetiſcher Pinſel der kahlen und öden Gegend einen eigenthümlichen Reiz zu geben gewußt hatte.

Albert, ſagte Herr v. Esparon, hier wohnſt du. Seitdem ich hoffen konnte, dich bei mir zu ſehen, habe ich mir eine Freude daraus gemacht, Alles ſelbſt anzuordnen; es iſt hier kein Stück Möbel, kein Gegenſtand, den ich nicht ſelbſt gewählt hätte. Werde ich ſo glücklich ſein, zu ſehen, daß dir Alles wohlgefällt, und daß du wünſcheſt hier zu bleiben?

O! ſagte Albert, Sie ſind zu gütig gegen mich; mir gefallen alle dieſe ſchönen Sachen, ſchon weil Sie von Ihnen kommen; aber ich brauche ſie nicht, um dieſe Stunde zur ſchönſten meines Lebens zu machen.

Du liebſt mich alſo?

O! mein Vater!

In dieſem Ausrufe, der aus Alberts tiefſtem Herzen hervorzutönen ſchien, ſprach ſich eine ſolche Macht des Gefühls und der Leidenſchaft aus, daß Octav mitten in ſeiner Freude dadurch beunruhigt wurde. Einem ſo feurigen Enthuſiasmus gegenüber kam ihm ſein Herz klein vor; es überkam ihn faſt wie Reue über die Vergangenheit, und vielleicht auch bange Furcht vor der Zukunft. Doch ließ er ſich nichts davon merken, ſondern drückte ſeinem Sohne die noch zitternden Hände und ſprach:

Jetzt wirſt du der Ruhe bedürfen; mögen die erſten Augenblicke, die du unter dem Dache deſſen, der dich liebt, zubringſt, Augenblicke des Seelenfriedens und der Ruhe ſein! Dann fügte er mit leiſerer Stimme hinzu: Albert, ich weiß, daß du, trotz der Ermüdung von der Reiſe, nach Blignieux ſchreiben wirſt; danke in meinem Namen Der, die nicht hier iſt.

So ward nichts vergeſſen, nicht eine Saite in Alberts Herzen ließ dieſe gewandte Hand unberührt. — Ach! ſagte ſich Albert, er hat ſogar an ſie gedacht ... Und ich ... hatte ſie ſeit einer Stunde vergeſſen! Und der arme Jüngling war faſt geneigt, in ſeiner Bewunderung und Reue Octav ſelbſt hinſichtlich der Frau v. Esparon für beſſer zu halten, als ſich ſelbſt.

Das war zu viel für dieſe reine und enthuſiaſtiſche Phantaſie; dieſe entſcheidenden Stunden hatten ihm die vollſtändige Verwirklichung ſeiner Träume gebracht. Es war der Ungekannte, aber Errathene, der Abweſende, aber Heißgeliebte, den Albert mit allen Vorzügen des Geiſtes, mit allen Gaben des Verſtandes ausgeſtattet hatte. Zu aufgeregt, um ſchlafen zu können, zum erſtenmal in ſeinem Leben von alle dem Luxus umgeben, deſſen

Bedeutung er errieth, noch ehe er ſeine Anwendung kannte, umduftet von fremdartigen Blumen, fühlte ſich Albert von einer Art Rauſch beherrſcht, der in ihm die Grenzen des Wirklichen und Möglichen verrückte. Schon glaubte er den Mann, der mit ſolcher Feinheit alle Empfindungen ſeiner Seele nachfühlte, zu ſehen, wie er mit Augen voll Liebe und Verzeihung nach Blignieux blickte und durch die Vermittelung des Sohnes einer Trennung ein Ende machte, die nur die Folge eines Misverſtändniſſes ſein konnte. Glücklich gemacht von dieſem Gedanken, der Alles verſöhne, über alle ſeine Empfindungen beruhigt durch dieſe Hoffnung, begann Albert jetzt einen Brief an ſeine Mutter; und wenn ihm dieſe Beſchäftigung nicht ſo viel Freude machte, als er gewünſcht hätte; wenn die Erinnerung an das kalte und ſtrenge Aeußere der Frau v. Eſparon ihn nicht zur Vertraulichkeit und zur Liebe anſpornte, ſo ſagte ſich Albert ganz leiſe, um ſich zu tröſten: daß zwiſchen ihm und ſeinem Vater dieſer Zwang nicht herrſchen werde: dies war ſein letztes Glück und ſeine letzte Ungerechtigkeit an dieſem Tage.

Als ſie am andern Morgen wieder zuſammenkamen, bemühte ſich Herr v. Eſparon, dieſes brüderliche Verhältniß noch mehr zu befeſtigen. Ich will dir ſagen, ſprach er zu Albert, wie wir leben wollen: du haſt deine beſondern Zimmer; in der Verwendung deiner Zeit biſt du ganz dein eigner Herr. Möge dieſes Vertrauen, das Grundelement jeder glücklichen Zuneigung, uns nie verlaſſen! Wir wollen leben wie zwei Kameraden, zwei Freunde! Des Morgens nehme ich Beſuche an, oder arbeite; dieſe Zeit kannſt du zu deinem Briefwechſel oder deinen Studien verwenden. Nach dem Frühſtück leſen wir beide etwas, dann reiten wir aus. Nach der Rückkehr bleiben wir wieder frei bis zum Diner. Des Abends gehe ich in die italieniſche Oper, oder mache Beſuche; ſo oft du willſt, gehört mein Abend dir und du kannſt dies nicht zu oft wünſchen.

Durch dieſe Einrichtung ſetzte ſich Herr v. Eſparon in Stand, ſeinem Sohne von ſeinem Leben nur das ſehen zu laſſen, was ihm gefallen mußte, ohne ihn abzuſtoßen. Octav hatte ſehr bald eine genaue Einſicht in den Charakter ſeines Sohnes gewonnen, in dieſe Vereinigung von Liebesbedürfniß und Wahrheit, vertrauensvoller Offenheit und Sittenſtrenge; er erkannte, daß, jemehr Enthuſiasmus und Illuſionen Albert mit zu ihm brachte, deſto ſchädlicher würde es wirken, wenn er in dieſer Richtung bei ihm Anſtoß fände. Dieſer Scharfblick, den man immer bei Charakteren findet, die etwas von ſich eingenommen ſind, ließ dem Grafen ſchon errathen, daß Albert ihm für immer gehöre, wenn es ihm gelang, ihn durch das neue Leben zu führen, ohne daß er die ſocialen Leiden ahnte, die, indem ſie ſeinen Grundſätzen zuwiderliefen, ſein Gefühl verletzten und ihm allein den Muth geben konnten, abzureißen. Wir müſſen Herrn v. Eſparon zu ſeiner Ehre nachſagen, daß er ſich keinen Augenblick über die Natur der Gefühle ſeines Sohnes täuſchte. Anſtatt wie ein gewöhnlicher Menſch ſeinen Enthuſiasmus für den alltäglichen Rauſch eines kaum der Provinz entronnenen Jünglings anzuſehen, erkannte er darin das edle und naive Vertrauen eines Gemüthes, das Alles nach ſich beurtheilte. Geiſter höhern Ranges, ſelbſt wenn das Leben und die Leidenſchaften ſie abgenutzt haben, werden ſtets Alles, was ein gewiſſes Ideal geiſtiger Schöne verwirklicht, würdigen können; ſie gleichen den Verbannten, welche noch zittern, wenn ſie die Sprache ihres Vaterlandes vernehmen.

Der Morgen war reizend. Einige Stunden nach dem Frühſtück hörte Albert, der ein ausgezeichneter Reiter war, aber nie auf andern Pferden, als

Digitized by Google

den plumpen und unanſehnlichen Kleppern ſeiner Provinz geſeſſen hatte, unten im Hofe Pferdegetrappel. Sein Vater zog ihn ans Fenſter, wies auf eine arabiſche Stute mit feurigem und ſanftem Auge und feiner und ſehniger Feſſel, am Zaume geführt von einem Jockey, und ſagte zu ihm mit einem Lächeln: Willſt du ſie?

Der Jüngling ſprang vor Freude auf, eilte die Treppe hinab und ſprang in den Sattel; aber plötzlich bedenkend, daß er den Dank vergeſſen habe, wendete er ſich im Sattel um, blickte nach dem Fenſter zurück, wo ſein Vater herausſah und winkte ihm mit einer Geberde voll Dankbarkeit und Anmuth.

Herr v. Eſparon ließ ſein Pferd vorführen; ſie ritten zuſammen aus. Es war ein herrlicher Tag, das Wetter trocken und klar; ſie ſchlugen den Weg nach der großen Avenue der elyſäiſchen Felder ein. Albert, der von Paris noch nichts kannte, als was er aus den Fenſtern der Diligence geſehen, fühlte durch ſein ganzes Ich einen Schauer der Jugend und des Lebens beben, als er, mit vollen Zügen die friſche und erquickende Winterluft einſaugend, hinausblickte auf die Umgebung ſtattlicher entlaubter Bäume und prächtiger Gebäude.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton

Es iſt ein leider nicht unbegründeter Vorwurf, welcher der deutſchen Schriftſtellerwelt gemacht wird: daß ihr die *Kunſt des Schreibens* mangele. Allein er hängt untrennbar zuſammen mit einem andern noch ſchwerern Vorwurfe, welcher das deutſche Publicum trifft. Es kann nicht leſen. Beide Uebelſtände zuſammengenommen, ſind der große Schaden, an welchem unſre Preſſe krankt. Es wird in Deutſchland mehr als in irgend einem andern Lande der gebildeten Erde gedruckt und doch verhältnißmäßig weniger als anderwärts mit Beruf und Kunſt geſchrieben. Dahingegen wird nirgends ſchlechter geleſen als bei uns. Nicht als ob den Deutſchen die Fertigkeit dazu abginge. O nein, die iſt auf heimiſchem Boden weiter verbreitet, bis in die unterſten und äußerſten Klaſſen des Volks, als in England und Frankreich. Aber die Deutſchen wiſſen weder mit Wahl noch mit Urtheil zu leſen. Sie greifen nach Allem und ergreifen nichts.

Die Aufgabe einer kleinen Wochenmittheilung beſteht nicht darin, in geräumigen Abhandlungen ausführlich zu erörtern. Dies Blatt muß ſich damit begnügen, ſeine Gedanken kurz hinzuſtellen, zur Betrachtung und zum Beſprechen anzuregen. Geht in ein Kaffeehaus, in ein Muſeum und ſeht, welch' eine anſehnliche Maſſe bedruckten Zeitungspapiers der Deutſche alljährlich bezahlt. Unterwerft ſodann das vorhandene Zeitungspapier einer genauern Prüfung. Wie wenig werdet Ihr darunter finden, was einer Ausgabe dafür ganz werth iſt, wenn auch vielleicht nichts, was ſeines Geldes durchaus unwerth wäre. Aber das Große, Tüchtige, Allumfaſſende fehlt. Das deutſche Publicum läßt ſich ſeine Leſebedürfniſſe ſchaffen, anſtatt daß für ſein wahres Bedürfniß geſchafft werden müßte. Es unterſcheidet nicht zwiſchen Nothwendigem und Zufälligem, es kennt die Schriftſteller nicht und die Triebfedern ihrer Werke, es verwechſelt die Sucht des Lärmens und der Verläumdung mit edlem Freimuth und dem unveräußerlichen Rechte der Satire, es hat weder das gerechte Mistrauen wider das Eine, noch kommt es dem Andern mit verdienter Zuverſicht entgegen, weil es ſich ſchließlich gleichgiltig verhält gegen Alles.

Jeder Zweig der Wiſſenſchaft, Kunſt, des Lebens hat ſeine mannigfachen Blätter; auch jede Landſchaft, jede Stadt und jedes Städtchen. Darum vermiſſen wir ein Blatt, welches alle die hauptſächlichſten Zweige des Lebens, des Wiſſens, der Kunſt umſpannte und in jeder Stadt, in jedem Städtchen zu finden wäre. Selbſt die Blätter ſind ſelten, die ein Sondergebiet mit vollem Glück und Geſchick anbauen. Sie kommen nicht häufig zu den Mitteln, die dazu gehören. Zehn, zwölf Schriftſteller, die zuſammen die zuver-

Digitized by Google

läſſige Mitarbeiterſchaft Einer tüchtigen Zeitſchrift bilden würden, ſo daß Alles, was man dort veröffentlicht fände, von giltiger Gediegenheit und unverkennbarer Reife wäre, geben eben ſo viele Blätter heraus, als ſie Perſonen ſind und einen nothdürftigen Beſtand erlangt zuletzt jedes. An ſolcher Zerſplitterung aber bricht ſich die Kraft der Preſſe bis zur Ohnmacht. Die Kunſt des Schreibens muß über der Gewandtheit die Spalten zu füllen, vernachläſſigt werden. Die Zerſtreutheit der Intereſſen, die Entlegenheit und der gegenſätzliche Charakter der verſchiedenen Hauptſammelplätze und Schwerpunkte Deutſchlands, die Kleinheit der Verhältniſſe hier, die politiſche Hinderung dort endlich vollenden den Jammer.

Dieſe Reihefolge von Gedanken drängte ſich mir auf, als ich heute mehr denn ein Viertelhundert deutſcher Zeitſchriften und Tagesblätter durchging, um nach allgemein anziehenden Stoffen und Gegenſtänden für dieſen anſpruchsloſen Wochenbericht zu ſuchen. Was iſt in Deutſchland ſo allgemein wichtig, was auch nur ſo allgemein bekannt, daß die eine Neuigkeit nicht blos für Berlin, die andre für Prag oder Bremen von einer wirklichen Bedeutung wäre? Nehme ich nun aber den Inhalt aller der Zeitungen und Zeitſchriften zuſammen, wie gering iſt er, wenn ich abrechne, was der Nachbar vom Nachbar erborgt hat, und was als Ballaſt, damit das Schiff doch ſo viel Ladung habe, um See halten zu können, in den geduldigen Raum geſchüttet iſt.

In einem Berliner Blatte wird darüber geſtritten, ob Fräulein Garcia-Viardot, oder die Dame Bochkoltz den beſſern Vortrag der Siciliana von Pergoleſe beſitze. Die Herren Hieronymus Truhn und Guſt. Julius ſind die Fechter. Es iſt erfreulich zu ſehen, daß Herr G. Julius trotz des Ruge'ſchen Briefs ſo viel frohen Muth und trotz ſeiner Zeitungshalle ſo viel behagliche Muße behauptet, um tief eindringliche Abhandlungen über den $^2/_4$ und $^6/_8$ Takt des ſicilianiſchen Hirtenliedes zu ſchreiben. Auch klingt es ganz ergötzlich, wenn ſich Herr Truhn deshalb entſchuldigt, diesmal mit Herrn Ludwig Rellſtab, welcher der Garcia den Vorzug gibt, in ſeinem Urtheil übereinzutreffen. Allein ſehr häßlich klingt es, daß Herr Truhn irgend einen andern muſikaliſchen Berichterſtatter ſeinen «Feuilletonconfrère» nennt. Selbſt einem Leipziger Bierſchenken mag ich es ungern verzeihen, daß er ſeine Wirthſchaft als eine «Reſtauration» und deren «Souterrains» zum Beſuche empfiehlt, hier wo die «Keller» klaſſiſch ſind durch die Fauſtſage und das Fauſtgedicht. Aber das Kauderwelſch der Lohnbedienten, die an den Bahnhöfen auf einen Fremden lauern, um ihn in ein «nobles Hôtel» zu führen, iſt nimmermehr die an einem Schriftſteller zu duldende Sprache.

Von Wien her ertönt noch Alles von Meyerbeer und Jenny Lind. Der Heroe und die Heroine des Tages ſind den dortigen Blättern zinsbar geworden mit Jugendgeſchichte und Kindheitsanekdoten, ſie haben ſich Lebensſchilderungen in abſteigender Linie herab gefallen laſſen müſſen bis auf Mutter und Großmutter. — Aus Stuttgart wird dem Gerüchte widerſprochen, daß Herr von Gall als unfähiger Intendant erkannt und um Enthebung von ſeiner Stelle eingekommen ſei. Zwar ſtoße ſeine Bühnenverwaltung auf mancherlei Widerwärtigkeiten. Allein es ſei alle Hoffnung zu deren Beſeitigung vorhanden. Bei der Darſtellung des «Othello» von Roſſini trat übrigens kürzlich Frau Dingelſtedt als Desdemona in Stuttgart auf und ward mit ſtürmiſchem Beifall begrüßt. Doch nicht mit dem Namen ihres Mannes ward ſie von dem Theaterzettel aufgeführt, ſondern als Frau Jenny Lutzer. Mit Recht. Denn Herr Dingelſtedt hat ſeinen Namen zu viel in politiſcher Komödie verbraucht, als daß er noch für einen reinen Kunſtnamen gelten könnte.

In Leipzig ward uns Moſens «Don Johann von Oeſterreich» vorgeführt. Es iſt eine eigenthümliche Kurzathmigkeit in den Moſenſchen Stücken. Die Helden dieſes Dichters nehmen einen Anlauf, als wollten ſie die höchſten Alpen überſpringen, aber kaum daß ſie auf der Ebene des erſten Aktes eine kleine Strecke unter allerlei prahleriſchen Athletencapriolen zurückgelegt haben, ſo erfaßt ſie der Huſten ihrer engbrüſtigen Schwindſucht und ſie kommen nicht von der Stelle. Auch Don Johann von Oeſterreich trifft die Anſtalten zu einer ungeheuern Wanderung, ohne ſich doch eigentlich vom Platze zu bewegen. Denn daß ihn die Begebenheiten da und dorthin ſchieben, iſt nur ein Bewegtwerden. Der Held iſt ein Held der Redensarten, ohne Kraft und That.

«Zwei Brüder faſſen ſich bis auf den Tod,
Und ſie umklammern ſich mit Eiſenarmen
Und ſtürzen mit einander in den Abgrund!»

Die Söhne Kaiſer Karls V., Philipp II. von Spanien und Don Juan d'Auſtria ſind die beiden Brüder, zwiſchen welchen die Tragödie ſpielt. Wer ſollte, da Moſen obige hochtönende Worte ſeinem Don Juan ſelbſt in den Mund gelegt hat, zweifeln, daß das Stück um etwas Andres handle, als um einen hellen Bruderkampf? Hier der vollblütige, großherzige Baſtard, der ſein Erbe nur in

dem Genie des Vaters empfing, dort der ſchwachbegabte, mistrauiſche Thronfolger, auf den die rechtmäßige Geburt das Königsamt und die väterlichen Reiche übertrug. Mit voller Hingebung der Liebe nähert ſich Don Juan dem kalten Philipp und wird befremdet und ſtolz zurückgeſtoßen. Im Dienſte des königlichen Bruders ſchlägt er die Mauren und gewinnt darauf noch größern Ruhm durch ſeinen Sieg bei Lepanto mit der Chriſtenflotte über die Osmanen. Aber keinen Dank von ſeinem Monarchen. Denn in der kleinen Seele Philipps hat ſich zu dem angebornen Mistrauen wider Don Juan auch noch der eiferſüchtige Neid auf einen Namen geſellt, deſſen Klang die Welt erfüllt. Er verſagt dem rückkehrenden Sieger ſogar den Einzug in Madrid und den Empfang bei Hofe. Die Regimenter murren und empören ſich. Die niedergeworfenen Freiheiten der Nation rüſten ſich zu ihrer Erhebung. Philipps Thron ſchwankt, ein Wort von Don Juan und Spaniens Krone ſenkt ſich auf ſein Haupt, ſchon jubelt ihm das Volk als ſeinem König zu. Aber in den Adern des mishandelten Baſtarden fließt das Blut der Habsburger. Unerſchüttert treu bleibt er ſeiner Pflicht und alle Macht, welche die Gunſt des Augenblicks, die Liebe der Menge und das Vertrauen des Heeres in ſeine Hände gelegt, wendet er nur dazu an, die Herrſchaft des Bruders um ſo gewiſſer wieder herzuſtellen. Philipps Lohn dafür? Der Schwur auf Don Juan's Untergang iſt's. Wie kann er einen Unterthan neben ſich dulden, der eine Stunde lang gewaltiger in Spanien war, als er, der König!

«Zwei Brüder faſſen ſich bis auf den Tod.»

So werde der Gang der Handlung ſein, meint man, aus ſolchen Kräften und Mitteln ſich die tragiſche Entſcheidung fügen, beſonders da die feindliche Stellung der brüderlichen Charaktere zu einander von dem Verfaſſer gleich im Eingange des Stücks noch geſchärft wird durch eine gemeinſame Liebe zu Maria von Mendoza, bei der Don Juan den Preis davon trägt.

Das Trauerſpiel aber verläuft anders. Nebendinge erfüllen ſeine Scenen, Phraſen werden ſtatt der Handlung gegeben und das Hauptintereſſe bleibt im Hintergrunde verſteckt. Von den wider einander mit Eiſenarmen ringenden Brüdern ſehen wir nur den Einen: Don Juan, der mithin das ganze Stück hindurch mit einem Schatten, mit weniger als einem Schatten, mit Nichts zu kämpfen hat. Philipp wird ein einziges Mal und wie in einem Puppenſpiel gezeigt, tief in der entfernteſten Perſpective. Die Nachricht von dem Siege bei Lepanto trifft ein. Der Bote kniet neben einer Säule nieder und ein zweiter Vorhang öffnet ſich, hinter welchem Philipp neben einem Dominikanermönch ſitzt. «Gott allein die Ehre!» ruft er. Wir ſehen ihn nach dieſem Worte nicht wieder.

Das Stück misfiel trotz einer ſo vortrefflichen Darſtellung, daß die Schauſpieler im Zwiſchenakte und am Schluſſe der Aufführung gerufen wurden. An dergleichen pathetiſchen Aufgeblaſenheiten, an ſolchem Schwulſt ohne Fleiſch und Knochen würden ſie aber, kämen öfter Moſenſche Stücke zur Aufführung, ihr geſundes Talent gründlich verderben lernen. Shakespeareſche Kleider, ohne ſhakespeareſche Menſchen darhinter ſind Hanswürſte, die ſich vergebens ernſthaft und tragiſch geberden. In fünf Akten ſind ſie im Stande, eine beiſpielloſe Langeweile zu erzeugen. Wir haben es mit Schrecken an «Don Johann von Oeſterreich» erfahren.

Da ich an dieſem Orte verſucht habe, Herrn Räder als Poſſenſpielverfaſſer wider die Vorwürfe in Schutz zu nehmen, die ſeinen «olympiſchen Flüchtlingen» gemacht wurden, ſo mag ich nicht ſo ungerecht ſein, jetzt, nachdem das Stück in Leipzig in Scene gegangen, meinen Irrthum zu verhehlen. Der in Frage ſtehende Faſtnachtsſchwank iſt in der That ſo ſchlecht gerathen, daß er ſich auf kein Hof- oder Stadttheater von guter Haltung ſchickt. Die griechiſchen Götter verlaſſen den Olymp, von einem Champagnerrauſche verführt. Sie betragen ſich aber, als hätten ſie Bierhefe genoſſen, und von der ſchlechteſten.

Rob. Heller.

Moden.

Die Kleidermoden des Frühjahrs halten mit den neuen Putzmoden gleichen Schritt in Schönheit und Luxus. Wenn man bei Obrtmann und Comp. (in Leipzig am Markt), welcher bekanntlich eines der größten Lager in Deutſchland von modiſchen Seidenwaaren und Pariſer Modeartikeln hält, wenn man dort die ſo eben angekommenen Pariſer Mo-

bewaaren ſieht, ſo meint man, daß in Schönheit und Mannichfaltigkeit der Stoffe die jetzige Auswahl jede frühere weit überhole. Seidenſtoffe und Caſchmirſhawls, die beiden Hauptartikel des Ohrtmannſchen Lagers erfreuen ſich aber auch mehr als je der entſchiedenſten Modegunſt. Man wird dieſen Sommer wieder vorzugsweiſe Seidenſtoffe tragen und die großen Familien der Taffets, Foulards und Pekins liefern die verſchiedenartigſten und mannichfaltigſten Modeartikel. Die Reps royal, die Damaſte, die Pompadour- und Moorſtoffe, die mehr den Wintertoiletten angehören, hat Ohrtmann zwar in einigen Muſtern neu mitgebracht und dieſe ſind von außerordentlich ſchönem Farbenglanz und von großem Reichthum der Zeichnung, doch ſind ſie nur für Hofkleider und einzelne Soiréeanzüge beſtimmt, indeß die ſeidnen Sommerſtoffe die bei weitem größere Auswahl bieten. Zum Putzkleid für den Sommer liefert die neue Mode ſchwere und außerordentlich ſchöne Pekins satinés. In dieſen Stoffen zeigt man bei Ohrtmann die reizendſte Auswahl, deren Verſchiedenheit in den breiten oder ſchmälern Atlasſtreifen, in der Art des Geſtreiſten, in dem verſchiedenen Schiller und der abweichenden Farbenzuſammenſtellung beſteht. Lebhafte Modefarben oder volle graue neben lebhafte bunte Farben geſtreift iſt außer den ſchottiſchen Zeichnungen das neumodiſche Muſter aller Sommerſtoffe. Sehr geſchmackvoll ſind z. B. mehre derartige Pekins bei Ohrtmann, wo eine neue bräunlich-graue Modefarbe in zwei fingerbreiten Streifen neben vollblauen oder kirſchrothen gleichbreiten Streifen hinläuft; eben ſo hübſch ſind andre zweifarbige Pekins, die ſchwarze oder buntfarbige fingerbreite Atlasſtreifen bereichern. Noch reicher und ſchöner ſind die in zwei Farben ſchillernden reichen Pekins, welche durch ſehr breite Atlasſtreifen höchſt glänzend ausſehen; prächtig iſt ein Stoff dieſer Art, der chineſiſch roſa und grün ſchillert, und ein anderer, der modefarbig und blau geſtreift iſt. Dieſe letzte Farbenzuſammenſtellung von modefarbig und blau wiederholt ſich dem Namen nach ſehr oft in den neuen Modeartikeln wird aber durch die unendlich reiche Abſchattirung beider Farben immer zu etwas anderem. Als Stoff zu Putzkleidern iſt noch ein in Streifen abſchattirter Pekin zu nennen, wo an dem Rande jedes Streifens ein ſehr feines, buntfarbiges Blumenkäntchen brochirt iſt. Die ſchmäler geſtreiften und mit Atlaslinien abgezeichneten und die großgegitterten, ſchottiſchen Pekins, welche außer den Gittern immer breite Grundſtreifen bilden, und endlich die ſehr neumodiſchen Schilſpekins, roseaux jardinières genannt, ſind Stoffe für die Mitteltoilette oder den Stadtanzug. Die letztgenannten Schilfpekins führen genau den Namen nach ihrem Muſter, das ganz das Schilf- oder Bandgras der Gärten nachahmt, auch iſt bei den meiſten dieſer Schilfpekins die grüne Grundfarbe vorherrſchend. Das Islygrün gehört überhaupt zu den Modefarben dieſes Sommers. Die in Paris ſo oft gerühmte Nankingfarbe will im Auslande nicht gefallen. Ohrtmann hat einige ſehr neumodiſche, nankingfarbige und blau geſtreiſte, reiche Pekins mitgebracht. Alle ſchottiſchen Muſter ſind dies Jahr großgegittert und der Foulard bietet in dieſem Muſter die größte Auswahl dar. So ſehr beliebt und allgemein getragen die ſchottiſchen Muſter auch ſind, ſo gehören ſie doch nur dem Negligéeanzuge an und dazu eignet ſich der leichte und wenig koſtſpielige Foulard am beſten. Schottiſche Muſter beſchreiben ſich ſchwer und jeder, der ſich von der Mannichfaltigkeit derſelben überzeugen will, laſſe ſich bei Ohrtmann die vielen recht geſchmackvollen ſchottiſchen Foulards vorlegen. Vom vornehmen Pariſer Geſchmack ſind die einfarbigen ſogenannten indiſchen Foulards ſehr geſucht, die in der Nankingfarbe und in rohen Batiſtfarben mit Stickerei oder Poſamentirarbeit verziert ſehr elegante Sommerkleider geben. In demſelben Geſchmack hat Ohrtmann auch glacirte Foulards, welche eine weiße Zeichnung wenig abſtechend muſtert. Der Foulard bildet den Uebergang zu den eigentlichen Sommerſtoffen und in den letztern hat die neue Saiſon Ohrtmann viele hübſche Neuigkeiten gebracht. Die Barègen ſind nach Art der Seidenſtoffe meiſt in zwei Farben breit geſtreiſt, oder ſie ſind gegittert, oder mit Muſtern abgezeichnet. Viele Barègen ſind auch mit Atlasſtreifen oder Atlaslinien bereichert. Natürlich findet man alle modiſchen Farben auch in den Sommerſtoffen wieder, ſo herrſchen auch in den Barègen die Modefarben vor, die z. B. mit blauen Streifen zuſammengeſetzt ſind, ferner das Islygrün, mit braunen Streifen abgezeichnet u. ſ. w. Sehr hübſch ſieht auch eine Barège aus, die auf einer ſehr eigenthümlich grünlich-braunen Grundfarbe mit breiten dunkelbraunen Streifen gemuſtert iſt. Andre Barègen haben eine dunkle Grundfarbe und auf dieſer laufen Atlasſtreifen von derſelben Farbe hin, und zwiſchen den Atlasſtreifen iſt die Barège mit einem weißen Muſter bereichert. Andre gedruckte Barègen ſind ebenfalls von dunkler Grundfarbe, worauf ein Blättermuſter oder ein Zweiggeranke in lichterer Farbe aufgeſetzt iſt, und von dieſen Barègen hat Ohrtmann ein großes Sortiment, das die verſchiedenſten

Farbenzuſammenſtellungen zeigt. Die ſchottiſch gemuſterten Barègen ſind meiſt mit bunten Atlaslinien durchzagen, was die Zeichnung ſehr hebt. Elegant zu Putzkleidern ſind neue weißgrundige Barègen, die auf einem façannirten Grunde mit buntfarbigen Pampadourmuſtern bedruckt ſind, daher auch Barège-Pompadaur heißen. Andre ganz weiße Barègekleider ſind mit vier Falbeln abgepaßt und der Rand dieſer Falbeln iſt mit einer reichen indiſchen Kante im Geſchmack der Caſchmirſhawls bedruckt. Auch dunkelgrundige Barègekleider mit abgepaßten Falbeln ſind ſehr madern, dach hat Ohrtmann davon ſchan die meiſten verkauft. Sehr geſchmackvoll ſehen' die in zwei Farben ſchillernden Barègen aus, z. B. die gelb und blau ader die raſa und grün ſchillernden u. ſ. w. Um die wollnen Stoffe abzuthun, müſſen noch einige neumodiſche Ziegenhaarſtaffe und die neuen buntgedruckten Wollenmuſſeline erwähnt werden. Unter den Ziegenhaarſtoffen zeichnen ſich beſonders neue modefarbige aus, welche mit Atlasſtreifen und chinirten Streifen ſehr geſchmackvoll gemuſtert ſind. Die Muſter der Wallenmuſſeline ſind ſo verändert, daß man die alten bald nicht mehr wird tragen können. Alle neuen Muſter ſind graß und lang gezogen. Sehr ſchön und eigenthümlich iſt eine Zügezeichnung, die ſich um längliche Palmetten ſchlingt und die Ohrtmann auf den brillanteſten Grundfarben auf Wollenmuſſeline ausgeführt hat.

Als einen ganz eigenthümlichen Sommerſtoff zeigt Ohrtmann die Toile du nord, ein glacirtes Leinengewebe, daß er ſowal einfarbig, als geſtreift und gegittert van Paris empfangen hat. Van dieſem ſeidenartig ausſehenden Leinenſtoff hat er auch abgepaßte Kleider und Oberräcke, welche in Schürzenſorm mit der reizendſten tamburirten Stickerei verziert ſind. Leichtere Sommerkleider gibt die Gaze Lurar, die in modeſarbigem Grunde mit weißen Atlasſtreifen und mit bunten Muſtern abgezeichnet wird. Auch baumwollne ſchottiſche Gazen lieſern einſache Landtoiletten. Ein andrer ſehr hübſcher Sommerſtoff iſt von Baumwalle und Seide wie der Fil de Marie gewebt und iſt weiß und bunt geſtreiſt und chinirt gemuſtert. Der Gros de Canton iſt derſelbe Steff, den man früher Popeline d'été nannte, der ſich ſehr gut trägt und der gegittert, geſtreift und mit Atlasſtreifen gemuſtert eine ſehr reizende Auswahl ſür Sammerkleider bietet. Das Neueſte aber, was Ohrtmann an baumwallnen Sommerſtoffen zeigt, ſind die Nattes de Venise, das iſt eine grabe, weitläufig gekreuzte Gaze, die mit weißer und einer bunten Farbe breit gegittert oder breit geſtreiſt iſt. Den Erſalg dieſes Stoffes muß man abwarten, zum Sommerballkleid wird er ganz paßlich ſein.

Auch an Sommerſhawls, Tüchern und Echarpes hat Ohrtmann eine elegante Auswahl ausgeſtellt. Sehr vornehm ſehen darunter die ſehr madernen Sammerſhawls aus, die von weißer Caſchmir-Barège gewebt und mit weißen Atlasſtreifen bereichert ſind. Derartige Tücher und Echarpes hatte man ſchan, neu iſt nur die große Shawlform dieſes Gewebes, die man ſo vierfach zuſammenlegt, wie man den Caſchmirſhawl trägt. Außerdem liebt man die gedruckten Caſchmirecharpes als gewähnliche Sommermode. Sehr prächtig ſind dagegen Echarpes und Tücher von ſchwerſeidnem Gros grain, welche mit Blumenmuſtern ſo kunſtvoll brochirt ſind, daß man die Zeichnung für aufgeſtickt hält. Wunderſchän ſieht ein Tuch der Art aus, welches weiß und braun geſtreift iſt und auf den braunen Streifen weißbrochirte Blumenbouquets hat. Auch ganz weiße oder ganz ſchwarze oder einfach hellgrundige Sachen dieſer Art mit weißen Muſtern brochirt nehmen ſich ſehr ſchön aus. Ohrtmann hat auch Stoffe zu Kleidern vam ſelben Gewebe.

Ueber das große Shawllager bei Ohrtmann und über die neue Wendung in dieſem Artikel wird das nächſte Mal berichtet, da der Caſchmirſhawl die vornehmſte Eleganz in der Made vertritt. J.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

№ 25. Pariſer Damenmoden. Frühlingstoiletten. Das ſeidne, glacirte Oberrockkleid iſt auf dem Verderdlatt mie einer reichen Schnürenſtickerei verziert, die zu deiden Seiten mit zwei Streiſen von Poſamentirarbeit eingerahmt wird; die Zugcapote iſt von italieniſchem Taffet gemacht. Die ſitzende Figur trägt einen herzförmig geöffneten Taffetoberrock, der mit Poſamentirarbeit beſetzt iſt, und eine Creppcapote.

№ 26. Pariſer Kinder- und Damenmoden. Die Dame zeigt ein Taffetkleid, darüdr einen mit Spitzen garnirten Mantelet und einen gezogenen Tüllhut. Der größere Knabe trägt eine Schoßjacke von Tuch und ein Beinkleid von engliſchem Hoſenzeug; der jüngere Knabe trägt eine Tunika von einem geköpertem Wollenſtoff gemacht.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

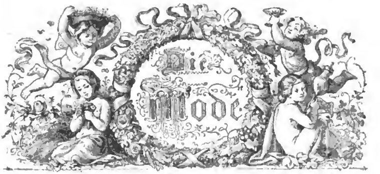
Die Mode 1847 N.o 25.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Mode 1847 N.º 26.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

№. 18. Pränumerationspreis halbjährlich $2\frac{1}{3}$ Thaler. 1847.

Vater und Sohn.

(Fortſetzung.)

Bald erblickte er die goldene Spitze des Invalidendomes, bald die weiße Silhouette des Triumphbogens, dann in der Ferne die Windungen der Seine, die auf ihrer ruhigen Fläche den unbeweglichen Schatten der Brücken oder die wechſelnden Bilder ihrer Ufer wiederſpiegelte. Dieſe Wunder dienten als Hintergrund und Rahmen des lebenden Gemäldes, welches ſich an jedem ſchönen Wintertag auf den elyſäiſchen Feldern und im Gehölz von Boulogne erneuerte und deſſen Einzelnheiten Albert beſtändig neuen Anlaß zum Erſtaunen und zum Entzücken gaben. Außerdem erkannte er bald, daß inmitten dieſes Menſchengewühles Herr v. Esparon mit ſchmeichelhafter und aufmerkſamer Neugier betrachtet wurde: faſt Alle, die ihnen begegneten, ſchienen nicht allein mit Eifer zu grüßen, ſondern auch ſtolz zu ſein, gegrüßt zu werden. Viele Damen, nachdem ſie ihm freundlich zugewinkt, drehten ſich noch einmal im Wagen um, um ihm nachzuſehen oder ſich ihn zeigen zu laſſen. Unter den Perſonen, deren Huldigung er auf dieſe Weiſe empfing, waren Berühmtheiten, deren Namen bis in die Hochalpen gedrungen waren; Octav nannte ſie ſeinem Sohne ohne Affectation und Albert empfand eine Regung ſtolzer Wonne, gleich der, welche Virgil in einem ſchönen Verſe ſeiner glücklichen Mutter zuſchreibt.

Ihr Spazierritt neigte ſich ſeinem Ende zu; ſie näherten ſich dem Rondpoint der elyſäiſchen Felder, als ſie eine ſehr elegante Equipage auf ſich zukommen ſahen. In dem Augenblick, wo ſie vorüberfuhr, warf Albert, indem er Platz machte, zufällig einen Blick hinein und erblickte eine Dame von etwa dreißig Jahren von bemerkenswerther Schönheit; ſie ſah Octav mit trübem und ſanftem Blick an. Da Herr v. Esparon ſie grüßte, wollte ſich Albert bei ihm erkundigen, wer es ſei; aber ein wunderlicher Zwiſchen-

fall ſchnitt Frage und Antwort ab. Kaum war die Equipage an ihnen vorübergefahren, ſo kehrte Octavs Pferd plötzlich um, wie um zu folgen, und trabte auch wirklich einige Schritte hinter dem Wagen her. Der Graf, den dieſe Laune ſeines Pferdes überraſcht hatte, konnte es nur durch ein kräftiges Einſetzen der Sporen zum Umkehren bewegen. Dann ſprengte Herr v. Esparon im Galopp weiter; ſein Sohn folgte ihm und ſie erreichten ihre Wohnung, ohne weiter ein Wort wechſeln zu können.

Dieſer Vorfall hatte keine Folgen weiter. Octav ſchien zu Hauſe allerdings etwas zerſtreut zu ſein, aber Albert bemerkte es nicht. Von dieſem Tage an begannen ſie ein Leben, reich an pikantem Reiz und verlockender Phantaſtik. Wie alle leichtblutigen Menſchen beſaß Herr v. Esparon die Kunſt, das Leben ſanft hinfließen zu machen, eine Kunſt, welche die Leute von unbeugſamer Tugend zu ſehr verachten. Innerhalb einiger Wochen hatte er die Tage ſeines Sohnes ſo einzutheilen gewußt, daß er ihn in dem doppelten Netz der Abwechſelung und der Gewohnheit gefangen hielt; er berückſichtigte nach und nach alle Saiten ſeines Geiſtes, und die vollkommene Kenntniß, die er von dem unſichtbaren Clavier, das man die menſchliche Seele nennt, beſaß, befähigte ihn nie fehl zu greifen. Nach dem Thee laſen ſie gemeinſchaftlich ein gutes klaſſiſches Werk, und dieſe Lectüre mit den Erläuterungen eines ſo feingebildeten Mannes wie Octav war, ſchloß vor Albert eine neue Gedankenwelt auf. Sein noch wenig gebildeter, aber außerordentlich geſunder Geiſt machte Rieſenſchritte in dieſen anziehenden Studien, wo Octav Sorge trug, ſeinen Geiſt hinter dem ſeines Sohnes zu verſtecken, und von ſeinem Sohne jeden Gedanken zu Tage fördern ließ, auf den er ihn mit Geſchick und unmerklich hinführte. Wenn ſich aber die Eintönigkeit, die Klippe äſthetiſcher Studien, einzuſtellen drohte, da ſchnitt Herr v. Esparon die Unterhaltung kurz ab, und eine Stunde ſpäter ritten ſie fröhlich und friſch wie zwei Jugendgeſpielen in der Umgebung von Paris herum. So verlebten ſie einige Zeit mit einander. Vielleicht war anfangs Octav, als er auf dieſe Weiſe ſein Leben für ſeinen Sohn in Scene ſetzte, durch die Sucht, mit Geſchick die Fäden einer pikanten Intrigue zu verfolgen und zu entwirren, geleitet worden. Bald aber mußte er ſtaunen über das neue Gefühl, das ihn Liebe für ſein Werk fühlen ließ und ihn täglich mit feſteren Banden an Albert feſſelte. Abgenutzt im Leben der Welt, routinirt in journaliſtiſchen Kämpfen, fühlte er ſich wie geiſtig neugeboren in ſeinem vertrauten Zuſammenleben mit dieſem Jüngling, in dem er ſich gereinigt und verjüngt, reich an dem was er verloren, geheilt von dem was er gelitten, wiederfand. Dies Verhältniß war für Herrn v. Esparon wie ein zweites Gewiſſen, wie die verſiechte Quelle, welche allmälig wieder erſcheint, um die alten Wunden und Flecken mit ihrem heilenden Naß zu waſchen.

Wenn er ſich an Albert einige Jahre früher angeſchloſſen hätte, bevor ſein Herz in dem verkünſtelten Leben wo nur der Verſtand regiert, verdorrt war, ſo wäre dieſe glückliche Kriſe wahrſcheinlich entſcheidend geworden. Aber es iſt mit gewiſſen Gewohnheiten des Geiſtes und romantiſchen Verirrungen wie mit der übermäßigen Anſtrengung der Muskeln, die den Körper zu Kraftſtücken geſchickt macht, aber unfähig, eine geſunde und fortdauernde Arbeit zu verrichten. Auch muß man, um tugendhafte Liebe in ihrem ganzen Umfange zu genießen, ſich frühzeitig an Selbſtverleugnung gewöhnt haben; man muß beſtändig bereit ſein, ſich aufzuopfern, und das verſtand Octav nicht.

Nach Verlauf von drei Monaten zeigten ſich auf der glatten Fläche dieſes Lebens einige kaum ſichtbare Symptome, wie die leichte Welle auf dem Spiegel des Meeres, von der man nicht weiß, ob ein günſtiger Wind ſie erregt, oder ob ſie die Vorbotin eines Sturmes iſt. Herr v. Esparon war jetzt häufiger abweſend. Als Albert eines Tages unerwartet bei ſeinem Vater eintrat, fand er ihn in Geſellſchaft von zwei oder drei Unbekannten, denen er ein Zeichen gab, zu ſchweigen und die nach einigen Complimenten ſich empfahlen. Ein andermal erhielt Herr v. Esparon in Gegenwart ſeines Sohnes ein zierliches Brieſchen; er wurde roth, las es haſtig und zerknitterte es zwiſchen den Fingern: ſeine Aufregung war offenbar, und eine Viertelſtunde ſpäter nahm er unter irgend einem Vorwande den Hut und entfernte ſich. Alle dieſe kleinen Vorfälle waren nicht von großer Wichtigkeit, namentlich nicht für Albert, der ihre Bedeutung nicht ahnte und der bei ihrem Vorkommen mehr überraſcht als unzufrieden, mehr verdrießlich als betrübt war. Wenn in dieſen kurzen Zwiſchenfallen etwas war, was Alberts ſtrenge Begriffe von Tugend und Sitte verletzen konnte, ſo ahnte er es wenigſtens nicht; er ging durch das Leben mit der Argloſigkeit eines Reiſenden, der die Sorge für ſeine Sicherheit ganz ſeinem Führer in die Hände gegeben hat. In ſeiner rührenden Unſchuld ahnte er das Böſe nicht einmal; und da er in der Geſellſchaft ſeines Vaters ein bis jetzt noch ungetrübtes Glück genoß, ſo beſchäftigte er ſich jeden Tag mehr mit einem Gedanken, der allein ſein Gewiſſen beruhigen konnte, wenn er über ſeine Glückſeligkeit zu erbangen anfing. Jemehr er ſich von den anziehenden und poetiſchen Seiten Octavs verführen ließ, deſto ſicherer glaubte er der Verwirklichung ſeiner Hoffnung zu ſein, Herrn und Frau v. Esparon durch ſeinen Einfluß einmal zu nahern. In ſolchen Zeiten dachte er mit heißer Innigkeit an ſeine Mutter zurück, ſchrieb an ſie lange Briefe, die ſie immer in derſelben Weiſe beantwortete, indem ſie ihn an ſeine Pflichten erinnerte, ihn vor den Verführungen der Welt warnte, aber niemals ein Wort von ſich ſelbſt ſagte. Dieſe eiſige Zurückhaltung betrübte Albert tief und verwirrte mehr und mehr dieſes Gemüth, das getheilt war zwiſchen einer Liebe in der Ferne, die eine ſo froſtige Sprache redete, und einer gefälligen Zuneigung, die von ihm nur verlangte Freuden mitzugenießen. Inmitten dieſer Ungewißheiten verſtrich die Zeit und wer in dem Herzen des Herrn v. Esparon und ſeines Sohnes hätte leſen können, würde ohne Mühe erkannt haben, daß das Schickſal des einen oder des andern, und vielleicht beider, von dem erſten Vorfall abhing, der die ſcheinbare Ruhe ihres Lebens zu ſtören beſtimmt war.

4.

Als Albert in Paris ankam, befand ſich der Oberſt Charles v. Charvay ſchon ſeit einiger Zeit daſelbſt. Er hatte ſeine Tochter beſucht, die Penſionärin in einem Kloſter war, und dieſes Band hielt ihn jeden Tag mit vermehrter Kraft zurück. Dies kräftige Gemüth, das im Lagerleben die ganze Friſche ſeiner väterlichen Gefuhle bewahrt hatte, verfolgte mit immer neuem Vergnügen die Entwickelung des lieblichen Kindes; da aber bei alledem ein Reiteroberſt nicht beſtändig in Geſellſchaft einer Schülerin des Sacré-Coeur bleiben kann, ſo benutzte Georg v. Charvay die Zeit, welche er nicht bei ſeiner Tochter zubrachte, um ſich die Pariſer Welt näher zu betrachten.

Die zärtliche Theilnahme, welche er für Frau v. Esparon gefuhlt, hatte

ſich nicht geändert; in Paris hörte er viel von Octav, ſeiner Berühmtheit, ſeinem Talent ſprechen und erfuhr auch bald die Ankunft Alberts. Alles dies erweckte endlich in ihm das Verlangen, dieſe Welt, dieſes Künſtlerleben, in deſſen Mitte ſich Herr v. Esparon bewegte, kennen zu lernen. Ihm konnte das nicht ſchwer werden: reich, von Ruf als Soldat, von guter Familie, und ſelbſt nicht Schriftſteller (eine doppelte Empfehlung in dieſem Kreiſe) wurde Herr v. Charvay mit großer Zuvorkommenheit empfangen; jetzt konnte er Sitten, die mit ſeinem Charakter ſo ſehr disharmonirten und für ihn ſo neu waren, nach der Natur ſtudiren.

Für einen ſo geraden und ſtrengen Charakter, den die Disciplin gewöhnt hatte, alle ſeine Handlungen dem Gebote der Pflicht unterzuordnen, war dies ein ſeltſames und ſchmerzliches Studium. Voll Erſtaunen wandelte er durch dieſe glänzende und wirre Welt, wo Jeder durch Gottes und ſeiner Werke Gnade ſich von den gewöhnlichen Regeln befreit glaubend an die Stelle der allgemeinen Geſetze das ſetzt, was ihm ſeine Leidenſchaften, ſeine Abneigungen, oder ſeine Launen vorſchreiben. So iſt die bizarre Welt, die immer mehr bereit iſt, das Gute zu idealiſiren, als zu üben. Und dennoch liegt in dieſen Menſchen ein Keim der Großherzigkeit und des Edelmuths, der Kraft und der Hingebung; aber das Ich überwuchert Alles!

In eine ſolche Umgebung begab ſich Herr v. Charvay, geleitet von dem Wunſche, den kennen zu lernen, mit dem ſich die Geliebte ſeiner Jugend verbunden. Natürlich fand er Gelegenheit genug, Einſicht in die Lebensweiſe und den Charakter Herrn v. Esparons zu erhalten, ohne daß er nöthig hatte, in ein näheres Verhältniß mit ihm zu treten. Ihn erfüllte ein unüberwindlicher Widerwille, die Geſellſchaft eines Mannes, den er nicht liebte, aufzuſuchen und ſeinen Charakter und ſeine Lebensweiſe zu beobachten, ſelbſt wenn es in der Hoffnung geſchah, Albert nützlich zu ſein; denn das allein hatte ihn beſtimmt, in dieſe Kreiſe zu treten. Albert war ihm theuer, wie es den edeln Herzen gewöhnlich Kinder ſind, auf die ſie eine andere und verborgene Neigung übertragen können. Herr v. Charvay machte ſogar einige Verſuche, mit ihm bekannt zu werden. Aber in der erſten Zeit lebten Herr v. Esparon und ſein Sohn ſo zurückgezogen, daß kaum die vertrauteſten Freunde des Grafen Zutritt in ſeinem Hauſe fanden. Etwas ſpäter, als Octav ſich etwas mehr ſeinen frühern Lebensgewohnheiten überließ, erwartete Herr v. Charvay vergeblich Albert an ſeiner Seite zu ſehen. Der Jüngling, bis dahin ganz erfüllt von dem Glück, bei ſeinem Vater zu ſein, verlangte nie danach, ihn in die Welt zu begleiten, und dieſe Neigung für das häusliche Leben convenirte Herrn v. Esparon zu gut, als daß er ſich hätte bemühen ſollen, ſie zu bekämpfen.

So war es denn Herrn v. Charvay noch nicht gelungen, Albert v. Esparon zu ſehen, und er frug ſich oft mit Schmerz, vermöge welches Mittels er den Jüngling gegen die Gefahren, welche ihn umgaben, ſchützen könne. Dann kehrte er, um ſich zu tröſten, zu ſeiner Tochter zurück und wenn ihm bei ihrem Anblick ein freundlicher Gedanke einfiel, wenn er ſich gern mit der Hoffnung einer möglichen Verbindung dieſer beiden Kinder in ſpätern Jahren ſchmeichelte, ſo ſagte er ſich dann ſeufzend, daß dieſe Hoffnung nur ein Traum ſei und daß gar viele Ereigniſſe ſie noch zu Nichte machen könnten.

Eines Morgens befand ſich Herr v. Charvay im Muſeum; es war Ende März; der Salon war eben eröffnet worden und die Säle fingen an ſich zu füllen. Der Oberſt begegnete im Gedränge einem Studenten, Namens Lucian

Digitized by Google

Dalvèze, der an ihn empfohlen worden. Lucian war einer von den jungen Leuten, die unter dem Vorwande, ſich auf eine ernſtliche Laufbahn vorzubereiten, nach Paris kommen, dort ihre Zeit und ihren Geiſt in literariſchen Lappalien zerſplittern und ein paar Jahre ſpäter in die Provinz zurückkehren mit entmuthigter Phantaſie, blaſirter Trägheit und einem unerſchöpflichen Vorrath von Welt- und Menſchenverachtung.

Herrn v. Charvay war Lucians Lebensweiſe unbekannt; einige im Laufe des Geſprächs fallende Aeußerungen klärten ihn bald auf. Jetzt ſchilderte er ihm mit herben und ſcharfen Worten die aus der Ferne ſo ſchönen Kreiſe, wie er ſie ſelbſt geſehen. Er entwarf eine ſtrenge, aber wahre Schilderung von einigen der Männer, welche die in der Ferne ſtehenden Bewunderer in idealiſcher Schöne erblicken. Er verſuchte ihm begreiflich zu machen, wie viel in dieſen Dichternaturen unwahr und gekünſtelt ſei, und ihm den beſtändigen Gegenſatz zu zeigen zwiſchen dem, was ſie ſagen, und dem, was ſie fühlen, zwiſchen dem, was ſie ſcheinen, und dem, was ſie ſind. Der Oberſt wurde etwas warm dabei. Während er zu Lucian ſprach, dachte er an Albert; er wünſchte, daß jedes ſeiner Worte zu ihm dringen könne, und dieſer Gedanke machte ſeine Worte nachdrücklicher und beredter. Lucian, der ſein Terrain Schritt für Schritt vertheidigte, führte einige Namen und einige Werke an; Herr v. Charvay widerlegte ihn ſofort und ließ keines ſeiner Ideale aufrechtſtehen. Sie waren in den viereckigen Saal getreten. Sich gegenüber erblickten ſie ein Porträt Octav v. Esparons. Unwillkürlich trat Herr v. Charvay demſelben näher, als wollte er dies Bild zur Bekräftigung der bittern Worte auffordern, die er zu Lucian ſprach. Er ſah einen Augenblick dies geiſtreiche Geſicht an und ſagte dann zu Lucian mit Schärfe:

Sehen Sie, hier iſt auch einer Ihrer Halbgötter!

Allerdings, erwiderte der Student.

In demſelben Augenblicke trat ein Jüngling, der ſeit einigen Minuten vor dem Porträt Octavs geſtanden, näher an ſie heran und hörte ihnen zu; es war Albert. Er hatte vor dem Bilde verweilt, gefeſſelt von einer ſehr natürlichen Empfindung und von der Hoffnung, einige ſchmeichelhafte Worte über den, den er ſo ſehr liebte, zu vernehmen. So wie er daher die letzten Worte des Geſprächs zwiſchen Lucian und Herrn von Charvay hörte, fühlte er ſich von einer lebhaften Aufregung erfüllt; von dem Augenblick an hatte der Oberſt zwei Zuhörer ſtatt einem.

Meine Bewunderung Octav v. Esparons wäre alſo grundlos? hatte Lucian, der hartnäckig an ſeiner Meinung zu halten ſchien, entgegnet.

Anſtatt zu antworten, ſah ihn Herr v. Charvay feſt an und ſprach zu ihm:

Erinnern Sie ſich an Ihre Kindheit? Sie ſind noch ziemlich jung und brauchen nicht lange zurückzudenken ...

O ja, ich erinnere mich ihrer, entgegnete der Student, ziemlich verwundert über dieſe Frage.

Und was zeigen Ihnen Ihre Erinnerungen?

Mein Gott, ... was ſie andern Kindern zeigen: meinen Vater und meine Mutter, wie Beide über mich wachten und ſpäter gemeinſchaftlich meine erſten Schritte im Leben leiteten.

Und wenn Sie während dieſer glücklichen Jahre nie Ihren Vater geſehen, und nur Ihre Mutter über Ihnen gewacht hätte, was hätten Sie dann gedacht?

Digitized by Google

Daß mein Vater todt ſei, erwiderte Lucian mit unwillkürlicher Rührung.

Gut! ſagte der Oberſt und wies auf das Porträt; wenn Sie aber der Sohn dieſes Mannes geweſen wären, ſo hätten Sie ſich getäuſcht, denn er lebt und hat viele Jahre lang Sohn und Gattin verlaſſen ...

Albert überlief ein Schauer bei dieſen anklagenden Worten; ein kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirn; er wollte dieſem Unbekannten, deſſen Worte ihm das Herz zerriſſen, entgegentreten und ihm ein blutiges Dementi in's Antlitz werfen; aber eine unüberwindliche Gewalt hielt ihn feſt; er wollte Alles hören.

Seine Gattin, ſeinen Sohn? Und warum? frug Lucian.

Weil die Menſchen, welche größer zu ſein glauben als alle Andern, die Pflichten verachten, die zu einfach ſind, als daß man auf ihre Erfüllung ſtolz ſein könnte; weil ſie, erfüllt von dem unſeligen Streben, das Leben poetiſch zu verklären, beſtändig durch ihre Umgebung verbittert werden und das verwünſchen, was ſie darin feſthält. Dieſe Bande werden ihnen um ſo läſtiger, je mehr ſie ſich dagegen ſträuben; dann kommt endlich der Tag, wo ſie mit einer letzten und ſtrafbaren Anſtrengung ſie zerreißen und in den glänzenden Kreis eilen, wohin ſie zwei Phantome rufen: die Leidenſchaft und der Ruhm!...

Und dieſe beiden Phantome? frug Lucian.

Octav v. Esparon hat ſie gewonnen; den Ruhm ... das brauche ich Ihnen nicht erſt zu ſagen ...

Und die Leidenſchaft?...

Die Leidenſchaft, ſagte der Oberſt herbe; wenn Sie es wiſſen wollen, ſo fragen Sie die Herzogin v. Dienne!...

Nach dieſen Worten zog Herr v. Charvay Lucian fort, als ob es ihm leid thue, ſo viel geſagt zu haben. Albert blieb einen Augenblick wie verſteinert ſtehen; es war ihm, als hätte ſich ein Abgrund vor ſeinen Füßen aufgethan. Seine Gedanken richteten ſich noch nach keinem beſtimmten und deutlichen Ziel; aber er hatte die heftigſten Beſchuldigungen des Mannes, den er in ſeinem Herzen vergöttert, hören müſſen. Vorzüglich hinter den letzten Worten, die er vernommen, ſchien ſich ein Sinn zu verbergen, der ihn erröthen machte. Um jeden Preis mußte er dieſe Ungewißheit los werden. In dem Alter Alberts und in der Stimmung, in der er war, treten die entſchiedenſten Schritte zuerſt vor den Geiſt; ſein Entſchluß war alsbald gefaßt.

Nachdem Herr v. Charvay und ſein Begleiter noch einige Bilder beſehen hatten, wollten ſie den viereckigen Salon verlaſſen. Albert ging ihnen raſch nach, und wie er dicht am Oberſten vorbeiging, trat er ihm nachdrücklich auf den Fuß.

Seien Sie doch vorſichtig in dem, was Sie thun, ſagte Herr v. Charvay zu ihm.

Und ſeien Sie vorſichtig in dem, was Sie ſagen, gab Albert mit dumpfer Stimme zurück.

Der Oberſt ſah ſogleich ein, daß es ſich hier um etwas anderes als um eine Unhöflichkeit und eine Unvorſichtigkeit handelte. Er flüſterte daher Albert raſch zu:

Mein Herr, man beobachtet uns; wir wollen in die Gallerie gehen.

Sie gingen in die einſamen Aſyle der verſtoßenen Kunſt, welchen die Maler den ominöſen Namen der Katakomben gegeben haben. Dort angekommen, blieb der Oberſt ſtehen und ſagte zu Albert:

Digitized by Google

Kommen Sie, junger Mann, wir wollen uns gegenſeitig ausſprechen. Ohne es zu beabſichtigen, habe ich Sie beleidigt, nicht wahr?

Albert kam ganz außer Faſſung über dieſe Manier, das Geſpräch einzuleiten; aber er war der Mann nicht, der einmal Begonnenes nicht durchführte. Von der Frage Herrn v. Charvays überraſcht, zu aufgeregt, um, was er ſagte, genau zu überlegen, antwortete er mit entſchloſſener Miene:

Nein, Herr, ich habe Sie beleidigt und bin bereit, die Folgen auf mich zu nehmen; ich heiße Albert v. Esparon.

Der Oberſt fuhr auf wie ein Löwe von der erſten Kugel, die ihn trifft; er trat dem Jüngling näher, ſchüttelte ſeine beiden Arme mit ſeinen beiden Händen und rief aus:

Sie! — Sie! ... Sie ſind Albert v. Esparon, der Sohn der Gräfin v. Esparon? ...

Ich bin der Sohn des Grafen v. Esparon, erwiderte Albert und ſah den Oberſten mit einem herausfordernden Blick an.

Dieſer verſtand ihn ſogleich; er errieth, daß er gelauſcht hatte, und fühlte ſich von lebhafter Zuneigung, von inniger Theilnahme für den feurigen Jüngling, der ſich in ſeinen heiligſten Gefühlen verletzt fühlte, erfüllt.

Und ich, ſagte er ſanft, ich bin der Oberſt Charvay. Ich verzeihe Ihnen, ſagte er mit einem Lächeln, daß Sie den Leuten ein wenig zu derb auf den Fuß treten; reden wir nicht weiter davon und laſſen Sie uns gute Freunde ſein!

Mit dieſen Worten hielt Herr v. Charvay Albert die Hand hin; dieſer aber nahm ſie nicht an.

Aber ich, ſagte er, verzeihe Ihnen nicht die Art und Weiſe, mit der Sie von meinem Vater geſprochen haben; ich will wiſſen, was Ihre Worte bedeuteten. Wenn Sie Herrn v. Esparon verleumdet haben, ſo geſtehen Sie es ein; wenn Sie wahr geſprochen haben, ſo erklären Sie ſich. Noch einmal, ich bin ſein Sohn; ich habe ein Recht, Allem ein Dementi zu geben, oder Alles zu wiſſen! ...

Und wenn ich nichts zu dem hinzufüge, was Sie lediglich aus Zufall gehört haben?

Dann, mein Herr, müſſen Sie mir Genugthuung geben, ſagte Albert.

Die Sache verwickelte ſich. Die Energie, der ehrliche Zorn des Jünglings gefielen dem Oberſten; aber ſeine Verlegenheit war groß: Albert gegenüber als Angeber Herrn v. Esparons aufzutreten, kam ihm faſt unehrenhaft vor; den Streit in Freundſchaft abzumachen, wurde mit jedem Augenblicke unmöglicher; der Jüngling nahm die Stellung eines Drohenden an, und wider ſeinem Willen fühlte ſich Herr v. Charvay durch ſeine Aeußerungen, die er nicht gewohnt war ungeahndet anzuhören, verletzt.

Nun, mein Herr, ich erwarte Ihre Antwort! ſagte Albert noch entſchiedener. Wollen Sie Ihre Worte zurücknehmen? Wollen Sie mir Alles ſagen? Wollen Sie ſich ſchlagen? ... Ich ſollte meinen, ich ſpräche klar genug.

Noch zögerte der Oberſt und ſuchte einen Ausweg zu finden; aber er ſah keinen. Er näherte ſich Albert und ſagte mit einer Art rauher Zärtlichkeit:

Sie wollen mich alſo wirklich zwingen, eine Thorheit zu begehen? ... Nun gut, mein Herr, wenn es ſein muß, ſo ſtehe ich Ihnen zu Befehl ... Wir ſchlagen uns.

Die nähern Beſtimmungen waren bald getroffen: man kam überein, daß die beiden Gegner ſich am nächſten Morgen im Hölzchen von Boulogne treffen

Digitized by Google

und dort ihren Zweikampf mit dem Degen ausmachen ſollten. Der Oberſt ſchien hier ganz zu Hauſe zu ſein; er ordnete Alles mit der Vorausſicht und Ruhe eines Mannes an, der an derartige Verhandlungen gewöhnt iſt. Von Zeit zu Zeit unterbrach er ſich, um mit einer ſeltſamen Theilnahme den anzuſehen, dem er morgen mit der tödtlichen Waffe gegenüberſtehen ſollte, und während er Albert erklärte, daß er einen Arzt mitbringen werde und daß ſie fünf Schritt als Menſur annehmen wollten, ſagte er ſich, daß er ihn viel lieber umarmt hätte.

Fünf Minuten ſpäter, als Albert ſich allein auf der Straße befand, und nicht mehr von dem Gefühl aufrecht erhalten wurde, das uns als Panzer dient, wenn man uns beobachtet und uns zuhört, bemächtigte ſich ſeiner eine maßloſe Betrübniß. Ohne es zu wiſſen, ohne es ſich einzugeſtehen, war er eine Beute des erſten Zweifels geworden; in der Sprache, im Tone, im ganzen Weſen des Oberſten lag etwas Imponirendes, das ihn zum Widerſtand gereizt hatte, ſo lange er ihm gegenüberſtand, das ihm aber jetzt mehr und mehr auffiel. Hauptſächlich ein Name, der Name der Herzogin v. Dienne, fiel ihm unaufhörlich wieder ein, und mit der lebhaften Gemüthsbewegungen eigenen Ungerechtigkeit übertrug er ſeinen ganzen Haß auf ſie. Seine Phantaſie beſchränkte ſich nicht darauf, ſich die Rolle, welche ſie in dem Leben ſeines Vaters geſpielt, auszumalen, er legte ihr auch ſein erſtes Leiden zur Laſt, und das war genug, um ihn zu bewegen, das zudringliche Bild, das den Frieden ſeines Herzens vernichtete, ohne ſeiner Reinheit zu ſchaden, zu verwünſchen.

Die Ereigniſſe dieſes Tages ſollten für Albert noch nicht zu Ende ſein; als er nach Hauſe kam, übergab man ihm einen Brief, deſſen Anblick ihn ſchon mit unbeſtimmtem Bangen erfüllte. Obgleich der Brief den Poſtſtempel Blignieux trug, war er doch nicht von Frau v. Esparon. Die Adreſſe, in ungeſchickten, kaum leſerlichen Buchſtaben geſchrieben, legte für die Hieroglyphen enträthſelnde Kunſt der Poſtbureaux ein glänzendes Zeugniß ab. Albert erbrach ihn mit zitternder Hand und las, mannigfach aufgehalten durch orthographiſche Wunderlichkeiten, Folgendes:

Herr Albert, ich bin nur eine alte Dienſtmagd, und Sie werden vielleicht ſagen, ich miſchte mich in Dinge, die mir nichts angingen! aber ich kann wahrhaftig nicht die Sachen gehen laſſen, wie ſie gehen, und es iſt nicht gut, wenn Sie nichts davon erfahren. Ich muß Ihnen alſo ſagen, daß Ihre Mutter, die liebe und fromme Frau! Ihnen alle acht Tage ſchreibt, und daß Sie daher glauben genau zu wiſſen, wie ſie ſich befindet ... Sie irren ſich aber. In dieſen Briefen empfiehlt ſie Ihnen blos gut zu ſein, ein guter Chriſt zu bleiben und ſich vor der großen Stadt zu hüten, wo es ſo viele ſchöne Kleider und ſo viele ſchlechte Herzen gibt, aber ſie ſagt Ihnen nie etwas von ſich ſelbſt. Die Wahrheit aber iſt, daß Ihre Mutter ſeit Ihrer Abreiſe hinſiecht: — ſo iſt es denn heraus.

Ja, Herr Albert, das ſetzt Sie ſehr in Erſtaunen, nicht wahr? Sie, die immer ſo kalt war, die ſich kaum küſſen ließ! ... Was wollen Sie? Sie iſt einmal ſo, und wir können ſie nicht ändern; ſie iſt eine von den Frauen, die alles in ſich verſchließen, bis es ſie erſtickt. Ihre Mutter hat Ihnen vielleicht nicht ſo geſchmeichelt, wie Sie gewünſcht hätten, aber ſie liebt Sie, daß es zum Erbarmen iſt. Während dieſer dreizehn Jahre, wo Andere, die eine geläufigere Zunge als ſie hatten, ſich nicht um Sie bekümmert haben, hat ſie für Sie geſorgt, wie ich es nicht gekonnt hätte. Wenn Sie auf die Jagd

Digitized by Google

gingen, hätten Sie ſie ſehen ſollen; den ganzen Morgen betete ſie zu Gott; dann, wenn die Stunde kam, wo ſie Ihre Rückkehr erwartete, ging ſie bei jedem Wetter bis zur Kapelle St. Martha zum Schnee, wo man den ganzen Abhang des Berges, über den Sie zurückkehren mußten, überblickt. Dort blieb ſie unbeweglich ſitzen, bis ſie Sie über den Rücken des Berges erſcheinen ſah: alsdann eilte ſie nach Hauſe, als ob ſie etwas Unrechtes begangen hätte und dabei ertappt zu werden fürchtete; ſo hat ſie's immer gemacht.

Und als Sie das böſe Fieber hatten und ſechs Wochen zwiſchen Leben und Sterben lagen, da ließ ſie keinen Menſchen an Ihr Bett, nicht einmal mich, und keine einzige Nacht in dieſer Zeit hat ſie geſchlafen; nein, immer ſaß ſie neben Ihrem Lager, koſtete die Medizin, befühlte Ihre Stirn und Ihre Hände, murmelte ganz leiſe, als ob ſie mit dem lieben Gott ſpräche, und betrachtete Sie dann mit den trocknen, großen Augen, daß ſie mir mehr leid that, als wenn ſie geweint hätte. Und das war grade zu der Zeit, wo Jaques, der bei dem Apotheker von Briançon Arznei holte, von dieſem, der eben die Zeitung las, hörte, daß Ihr Vater ein ſehr ſchönes — ich weiß nicht mehr wie es hieß, aber er hatte viel Ehre und Nutzen davon — geſchrieben habe.

Und wenn Sie ſie ſehen könnten, Herr Albert, wie ſie ſeit Ihrer Abreiſe iſt! Freilich, wenn Sie ſie ſehen könnten, wären Sie hier, und dann würde ſie nicht mehr leiden. Die erſten Tage konnte ſie nicht ſtill ſitzen; ſie durchſtreifte die Zimmer wie eine ruheloſe Seele: ſie band die Hunde los, ſpielte eine Weile mit ihnen, ſchickte ſie aber gleich wieder fort. Manchmal ging ſie nach der St. Marthakapelle, als ob ſie hoffe, Sie auf dem Fußpfade zu ſehen; dann kehrte ſie wieder nach Hauſe zurück, ohne mit Jemand ein Wort zu ſprechen; aber ſeit einigen Wochen kommt ſie kaum mehr aus der Stube, und ſie macht mir gar viel Sorge durch ihre Bekümmerniß und ihr hartnäckiges Zurückweiſen jeder Zerſtreuung. Selbſt Ihre Briefe ſcheinen ſie nicht zu tröſten; ſie nimmt ſichtlich ab, und das iſt nicht zu verwundern, denn in dieſen vier Monaten hat ſie nicht ſo viel gegeſſen wie eine Nachtigall.

Sehen Sie, Herr Albert, das wollte ich Ihnen mittheilen; wenn Sie meinen, ich habe Unrecht gethan, ſo verzeihen Sie mir, denn ich habe ja ſeit dreißig Jahren Ihr Brod gegeſſen und möchte mich lieber mangelhaft in Achtung, als in Liebe zeigen. Ich mußte Ihnen die Wahrheit ſagen, und Sie können jetzt thun, was Sie für gut finden; einer armen alten Frau, wie ich bin, kömmt es nicht zu, Ihnen Vorſchriften zu machen, aber ich kenne Ihr gutes Herz und bin ohne Sorge. Indem ich Ihre geehrte Antwort erwarte und Sie bitte, die Freiheit, die ich mir genommen, zu entſchuldigen, empfehle ich mich Ihnen als getreue und ergebene Dienerin

Marianne Brechet.

Dieſer Brief wirkte auf Albert wie einer der Blitze, welche, plötzlich durch die finſtre Nacht brechend, für einen Augenblick auf die ganze Umgebung einen hellern Glanz als der Tag werfen. Er begann nachzudenken, in die Vergangenheit zurückzublicken und las darin Erinnerungen, an die er nicht hatte denken wollen. Er ließ ſeinen Vater noch nicht von der Höhe, auf die er ihn geſtellt, herabſteigen, denn liebende Seelen überhäufen erſt die, welche ſie miskannt haben, mit Liebe, ehe ſie ihre Neigung denen entziehen, die ſie fürchten zu ſehr geliebt zu haben; aber in einigen Stunden entrichtete er an Frau v. Esparon ſeine ganze rückſtändige Schuld von Dankbarkeit

und Liebe. Dieſe Empfindungen führten ihn in die traurige Wirklichkeit zurück. Sie war zweihundert Meilen von ihr entfernt; ſie litt ſchrecklich durch ſeine Abweſenheit, und er wollte ſich ſchlagen! Jetzt kam es ihm vor, als ob die aus der Ferne ertönende Stimme der alten Marianne wie ein ſchrecklicher Vorwurf oder eine trübe Prophezeihung laute. Sein Duell, was ihn bis dahin wenig Unruhe verurſacht hatte, erſchien ihm jetzt wie ein Verbrechen. Der Ausgang deſſelben, an den er bis jetzt noch gar nicht gedacht, ſtellte ſich ſeiner erhitzten Phantaſie wie eine mit Blut geſchriebene Antwort auf den mit Thränen geſchriebenen Brief der alten Dienerin dar; leider war es nicht mehr Zeit, zurückzutreten, und dieſe Nothwendigkeit, die ihn in Verzweiflung ſetzte, diente ihm grade wieder als ein Rettungsmittel gegen die Verzweiflung. Morgen, ſprach er zu ſich, habe ich entweder alles abgebüßt, oder Alles wieder gutgemacht.

5.

Man wundert ſich vielleicht, daß der Herr v. Charvay ſich ſo leicht zu einem Zweikampf mit dem Jüngling, den er liebte und beſchützen wollte, beſtimmen ließ; aber Herr v. Charvay war in ſeinen Vorurtheilen wie in ſeinen Tugenden ganz Soldat. Er war auch der Meinung, daß Albert, der eine ſolche Strenge der Grundſätze mit ſo blindem Vertrauen verband, auf die Länge einem ähnlichen Conflict nicht entgehen könne. Jedenfalls aber war es beſſer, wenn er bei dieſer grauſamen, aber unvermeidlichen Weihe einem Gegner, wie der Oberſt war, gegenüberſtand; denn dieſer, deſſen Geſchicklichkeit im Fechten und Muth gleich groß waren, glaubte den Ausgang des Duells ſicher in den Händen zu haben, und dieſe Ueberzeugung hatte ihn hauptſächlich zu ſeinem Entſchluß beſtimmt. Er rechnete darauf, Albert zu entwaffnen, vermittelſt dieſes Siegs einen Einfluß auf den Jüngling zu erlangen und ſo dieſen Conflict zu einer ernſtlichen Belehrung zu benutzen.

Mit dieſem Entſchluß und dieſer Hoffnung langte der Oberſt in Begleitung eines Chirurgen und eines Sekundanten auf dem bezeichneten Platze an. Albert wartete ſchon einige Minuten mit zwei jungen Bekannten, die ſich herbeigelaſſen, ihm dieſen Freundſchaftsdienſt zu leiſten, jedoch nicht ohne ein etwas verdrießliches Geſicht zu machen und ihm zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen herzuzählen, wie viele Monate Haft und wie viele Sitzungen des Aſſiſenhofs die mögliche Folge ſein könnten.

Es war acht Uhr Morgens. Ein kalter Regen, der ſeit Tagesanbruch fiel, hatte die Seitenalleen des Wäldchens von Boulogne mit großen Waſſerpfützen angefüllt; der Raſen war ſchlüpfrig; die Zweige des Buſchwerkes, durch welches ſie gingen, um einen geeigneten Platz aufzuſuchen, ſpritzten ihnen eiſige Tropfen ins Geſicht. Endlich gelangten ſie auf eine freie, ringsum von ziemlich dichtem Gebüſch umgebene Stelle. Der Oberſt ſchlug ſie Albert als Kampfplatz vor.

Es war offenbar ein ungewöhnliches Duell; die Sekundanten hatten dies auch ſogleich errathen und thaten nichts, um es zu verhindern, ſondern überließen Herrn v. Charvay ſämmtliche Anordnungen. Wenn von den Fleurets nicht die Knöpfe abgebrochen worden wären, ſo hätte man meinen können, ein Fechtmeiſter ſtehe im Begriff, ſeinem Lieblingsſchüler eine Lection zu geben. Albert war ſo gefaßt, ein ſo entſchloſſener Muth glänzte in ſeinen Augen, daß der Oberſt ſich Gewalt anthun mußte, um ihn nicht zu

Digitized by Google

umarmen. Er zog den Rock aus, Albert that daſſelbe; er ahmte jede ſeiner Bewegungen, jede ſeiner Geberden nach. Herr v. Charvay nahm die Fleurets aus den Händen eines der Sekundanten und bot eines ſeinem Gegner dar. Dieſer legte ſich aus und das Duell begann.

Kaum waren zwei oder drei Stoße geſchehen, ſo wurde der Oberſt mit banger Befürchtung erfüllt. Er ſah bald, daß ſein Gegner ihn an Geſchicklichkeit nicht nachſtand. In der That hatte es Albert in ſeiner Einſamkeit im Fechten zu einer Fertigkeit gebracht, die ihm ſelbſt geſtattete, es mit Meiſtern anſzunehmen. Auch er hatte ſich auf ſeine Gewandtheit verlaſſen, um Herrn v. Charvay zu ſchonen, ihn zu zwingen, ſich als beſiegt anzuerkennen und und über Herrn v. Esparon ſich deutlicher zu erklären. Jeder von Beiden ſah jetzt mit Schrecken, daß er ſeinem Gegner nicht überlegen genug ſei, um eine Verletzung deſſelben zu vermeiden; ſchweigend fochten ſie einige Minuten. Plötzlich ſtieß der Oberſt einen Schreckensruf aus, denn er ſah auf dem weißen und muskulöſen Arme Alberts einige Blutstropfen. Dieſer aber, zu erhitzt von dem Kampfe, um dieſe unbedeutende Verletzung zu fühlen, und jetzt auch in der Stimmung, wo junge Hitzköpfe alle Vorſicht verlieren, machte einen gewaltigen Ausfall. Er hätte ſich aufgelaufen, wenn Herr v. Charvay liegen geblieben wäre; dieſer aber hatte den Stoß vorausgeſehen. Er hob den Arm, und während ſeine Klinge die Schulter Alberts ſtreifte, empfing er den Stoß in die Seite.

Gut getroffen, ſagte er lächelnd.

Das Blut floß reichlich. Albert, der keine Miene verzogen hatte, wurde plötzlich todtenbleich. Er ſchleuderte das Fleuret aus der Hand und eilte auf Herrn v. Charvay zu, den der Chirurg unterſtützte. Die Wunde war nicht gefährlich; ſchon der reichliche Bluterguß beruhigte den Arzt; aber Albert war außer Stande, ihn anzuhören; er ergriff des Oberſten Hand, bat ihn um Verzeihung und klagte ſich als Mörder an.

Beruhigen Sie ſich, Albert, ſagte Herr v. Charvay zu ihm; meine Wunde hat nichts zu bedeuten und Sie ſind ein wackrer junger Mann!

Der matte Blick des Oberſten drückte eine ſo wahre Zuneigung aus, er hatte ſo viel edelherzigen Muth gezeigt, daß jedes ſeiner Worte für Albert die Bedeutung eines Orakels hatte. Auch ergriff der Jüngling von neuem ſeine Hand und ſprach zu ihm mit halb von Schluchzen erſtickter Stimme:

Ach! Sie verzeihen mir doch?

Ich thue mehr, Albert, ſagte der Oberſt, ich liebe Sie.

Gut! Wenn Sie mich lieben, ſo ſprechen Sie nur ein einziges Wort, das mich erleuchtet in der Nacht, in der ich wandle, ein einziges Wort, welches mich von den ſchrecklichen Zweifeln erlöſet, welche Ihre geſtrigen Worte in mir erweckt haben. Iſt das, was Sie von Herrn v. Esparon ſagten, wirklich wahr? fügte er ganz leiſe hinzu; ſind Sie mit Sicherheit davon überzeugt?

Herr v. Charvay antwortete nicht. Er konnte ſich eben ſo wenig wie geſtern entſchließen, bei Albert den Ankläger ſeines Vaters zu machen. Jemehr er bedachte, welches Gewicht ſein gegenwärtiger Zuſtand ſeinen Worten geben mußte, deſto abgeneigter wurde er, zu ſprechen.

Ach! Herr, ein Wort, um Gottes willen, ein einziges Wort! wiederholte Albert mit dem Nachdruck der Verzweiflung.

Die Gemüthsbewegung war für den Oberſten zu ſtark; der Blutverluſt ſchwächte ihn mehr und mehr; ſeine letzten Wunden waren noch nicht ganz

geſchloſſen. Die Qual, die ihm Alberts Fragen verurſachten, vermehrten noch ſeine Leiden, er wankte und ſagte mit verlöſchender Stimme zu Albert, indem er ſich auf ſeine Schulter ſtützte:

Auch Sie bitte ich um Gottes willen, mich nicht weiter zu fragen.

O! Nur ein Wort, ein einziges Wort, und ich werde Sie mein ganzes Leben hindurch ſegnen, rief der Jüngling, der in ſeinem Eifer die Schwäche ſeines Gegners nicht bemerkte.

Es ſei! ... Ihr Vater iſt ein Poet, und Ihre Mutter eine Heilige, murmelte Herr v. Charvay; dann wurde er ohnmächtig.

Mit Beihilfe des Arztes, der nochmals verſicherte, die Wunde ſei gefahrlos, ſchafften ihn die Zeugen in einen Wagen. Albert ſtieg allein in den Fiaker, der ihn hergebracht hatte, und fuhr wieder nach Hauſe. Der Regen hatte von neuem begonnen; die elyſäiſchen Felder waren noch menſchenleer. Wie Albert durch die große Allee fuhr, drängte ſich ihm eine trübe Vergleichung des Heute mit dem ſchönen Tage auf, wo er zum erſtenmal mit Herrn v. Esparon hier geweſen; er ſchwankte nicht hinſichtlich deſſen, was er zu thun hatte; ſein Weg lag klar vor ihm, und er dachte nicht daran, mit ſeiner Pflicht ein Abkommen zu treffen. Nur daß er, wie der Wagen vor dem Hauſe ſeines Vaters hielt, fühlte, daß ihm hier noch ein Band und eine Hoffnung blieb; einige Augenblicke ſpäter trat er bei Herrn v. Esparon ein. Seine Bläſſe, ſeine verſtörten Züge, ſein ungeordneter Anzug erweckten ſogleich Octavs Aufmerkſamkeit; er errieth, daß etwas Ungewöhnliches geſchehen ſein müſſe; mit Lebhaftigkeit erkundigte er ſich bei ſeinem Sohne, der ihm Alles geſtand.

Die Bewegung des Grafen war ſo wahr, ſeine Verzweiflung ſo groß, ſein Schmerz ſo tief, daß Albert wieder zu zweifeln anfing und ſich frug, ob der Mann, der ſo ſchön die Sprache des Herzens zu ſprechen wußte, wirklich den ſtrengen Tadel des Oberſten verdiente. Herr v. Esparon machte zuerſt ſeinem Sohne zärtliche Vorwürfe darüber, daß er ſein väterliches Herz nicht mehr ſchone, daß er ſich einer ſolchen Gefahr ausſetze, ohne ihn davon zu benachrichtigen; aber Albert bewies ihm ohne Mühe, daß es unter ſolchen Umſtänden ſtets das Beſte ſei, Denen, die uns lieben, die ſchreckliche Marter das im voraus zu wiſſen, was ſie nicht mehr verhüten können, oder das beklagenswerthe Streben, einer Sache in den Weg zu treten, der ſich nicht mehr vorbeugen läßt, zu erſparen. Herr v. Esparon, der ihn mit unruhiger Bewunderung anhörte, während er noch über die Gefahr der Vergangenheit zitterte, mußte ihm zuletzt Recht geben. Seine Gedanken nahmen jetzt eine andre Richtung, und eine ſehr natürliche Frage entſchwebte ſeinen Lippen.

Was war die Urſache des Duells? frug er.

Der Jüngling blickte ſeinen Vater an und ſchwieg. Sein einen Augenblick lang vergeſſener Schmerz regte ſich von neuem. Herr v. Esparon wiederholte ſeine Frage dringender, und aus der Verlegenheit Alberts errieth er bald, daß es ſich um ihn ſelbſt handele.

Was ſagte man von mir? frug er nach einigem Zaudern.

Was der Sohn der Frau v. Esparon nicht hören durfte; was der Sohn des Herrn v. Esparon gezwungen war, zu ahnden, war die Antwort Alberts.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton

Wir haben von einer grauſamen Täuſchung zu berichlen. Der **Frühling**, von deſſen Herannahen wir uns kürzlich durch ein wenig Veilchenduft und ein paar voreilige Lerchenlieder überreden ließen, iſt nicht eingetroffen. Tauſende haben ihn mit gleicher Sehnſucht wie wir ſelbſt erwartet, Tauſende haben mit uns gerufen: «Komm holder Lenz, mache die Erde grün!» Denn unſer Winterholz und unſre Wintergeduld ſind längſt zu Ende. Dennoch iſt der Frühling außengeblieben, ſowol in Leipzig als in Berlin. Ja er hat ſogar mit dem allgemeinen Vertrauen recht ärgerlich geſpielt. Die Primeln und Aurikel, die er zu dem großen Landtage eingeladen hatte, waren pünktlich aufgebrochen. Was ſie wünſchen, das hoffen nicht blos die Menſchen gern, ſondern auch die Blumen. Auf einige kurze Aprilſonnenblicke glaubten ſie eine lange Reihe von klar erwärmten Himmelstagen erwarten zu dürfen und alle Knospen ſtreckten ſich der neuen Zeit entgegen. Um ſo weher that ihnen der endloſe Hagelſchauer, der unter Sturm und Kälte niederging. Nur die Schneeglöckchen haben ihn ausgehalten, die auch in Rußland fortkommen. Primeln, Aurikel und Veilchen ſind jämmerlich erfroren. Was hält den Frühling auf, daß er in Deutſchland nicht einziehen will? Und nicht in Leipzig, wo doch eben Meſſe iſt? Hätte er ſeinen Heimatsſchein vergeſſen und wäre betroffen worden von einem Gensd'armen an der Grenze? Weil ich weiß, daß ſeine Aufnahme immer wieder auf neue Schwierigkeiten ſtößt, und daß ſie ihm auch in Sachſen höchſtens auf Aufenthaltskarte ein kurzes Verweilen geſtalten, bin ich ihm heimlich entgegengegangen. Ich dachte, ich würde ihn finden in irgend einem vergeſſenen Thale, oder in einem Haine, das Bündel geſchnürt und fürbaß zu wandern bereit, wenn er nur erſt die Wege ſicher wüßte. Dann hätte ich ihn unter den Mantel genommen und durch's Thor gepaſcht, wäre mit ihm durch ein vertrautes Seitenpförtchen herein geſchlüpft, oder über die Mauer geklettert. Aber der Frühling muß gar nicht aus Belgien und Frankreich herausgetreten ſein, oder iſt er auf dem Nebeleilande der britiſchen Inſeln eingeſchlummert? Zarten Jungfrauen und unzarten Poeten begegnete ich genug, die den Lenz ſuchten, aber der Lenz ſelber war weder zu hören noch zu ſehen.

Am Ende kehrt er noch ganz Europa den Rücken. Vor vier Jahren erſchien in Paris ein kleines Büchelchen von J. Adhemar, die **Umwälzungen des Meeres** behandelnd. Es fröſtelt mich, ſo oft ich des Buches gedenke. In Deutſchland führte es ſich durch eine Ueberſetzung des Barons von Lobeck ein, eines Mannes, der ſo traurig ausſah, als der Inhalt der Schrift ſelbſt. Sie ſuchte zu beweiſen, daß die Wärme der nördlichen Erdhalbkugel in einer ſteten Abnahme und das Eis des Poles und der Gletſcher in fortwährendem Anwachſen begriffen ſei. In dieſem traurigen Verhältniſſe befinden wir uns ſeit dem Jahre 1248 nach Chriſtus. Die ſtrengen Winter werden daher häufiger und dauern immer länger, die warmen Sonnentage nehmen ab. Endlich wird das Eis des Polarmeeres ſo mächtig werden, daß es den Schwerpunkt der Erde verrückt, der aller 10500 Jahre von einer Halbkugel zur andern wechſelt. Die Waſſermaſſen werden dann die Ausgleichung zu übernehmen haben und über alle Theile der nördlichen Erdhälfte, die noch nicht unter den Eismaſſen erſtarrt waren, werden ſich die Oceane des Südens ergießen. Wie jetzt das Uebergewicht der Kälte und der Meere der Südhalbkugel angehört, ſo wird die erſtere nach und nach und das Waſſer plötzlich auf unſrer Seite übergehen. Das iſt die Sündfluth der Zukunft, die in 6500 Jahren eintreten und der Erde eine Geſtalt verleihen wird, daß ihre Geſchichte von da an und für neue 10500 auf der Südhalbkugel ſpielt, wie ſie ſeit den letzten 4000 Jahren auf der nördlichen Hemiſphäre ihren Schauplatz und ihre Völker hatte.

Herr Adhemar begründet ſeine Behauptungen zuvörderſt auf mathematiſche Berechnungen. Dieſen zu folgen, um daraus zu erkennen, wie und warum die Tag- und Nachtgleiche für uns immer weiter hinausgeſchoben wird, und die aufgeſtellten Zahlen und Verhältniſſe zu prüfen, muß den Männern der Wiſſenſchaft überlaſſen bleiben. Ein Anderes dagegen, was wir alleſammt verſtehen, iſt Adhemar's Unterſuchung, ob ſich ſeine Annahme durch die Erfahrung beſtätige. Da er das Jahr 1248 als den Wendepunkt des Wärmeverhältniſſes zwiſchen der Nord- und Süderdhälfte bezeichnet, ſo muß er aus geſchichtlichen Ueberlieferungen darthun, daß bis zu dem angebenen Zeit-

punkte die Kälte in den nördlich gelegenen Gegenden wirklich abgenommen habe, ſeit jenem Jahre aber wieder in's Steigen gerathen ſei.

Zum Schrecken des Leſers iſt Herr Adhemar im Stande, dieſer Forderung zu genügen. Zuerſt redet er von dem Wachſen der Gletſcher, als einer Erſcheinung, die von allen Reiſenden und Naturforſchern zugegeben, ſowie durch unzweifelhafte Urkunden bewieſen werde. «Obgleich die Maſſe der Gletſcher,» berichtet er nach Herrn Gruners Werke über die Eisberge der Schweiz, «alle Jahre in den Sommermonaten theilweiſe ſchmilzt, obgleich die Regengüſſe, die Winde und die Wärme, die in gewiſſen Jahren wirkſamer ſind als in anderen, die Fortſchritte zerſtören, welche die Eismaſſen in andern Jahren machen, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die Gletſcher ſich fortwährend vergrößern und ausdehnen. Außer den Beobachtungen der Gelehrten, außer authentiſchen Urkunden wird dieſer Fortſchritt der Gletſcher dargethan durch Wälder von Lärchenbäumen, die unter der Eismaſſe begraben wurden, mit einigen Gipfeln aber noch daraus hervorragen. Dies ſind unverwerfliche Zeugen, die das Vorrücken der Gletſcher eben ſo beweiſen, wie die Kirchthurmſpitze eines vom Schnee verſchütteten Dorfes, die man noch erblickt, wenn außergewöhnliches Thauwetter eintritt.»

Damit ſtimmen auch die Wahrnehmungen eines andern Reiſenden des Herrn Bourrit überein. Der Gletſcher von Boſons z. B. ſcheine ſich alle Tage zu vergrößern und der Boden, den er jetzt einnimmt, ſei früher ein angebautes Feld geweſen. Verbindungswege, die früher zwiſchen höher gelegenen Thälern bequem gangbar waren, wie zwiſchen Chamouni und Aoſta, ſeien jetzt vom Eiſe verſperrt. Herr Venetz ferner erzählt von einem Aktenſtücke, welches der Domherr Rivaz auffand. Daſſelbe handelt über einen Wald, um deſſen Eigenthum ſich die Gemeinden von Bagnes und Liddes ſtritten. Der Gegenſtand des Prozeſſes aber iſt jetzt ein Gletſcher. Aus dieſer und mehrern ähnlichen Thatſachen ſchließt Herr Venetz, daß die Päſſe der hohen Alpen, die jetzt von Eis und Schnee verlegt ſind, im 12. und 13. Jahrhundert völlig offen waren und erſt nach und nach verwinterten. Herr Zumſtein bemerkt, daß er den großen Gletſcher von Lys in 6 Jahren um 151 Toiſen habe vorrücken ſehen. Endlich erklärt Herr Agaſſiz, daß die Mehrzahl der von ihm beobachteten Eisberge des Berner Oberlandes mit jedem Jahre an Umfang bedeutend zunehme. So habe ſich z. B. der Aargletſcher ſeit 1811 um eine Viertelſtunde ausgedehnt.

Allein hinſichtlich des Wachſens der Gletſcher könnte auf örtliche und zufällige Urſachen geſchloſſen werden, daher der Verfaſſer dabei nicht ſtehen bleibt, ſondern die Zunahme der Kälte ſeit 1248 in Europa im Allgemeinen nachzuweiſen bemüht iſt. Aus einer Tabelle von den zwei und vierzig ſtrengſten Wintern, die Herr Arago ſeit 860 nachgerechnet hat, ergibt ſich, daß das Verhältniß wirklich immer ungünſtiger wird. Früher kam erſt auf 27 Jahre ein ſtrenger Winter, dann auf 17 und endlich neuerdings, das heißt bis 1829 war ſchon aller 11 Jahre ein beſonders langer und harter Winter zu zählen. Zudem waren die Sommer in alten Zeiten heißer, als in den unſrigen. Mehre Familien von Vivarais in Frankreich haben Grundbücher aufbewahrt, die bis ins Jahr 1561 gehen. Dieſe ſprechen von ſehr ergiebigen Weinbergen auf einem Landgebiete, welches ſo hoch über dem Meere liegt, daß die Traube daſelbſt heute nicht mehr zur Reife kommt. Dazu war die Ablieferungszeit des friſch gekelterten Weines, den der Grundoberherr vor der Revolution als Steuer von den Winzern erhielt, vormals auf eine ſo frühe Jahreszeit angeſetzt, daß jetzt um denſelben Tag die Weinleſe noch kaum begonnen hat. Alte Urkunden belehren uns, fährt Arago fort, daß einſt der Weinſtock auf freiem Felde in einem großen Theile von England gebaut ward. Hätten die Herren Arago und Adhemar eine gleich genaue Kunde von Deutſchland, wie von Frankreich und England bei der Abfaſſung ihrer Werke beſeſſen, ſo würden ſie aus unſerm Vaterlande eine Menge von Landſchaften haben anführen können, in welchen der Weinbau vordem lebhaft betrieben ward, während die Rebe jetzt eben dort kaum noch als Gartengewächs leidlich gedeiht.

Das wären mithin traurige Ausſichten, die uns Adhemar eröffnet, wenn er auf obigem Wege zu dem Schluſſe gelangt, daß ſich Europa immer mehr erkälte und endlich völlig mit Eis und Schnee überzogen daſtehen werde, die neue Wendung des Erdſchwerpunktes in trauriger Verödung erwartend. Der einzige Troſt dabei iſt, daß der Gefrierungsprozeß doch ziemlich langſam vor ſich geht. Denn ſelbſt der Verfaſſer der Meeresumwälzungen entzieht unſrer Erdhälfte nur etwa einen Grad Wärme im Durchſchnitt auf Ein Jahrhundert.

Rob. Heller.

Moden.

Zur Promenade von Longchamps war größerntheils ſchlechtes Wetter und ſo lieferte dies, ohnehin ſchon ſeit einigen Jahren in Verfall kommende, Modefeſt durchaus keine neue Modeanſchauung. Da aber um die jetzige Jahreszeit die Damen ihre Toiletten neu in Stand ſetzen, ſo haben die Pariſer Modehandlungen neumodiſche Toilettenzuſammenſtellungen bereit, und dieſe bezeichnet man als die Ergebniſſe von Longchamps. Alle Mittelkleider, ſeien ſie für die Haus-, Stadt- oder Beſuchstoilette beſtimmt, ſind im hohen Oberrockſchnitt angefertigt, den man über der Bruſt nach Belieben öffnet oder ſchließt und ſind auf den Röcken in mannigfacher Weiſe reich und ſtoffreich garnirt. Die Oberrockleibchen macht man vorn mit einer mittellangen Schneppe und auch hinten mit einer kleinen, beide Schneppen ſind nicht ſehr ſpitzig geſchnitten und gehen auch allmälig von der Taille nach unten, ſie haben alſo den ſcharf hervorſpringenden Schneppenſchnitt der Putzkleider des Winters ganz verlaſſen. Ein großer Theil der Frühlingsoberröcke iſt auch mit einem ſchmalen Gürtel vorn geſchloſſen. Da die Schneppe hinten in der Mitte der Rockfalten ſehr hübſch ſitzt und nicht wegbleiben ſoll, ſo ſetzt man meiſt die Gürtel zu beiden Seiten unterm Arme an und trägt ſomit nur einen halben Gürtel, den vorn eine kleine Schnalle ſchließt. Die Aermel faſt aller Kleider ſind lang und eng gemacht, und von den halbengen oder faltig arrangirten Aermeln ſpricht man viel, ſieht ſie aber, außer in Schlafröcken, ſelten ausgeführt. Die langen, engen Aermel werden meiſt eine Hand breit zu kurz gemacht, um einem kleinen weißen Unterärmel an der Hand Raum zu geben. Dieſe weißen *Unterärmel*, die in Mull- oder Tüllpuffen beſtehen, ſind wieder ſehr allgemein getragen. Auch die *Manſchetten* entſprechen dem Geſchmack der Unterärmel und ſind falblich und puffig arrangirt. Am Oberarm kann man nach Belieben die Aermel mit kleinen Jokeys bereichern oder ſie glatt tragen, auch über den Handaufſchlag iſt nichts Beſtimmtes angenommen, doch ſchließen die meiſten neuen Aermel glatt hinter den weißen Puffenärmelchen. Der Beſatz der Kleider iſt in Form und Zuthat willkürlich dem guten Geſchmack jeder einzelnen Dame anheimgegeben. Vielleicht ſind einige allgemeine Bemerkungen dahin feſtzuſtellen, daß der Schürzenbeſatz jetzt vorzugsweiſe angebracht wird, wo man noch ſchwerere Stoffe trägt und Mantillen und Mantelets anlegt, welche nach der neuen Mode alle vielfach mit Falbeln garnirt ſind, und daß dagegen die eigentlichen Sommerkleider die Falbeln en masse aufbringen werden, wozu dann eine leichte Echarpe gar reizend ſteht. Dieſen einzelnen Vorbemerkungen mögen nun die Zuſammenſtellungen ganzer Anzüge, wie ſie die Pariſer Modemagazine liefern, folgen.

Ein eleganter *Stadtanzug* beſteht aus einem einfarbigen, z. B. grauen oder modefarbig braunen, hochgeſchloſſenen Caſchmiroberrock, deſſen Aufſchläge mit Poſamentirarbeit verziert ſind. Ueber dem Oberrock liegt ein Mantelet Regina, der von ſchwarzem Moor gemacht und mit chineſiſchen Franſen ausgeputzt iſt, und dazu trägt die Dame einen lila ſeidnen Zughut, den ein kurzer, weißer Schleier deckt. Eigentlich bringt die neue Mode nur farbige oder weiße Hüllen, aber um in der Stadt zu Fuß zu gehen, wählen grade die vornehmſten Damen anſpruchsloſe ſchwarze Hüllen. Ein andrer Stadtanzug iſt zuſammengeſtellt aus einem dunkelgrundigen, ſchottiſchen Foulardoberrock, den auf dem Vorderblatte zwei Reihen kleiner, ſchwarz überſponnener Knöpfe verzieren; zwiſchen den Knöpfreihen läuft grade in der Mitte des Vorderblattes eine gemuſterte Poſamentirſchnure. Zu dieſem Oberrock wird eine modefarbige Caſchmirmantille mit Poſamentirſtickerei paſſen und ein gelber Crepphut, den ein Jelängerjeliegerzweig ſchmückt. Etwas geputzter als den Stadtanzug wählt man die Promenadentoilette. Eine ſolche zeigt z. B. einen lichtgrünen Taffetoberrock, den mit einer hochgeſchloſſenen Schneppentaille gemacht und mit gleichfarbigen Bandſchleifen ausgeputzt iſt. Jede dieſer Bandſchleifen beſteht aus einer Doppelſchleiſe und zwei $^1/_4$ Elle langen Enden; drei ſolcher Schleifen ſitzen der Länge nach in der Mitte des Leibchens und fünf ſolcher Schleifen bilden zu jeder Seite des Vorderblattes eine ſchräg laufende Reihe, die wiederum von zwei drei Finger breiten Zeugſchrägen eingefaßt iſt. Zu dieſem lichtgrünen Oberrock trug die Dame eine amaranthfarbige Echarpe, welche mit bunten Farben breit geſtreift war, und einen weißſeidnen Zughut, den ein Zweig von Aepfelbaumblüten ſchmückte. Ein andrer lichtlila Taffetoberrock war in Schürzen- und

Digitized by Google

Latzform mit ſehr ſchmalen gleichfarbigen Bandrüchen ausgeputzt, welche im Zickzack aufgeſetzt waren; zu dieſem Oberrock gehörte eine weiße Caſchmirrouillère, die mit weißer Seide gefüttert und mit weißer Seidenſtickerei verziert war, und ein gelber gezogener Crepphut, den von außen ein weißer Schleier und von innen ein Kranz von lila Hollunder garnirte. Die Blumengarnirungen im Innern des Hutſchirmes ſind dies Jahr ſehr beliebt.

Die Viſitenanzüge zeigen die geputzteſten Mitteltoiletten und dieſe wählt man oft von ganz ſchwerſeidnen Stoffen, da ſie ſich nur durch den Hut und die Hülle vom Dineranzug unterſcheiden. Dafür paßt z. B. ein Oberrockkleid mit einem über der Bruſt breit und tief geöffneten Schneppenleibchen, das von prismatiſch, vielfarbig ſchillerndem Pekin gemacht und mit drei Falbeln vom ſelben Zeug ausgeputzt iſt. Der Rand dieſer Falbeln iſt mit gleichfarbigem zwei Finger breitem Band garnirt und zwar iſt das Band ebenfalls an ſeinem Rande gereiſt und ſo falblich angeſetzt. Ueber dies ſehr volle Kleid würde man z. B. eine pointe Némours legen, das iſt ein großes, dreieckiges ſchwarzes Filetſpitzentuch, das mit Franſen und buntgedruckten Sammtborden mehrfach beſetzt iſt. Ein weißer Baſthut mit einem Büſchel grünem Hafer, grünem Bande und weißem Tüllgekraus, im Innern des Schirmes ausgeputzt, gehört zum Ganzen.

Die Art voller Falbel, die am untern Rand oder oben über dem Anſatz noch eine zweite ſchmale Falbel garnirt hat, iſt ſehr neumodiſch und man wird die leichten Sommerkleider, insbeſondere die Barègekleider häufig mit mehren Zeugfalbeln ausputzen, an deren Rand eine Bandfalbel ſitzt.

Sehr ſchön war ein Viſitenanzug, der aus einem halbhohen Kleide, von royal marabout gemacht, beſtand. Dieſer ſchwerſeidne Stoff war nämlich auf lichtblauem Grunde, mit weiß und blauem Maraboutmuſter brochirt. Die Aufſchläge dieſes Kleides, die vom Rand des Rocks zu beiden Seiten des Vorderblattes bis zur Taille aufſtiegen und von da aus pelerinenartig den Halsausſchnitt umſchloſſen, waren mit weißſeidnen Poſamentirſpitzen gedeckt. Ein Hut, der von Strohſpitze gemacht, mit einem Kranz von Reſeda und blühendem Schwarzdorn und mit gelbem und rothweißem Bande ausgeputzt war, und ein indiſch gemuſterter, türkiſchgelber, großer Caſchmirſhawl vollendete das Ganze dieſes prächtigen Anzugs.

Die Herausſchlagkragen bleiben klein und eckig geſchnitten, ſie werden aber, ſo wie auch die Chemiſetten, unter die offnen Kleider immer durchbrochner und kunſtvoller gemacht.

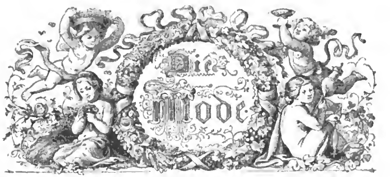
Der indiſche Caſchmirſhawl iſt das Loſungswort der vornehmſten Mode und mit dem Indiſchen iſt ein ganz neuer Geſchmack in dieſen Artikel gekommen. Ohrtmann in Leipzig, der eines der größten Shawllager in Norddeutſchland hat, mußte bei dieſer Wendung des Geſchmacks in den Caſchmirſhawls eine noch größere Auswahl als ſonſt von Paris mitbringen und ſo findet man bei ihm die mannigfachſten Shawlſorten. Der indiſche Shawl zeichnet ſich durch mattere und ineinander ſchwimmende Farben aus, dies ahmen nun die franzöſiſchen Fabrikanten nach und führen es in einer Zeichnung aus, die ſich in langen, graziöſen Verſchlingungen zu einem großartigen künſtleriſchen Muſter vereinigt. Die Shawls haben eigentlich ringsum nur eine ſchmale etwa handbreite Kante; die breite Kante und das Grundmuſter bilden dann ein Ganzes. Ganz neu iſt es auch, daß der Grundſtoff, außer mit dem großen Hauptmuſter, noch mit einem kleinen Streumuſter ganz bedeckt iſt, doch iſt das ganz in andrer Weiſe ausgeführt als bei den frühern Tapis. Noch ein Kennzeichen der neumodiſchen Shawls ſind die einfarbigen, aus dem Grundſtoff ausgefranſeten Franſen, ſtatt der frühern ſtückweiſe vielfarbigen Franſen. Auch in Caſchmirtüchern hat Ohrtmann viele Neuigkeiten, worunter ſich eine beſonders dadurch auszeichnet, daß der Spiegel des Tuches ſeine beſondre Grundfarbe hat, z. B. die gelbe, die beliebte Modefarbe, und daß am äußern Rand des Tuches dieſe Farbe ganz verſchwindet und dafür die Bordüre eine andre Grundfarbe hat, z. B. eine vollblaue; es iſt dies ein neugearteter Arlequingeſchmack.

J.

Hierzu eine Kunſtbeilage:

№ 27. Pariſer Damenmoden. Der Viſitenanzug zeigt ein lila und grau ſchillerndes Damaſtkleid, welches mit Spitzenfalbeln garnirt iſt, und einen gelben Crepphut. Der Hausanzug beſteht aus einem ſchwarzen Taffetoberrock und einer Spitzenhaube, die mit roſa Taffetbändern verziert iſt.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

№ 19. Pränumerationspreis halbjährlich 2⅓ Thaler. 1847.

Vater und Sohn.

(Schluß.)

Octav erröthete und biß ſich in die Lippen; aber er war in dieſem Augenblick von einem zu aufrichtigen Gefühl beherrſcht, als daß er nicht hätte aufhören ſollen, blos an ſich zu denken, und ſo ermaß er in ſeiner Seele nur die Gefahren und Verdrießlichkeiten, denen ſich Albert durch ſeine ritterliche Reizbarkeit ausſetzte.

Ach! ſagte er endlich, ich bin der Schuldige, ich hätte es vorausſehen ſollen; ich hätte bedenken ſollen, daß das, was ich verſuchte, unmöglich war, daß du zu rein biſt für die Luft, welche wir hier athmen!

Albert hatte gehofft, ſein Vater werde ſich mit Entrüſtung vertheidigen; er ſah ihn mit vorwurfsvollem Blick an und ſagte:

So haben Sie mich alſo getäuſcht?

Mein Gott, weiß ich das ſelbſt? Hatte ich nicht, als ich dich wiederſah, Alles außer dir vergeſſen? Hatte ich einen andern Zweck, als dich hier feſtzuhalten? Und was ſoll ich jetzt thun? Jedesmal, wo ich dich ausgehen ſehe, jedesmal, wo du einige Stunden fern von mir zubringſt, wird mich eine tödtliche Angſt peinigen ... Albert, Albert! Geliebtes und grauſames Kind, warum haſt du nicht mehr Mitleid mit deinem Vater?

Beruhigen Sie ſich, erwiderte Albert, dieſe Beſorgniß und dieſe Gefahren werden nicht von langer Dauer ſein; ich bitte Sie um Erlaubniß, nach Blignieux zurückkehren zu dürfen ...

Wie, du willſt mich verlaſſen! rief der Graf erbleichend aus.

Es muß ſein, ſagte Albert; das Glück, das ich an Ihrer Seite genoſſen habe, darf bei mir nicht andre Pflichten, andre Bande in Vergeſſenheit bringen ...

Ja, erwiderte Octav, ich weiß wohl, daß ich nicht das Recht habe, dich gegen deinen Willen zurückzuhalten.... Ich hatte gehofft ... es ſchien mir ... dies Leben war ſo ſelig! Deine Anweſenheit that mir ſo gut! ... Die Stimme verſagte ihm und er wandte ſich raſch ab.

Albert konnte ſich nicht länger halten; er näherte ſich ſeinem Vater und ſagte zu ihm mit ſanftem Tone:

O! Beklagen Sie ſich nicht! Nehmen Sie mir nicht das bischen Muth, das mir noch übrig iſt. Wie ſehr ich Sie liebe, haben Sie gewiß längſt erkannt! Noch heute würde ich mein Leben hingeben, um Ihnen dieſen Schmerz zu erſparen. Aber es geht nicht anders; meine Mutter hat nur mich auf der Welt, und meine Abweſenheit bricht ihr das Herz ... Und dann iſt ihr Namenstag bald ...

Es iſt richtig, ſagte Octav: ſie heißt Marceline.

Und an dieſem Tage, fuhr Albert fort, an dieſem Tage (ach, das einzige Mal im Jahre, wo ich ſie lächeln ſah!) brachte ich ihr zum Morgengruß einen ſchönen Strauß Alpenroſen ...

Alpenroſen! erwiderte Herr v. Esparon leiſe; liebliche Blumen, die ich ſo oft auf unſern Bergſpitzen gepflückt habe! ... Damals war ich noch jung und rein wie du, Albert! Ach, wie ſüß iſt doch das Gefühl, das ich ſeit ſo langer Zeit vergeſſen habe!

Octav verſtummte, überwältigt von der Bürde ſeiner Gedanken. Albert verſuchte ihn zu tröſten, aber ſein Vater hörte ihn nicht; ſeine lebendige Phantaſie trug ihn zwanzig Jahre in die Vergangenheit zurück nach dem beſcheidenen Winkel der Erde, den er ſo lange verſchmäht und verachtet.

Ja, ſagte er, es iſt mir, als wäre es geſtern geweſen; die ſchönſten dieſer wilden Blumen ſtanden in der großen Schlucht, die unſer Schloß von der erſten Kette der Alpen trennt. O! Ich habe nichts vergeſſen. Eine kunſtloſe Brücke führte über die Schlucht nach einem ſchmalen Bergpfad, der ſich nach einer halben Stunde in einem Lärchenwäldchen verlor ... Von dem Rande des Holzes überblickte man die ganze Landſchaft; drehte man ſich um, um den zurückgelegten Weg noch einmal mit dem Blick zu meſſen, ſo ſah man ganz hinten in der Ferne die beſcheidnen Thürme von Blignieux, und weiter vorn, am Rande der Schlucht, die kleine Kapelle, deren Vorhalle mir oft als Zuflucht gedient hat ...

Sanct Martha vom Schnee ... unterbrach ihn Albert; der Ort iſt mir doppelt heilig; dort wartete meine Mutter auf mich, wenn ich von der Jagd zurückkehrte ... und wenn ſie mich aus dem Wäldchen von Eſteve heraustreten ſah, war ſie beruhigt.

Sie liebt dich alſo? frug Octav mit bewegter Stimme. Ja, ſagte er ganz leiſe und wie mit ſich ſelbſt ſprechend, das Herz der Gattin kann verſchloſſen bleiben, das der Mutter nie!

Ja, Vater, ſie liebt mich, ich weiß es jetzt und doch habe ich bis geſtern daran gezweifelt, ſagte Albert.

Was ſagſt du?

Weil ſie nicht mittheilſam iſt, weil ihr ſtrenger Blick, ihre ſtummen Lippen nie zur Zärtlichkeit ermuthigten, ſo beſchuldigte ich ſie der Kalte und glaubte, ſie liebe mich nicht.

Auch du! rief Herr v. Esparon aus. O, Albert, mir iſt, als ob ich meine eigne Geſchichte hörte! ...

Ja, ſagte der Jüngling, das glaubte ich, das litt ich; aber jetzt habe

Digitized by Google

ich den Beweis, daß ich undankbar und ungerecht war, daß die Liebe, an welche ich nicht glauben wollte, echt war und unendlich, wie das Herz, in dem ſie lebt.

Er reichte ſeinem Vater Mariannens Brief hin, der ihn ſeit geſtern Abend nicht verlaſſen hatte. Herr v. Eſparon las ihn; tauſend ſtürmiſche Gedanken ſpiegelten ſich auf ſeiner Stirn, ſeine Bruſt hob ſich unruhig. Zuletzt gab er den Brief zurück und ſagte, mit großen Schritten im Zimmer auf und ab gehend, zu ſeinem Sohne:

Ach! Wer weiß, ob ſie mit dieſer Anklage nicht recht hat? Ein quälender Zweifel, der mich oft verfolgt hat und von dem ich frei geworden zu ſein glaubte! Albert, ich, ich allein habe mich getäuſcht! Ich habe dieſen ſtolzen und verſchloſſenen Charakter nicht verſtanden; ich habe ihr gegenüber nicht die Ruhe und Würde zu behaupten gewußt, die mir Einfluß genug gegeben hätte, ſie zu beherrſchen. Ich wollte Alles mit Sturm erobern; misvergnügt, nur aus Pflicht geliebt zu werden, wollte ich eine unmögliche Leidenſchaft in ihr erwecken.... Ich hatte gehofft, ſie werde wenigſtens mit Begeiſterung die erſten Verſuche einer Phantaſie, die nicht wußte, wo ſie ihre Gluth verwenden ſollte, hinnehmen ... ich erlangte nur Mistrauen oder Verachtung! So fand ich für beſſer, das Buch, das ich nicht leſen konnte, zu zerreißen; ich wendete bittre Worte, unvorſichtige Sarkasmen, kindiſchen Zorn an, und nachdem ich Alles verwirrt, weil ich nicht zu warten wußte, gelang es mir, Alles zu verderben, weil ich nicht zu verzeihen verſtand!

Zu verzeihen! Ihr Herz hat alſo ſehr gelitten? frug Albert mit Theilnahme.

Ja, erwiderte Octav mit leiſerer Stimme, aber es gibt Dinge, die ich niemals Jemand, ſelbſt mir nicht, geſtanden habe.... Und heute entreißt mir der Gedanke an deine Abreiſe, der Schmerz, der mich erfüllt, dieſes traurige Geheimniß. Albert, weißt du, was als unüberſteiglichſtes Hinderniß zwiſchen uns tritt? Mein Stolz.

O! Alſo iſt es doch wahr! ſtotterte Albert, der unwillkürlich an die Worte des Oberſten dachte.

Ja, mein Stolz, der mir in's Ohr flüſterte, ich ſei geſchaffen, um angebetet zu werden; die Frau, die mich nur aus Pflicht liebte, verdiene nicht meine Lebensgefährtin zu ſein, und wenn ich meine Ketten zerbreche, würde mich die Welt für ihre Gleichgiltigkeit und Kälte entſchädigen!

Darin haben Sie ſich wenigſtens nicht getäuſcht, entgegnete Albert. Während meine Mutter ihr einſames Leben in Blignieux begann, gingen Sie nach Paris, wo Sie Ruhm und Glück fanden!

Ach, Albert, wie ſchlecht kennſt du mich! Andre können glauben, ich hätte das Ziel erreicht und alle meine Träume verwirklicht; aber wenn du wüßteſt, welch' unendliche Geiſtesöde ſich unter dieſen erkünſtelten Genüſſen, dieſen vorübergehenden Erfolgen verbirgt! Die Phantaſie iſt eine böſe Fee, die ſich im Zerſtören ihres eignen Werkes gefällt; das Ideal iſt eine trügeriſche Geſtalt, die zu ſein aufhört, ſobald man ſie zu erfaſſen glaubt; der Stolz iſt ein Abgrund, in dem Alles, was man hineinwirft, um ihn zu füllen, verſchwindet und verdorrt!

Herr v. Eſparon ſchien ſich in dieſen ſchmerzlichen Geſtändniſſen zu berauſchen. Ach! fuhr er fort und blickte ſeinen Sohn an, warum haſt du mir außer der Freude, dich wiederzuſehen, auch den Genuß verſchafft, mich geliebt zu finden? Warum dieſe Wonne mehr, da ich jetzt alles verlieren muß?

Ich Unglücklicher! Ich kann nur mich anklagen! Ich hätte voraussehen ſollen, was mich heute trifft! Unnutzes Klagen, es iſt zu ſpät!

Und wenn es nicht zu ſpät wäre? ſagte Albert, wie von einem plötzlichen Gedanken erleuchtet; wenn es noch Zeit wäre, der Stimme Gottes, dem Flehen eines Sohnes zu folgen und der Beklagenswerthen, die ſo viele Jahre lang in Einſamkeit und Vergeſſenheit gelebt hat, ein paar glückliche Tage zu ſchenken?

Wie? Was ſagſt du? Wäre das möglich?

Ich bin deſſen gewiß, betheuerte Albert.

Ich könnte alſo meinen Platz an dem Herde, den ich geflohen, in dem Herzen, das ich grauſam verwundet, wieder einnehmen?

Ich ſtehe dafür, ſagte Albert.

Wohlan! rief Herr v. Esparon, wohlan! Du haſt mich. Möge der Dämon, der mich irre führt, ſterben in meinem Buſen! Möge der Ehrgeiz, den nichts ſättigt, die Träume, die von nichts verwirklicht werden, die ewige Aufregung, die von ſich ſelbſt zehrt und ſich ſelbſt peinigt, verſchwinden aus meiner Seele! Ich folge dir wie meinem Retter: du reiſeſt nach Blignieux, Albert; wir reiſen zuſammen! ...

Albert ſtieß einen Freudenruf aus; alle Zweifel, die ihn ſeit vier und zwanzig Stunden peinigten, verſchwanden in einem Augenblick, und größeres Vertrauen in ſeinen Vater und innigere Liebe als je erfüllten ihn. Ach! rief er mit freudeſtrahlendem Auge, ich wußte wohl, daß man Sie verleumdete! Ich wußte wohl, daß Sie der edelſte, der großherzigſte aller Menſchen ſind! Und er ſetzte hinzu, während er Herrn v. Esparon umarmte: Welch' Glück, daß der Oberſt mich nicht getödtet hat!

Jetzt genoſſen Beide noch einige glückliche Stunden. Da Albert ohne Verzug abreiſen wollte, trafen ſie ſogleich ihre Vorkehrungen zur Reiſe; ſie beſchäftigten ſich damit gemeinſchaftlich, Albert mit Freude und liebenswürdigem Eifer, Octav mit ſo viel Lebhaftigkeit und Haſt, daß man hätte meinen können, er vermeide es nachzudenken, oder fürchte ſich vor der Zögerung. Man kam überein, übermorgen abzureiſen, und Louis, den Kammerdiener, noch ein paar Tage in Paris zu laſſen, um des Grafen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Dieſe Beſchäftigungen nahmen noch einen Theil des andern Tages in Anſpruch. Als der Abend kam, zeigte Herr v. Esparon ſeinem Sohne an, daß ſie, um dem Pariſer Leben ein letztes Lebewohl zu ſagen und die Welt, welche ſie in wenigen Stunden verlaſſen wollten, noch einmal in ihrem ganzen Glanze zu ſehen, in die italieniſche Oper gehen wollten. Die Saiſon war ihrem Ende nahe, und die letzten Vorſtellungen ſind immer die ſchönſten. Diesmal gab man Othello. Wenn Albert dreißig Jahr alt geweſen wäre, wenn er Lebenserfahrung genug beſeſſen hätte, um gegen gewiſſe Prüfungen mistrauiſch zu ſein, ſo hätte er gewiß verſucht, dieſen Beſuch des Theaters zu vermeiden; aber er war jung, er war glücklich, er glaubte ſich auf Herrn v. Esparon ſo ſicher verlaſſen zu können, wie auf ſich ſelbſt; er nahm daher gern ein Anerbieten an, das ihm den Genuß einer vortrefflichen Muſik verſprach, und ſah nur ein Vergnügen, wo eine Gefahr vorhanden war.

6.

Herr v. Esparon und ſein Sohn traten kurz vor Anfang der Ouvertüre ins Theater, ſie nahmen in der zweiten Logenreihe Platz. Als Octav

ſich in der ihm gewohnten Umgebung wiederfand, als er dieſen Raum wiederſah, wo tauſend Einzelnheiten, unbemerkt von Andern, ihn an die flüchtigen Eindrücke des Lebens der großen Welt erinnerten, wunderte er ſich, daß er mehr Intereſſe als gewöhnlich daran nahm, und konnte ſich bei dem Gedanken an ſeinen heroiſchen Entſchluß einiger Unruhe nicht erwehren.

In dem Augenblick, wo die Ouvertüre anfing, hörte Albert faſt grade über ſich die Thür einer Proſceniumsloge aufgehen. Eine Dame trat ein; Albert glaubte ſie faſt zu kennen, und da er alle Eindrücke jenes erſten Spazierrittes auf den elyſäiſchen Feldern ſorgfältig aufbewahrt hatte, ſo erinnerte er ſich bald, daß es die Dame ſei, welche ſie in dem Wagen geſehen, dem Herrn v. Esparons Pferd hatte folgen wollen. Er betrachtete ſie jetzt mit mehr Aufmerkſamkeit und ſah, daß ſie ausnehmend ſchön war: er konnte ſie um ſo leichter betrachten, da ſie ſich oft nach der Seite, wo er ſaß, wandte, während ſie mit Aufmerkſamkeit, oder wenigſtens mit Geduld der Unterhaltung eines ſchönen, jungen Mannes mit einem faden, aber tadelloſen Geſicht zuhörte; er bemerkte aber nicht, daß Herr v. Esparon ſeit der Ankunft dieſer Frau ſehr unruhig geworden, daß er ſie mit großer Aufregung verſtohlen anſah, kaum ruhig ſitzen bleiben konnte und der Muſik keine Aufmerkſamkeit ſchenkte. So groß war dieſe Aufregung, daß Herr v. Esparon am Schluß des erſten Aktes ſeinen Platz, ohne ein Wort zu ſagen, verließ. Einen Augenblick ſpäter ſah Albert ihn in die Proſceniumsloge treten, und neben der ſchönen Unbekannten Platz nehmen. Das wunderte ihn nicht: er erinnerte ſich, daß an dem Tage ihres Begegnens Octav ſie gegrüßt hatte, und fand es daher ganz natürlich, daß er ihr einen Beſuch abſtattete; aber dieſer Beſuch dehnte ſich weit über die gewöhnliche Dauer aus. Selbſt das Klingeln, welches den Anfang des zweiten Aktes meldete, konnte Herrn v. Esparon nicht zurückrufen. Seit ſeinem Eintritt hatte in der Loge eine ſichtliche Veränderung ſtattgefunden; der ſchöne Elegant, der vorhin in erſter Reihe geſtanden, war zur Comparſe geworden und verbarg ſeinen Verdruß hinter ſeinem großen Operngucker. Obgleich Albert nicht im Stande war, dieſes Symptom zu würdigen, ſo beſchäftigte ihn dennoch die lange Abweſenheit ſeines Vaters. Im Anfange war es nur eine unbeſtimmte Unruhe, eine rege Neugier. Bald wuchs dieſe Neugier und die Ungeduld wurde lebhafter. Der zweite Akt war angegangen, und Octav kehrte nicht zurück. Allmälig fühlte Albert im Grunde ſeines Herzens ein Gefühl ſich regen, wie die Ahnungen, die uns mit Bangen erfüllen, wie die Gedanken, vor denen man ſich ſchämt. In dem Maße, wie die Zeit vorrückte, ſchien ihm dieſe ſinnloſe Vermuthung eine Geſtalt, einen Körper, einen Namen anzunehmen; der Name, den er noch zurückwies, kehrte immer wieder und trat jeden Augenblick deutlicher vor ſeine Seele. Während er unwillkürlich und mit bebenden Lippen den Namen ſprach, den er ein einzigesmal von dem Oberſten Charvay gehört, durchglühte ihn ein Fieber, und er hätte wahnſinnig ſein mögen. Endlich konnte er ſich nicht länger halten. Er wendete ſich an einen Nachbar, mit dem er einige Worte über die Muſik und die Sänger geſprochen, und frug, vorahnend zitternd:

Mein Herr, können Sie mir ſagen, wer jene Dame im ſchwarzen Sammtkleide mit der Camellie im Haar iſt?

In welcher Loge?

In der Proſceniumsloge rechts, ſagte Albert.

Digitized by Google

Wo wir Herrn v. Eſparon ſehen? ſagte der Nachbar mit einem Lächeln, das geiſtreich ſein ſollte.

Ganz richtig.

Ach, das iſt die ſchöne Herzogin von Dienne, ſagte der Dienſtfertige mit einer Miene, welche ausdrückte: wo biſt du her?

Dieſer Name genügte. Albert fühlte, daß damit ſeine letzten Hoffnungen vernichtet wurden. Nachdem er noch einen ſchmerzlichen Blick auf die Herzogin v. Dienne geworfen, faßte er ſich ſtandhaft. Er ſah ein, daß das Urtheil, welches Octav verdammte, diesmal unwiderruflich war.

Durch ein merkwürdiges Zuſammentreffen mußte in dem Augenblicke, wo er, gleich den Verletzten, die den Muth haben, ſelbſt ihre Wunden zu ſondiren, ſich mit ſeinem Schmerz vertraut zu machen ſuchte, Desdemona bleich und ſchmerzzerriſſen zu den Füßen Brabantio's klagen: S'il padre m'abbandonna! Das ganze Publicum applaudirte. Unwillkürlich wendete Albert dieſe Worte der Verzweiflung auf ſich an. Thränen ſtiegen ihm in die Augen, er mußte ſich auf den Rand der Gallerie ſtützen, und verbarg das Geſicht in den Händen.

Während derſelben Zeit hatte in der Proſceniumsloge ein gewöhnlicheres Drama ſeinen Fortgang. Als ſich Herr v. Eſparon dorthin verfügte, hatte er keinen beſtimmten Zweck. Vielleicht war er nur durch die häufige, aber bizarre Inconſequenz angetrieben, welche den Gedanken, verdrängt zu werden, ſelbſt wenn es bei einer Frau iſt, die man nicht mehr liebt, unerträglich macht. Der Anblick des ſchönen Aſpiranten hatte ſo ſehr wie der der Herzogin dazu beigetragen, Herrn v. Eſparon in die Loge zu ziehen. Einmal dort, fand der Graf die Herzogin v. Dienne reizender als je, eben weil er an ſeine Abreiſe dachte und ſie zum letztenmal zu ſehen glaubte. Unter dem Einfluß dieſes Gedankens war er der Herzogin gegenüber, wie er zu ſein verſtand, wenn er ſein Herz betheiligt glaubte: geiſtreich mit Gefühl, melancholiſch mit Anmuth, mit einem Worte verführeriſch ſelbſt für eine Frau, die ſich zu täuſchen nicht mehr im Stande war.

Schon ſeit längerer Zeit hatte die Herzogin v. Dienne ihre Herrſchaft über Octav abnehmen ſehen. Auch ſie mußte die Wandelbarkeit dieſer glänzenden Natur erfahren, die im Gebiete der Leidenſchaft der Liebe und der Hingebung eben ſo wenig fähig war, wie in den Grenzen der Pflicht. So hatte ſie, mehr für ihre Würde als für ihr Glück ſorgend, ſich in ihre Lage gefügt, dem Grafen ſeine Freiheit wiedergegeben und ſelbſt die Bedingungen eines Bruchs ohne Streit und Aufſehen feſtgeſetzt. Ich überlaſſe es dem Leſer, zu ſagen, ob dieſer Bruch und die dadurch im Herzen Herrn v. Eſparons entſtandene Leere nicht einiges zu dem Wiedererwachen der Liebe Octavs zu ſeinem Sohn beitrugen. Das ſind Geheimniſſe, die ſich ſelbſt die Gemüther, in denen ſie vorhanden ſind, nicht eingeſtehen, und es wäre grauſam, ſchärfer ſehen zu wollen als ſie; aber ſeit drei Wochen hatte Herr v. Eſparon, dem das väterliche Glück vielleicht nicht mehr genügte, mit der Herzogin wieder einige Verbindungen angeknüpft. Sie hatte ihn mit einer reſignirten Milde empfangen, die ſie nur reizender machte. Ohne Vorbedacht und ohne Emphaſe benahm ſie ſich Octav gegenüber wie eine Frau, welche die Täuſchungen, die ſie erfahren, als unvermeidlich betrachtet, und ſie, anſtatt ihm einen Vorwurf daraus zu machen, den traurigen Verhältniſſen des Lebens und der unwiderſtehlichen Wandelbarkeit der menſchlichen Neigungen zuſchreibt. Das genugte, um ſie in Herrn v. Eſparons Augen in einem

neuen Lichte erſcheinen zu laſſen und ihm den Wahn einzuflößen, er liebe ſie noch.

Unter dieſen Verhältniſſen fanden die Ereigniſſe ſtatt, die ich eben erzählt habe. Als Herr v. Esparon ſich plötzlich entſchloß, nach Blignieux abzureiſen, hatte er nicht an die Herzogin gedacht; aber dieſen Abend hatte der Anblick dieſes Saales, der Frau v. Dienne und ihres neuen Anbeters, kurz Alles dazu beigetragen, die Gefahr zu vermehren, und wir haben geſehen, wie er ihr unterlag.

Ließ ſich die Herzogin v. Dienne von ihm täuſchen? Ließ ſie ſich noch einmal von dem verrätheriſchen Reize verführen, der den Frauen glauben macht, Worte der Liebe von den Lippen Derer, die ſie geliebt haben, ſeien nicht trügeriſch? Hatte ſie eine dunkle Ahnung, daß ſie in dem Jüngling, der neben dem leeren Platz Octavs ſaß, einen Nebenbuhler habe? Wußte ſie etwas von der beabſichtigten Abreiſe und bewog ſie eine Anwandlung von Coquetterie oder Eitelkeit zu dem Verſuche, wie viel Macht ſie noch habe? So viel iſt gewiß, daß ihre Unterhaltung immer lebendiger wurde und unter der Hülle des Spottes und der Ironie Zärtlichkeit nur verbarg. Von Zeit zu Zeit machte Octav, der die Gefahr fühlte, Miene aufzuſtehen; dann aber wußte die Herzogin ihn durch eine geſchickte Schmeichelei feſtzuhalten. So blieb er denn; und beide glaubten für einen Augenblick an die Möglichkeit, den verloſchenen Funken wieder in Brand zu bringen: thörichter Wahn, deſſen erſte Folge war, ein jugendliches und edles Herz zu zerreißen.

Othello war bald zu Ende. Unfähig, länger den Anblick dieſer Loge zu ertragen, wo in dieſem Augenblick all' ſein Glück unterging, wartete Albert nicht das Ende des dritten Aktes ab und verließ das Theater. Herr v. Esparon ſah ſeinen Sohn hinausgehen und ſtand ebenfalls auf; aber die beſten Frauen haben ihre grauſamen Stunden: heute Abend hatte die Herzogin ſich in den Kampf eingelaſſen und ſie mußte ihn bis zu Ende durchführen. «Lieber Graf, ſagte ſie mit ſüßeſter Stimme, wollen Sie die Gefälligkeit haben, mich bis zu meinem Wagen zu begleiten?» Einer mit ſolcher Anmuth ausgeſprochenen Bitte war nicht zu widerſtehen. Octav wartete alſo das Fallen des Vorhanges ab; Frau v. Dienne und er verließen zuſammen die Loge. Man weiß, mit welcher majeſtätiſchen Langſamkeit das Publicum der italieniſchen Oper die große Treppe hinabſteigt. Eine dichtgedrängte Menſchenmaſſe hemmte auf jeder Stufe die Schritte des Herrn v. Esparon und ſeiner ſchönen Gefährtin. Aller Augen richteten ſich nach ihnen: «Die Herzogin v. Dienne und Octav v. Esparon, ſagte man halblaut. — Der Dichter und ſeine Muſe! — Dante und Beatrice!»

So erreichten ſie die Vorhalle. Als Frau v. Dienne in ihren Wagen geſtiegen war, ſchickte Octav den ſeinigen nach Hauſe. Er fühlte das Bedürfniß, Luft zu ſchöpfen, nachzudenken, mit ſich ſelbſt Abrechnung zu halten. Die Paſſage Choiſeul war noch offen. Er trat ein, brannte ſich eine Cigarre an und ging zu Fuße über die Boulevards nach Hauſe. Die Nacht war kalt, aber ruhig und hell. Tauſende von Equipagen kreuzten ſich in allen Richtungen; Fluthen von Glanz ſtrömten noch aus den Fenſtern der Läden und Kaffeehäuſer. Herr v. Esparon glaubte wirre Stimmen zu hören, die ihn mit der Herzogin zuflüſterten: Bleiben Sie! «Alles dies verlaſſen! ſprach er zu ſich; morgen Abſchied nehmen . . . in einem halben Jahre vergeſſen ſein . . . und weshalb? wegen eines Scheinbildes von Tugend und Glück, welches vielleicht keines von Beiden iſt!»

Er langte traurig und unentſchloſſen in ſeiner Wohnung an: hier erfuhr er, daß ſein Sohn einige Minuten vor ihm zurückgekehrt war und ſich eingeſchloſſen hatte. Octav wußte nicht recht, ob er verſuchen ſollte, ihn zu ſprechen: er ging leiſe bis an ſeine Thür: unten ſtahl ſich ein Lichtſtrahl hindurch, welcher bewies, daß Albert noch wach ſei. Herr v. Esparon horchte und glaubte das Geräuſch einer Feder, die über das Papier eilte, zu vernehmen. Zu unzufrieden mit ſich ſelbſt, um mehr zu verſuchen, kehrte Octav, aufgeregter und unentſchloſſener als je, wieder um.

Als er am andern Morgen erwachte, klingelte er und ließ ſeinen Sohn rufen. Man ſagte ihm, daß er mit Tagesanbruch abgereiſet ſei. Herr v. Esparon glaubte anfangs falſch zu hören; er ſprang raſch aus dem Bett, kleidete ſich nur halb an und eilte nach Alberts Zimmer: es war leer. In dem Maaße, wie die Wahrheit in Octavs Geiſt tagte, bemächtigte ſich ſeiner eine lebhafte Unruhe; er durcheilte die drei oder vier Zimmer, aus denen die Wohnung beſtand. Das Mobiliar war unberührt geblieben; jeder Gegenſtand war ſorgfältig auf ſeinen Platz geſtellt; die Kleider, welche Albert, auf den Wunſch ſeines Vaters, ſich in Paris hatte machen laſſen, lagen im Schranke. Der Jüngling hatte nur das beſcheidene Gepäck, welches er nach Paris gebracht, mit ſich genommen.

Während ſeines Nachſuchens fand endlich Herr v. Esparon auf Alberts Schreibtiſch einen Brief; er nahm ihn haſtig, riß das Couvert auf und las folgendes:

«Ich habe Gott gebeten, daß er mir eingebe, was ich zu thun habe; ich bitte ihn jetzt, von meiner Feder alles fern zu halten, was ſich für einen ergebenen und gehorſamen Sohn nicht ſchickt. Verzeihen Sie mir, daß ich ohne Sie abreiſe; verzeihen Sie auch, wenn dieſer Brief einige Spuren von Gefühlen trägt, die ich zurückweiſe und verleugne.

«Ich reiſe ab; ich fürchte, daß Ihr geſtriger Entſchluß nur das Reſultat einer künſtlichen Aufregung war und daher nicht dauernd ſein konnte. Ich fürchte, daß es Ihnen ſchmerzlich ſein mußte, mir zu Gefallen einen Entſchluß auszuführen, den Sie ſpäter bereuen würden. Ich war der Meinung, meine Abreiſe würde Ihnen ſowol eine augenblickliche Verlegenheit als eine lebenslängliche Unzufriedenheit erſparen.

«Wie konnte ich mich über dieſen Punkt täuſchen? Unſertwegen dem Ruhm, den Genüſſen, kurz Allem zu entſagen, was Ihr Leben ſo glänzend und ſo beneidet macht, das war zu viel. In einer Stunde, die mir jetzt wie ein Traum erſcheint, hielt ich dieſes Opfer für möglich; jetzt ſehe ich ein, was es Ihnen koſten würde, und ich tadle mich, es erwartet zu haben.

«Vielleicht iſt es für eine Perſon, die ich nicht nennen will, beſſer, daß es ſo gekommen iſt. Sie iſt ſtolz, Sie wiſſen es: wenn ſie mit Vertrauen dieſen ſpäten Troſt hingenommen hätte, und wenn dann ſpäter ... Nein, nein; gewiſſe Leiden ſind immer noch gewiſſen Demüthigungen vorzuziehen; ein Unglück, über das man aufgehört hat zu klagen, iſt beſſer, als ein Glück, das einem Andern zur Laſt fällt.

«Ich weiß kaum, was ich ſchreibe; ich habe ſchon zwanzig Briefe zerriſſen und fürchte ſelbſt, daß dieſer nicht genügend ausdrückt, was ich ſagen wollte, oder zu viel von dem, was ich zu verſchweigen wünſchte. Möge alſo der Herr mich ſchützen und ſtärken! ... Es gibt Augenblicke, wo ich beklage, Sie jemals gekannt zu haben. Meine Träume waren ſo rein und ſo ſchön! Dann kam unſer noch ſchöneres Wiederfinden, und das Leben, deſſen Wonne

Digitized by Google

man genießen kann, ohne ſeine Geheimniſſe zu kennen. … Ach, ich habe die ſüße Frucht mit zu großer Haſt genoſſen; ich verdiente beſtraft zu werden; ich war zu glücklich, zu leichtgläubig, und ich weiß jetzt … nein, ich weiß nichts, als daß ich abreiſe und daß ich weine.

«Ich werde mein altes Leben mit der armen Verlaſſenen in Blignieux von neuem beginnen. Es iſt hohe Zeit, daß ich zu Der zurückkehre, die meiner bedarf, zu Der, die nur ihren Sohn lieben kann. Ich habe gegen ſie viel wieder gut zu machen, viele Irrthumer und Ungerechtigkeiten vor ihr abzuſchwören. Ich hoffe, daß mich meine Kraft nicht verlaſſen wird, und wenn ich bei ihr Alles wiederfinde, was ich hier verliere, ſo könnte ich mich für getröſtet halten.

«Morgen bei Ihrem Erwachen werden wir fern von einander ſein — ach! Weniger fern vielleicht, als wir uns ſchon dieſen Abend ſtanden. O! Verzeihung, Verzeihung! Ich möchte dieſes ſchmerzliche Bild mit meinen Thränen auslöſchen; ich habe nichts geſehen, nichts gewußt; ich erſticke in meiner Bruſt jedes Gefühl, das nicht Verehrung und Reſignation iſt. In Blignieux fühle ich, daß ich Sie noch lieben werde; in Paris werde ich Sie nie wieder ſehen.»

Herr v. Esparon las dieſen Brief wieder und wieder; jedes Wort, jedes Verſchweigen erfüllte ihn mit Beſchämung und Schmerz; dann warf er noch einen letzten Blick auf das vereinſamte Zimmer und entfernte ſich wie ein Verbannter.

Wenn Poſtpferde dageweſen wären, ſo wäre er gewiß im erſten Moment der Verzweiflung ſeinem Sohne nachgereiſet: er dachte ſogar daran, nach welchen zu ſchicken; aber er zauderte und ein Theil des Tages verging, ehe er zu einem feſten Entſchluß gekommen war. So wurde es vier Uhr; dies war die Stunde, wo er gewöhnlich die Herzogin beſuchte. Maſchinenmäßig ſchellte er. Es war angeſpannt und ohne daß er ein Wort ſagte, fuhr ihn der Kutſcher nach dem Hotel der Herzogin. Alle, welche das Leben des menſchlichen Herzens kennen, wiſſen, zu welcher Zeit es ſchwer iſt, die Leidenſchaft im Zaume zu halten, wenn ſie erſt geboren iſt, oder ſie wieder anzufachen, wenn ſie im Sterben liegt; ſie werden auch ohne Mühe begreifen, daß dieſe Illuſion, mit der ſich Octav und Frau v. Dienne noch einmal zu täuſchen ſuchten, von nur kurzer Dauer war.

Als Albert von Paris abreiſete, hatte er ſich keinen Augenblick beſonnen, aber Vertrauen und Begeiſterung waren in ſeinem Herzen erſtorben. In den erſten Tagen der Jugend hält man alle Prüfungen für entſcheidend: Freuden wie Leiden ſcheinen uns gleich unabwendbar. In einem Tage der goldnen Träume ſeiner Kindheit beraubt, bildete ſich Albert ein, ſeine Seele ſei für immer verödet, und keine Blume könne ihr mehr entſprießen. Aber jemehr er ſich dem Ziele ſeiner Reiſe näherte, deſto mehr nahm ſein Schmerz, ohne ganz zu verſchwinden, einen ſanftern Charakter an. Wie er zuerſt in der Ferne die Berghöhen der Dauphinee erblickte, da fühlte er ſich von den Empfindungen erfüllt, die nach den Kriſen des Lebens der Anblick der heimiſchen Umgebung und die Rückkehr in die Fluren, wo wir unſre Jugend verlebt, erregen. Schon einige Meilen von Blignieux erkannte er jeden Strauch am Wege, jedes Gebüſch, jede Erhöhung des Terrains wieder; es war ihm jetzt, als ob ſich ſein Leben wieder mit dem Bande verknüpfe, das er vor vier Monaten zerriſſen, und er frug ſich, ob dieſe vier Monate nicht ein Traum geweſen ſeien.

Digitized by Google

Als der Wagen den Hof des Aubiers und den nach Blignieux führenden Seitenweg erreichte, ſprang Albert aus der Diligence und eilte mit klopfendem Herzen nach dem Schloſſe. Am Anfang der langen Ulmenallee kamen ihm ſeine beiden Hunde, die ſein Kommen gewittert, mit ungeſtümen Liebkoſungen entgegengeſprungen. Ihnen folgte langſamen Schrittes die alte Marianne, die, ſeitdem ſie den Brief an Albert geſchrieben, ſtündlich ſeine Ankunft erwartete und ihm jeden Tag entgegengegangen war. Der Jüngling entzog ſich bald ihrer Bewillkommnung: er eilte zur Thür des Salons und öffnete ſie mit zitternder Hand. Seine Mutter ſaß auf dem gewöhnlichen Flecke. Weder ſie noch ihre Umgebung hatten ſich ſehr verändert. Wenn das Geſicht nicht etwas bläſſer und magerer geweſen wäre, ſo hätte Albert glauben können, er habe ſie erſt geſtern verlaſſen. Als ſie ihn eintreten ſah, erblaßte ſie, erhob ſich halb in ihrem Seſſel und ſank wieder zurück; er warf ſich vor ihr auf die Knie und einige Augenblicke lang vernahm man nur unartikulirte Laute und unzuſammenhängende Worte.

Mutter! ſagte endlich Albert, ich bin es, ich bin zurückgekehrt, um dich nicht wieder zu verlaſſen.

Ich danke dir, mein Kind! erwiderte ſie; da Gott dich wieder zu mir geführt, geſtattet er mir, noch länger zu leben, und verzeiht mir, daß ich dich zu ſehr liebe!

Dies war der Anfang einer ſichtbaren Veränderung des Benehmens der Frau v. Esparon gegen ihren Sohn, als ob dieſe Erſchütterung die kalte und eiſige Hülle, mit denen ſie alle ihre Gefühle verbarg, ganz gebrochen hätte. Auch hatte Albert einen ſolchen Schatz von Hingebung, Dankbarkeit und Liebe in ſeinem Herzen, daß er ſich nicht mehr über die ſcheinbare Kälte, mit der ſie zuweilen ſeine Liebkoſungen erwiderte, täuſchte. Zurückhaltende Naturen, wenn man nur die Kunſt verſteht, ſie zu errathen, haben wenigſtens den Vortheil, daß man ihnen eine Unzahl von Uebergängen und Nuancen zu gute rechnet, die bei mittheilſamern Charakteren unbemerkt bleiben. Während der erſten Wochen ſeines Aufenthalts in Blignieux fühlte ſich Albert ganz beſeligt von den Entdeckungen, die er Tag für Tag in dem Herzen ſeiner Mutter machte, und die durch die kleine Anſtrengung, die ſie ihm machten, ihm nur noch koſtbarer wurden.

Dennoch fand er ſeine Ruhe nicht wieder. Vergebens verſuchten ſeine Gedanken, die gewaltſam losgeriſſen waren von den zu theuern Gegenſtänden, die ſie ſo lange beſchäftigt, zu innerm Frieden zu gelangen in dem einförmigen Leben, wo ihn nur die Liebe ſeiner Mutter erquickte. Er fühlte ſich von räthſelhaften Empfindungen bewegt, deren Urſache und Ziel ihm zu errathen unmöglich war. Während er ſich ſagte, er ſei glücklich, mußte er ſich doch eingeſtehen, daß er mit geheimer und unerklärlicher Unruhe in die Zukunft blickte. Er glaubte ſich von dieſer Unruhe zu heilen, wenn er mit verdoppeltem Feuer ſich an das Herz ſeiner Mutter legte; aber Frau v. Esparon, obgleich ſie erfreut war, die Liebe ihres Sohnes wieder zu beſitzen, war außer Stande, in ſeinem Herzen zu leſen; ihre Heirath, ihr einſames Leben hatten ſie ſo in Unwiſſenheit erhalten, daß die unbeſtimmten Symptome, die geheime Unruhe, welche durch Alberts Liebkoſungen ſchimmerten, für ſie keine Bedeutung hatten und von ihr unbemerkt blieben.

Eines Tages, gegen Ende des Sommers, ging Albert auf der Terraſſe von Blignieux ſpaziren, als ein Hirtenknabe ſich ihm näherte und ihm ſagte, daß ihm Jemand an dem Hofe des Aubiers erwarte. Bei dieſer Nachricht

fühlte ſich Albert von einer großen Unruhe bewegt; obgleich er bei ſeiner Rückkehr nicht ein einziges Mal von ſeinem Vater geſprochen hatte, konnte er ſich doch nicht erwehren, an ihn zu denken. Er wußte nicht, ob er in dieſem Unbekannten, der ihn erwartete und der ihm die geheime Botſchaft brachte, Herrn v. Eſparon zu ſehen hoffen oder fürchten ſollte; aber halbwegs zwiſchen Blignieux und der großen Straße wurde dieſer Zweifel gelöſet: er ſah den Unbekannten ſich entgegenkommen und konnte bald in ihm den Oberſten, Georg v. Charvay, erkennen.

Herr v. Charvay öffnete ſchon von weitem ſeine Arme; Albert eilte ihm entgegen, bewegt wie ein Schuldiger, und ſtammelte einige Worte ohne Zuſammenhang. Der Oberſt drückte ihn an die Bruſt und ſprach:

Wenn zwei Männer in ehrenhafter Weiſe die Degen gekreuzt haben, ſo iſt es Brauch, daß der Beſiegte nach ſeiner Heilung ſeinem Gegner einen Beſuch abſtatte. Ich wollte die Sitte nicht umgehen, und hier bin ich! Verzeihen Sie mir?

Ach! Herr, ſagte Albert mit Thränen in den Augen, ich, ich allein muß mein ganzes Leben lang Sie um Verzeihung bitten!

Nein, Albert, ſagte Herr v. Charvay mit liebevoller Würde; Sie haben ſich wacker benommen. Und hätte es mir zehnmal mehr Blut gekoſtet, ich würde froh ſein, Ihre Augen von einem ſo ſchönen Zorn entflammt geſehen zu haben. Ich erfuhr ſeitdem, daß Sie Paris ein paar Tage darauf verlaſſen haben, um zu Ihrer Mutter zurückzukehren. Albert, Sie ſind ein edler Menſch.

Albert dankte Herrn v. Charvay mit einem Blick und fragte ihn dann ſchüchtern, was ihn in die Hochalpen führe.

Ich könnte Ihnen ſagen, erwiderte der Oberſt, es ſei das Verlangen, Sie wieder zu ſehen; aber das iſt nicht das einzige Motiv.

Er unterbrach ſich einen Augenblick und fuhr dann fort:

Wenn ich den Leuten hätte glauben wollen, ſo kam es nur auf mich an, mein Glück als Militär zu machen; aber ich habe meine Schuld an das Vaterland bezahlt, und das Uebrige iſt nur eine Sache der Eitelkeit: außerdem hatte ich nicht den Muth, mich von meiner Tochter zu trennen; ich habe den Abſchied genommen und komme jetzt mit meiner geliebten Alice hierher, um mich in Euern Bergen niederzulaſſen.

Sie!

Ja, ich habe acht Meilen von hier, in dem Thale von Ogerelles das Gut Rouvré gekauft, das früher meiner Familie gehörte, — ein hübſches Schloß, ein großer Park, viel Wild: ich rechne darauf, daß Sie mich oft beſuchen ... ſehr oft, nicht wahr?

Albert verbeugte ſich; ſie gingen einige Minuten lang ſchweigend neben einander her. Dem Jüngling brannte eine Frage auf den Lippen. Der Oberſt ahnte es und ſagte mit einem Tone, der den Gedanken an eine Beleidigung nicht aufkommen ließ.

Albert, Sie fragen mich nicht nach Ihrem Vater?

Ich wagte es nicht, murmelte er.

Herr v. Eſparon iſt nicht glücklich; er kann es nicht mehr ſein. Ihre Abreiſe hat einen ſchmerzlichen Eindruck auf ihn gemacht ... Zuletzt ſind die Bande, welche ihn in Paris feſthielten, gelöſt worden.

Was ſagen Sie? frug der Jüngling.

Ja; die Perſon, welche ihn liebte, konnte ſich nicht länger mit Illuſionen

Digitized by Google

täuſchen. Dadurch kam etwas Gezwungenes in ihr Verhältniß, was ſie Beide empören mußte. Sie haben ſich getrennt, und diesmal für immer. Sie iſt nach Italien abgereiſt, wo, wie man ſagt, ſie bleiben wird.

Und er? frug Albert beklommen.

Er hat in der Arbeit Stärkung und Entſchädigung geſucht; aber auch hier haben ſich ſeine Kräfte als Verräther gezeigt. Herr v. Esparon iſt ein Mann ſeiner Zeit. Zu haſtig beſtrebt, zu genießen, hat er nicht Zeit gefunden, in den tiefen und ſichern Schachten, die allein das reine Gold geben, zu arbeiten. Seine Phantaſie hat ſich in glänzenden Ausſchweifungen erſchöpft. Jetzt iſt er vierzig Jahr, ſteht alſo in dem Alter, wo man große Dinge verrichtet, wenn man ſeinen Geiſt mit Sorgfalt und Geduld genährt hat, oder langſam unterliegt, wenn man den vorübergehenden Erfolg dem dauernden Ruhme vorgezogen hat. Auch hat dieſer letzte Verſuch in ihm nur das ſchmerzliche Gefühl der Ermattung zurückgelaſſen. Er geſteht es ſich noch nicht ein, aber er leidet ſchon darunter. Ich kenne einige ſeiner Freunde; ſie erzählten mir, daß Herr v. Esparon nicht mehr zu erkennen ſei. In wenigen Monaten iſt er um zehn Jahr älter geworden. Er fühlt, daß ſein Ruf ſchwindet, daß neue Namen den ſeinen verdunkelten. So zürnt er der Welt, ſeinen Freunden, ſich ſelbſt. Bald verſucht er den Augenſchein zu widerlegen, und dann klammert er ſich mit Energie an die letzten Reſte von Talent und Ruhm, die ihm unter den Händen verſchwinden. Bald proclamirt er mit fieberhafter Freude ſein Sinken, verwünſcht die Illuſionen ſeiner Jugend, die ihn von glücklicheren Pfaden verlockt, und klagt ſich nicht wegen ſeiner Fehler, ſondern wegen ſeiner getäuſchten Hoffnungen an.

Ach! Was ſoll daraus werden? murmelte Albert.

Herr v. Charvay lächelte mehr mit Melancholie als Bitterkeit. — Ich glaube es Ihnen prophezeihen zu können, ſagte er; wenn er endlich vor einer Wirklichkeit ſteht, die zu unbarmherzig iſt, um ſich miskennen zu laſſen, wenn er ſich zu unglücklich in ſeiner Vereinſamung fühlt, dann werden die Erinnerungen an ſeinen Sohn und an Blignieux mit erneuerter Macht über ihn kommen. Dann, Albert, werden Sie Herrn v. Esparon an Ihre Thür klopfen und unter Ihrem Dache Schutz ſuchen ſehen, gleich einem wandermüden Pilger. Dann nehmen Sie ihn auf; er wird Ihres Mitleids werth ſein; er hat dann allmälig Alles, was er von dem Leben verlangte, verloren!

Nach dieſen traurigen Eröffnungen fühlte Albert, wie ſein Kummer nur wuchs. — So muß alſo Alles enden, was der Phantaſie und dem Herzen lächelt! Poeſie, Vertrauen, Liebe, die geliebten Träume unſrer Jugend wären nichts als Gefahr und Trug!

Während dieſes Geſpraches näherten ſie ſich der großen Straße. Schon erblickten ſie von fern den Hof des Aubiers, deſſen beſtaubtes Weinſpalier in der Abendſonne ſchimmerte. Der Wagen des Herrn v. Charvay wartete an der Ecke der Straße im Schatten eines dichten Schlehengebuſches, das aus den Spalten der Felſen an der Wegſeite wuchs. Der Poſtillon war abgeſtiegen und rauchte ruhig ſeine Pfeife. Rechts auf einem Raſenhügel ſaß ein junges Mädchen, das die Gebirgsluft mit Wonne einathmete und unverwandt nach der Seite von Blignieux blickte.

Als ſie Herrn v. Charvay ſah, ſtand ſie auf und wollte ihm mit faſt kindiſcher Lebhaftigkeit entgegenlaufen; aber als ſie gewahrte, daß er nicht allein war, wurden ihre Schritte allmälig langſamer, bis der Oberſt und Albert herankamen.

Digitized by Google

Alice, ſagte der Oberſt zu ihr, ich ſtelle dir einen Freund vor, den Herrn Grafen Albert v. Esparon.

Alice machte eine graziöſe Verbeugung und wurde purpurroth. Albert war nicht weniger aufgeregt als ſie. Das Auge des Oberſten ruhte auf Beiden mit einem Wohlgefallen, das keinen Zweifel über ſeine Pläne übrig ließ.

Meine Tochter, ſagte er endlich, wir müſſen weiter reiſen. Wir haben noch acht gute Meilen von hier bis Rouvré; ein andermal, wenn wir nicht grade in Reiſekleidern ſind, kommen wir nach Blignieux und ich werde die Ehre haben, dich der Frau Gräfin v. Esparon vorzuſtellen.

Leicht ſtieg Alice in den Wagen, nachdem ſie Albert noch einen Blick geſchenkt, der ihn vollends verwirrte. Ach, ſchämen Sie ſich doch, flüſterte der Oberſt ihm mit einem fröhlichen Lächeln zu; meinem Degen gegenüber waren Sie gefaßter. Dann ſetzte er ganz laut hinzu: Albert, Sie kennen den Weg nach Rouvré; zwei Stationen von hier bis Souchons, dann links über die Ebene! Ich verlaſſe mich auf Ihr baldiges Kommen: Nun vorwärts!

Herr v. Charvay ſtieg in den Wagen, der Poſtillon ſetzte ſich auf und das Geſpann trabte fort.

Eine Stunde ſpäter war Albert wieder in Blignieux. Alles war dort wie gewöhnlich: ſeine Hunde umſpielten ihn; Frau v. Esparon ſaß in ihrem großen Fauteuil und unterbrach nur ſelten das Schweigen, auf der Treppe vernahm man das Brummen der alten Marianne und dennoch fühlte Albert, daß Alles für ihn anders geworden, daß ein lieblicher Strahl in ſein Herz gedrungen war, und daß er jetzt mit der Erfüllung ſeiner Pflicht eine neue Empfindung, eine neue Hoffnung verbinden konnte.

Feuilleton

Vaterland! Es ſpricht ſich heute doch anders aus, dies Wort, als vor zwanzig, als vor funfzig Jahren. Hat ſich nicht ſelbſt in dem allerkürzeſten Zeitraume des letzten Monats die Bedeutung jener drei Silben wunderſam erhöht und verſtärkt? Iſt ihr Ton nicht voller, wärmer, feierlicher geworden ſeit der Mitte des April und ſeit wir die Vertreter von ſiebzehn Millionen unſeres Volks um Einen Thron verſammelt ſehen? Das Vaterland iſt lebendig geworden in dem großen Bilde jener Verſammlung. Lebendige Rede erſchallt aus ihr. Lebendige Thaten werden von ihrer Wirkſamkeit zeugen und dein theures Haupt mit neuem Lorbeer ſchmükken: Vaterland! Vaterland!

Wie ſüß erklingt dies Zauberwort, und alle feſtgeſchloſſenen Nationen der Erde haben es ſich je nach ihrer eigenthümlichen Auffaſſung in Muſik geſetzt, daß ſie es nicht blos ausſprechen, daß ſie es jauchzend ſingen können: Vaterland, Vaterland! Bei den Spaniern wurden die drei Silben zum Thema der Riegoshymne, bei den Engländern zum Rule Britannia, in Frankreich erklingen ſie als Marſeillaiſe. Wir haben kürzlich von Lamartine die Erzählung empfangen, wie die Marſeillaiſe entſtand. In Straßburg war's beim Bürgermeiſter Dietrich, daß ein junger Offizier des conſtitutionellen Heeres, Rouget de l'Isle, aufgefordert ward, das nächſte patriotiſche Feſt mit einem Geſange zu feiern. In nächtlicher Stunde am Claviere ſitzend fand er zugleich die Noten und die Worte des Hymnus, in welchem Frankreich den entzückten Ausdruck alles deſſen erkannte, was es unter «Vaterland» weihevoll begreift und die Marſeillaiſe der Franzoſen war geſchaffen. Die Marſeillaiſe der Polen entſtand gleichfalls auf dem Hohepunkte der polniſchen Geſchichte. Denn das iſt das tragiſche Verhängniß jenes Volks, daß es groß und poetiſch blühend erſt in ſeinem Unglück ward, da als es aus tauſend Wunden blutend ſein «Polen iſt noch nicht verloren» anſtimmte.

Digitized by Google

Das deutſche Vaterlandslied iſt viel älter, als alle jene und Luther hat es gedichtet. Es lautet «Ein' veſte Burg iſt unſer Gott!» Das ſollte kein Lied der Partei ſein, aber es ward dazu geſtempelt von den Verhältniſſen. Die Parteien haben ſich bekämpft und zerriſſen und das Vaterland dazu. Darüber iſt auch das Lied veraltet, und doch nicht verdrängt und noch weniger erſetzt worden. Kein größerer Dichter gehörte dazu, es durch einen andern Hymnus zu überbieten, ſondern eine größere Zeit als Luthers war. Sie wird dem Vaterlande kommen.

Und nicht blos in Berlin verſammelt es ſeine Vertreter, auch in Leipzig wandelt viel deutſches Vaterland über die Straßen, denn wir haben eben Meſſe. In dieſem großen Parlamente des deutſchen Handels herrſchen die freiſinnigſten Ideen. Ein Jeder iſt dabei nach Maßgabe ſeines Vermögens oder ſeiner Schlauheit ſtimmfähig zugelaſſen. Alles Verfahren geht mündlich und öffentlich vor ſich, die Juden ſind längſt emancipirt und mit Hilfe einer völlig unbeſchränkten Preſſe werden täglich mit Baumwolle verfälſchte Gewebe wegen plötzlichen Sterbefalls des urſprünglichen Beſitzers, oder weil die Erzeuger der Waare nach Amerika auswandern, als echte Leinwand zu Spottpreiſen zum Verkauſe angetragen.

Dazu ſingt es und klingt es durch alle Straßen von Bergmannsmuſik und böhmiſchen Harfenliedern. Wilde Menſchen werden uns gezeigt und zahme Thiere, die eigentlich wild ſein ſollten. Der ganze Roßplatz iſt mit Schaubuden beſetzt, mit Welttheatern und Wachsfigurenkabineten. Auch ein großer Ochſe iſt aus dem Muldenthale gekommen, ſich ſehen und bewundern zu laſſen.

Freiligraths Mohrenfürſt, wer hätte es geglaubt, daß er ſo viele Auflagen ſeines Dichters überleben würde, iſt ebenfalls auf der Leipziger Meſſe eingetroffen.

«Aus dem ſchimmernden weißen Zelte hervor
Tritt der ſchlachtgerüſtete fürſtliche Mohr;
So tritt aus ſchimmernder Walken Thor
Der Mond, der verfinſterte, dunkle, hervor.»

In dem Cirkus des Herrn E. Renz auf dem Königsplatze kann ihn Jedeemann ſehen. Er heißt Herr Max, wenn ich recht gehört habe und ſteht keineswegs mehr an der großen Trommel, um auf deren Fell ingrimmig loszupauken, bis es «raſſelnd» zerſpringt. Herr Renz hat ihm einen viel königlichern Wirkungsplatz angewieſen. Der Mohr fliegt auf einem edeln Türkenſchimmel in die Bahn. Ein Schuppenpanzerkleid ſchmiegt ſich an den ſchlanken Edeltannenwuchs ſeines Körpers. Schöne Augen ſchaun auf die gelenkige Anmuth ſeiner Glieder und harte Hände danken ihm für die Kühnheit, mit der er ſich auf jagendem Roſſe über die Arena galoppen läßt.

Der Mohr Freiligraths hat ſich verſchönt und verjüngt. Er hat das alte Leid vergeſſen. Aber ſein Dichter? Wenn wir ihm wieder auf deutſcher Erde begegnen wird er auf einem verwegnen Araberhengſte daherſprengen, von wehenden Tüchern und jubelndem Zuruf begrüßt? Oder wär's ein ewiges Exil, das er ſich auferlegt hätte in dem großen London und an den noch größern Handlungsbüchern eines Hauſes, welches Deutſchland mit ſeinen Eiſenſchienen belegt?

«Er denkt an den fernen, fernen Niger,
Und daß er gejagt den Löwen, den Tiger;
Und daß er geſchwungen im Kampfe das Schwert.
Und daß er nimmer zum Lager gekehrt.
Sein Auge ward naß; mit dumpfem Klang
Schlug er das Fell, daß es raſſelnd zerſprang.»

Das letzte Lied Freiligraths, welches wir vernommen, war ein tiefer Trauerklang aus der Harfe Irlands, die an den Weiden der Themſe angekettet hängt. Nur der Wind rühet ihre Saiten, wenn nicht ein deutſcher Dichter, den der Sturm aus dem eignen Vaterlande verſchlagen, hineingreift, den fremden Schmerz melodiſch ertönen zu laſſen.

Der Hunger Irlands aber hat ſich über Europa verbreitet; das iſt die Nemeſis. Mitten in einem ſeit dreißig Jahren ununteebrochenen Frieden klopft der Mangel an die Thür der Völker. Kein feindlicher Roſſeshuf hat ihre Saaten zerſtampft, keine Flotte ſperrt die Mündungen ihrer Flüſſe, keine glühenden Bomben haben ihre Speicher verbrannt. Dennoch darbt der Arme, wie nach einer verwüſtenden Fehde der Nationen und hier und da rottet ſich der Hauſe zuſammen, Keieg auf eigne Hand zu eekläten, einen zweiten Kartoffelkrieg, der, wenn er zum Ausbruche käme, ſich viel furchtbarer und blutiger geſtalten möchte, als ſein Vorgänger, welchem der Spott den Namen des Kartoffelkriegs gab.

Wenden wir uns weiter durch die Meſſe, die uns Freiligraths Mohrenfürſten zuführte. Sie hat uns auch ein Rieſenſkelet der Vorwelt, den Hydrarchos des Herrn Dr. Koch gebracht. Als einer wiſſenſchaftlichen Schauwürdigkeit ſind dem ungeheuern Knochengebäude die gelehrten Räume der Rathsbibliothek aufgethan worden. Die Eede mag ſich Glück wünſchen, vorzüglich nach Jahrgängen wie die letzten, daß ſie nicht mehr dergleichen Rieſenfreſſer zu ernäheen hat. Sie muß vormals viel reicher geweſen ſein als heute, daß ſie Weſen zu Gaſte bitten konnte, wie dieſen Hydrarchos, was veedeutſcht lauten würde: Waſſerbeherrſcher. Der Himmel bewahre die moderne Welt vor Potentaten mit ſo großem Magen.

Das Theater hatte der Meſſe eine neue Oper zugerüſtet: «Die Belagerung von Solothurn» von F. Brandenburg. Die Muſik fand Beifall. Sie rührt von einem Mitgliede der fürſtl. rudolſtädtiſchen Kapelle her. Das Buch dazu aber hat ein ehemaliger Schauſpieler, Herr Gerſtel, nach einer Erzählung der Frau Neumann-Sartori zurecht geſchnitten und als wolle er die Arbeit des Tonſetzers in voraus zu Nichte machen, ſo ſorgfältig ſind Charaktere, Handlung und Verwicklung darin vermieden.

Ein andres Stück ward in der Meſſe ſelbſt zum erſten Male aufgeführt: «Der Banquerottirer» von Aug. Haake. Dies zweiaktige Lebensbild war von mehrern Zeitungen nach der Darſtellung in Hamburg und Frankfurt a. M. ganz muthig als ein intereſſantes Stück empfohlen worden. Es iſt aber kaum glaublich, daß irgend Jemand von allem Geſchmack und Urtheil ſo ganz verlaſſen ſein könnte, um den «Banquerottirer» nicht vielmehr für das offenbare Widerſpiel eines intereſſanten Stücks zu halten, ſo leer iſt's an dramatiſchem Leben und Geiſt und von ſo roher Form.

Die Virtuoſen haben die Meßzeit Leipzigs ihren Leiſtungen niemals günſtig gelegen gefunden. Doch ward Herr Karl Schuberth, Violoncelliſt aus Petersburg, in einem Morgenconcerte, welches er im Saale des Gewandhauſes veranſtaltete, mit achtungsvoller Theilnahme gehört und als ein tüchtiger Meiſter ſeines Inſtruments anerkannt.

Rob. Heller.

Moden.

Longchamps iſt nicht mehr Mode, aber es ſcheinen jetzt dafür die Fahrten nach den Pferderennen, die im Frühjahr in der Umgegend von Paris ſtattfinden, eingetreten zu ſein und dabei zeigt man die neuen Wagen, die ſchönen Pferde und die Kleidermoden des Frühlings. Dies Jahr ſieht man bei dieſen Gelegenheiten ſehr viel große Wagen mit hohen Geſtellen. Die kleinen Brougham-Wagen, die mit ihrem niedrigen Eintritt ſo äußerſt bequem ſind, werden nur zu Fahrten in der Stadt benutzt, wenn man Einkäufe macht. Die eleganteſten Wagen ſind gelb ausgeſchlagen, was zum einfachen braunen Anſtrich des Wagenkaſtens paßt und zum äußerſt modernen dunkelblauen Anſtrich ſehr hübſch ausſieht. Die Herren, die ihre Wagen ſelbſt leiten, wählen noch zuweilen die kleinen amerikaniſchen Wagen, weil ſie ſo leicht und ſchnell gehen, doch ſieht dieſe Form neben den breiten und vollen Geſtellen des neuen Geſchmacks etwas ärmlich aus.

Was die Frühlingsmoden der Herren betrifft, ſo kann man ſich nicht über die Unthätigkeit der Mode beklagen, wenn man die Menge neuer Anzüge im verſchiedenſten Schnitt angefertigt und die vielen neuen Stoffe ausgeſtellt ſieht. Der allgemeine Charakter aller Herrenkleider beſteht in großer Bequemlichkeit des Schnitts, großer Leichtigkeit der Stoffe und großer Weichheit der Formen. Die Bequemlichkeit des Schnittes wird bis zur Unſchönheit ausgeführt; von vorn ſehen die Herrenröcke mehr oder minder wie Tweeds aus, die keine Taille formen, von hinten ſitzen dagegen die Röcke genau in der Biegung der Rücken und die Taille hängt tief unten bei allem Negligéeanzuge und bei den Ueberziehröcken. Der ſchwarze Ceremoniefrack, den man im Sommer weniger trägt, geht von dem Typus der nachläſſigen Bequemlichkeit etwas ab, daher auch die Taille deſſelben kürzer und einſchneidender als die bei den übrigen Röcken gemacht wird. Die Schöße dieſer Fracks ſchneidet man jetzt im Ganzen länglicher und unten ſchmäler abgerundet als früher, die Bruſtklappen ſind ſchmal und ſehr weich fallend gemacht und die Kragen werden breit im überfallenden Theil und hoch und hohl im ſtehenden Theil getragen. Die ſchwarzen Ceremoniefracks ſind immer gekreuzt und alſo mit zwei Reihen mittelgroßer Knöpfe angefertigt. Auch der Phantaſiefrack iſt oft mit zwei Reihen Knöpfen gemacht, doch kreuzen deſſen Vorderblätter ſo wenig, daß die unterſten beiden Knöpfe nicht zu ſchließen gehen, und daß erſt mit dem dritten Knopf das Zumachen möglich iſt. Das Vordertheil und der Schooß bilden am Phantaſiefrack eine fortlaufende Linie, die ſich unterhalb der Taille in einem runden Bogen nach hinten ſchwingt. Die Aufſchläge des Phantaſiefracks ſind breit und kurz, der Kragen deſſelben iſt hoch und gewölbt gemacht. Die Aermel aller Röcke werden weit geſchnitten, an der Hand ſchließen ſie mit zwei Knöpfen ziemlich knapp, jedoch ohne einen Aufſchlag abzuzeichnen. Das dunkelblaue Tuch iſt zu Phantaſiefracks ſo beliebt, daß man faſt ſagen könnte, man trägt nur dunkelblaue Fracks mit gelben Metallknöpfen in Paris. Das Futter aller Fracks beſteht in ſchwerem ſchwarzen Seidenzeug. Der Reitfrack, habit-jaquette genannt, wird nur mit einer Reihe Knöpfe und einer Art Shawlkragen gemacht; er ſchließt oben über der

Digitized by Google

Bruſt mit zwei Knöpfen und ſeine kurzen und ſehr abgerundeten Schöße ſieht man von vorn gar nicht, obgleich ſie nicht vom Vordertheil abgeſetzt ſind. Man macht ihn oft von dunkelgrünem Tuche und gibt ihm außen eine kleine Bruſttaſche auf der linken Seite. Für alle andern Röcke ſind die äußern Taſchen, und insbeſondere die äußern Bruſttaſchen abgekommen. Den Uebergang zu ben Gehröcken bildet ein Rock, der von vorn wie ein Tweed und von hinten wie ein kurzer Frack ausſieht; er hat abgerundete kurze Schöße, abgerundete ſchmale Bruſtklappen und eine Reihe Knöpfe; man ſah dies Modell in nußbraunem Tuch ausgeführt und die Ränder dieſes Rocks waren nicht beſetzt, ſondern abgeſteppt. Es ſcheint überhaupt, daß man den Beſatz mit Schnuren oder Borden wieder aufgibt und dafür lieber die Ränder abſteppt. Für den Gehrock iſt jetzt die eigentliche Jahreszeit und ſo ſieht man ihn auf den Spazierorten am häufigſten. Unſer heute beiliegendes Modeblatt zeigt ein ganz modernes Modell deſſelben, woran beſonders die Kürze und Weite des Rocks zu bemerken iſt, der ſchon an der Hüfte reichlich falbelt.

Natürlich trägt man auch im Sommer, und beſonders um jetzige Zeit, noch Ueberziehröcke und dieſe folgen den allgemeinen Regeln, ſehen von vorn grade und ohne anliegende Form wie ein Tweed aus, ſchließen ſich hinten dagegen, wo ihre Taille tief unten hängt, genau der Form des Körpers an. Der Rock der Ueberzieher iſt natürlich ſo lang, um den darunter ſitzenden Rock zu decken, er iſt aber viel kürzer und weiter als früher geſchnitten. Dieſe Röcke haben meiſt Aermelaufſchläge, und dieſe ſowol, wie der Kragen, ſind oft mit Sammt oder zuweilen mit Seidenzeug gedeckt. Den Ueberzieher wählt man von bronzefarbigem Tuche. Noch eine Art Sommertweed iſt zu erwähnen, deſſen Modell von erbsfarbigem Tuche angefertigt war; dieſer Tweed war mit zwei kleinen Patten geſchloſſen, ringsum mit zwei Finger breiten gleichfarbigen Borden beſetzt und oben um den Hals mit einem breiten Shawlkragen geſchloſſen.

Die Beinkleider ſcheinen ihren Schnitt gar nicht mehr zu ändern, ſeit zwei Jahren iſt er faſt ganz derſelbe geblieben und man macht nur nach Wahl die Beinkleider bald etwas weiter, bald etwas enger, bald mit, bald ohne Fußriemen. Selbſt die Hoſenſtoffe liefern nichts entſchieden Neues, obgleich die geſtreiften und bie noch beliebteren gegitterten Muſter bie größte Mannichfaltigkeit zeigen. Einfarbige Stoffe von einem zarten Farbenton gehören zu den Pariſer Neuigkeiten, auch die gegitterten und geſtreiften Hoſenzeuge dürfen nicht grell ſein.

In den Weſtenſtoffen gibt es eine große Auswahl, obgleich auch hierunter die einfarbigen oder die nur unſcheinbar gemuſterten den modernſten Geſchmack bekunden. Strohgelbe oder Chamois-Weſten trägt man häufig zum gewählten Anzug. Die Form der Weſte, wie ſie die Figur auf unſerm Modebild Nr. 29 zeigt, iſt ſehr allgemein gemacht, ſelbſt zum Putzanzug wählt man nur dieſen Schnitt, läßt aber dann die ſichtbaren Taſchen weg und macht den ganzen Sitz der Weſte etwas ſteifer.

Zum Negligéeanzug ſchlägt man einen langen vollfarbigen Shlips um, zum beſorgteren Anzug trägt man kleine ſchwarze oder buntfarbige Halstücher, welche außer dem Knoten nur kurze Enden geben; zum Diner kann man nicht gut ohne ein weißes Halstuch gehen.

Das Hemd wird beim jetzigen Weſtenſchnitt breit und tief auf der Bruſt ſichtbar. Die Hemdbruſt iſt zuweilen geſtickt, aber am häufigſten in über zollbreite Quetſchfalten gebrochen, oder es wechſeln auch Quetſchfalten und Streifen, von ganz ſchmalen Fältchen gebildet, ab. Den Halskragen trägt man aufrecht ſtehend, die Manſchetten ſchlägt man um auf den Aermel.

Die großen Bärte und die langen Haare geſtattet man noch während des Sommers auf dem Lande; im Salon ſind ſie zweifelhaft zuläſſig. Man raſirt das Geſicht ganz glatt bis auf ein ſpitziges Lippenbärtchen, oder man behält auch auf dem Kinn noch etwas Bart bei. Das Haar trägt man in der Höhe des Ohrs ringsum leicht gewellt und es iſt mit einem Scheitel in der Mitte des Kopfes oder zur Seite getheilt.

Die Hüte haben faſt gar keinen Rand und und einen mittelhohen graden Kopf.

Die Stiefeln ſtehen auf einem hohen Abſatz und haben breite grade Spitzen. J.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

№ 28. Pariſer Damenmoden. Stadttoiletten. Ueber dem Taffetrock der erſten Figur liegt ein Mantelet, den Faldeln, Bandrüchen und Franſen garniren. Der glacirte Pekinoberrock der zweiten Figur iſt mit einer Pelerine gedeckt und mit einer Poſamentirarbeit beſetzt.

№ 29. Pariſer Herren- und Damenmoden. Frühlingsanzüge. Das Kleid der Dame iſt von geſtreiftem und brochirtem Pekin gemacht und mit Schrägen und Poſamentirſchleifen ausgeputzt; die Halstuchmantille garniren breite Spitzen und der Hut iſt von gemuſtertem Stroh gemacht und mit ſchottiſchem Band verziert. Der Herr zeigt die neueſten Frühlingsmoden.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mode 1847 N.° 28

Digitized by Google

Die Mode 1847 N.° 29.

Digitized by Google

Die Mode

Zeitung für die elegante Welt.

№ 20. Pränumerationspreis halbjährlich 2$\frac{1}{3}$ Thaler. 1847.

Die Sphinx.

1.

Die bleiche Herbſtſonne neigte ſich ſchon dem Meere zu und die Mönche von St. Gildas von Kerlut verließen ſoeben nach verrichteter None die Kapelle. Vor der Thür derſelben waren nur der Sakriſtan und der Prior ſtehen geblieben, die ſich zu ſtreiten ſchienen.

Ihr vertheidigt eine ſchlechte Sache, meinte der Letztere, Ihr durftet unter keinem Vorwande einem Fremden geſtatten, in dieſes Haus zu treten.

Der Jüngling ſah ſo ehrlich und ſo bekümmert aus, daß ich glaubte, ihn einlaſſen zu dürfen, war die Antwort.

Fürchtet die, welche im Schafpelz zu euch kommen! ſagte der Prior. Seit einigen Monaten hört man in dieſem Winkel der Bretagne von nichts ſprechen als von Feuersbrünſten und Plunderungen, Seeräubern und Mördern. Wer ſind die unheimlichen Geſtalten, die man im abendlichen Dunkel umherſtreifen ſieht? Durch welche unſichtbare Macht iſt plötzlich unſer Nachbar, der Baron v. Erdeven, verſchwunden? Unerklärliche Vorfälle, deren Schauplatz dieſer einſame Strand geworden, ſchreiben uns ein kluges Mistrauen vor.

Es iſt nur zu wahr, mein Vater, erwiderte der Sakriſtan; Niemand kann uns beſchützen, Niemand uns über die geheimnißvollen Ereigniſſe, welche uns beunruhigen, Aufklärung geben.

Nein; der, welcher uns vertheidigen ſollte, kennt die Urſachen unſrer Beſorgniſſe, wenn er ſie nicht gar ſelbſt veranlaßt, und das Schickſal des Barons v. Erdeven iſt nicht aller Welt ein Geheimniß. — Dieſer Graf Bangor, von dem Jedermann ſpricht und den Jeder meidet ... er ſoll es ſein, den man Nachts umherirren ſieht; in der Einſamkeit ſeines Schloſſes ſoll er ſich geheimen und verbotenen Künſten ergeben.

Vielleicht könntet Ihr ihn aufſuchen, um ihn über die Angelegenheit, die uns ſo ſehr beſchäftigt, zu befragen? meinte der Sakriſtan.

Ich bin gewohnt, die zu meiden, welche den Anblick ihrer Nebenmenſchen fliehen, antwortete der Prior. Aber vielleicht bringt uns der Unbekannte, den Ihr ſo unvorſichtigerweiſe zugelaſſen habt, einige Aufklärung.

Wenn es nicht ein Novize iſt, der von einer unwiderſtehlichen Vocation getrieben iſt, entgegnete der Sakriſtan.

Oder gar ein Menſch, der ſich unter der Verhüllung eines Katechumenen in das Haus ſchleicht, welches er ſpäter zu plündern beabſichtigt.

Allerdings lagen wenig Abteien in einer einſamern Gegend als St. Gildas von Kerlut, das auf einer Höhe ſtand, von welcher man bis an die den Horizont begrenzenden Hügel keine Wohnung, keinen gebahnten Weg erblickte. Dahinter umſchloß dichter Wald den Teich von Kernock, und über den Eichen ſtiegen die Zwillingsthürme des Schloſſes empor. Ein paar magere Kühe, ein einſamer Schäfer und ganze Schaaren von Raben belebten allein dieſe öde bretagniſche Landſchaft. Den Vordergrund nahmen die Bäume des Obſtgartens der Abtei ein, unter denen man den Fremden, deſſen Beſuch die Neugier der beiden Mönche ſo ſehr erregte, auf- und abgehen ſah.

Der Bruder Sakriſtan hatte ſich in ſeiner Vermuthung nicht ganz getäuſcht. Der junge Mann wollte den Abt um Rath bitten, ihm Zweifel, welche ſein Herz quälten, vorlegen. Der Fremde, ſichtlich ein Mann von höherm Stande, vereinigte ſo ſehr mit einer gewiſſen Emphaſe im Ausdruck eine nicht zu verkennende Aufrichtigkeit, daß der Ehrwürdige Pater Saint-André beſchloß, ihn geduldig anzuhören. Es galt einer Seele die Wege des Heils wiederfinden zu helfen; eine ſo heilige Pflicht trug den Sieg davon über das Langweilige des Anhörens von Bekenntniſſen, welche der Prior vorausſah.

Obgleich ich noch ſehr jung bin, ſagte der Unbekannte, habe ich doch keine Zukunft mehr; kein Band knüpft mich mehr an die Welt, und das Schickſal verdammt mich zu einer ewigen Einſamkeit.

Wer mit Gott wohnt, iſt niemals allein, ſagte der Prior.

Dieſer Gedanke, ehrwürdiger Vater, führt mich hierher. Ahnen entſtammt, welche in dieſer Abtei ruhen, in einer Umgebung aufgewachſen, die mir gelehrt hat, Euch zu achten, komme ich hierher, um Euch zu bitten, mir mit Eurem Rathe beizuſtehen, meinen Glauben zu läutern, mein Gewiſſen zu leiten und einem Menſchen, den die Einſamkeit niederdrückt, zu geſtatten, von Zeit zu Zeit ſich bei Euch ſelbſt zu vergeſſen.

Dieſe Worte erregten die Theilnahme des Priors, der ſeine Augen zu dem Jüngling erhob und ſich anſchickte, ihn nach ſeinem Namen zu fragen, als der Letztere dieſer Bewegung der Neugier zuvorkam und haſtig fortfuhr:

Vielleicht ſuche ich dereinſt in dieſem Kloſter eine Zuflucht vor meiner Lebensmüdigkeit, vor der Reue, welche die Kraft eines ſehr kurzen und ſchon zu langen Lebens bricht; Eure Erfahrung wird meine Führerin ſein und beurtheilen, ob dieſes Verlangen erfüllt zu werden verdient und ob es von einer wahrhaften Vocation herrührt.

Ich kann Euch darauf nicht antworten, bevor ich Euch nicht beſſer kenne, erwiderte der Prior, in dem ſich Neugier und Mistrauen ſtritten. Ihr werdet mir Euer Herz eröffnen und der Himmel wird mir die Kraft verleihen, es mit ſeinem Troſte zu erquicken.

Digitized by Google

Der Fremde ſchwieg eine Weile, von einer ſtarken Gemüthsbewegung erfüllt; plötzlich dann ſtillſtehend und mit raſcher Entſchloſſenheit rief er aus:

Wohlan, da Ihr mir ein Aſyl anbietet, nehme ich es an; Ihr ſollt Alles wiſſen. In Eure Bruſt werde ich die Burde der Gedanken niederlegen, die mich erdrücken und die ich allein zu tragen nicht im Stande bin.

Wenn das Mittheilen Euch ein Troſt iſt, mein Sohn, ſo gebietet mir chriſtliche Barmherzigkeit, Euch anzuhören. Sprecht, mein Sohn; der Prieſter, der Freund hört euch, ſagte der Prior.

Ihr werdet, ſprach der Fremde, nur die Geſchichte eines einfachen und an Ereigniſſen armen Lebens hören, eine Geſchichte, die aus Sandkörnern zuſammengeſetzt iſt.

Sie ließen ſich auf einer Bank nieder; der Jüngling ſammelte ſich und begann folgende Erzählung.

Dem Tode verdanke ich die wichtigſte Lehre meines Lebens, die Quelle meiner Leiden iſt, leider, nur noch eine Erinnerung und ein Selbſtvorwurf... Die erſte Freundin meiner Kindheit hieß Margarethe; ihre Aeltern und die meinen, verbunden durch lange Freundſchaft, hatten die Mauer, welche ihre Beſitzungen von einander ſchied, niederreißen laſſen und ihre Kinder vereinigt, um ihnen eine gemeinſchaftliche Erziehung zu geben. Wir hegten gegeneinander eine echte Geſchwiſterliebe; aber wer Margarethe und mich ſah, hätte meinen können, wir ſeien eine Seele in zwei Korpern. Unſre Herzen waren ſo eng verknüpft, daß ſie ſich gegenſeitig erriethen, und daß Margarethe zuweilen auf die Gedanken ihres Bruders antwortete, ehe ſie laut ausgeſprochen worden. Wir verließen uns faſt nie; Freude und Leid trugen wir gemeinſam; Jeder von uns Beiden lebte in dem Andern. Unſre Genuſſe waren nicht lebhaft, aber tief; unſer Leben trug das ernſte und einförmige Gepräge, das der Charakterzug reinen Glückes und vollkommner Harmonie iſt. Wie könnte ich unſre erſten Empfindungen, unſre erſten Träume ſchildern, wenn wir, neben einander auf einer Klippe ruhend, unſre Gedanken austauſchten, die noch kindiſch waren, aber dennoch duſter und ſtreng wie der Charakter dieſer Landſchaft, wo der Frühling kaum lächelt; wenn wir in langem Entzücken ſchwelgten an den ſchönen Sommertagen, wo die ganze Welt verſunken zu ſein ſcheint in heiße, ſtumme Anbetung! Dann erfüllte uns ſtundenlang eine ſuße Rührung und wir genoſſen ſchweigend die Wonne einer ſo reinen Neigung, die uns ſo nothwendig geworden war wie die lebenverleihende Luft.

Unſre Mütter hatten Pläne gefaßt, welche als Gewißheit galten bei den beiden Kindern, welchen die Worte: Wenn wir groß ſind, und: Wenn wir Mann und Weib ſind ... gleichlautend waren.

Margarethe hatte eine jüngere Schweſter, die uns ſelten verließ, obgleich ſie immer ſo gut wie gar nicht da war, denn ſie nahm nur an kindiſchen Spielen Theil, ſprach wenig und über unbedeutende Gegenſtände und hörte unſre zärtlichen oder ſchwärmeriſchen Geſpräche mit der Achtloſigkeit eines Kindes von mittelmäßigem Geiſt an. Nie entſchlüpfte ein geiſtreicher Gedanke oder ein bedeutſames Wort ihren Lippen. Ohne hart oder boshaft zu ſein, ſchien Diane doch den Empfindungen ihres Alters unzugänglich zu ſein, und nichts rührte ſie; alle Dinge gefielen ihr in gleichem Grade, und nichts konnte die Züge ihres Geſichts bewegen; ſelbſt ihre Stimme ſchien auf ihrer Lippe

und nicht in der Bruſt zu entſtehen, keine innere Erregung tönte durch ihre Harmonie. Ohne Selbſtbewußtſein, und wild wie eine Gazelle, war es ihr gleichgiltig, wenn ihre herrlichen blonden Locken verwirrt, wie die Seegewächſe unſers Strandes, auf ihren von der Sonne vergoldeten Nacken niederfielen.

Wir ſchenkten ihr wenig Aufmerkſamkeit; unſre Freundſchaft wurde von ihr nicht geſtört und beneidet, und wir liebten ſie wie ein Kind, welches zu jung iſt, um die Liebkoſungen, welche ſich in Worten ausſprechen, zu verſtehen, und keine andern begreift als diejenigen, welche man dem kindlichen Alter zuwendet. So ließ man ſie unbeachtet fortleben wie ein Kind, welches eine große Kluft von der Schweſter trennte, obgleich letztere nur zwei Jahre älter war als Diane.

Verzeiht, ehrwürdiger Vater, daß ich Euch mit dieſen Einzelnheiten beläſtige; ſie bilden die Geſchichte meiner Seele, und ohne dieſe ins einzelne gehende Darlegung würdet Ihr nicht begreifen, wie, ohne gelebt zu haben, mein Herz alt geworden iſt und warum ich mich allmälig gänzlich von der Welt zurückgezogen habe.

Eines Tages war die Familie um meinen Vater verſammelt, der ein ſehr rührendes Abenteuer aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges erzählt hatte. Wir hatten Alle geweint, außer Dianen, die ſich ſtets bei dem Anblick von Thränen wunderte und ſie mit einer Kaltblütigkeit, vermiſcht mit etwas Misbehagen, fließen ſah. Eine kurze Weile darauf vernahm man die Töne eines Jägerhorus: mein älterer Bruder kehrte von der Jagd zurück, begleitet von ſeinen Piqueurs, die ein Reh trugen, welches man in eines der untern Zimmer legte. Dorthin gingen wir Alle. Das Reh war nicht ganz todt und der Kopf, der vor dem mit einem muntern Feuer erhellten Kamine lag, regte ſich noch. Eine große klaffende Wunde in der Seite ließ rothes Blut auf den Fußboden ſtrömen, ſeine ſchwarzen, halbgeöffneten Augen ſchauten mit ſanften, erſtaunten, aber mit Todesangſt erfüllten Blicken um ſich. Dieſe großen ſammtnen Augen, der Tropfen, der, einer Thräne gleich, in ihnen ſchwamm, der ſanfte, flehende Blick flößte uns ein ſtummes Mitleid ein. Margarethe, halb knieend vor dem ſterbenden Thiere, betrachtete es ganz erſchüttert und bald fielen zwei große Thränen auf ihre Hände nieder. In mir dagegen miſchte ſich Grauſamkeit in das Bedauern; ich beneidete meinen Bruder um ſeinen blutigen Triumph, und ich hätte das arme Thier wieder lebendig machen mögen, während ich ihm doch zugleich mit Entzücken den Jagdſpieß in die Seite hätte ſtoßen können. Diane aber war von einer Neugier beherrſcht, die ſie zu verbergen ſtrebte. Neben ihrer Schweſter knieend und in der Hand eine Pfote des Thieres haltend, ſchien ſie zu verſuchen, in ſeinen Augen ein Räthſel zu löſen. Mir ſchien es, als ob in den Augen Dianens jetzt ein wunderbarer Verſtand leuchte und ihr Blick das Reh ſo ſehr mit Schrecken erfülle, daß es von Zeit zu Zeit gezwungen war, ſeine Lider zu ſchließen. Endlich ſtand Diane auf, ohne einen Seufzer vernehmen zu laſſen, und ſagte mit klarer Stimme: Jetzt ſtirbt es. Wir traten näher; ſie aber ſchien dem Schauſpiel nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit mehr zu ſchenken. Während ſie ſich entfernte, ſtreckte ſich das Thier aus; ein Schauer durchzuckte ſeinen ganzen Körper, das Auge brach und faſt menſchliche Seufzer entſchlüpften ſeiner Bruſt und der Kopf ſank ſchlaff auf den Fußboden zurück. Margarethe ſtieß einen Schrei aus, ich drehte mich unwillkürlich um und erblickte hinter uns Dianen, mit ſpöttiſcher Ruhe unſern Schmerz belächelnd ... Unſre Augen begegneten ſich und ſeit dieſem Augenblick (Ihr

werdet mich für wahnſinnig halten, ehrwürdiger Vater) nahm unſre junge Schweſter in meinen Gedanken die Wichtigkeit eines unerklärbaren Weſens an. Ihre Gleichgiltigkeit verwirrte mich; ich frug mich, ob dieſes Mädchen von dreizehn Jahren noch unbekannt ſei mit den Regungen des Gefühls, oder ob es geboren ſei mit einem Herzen von Granit. Der Ausdruck ihres Auges hatte mich belehrt, daß ſie viel mehr denke, als man ihr zutraute, und ich fühlte mich von dem heißeſten Verlangen erfüllt, zuerſt in die unverletzte Einſamkeit dieſer Seele einzudringen. Deshalb verdoppelte ich die annähernden Fragen, die zärtlichen und zum Vertrauen auffordernden Aeußerungen; und Dank den eiſigen Antworten Dianens und ihrer Unverſtändlichkeit verwandelte ſich mein Staunen bald in eine Art ſcheue Furcht. Nichts Bedeutungsloſes kam über dieſe Lippen, aber jedes Wort ließ bei näherer Betrachtung eigenthümliche Auslegungen zu; ein großartiger Verſtand wohnte vielleicht im Herzen dieſes Marmorbildes, ſo lächelnd und regungslos, wie das Bild der Sphinx. Ihre Worte glichen denen eines Kindes, deſſen naive Offenheit den Lehrer in Verlegenheit ſetzt. Sonſt war nichts Weibliches an ihr; von meinen Aufmerkſamkeiten ſchien ſie ſich weder geſchmeichelt noch verletzt zu fühlen; ſie vermied mich nicht und ſuchte mich nicht auf; ihr Geiſt hatte nicht Glitzerndes. Von Anfang an entdeckte ich in ihrem Charakter mehr Kraft, als man ihr zugetraut hatte, und in dieſer Hinſicht waren bei ihr Geiſt und Körper in Harmonie. Hatte ſie Gefühl? Diane that ſich etwas darauf zu gute, keines zu verrathen; manchmal aber ließ ſie ſich wie aus Unachtſamkeit ein paar Aeußerungen entſchlupfen, die von einem ſehr frühreifen Urtheil zeugten. Bei einer Gelegenheit, bei der wir uns jetzt nicht länger aufhalten können, rettete Diane mit eigner Lebensgefahr ihre Schweſter, ohne ſich erſt zu beſinnen und ohne ſpäter die mindeſte Selbſtzufriedenheit zu äußern.

Allmälig wußte ſie meine Neugier zu reizen durch eine Menge im Dunkel ihrer Gedanken verborgene Einzelnheiten, und ſeit dieſem Tage wurde es der Zweck meines Lebens, das Räthſel zu löſen. Unſeliges Beſtreben, deſſen Nichtigkeit ich nur zu bald entdecken mußte; aber doch ging ich mit Eifer daran: und wenn ich, müde, beſtändig das Faß der Danaiden zu füllen, in meinem Bemühen nachließ, belebte Diane von neuem meine Hoffnung, indem ſie mir Pfade entdeckte, die zuletzt zu keinem Ziele führten. Der pikante Reiz ihrer Unterhaltung, ihr boshafter Witz, die Anmuth, mit der ſie Wunden zu ſchlagen verſtand, ihre Herzenskälte, kurz, alle Widerſprüche ihres Charakters mit dem meinigen bemächtigten ſich meines ganzen Seins und ich beſchäftigte mich ununterbrochen mit ihr. Bei alledem liebte ich Margarethen mehr als ihre Schweſter; aber die Sprache der einfachen und tiefen Gefühle war mir zu eintönig geworden. Margarethe ließ ſich einem ſchönen Buche vergleichen, welches ich ſo oft geleſen, daß ich es auswendig konnte, und ohne daran zu denken, vernachläſſigte ich die mir bekannten Blätter dem geheimnißvollen Buche zu Gefallen.

Auch erblühte Diane zu einer ſo glänzenden und zugleich geiſtvollen Schönheit, daß es mir Freude machte, in ihren reizenden Zügen Geheimniſſe zu ſuchen; und wenn ich ſie verlaſſen, wenn ich einſam am Strande des Meeres, deſſen Poeſie ſie nicht begriff, irrte, da hörte ich ihre ſüße und doch ſo herzloſe Stimme durch das Rauſchen der Wellen tönen, und ich erwartete jeden Augenblick ſie aus den Wellen ſteigen zu ſehen, weiß und götterhaft, und ausgeſtattet mit dem unheildrohenden Lächeln der alten Sirenen.

Digitized by Google

Ich fürchtete ſie, ihr Herz ſchien mir von Eis zu ſein, ich liebte ſie nicht; dennoch nahm ſie mein ganzes Sein und Denken in Anſpruch. Wie es kam, daß dieſe kleinen Urſachen ſo ernſte Folgen hatten, weiß ich nicht. Vielleicht ſchuf meine Phantaſie blos luftige Geſtalten und glaubte zu ſehen, was nicht vorhanden war; aber wenn der Vorfall an ſich auch klein und unbedeutend war, ſo war immer der Augenblick für mich entſcheidend.

Die Richtung, welche mein Geiſt neuerdings angenommen, entging nicht Margarethen, die ſich anfangs nicht darüber zu beunruhigen ſchien. Dennoch hatten unſre Seelen aufgehört, ſich zu verſtehen: ihrem Ernſte antwortete ich mit Leichtfertigkeit, der Sprache des Herzens ſtellte ich die Schärfe des Geiſtes entgegen, das Gefühlvolle zog ich ins Komiſche, und Margarethe, verletzt durch meinen ſpöttiſchen Ton, zog ſich in ſich zurück. Keine Klage entſchlüpfte ihrer Bruſt; ich errieth nichts. Zeugin der Aufmerkſamkeit, deren Gegenſtand ihre Schweſter war, liebte ſie dieſelbe deshalb nicht minder; aber ihre Schwermuth wuchs täglich. Schweigend irrte ſie umher, wich uns ſcheu aus und ſuchte allerlei Vorwände auf, um die Orte zu vermeiden, wo wir früher uns eine ſo liebliche Zukunft vorgemalt hatten. Sie wurde bläſſer und bläſſer, wie eine Blume, die in den Schatten geſtellt worden, das vereinſamte Herz, das ſeinen Bruder nicht mehr fand, ſtieß ſich an dem Käfig, der es einſchloß, wund.

Eines Abends, als ich in der Umgebung des Schloſſes umherirrte, kam Margarethe langſam auf mich zu, faßte meine Hand wie ehedem, und wendete ſchweigend ihre Schritte nach einem ſteilen Felſen am Strande, von deſſen Gipfel wir früher oft das Meer betrachtet hatten. Ein Marienbild ſtand dort in der Niſche eines großen Steines, um den ein Teppich von wilden Nelken blühete, die wir alljährlich am Frohnleichnamsfeſte zu Kränzen wanden und damit den einfachen Schrein ſchmückten. Dorthin führte mich Margarethe, das Gehen wurde ihr ſchwer und ich konnte ihre kurzen und gepreßten Athemzüge hören. Als wir die Stelle erreicht hatten, wo ich für ſie einen Sitz zugerichtet und mit ſchon halbverſtreutem Moos ausgepolſtert hatte, ſetzte ſie ſich, muſterte aufmerkſam die Umgebung, ließ dann ihre Hand in meine ſinken und ihre Augen auf mir ruhen. Die tiefe Schwermuth dieſes Blickes fiel mir auf; eine vage, noch ungekannte Unruhe bemächtigte ſich meines Herzens, dieſes noch unſchuldigen Herzens, in deſſen Tiefe aber ſchon das Gewiſſen eine erſtickte Klage laut werden ließ. Meine Freundin erglänzte in einer Schönheit, die ich noch nicht an ihr bemerkt hatte; ihr Auge ſtrahlte von ſanftem Lichte; ihr matter und weißer Teint, ihre üppigen und kohlſchwarzen Haare hoben durch den Gegenſatz den Ausdruck ihrer Phyſiognomie noch mehr hervor; ſie athmete kaum; ihre Züge, von einem trüben und träumeriſchen Lächeln belebt, hatten eine übermenſchliche Unbeweglichkeit angenommen, und ſie kam mir in dieſem Augenblick vor, als ob ich ſie in einem Traume oder einer himmliſchen Viſion ſehe. Der Abend war warm und hell; das Meer ſchlummerte, der Himmel glühte; die ganze Erde war im Feiertagskleide und die untergehende Sonne goß goldene Fluten über das Meer aus.

Niedergedrückt von Erinnerungen an die Vergangenheit betrachtete ich mit Beklommenheit abwechſelnd den feierlichen Pomp der Natur und das ſchwermüthige Antlitz meiner Gefährtin. Unſer Stillſchweigen bedrückte mich; aber hätten Worte das, was jetzt in mir vorging, ausdrucken können? Ein geheimes Bangen uberkam mich, ich wollte den Laut ihrer Stimme vernehmen.

Digitized by Google

Unſre Blumen werden bald aufblühen, ſagte ich leiſe zu ihr und wies auf ihre geliebten Nelken; bald wieder werden wir das gewohnte theure Feſt feiern ...

Margarethe blickte mich an und ihren zitternden Lippen entfielen die Worte, die ich nie vergeſſen werde:

Du wirſt die Blumen allein pflücken und die heilige Mutter Gottes wird nur die Hälfte bekommen.

Da, ehrwürdiger Vater, fiel in meine Seele plötzlich und ſchreckenerregend ein grelles Licht; ich errieth Alles.

Margarethe, Margarethe! rief ich und breitete die Arme aus; mehr aber konnte ich nicht ſagen, denn mein Herz verblutete in maßloſem Schmerz. Aber ſie ſtand auf, blickte gen Himmel, legte die Hand aufs Herz und ſprach mit erſchütternder Ruhe:

Geh, ich verzeihe dir.

Ich ſank mit dem Angeſicht auf die Erde und machte meiner Verzweiflung durch Schluchzen, Flehen, unartikulirte Schmerzensrufe Luft. Sie mußte mich mit ihren ſchwachen Händen aufheben, mich tröſten, mir eine Scheinhoffnung zeigen und mich nach dem Schloß zurückführen. Ich folgte ihr verwirrt, gefühllos geworden durch den Schmerz, und als ſie in dem dunkeln Corridor, der zu ihrem Zimmer führte, mir die Hand drückte und entfloh, da war es mir faſt, als ſei es ihr Schatten, der in die ewige Nacht entſchwinde.

Ich verbrachte die Nacht vor der Thür ihres Gemachs und die folgenden Tage an ihrem Bette. Weniger als eine Woche ſpäter wurde, von Leiden verzehrt, die niemand gewahrt hatte, die arme Margarethe, die ſeit mehrern Monaten nicht mehr lebte, eine Beute des Todes. Sie ſchied ohne Groll, ohne unſer Geheimniß zu verrathen. Mir galt ihre letzte Thräne und ihr letzter Blick voll Schmerz und Liebe.

Dem Unbekannten verſagte hier die Stimme; erſt nach einigen Minuten gewann er Faſſung genug, in ſeiner Erzählung fortzufahren.

Als ich Margarethen nicht mehr ſah, machte der Schmerz anfangs jedes Nachdenken unmöglich. Die Erinnerung an ſie verließ mich nicht mehr, ihr Bild erſchien mir und machte mir bittere Vorwürfe.

Wie oft habe ich nicht, auf dem Strande, auf dem wir ſo oft gewandert, liegend, die Erde geküßt, welche ihr Fuß berührt, die Blumen, die ſie gern pflückte, mit meinen Thränen benetzt! Sie hörte mich nicht mehr ...

Die Zeit, die mich mehr und mehr über die Leiden Margarethens nachdenken ließ, weckte in mir Gewiſſensbiſſe, die ſo lange dauern werden wie mein Leben und die um ſo bittrer waren, als durch ein beklagenswerthes Verhängniß meine Leidenſchaft für ihre Schweſter, anſtatt abzunehmen, im Uebermaaß meiner Verzweiflung und meiner Reue neue Wurzeln zu finden und in innern Kämpfen an Kraft zuzunehmen ſchien. Grade durch ihre Kälte, durch die Abneigung, die ſie gegen mich zeigte, verſtärkte Diane ihre Herrſchaft über mich. Sie floh mich, wenn ich ſie aufſuchte, und verwirrte mich mit einem Bick, wenn ich mich bemühte, ſie zu fliehen; niemals gleichgiltig, feſſelte ſie mich noch durch ein unerklärliches Gefühl, welches dem Haß ähnelte. Wenn ich ihr in's Freie folgte, lenkte ſie ihre Schritte nach den Orten, welche Margarethen theuer geweſen, aber ſie erwähnte dieſelbe nie. Eines Morgens fand ich auf dem Grabe ihrer Schweſter einen Roſenſtrauß, den ich ihr den Abend vorher geſchenkt hatte. Wie habe ich durch dieſen

unnahbaren, ſpröden, nicht zu enträthſelnden Charakter gelitten! Mit welchem Kummer verglich ich dieſe beiden Seelen, und die beiden Wege, zwiſchen denen ich nicht zu wählen wußte.

Die Glut meiner Leidenſchaft hatte mich an ein gefährliches thatenloſes Träumen gewöhnt, und ich hatte eine Vorliebe für die Einſamkeit gefaßt, die mich nie verlaſſen hat. Mein Vater, der dies gewahrte, ſchickte mich als Pagen an den Hof. Kurz darauf wurde ich Offizier: das Bild Dianens wich nie von mir, und da ich das Herz eines Bretagners und die Kaltblütigkeit eines wenig um ſein Leben bekümmerten Soldaten mit in die Schlacht brachte, ſo zeichnete man mich aus. Unſer Herr, der König Ludwig XIV., hatte die Gnade, mich vor den Generälen der Rheinarmee zu beloben; zwei oder drei Gefechte, in denen ich von Glück begünſtigt war, kamen noch dazu, und mit einem Ruhme, deſſen ich müde war, bedeckt, kehrte ich nach dem Frieden hierher zurück, wo kein einziges Mitglied meiner Familie mehr lebt. Die Aeltern Margarethens haben die Provinz verlaſſen, und von allen Erinnerungen meiner Jugend iſt nur unſer alter Edelſitz übriggeblieben, deſſen Pforten ich wieder aufgethan habe, und wo ich in der Einſamkeit meine todten Eltern und mein erſtorbenes Glück beweine.

Aber in meiner Abgeſchiedenheit, entfernt von den Menſchen, deren Geſellſchaft mir unerträglich geworden, verfolgten mich zwei Feinde: die Leere und die Langeweile. Ich lebte in einer Einſiedelei, wo Gott fehlte; mein Gedanke ermattete in ziellosem Träumen. Ich habe das Bedürfniß eines Führers, einer einſichtigen und zärtlichen Fürſorge, die mich aufrecht erhält, und ich komme, ehrwürdiger Vater, um mich Euch in die Arme zu werfen.

Nach kurzem Nachdenken über dieſe einfache Erzählung ſagte der Prior: Es taugt nichts für den Menſchen, den Gott nicht erleuchtet, in der Einſamkeit zu leben: ſeine Seele verirrt und verliert ſich. Geliebter Sohn, ſagte er und ergriff des Fremden Hand, Ihr habt die menſchlichen Leidenſchaften noch nicht gekannt, aber ſie ſchlummern deshalb nicht weniger in Euerm Herzen; noch immer verlangt Ihr nach den Freuden dieſer Welt.

Ich habe reiflich nachgedacht: das Glück beſteht darin, alle Tage das Gleiche ſehen und üben, ſagte der Unbekannte.

Und habt Ihr die Freundin, die Ihr erwähntet, dieſe Diane, die Euer Herz immer noch mit Unruhe erfüllt, nicht wieder aufgefunden, und ſeid Ihr ſicher, ſie ohne Gefahr wiederſehen zu können? Prüfet Euer Herz und unterſucht, ob es nicht noch von einem geheimen Band an ſie geknüpft iſt.

Ich weiß es nicht, war die Antwort, aber ich bin entſchloſſen, der Gefahr aus dem Wege zu gehen; der Eindruck, den dieſes unerklärliche Weſen auf mich gemacht hat, iſt peinlich und mit einem Bangen verbunden; ich furchte ſie wie eine unheimliche Zaubermacht. Was ich von ihr gehört habe, erhöht noch das Gefuhl der Entfremdung zwiſchen uns. Mit einem reichen Greiſe verheirathet, glänzte Diane im bunten Gewühl des Hofes durch ihre blendende Schönheit, ihren Luxus und ihre Coquetterie. Eine Frau nach der Weiſe der großen Welt und von Huldigungen umgeben, flößt mir Schrecken ein. Von der Furcht erfüllt, einer grauſamen Täuſchung mich auszuſetzen, habe ich mich auf mein Schloß beſchränkt, das einige Meilen von Eurer Abtei liegt.

Euer Verfahren iſt klug; aber Ihr müßt Euch beſchäftigen, Eurer Miſanthropie entſagen und wieder mit Menſchen verkehren. Ich werde Euch ſtets gern bei mir ſehen; aber Ihr braucht auch Genoſſen Eures Alters und

Standes. Kennt Ihr in dieſer Gegend Niemanden, der Euch anziehen und zerſtreuen könnte?

Niemanden, ich kenne Niemanden mehr, erwiderte der Jüngling. Ein einziger Bekannter war mir übrig geblieben, ein Kriegskamerad, der Baron von Erdeven, den ich ſelten ſah, ohne ihm meine Seele zu erſchließen; aber auch er iſt ſeit einiger Zeit verſchwunden, wie Ihr vielleicht wißt. Ich habe vergebens mehrfach Nachforſchungen angeſtellt, und der Wunſch, etwas über ihn zu erfahren, hat mich mit zu Euch geführt.

Man behauptet, er ſei auf dem Grund und Boden der Marquiſe von Kernock, unweit des Teiches, von unbekannter Hand ermordet worden, ſagte der Prior.

Er liebte die Abenteuer, erwiderte der Fremde nachdenklich; ein Geheimniß, welches ich nie ergründen konnte, laſtete auf ſeinem Herzen. Die Witwe des Marquis v. Kernock kenne ich nicht und habe ſie nie geſehen.

Wißt Ihr nichts von dem Verkehr des Barons mit einem jungen Edelmanne, der verrufen iſt in dieſem ſeit ſeiner Rückkehr plötzlich ſo unruhig gewordenen Lande, mit einem Manne, deſſen Leben ſo geheimnißvoll und deſſen Geiſt ſo düſter iſt, daß ihn unſre Bauern mit abergläubiſcher Furcht betrachten? frug der Prior. Man raunt ſich ſeinen Namen zu, wenn man ſich dieſe räthſelhafte Geſchichte erzählt; ich meine den Grafen v. Bangor ...

Der Mönch wollte weiter reden und der Fremde hörte mit wachſendem Intereſſe zu, als ein Laienbruder dem Erſtern meldete, daß ein Bote der Frau v. Kernock den Prior bitte, ſich ſofort zu ihr zu bemühen. Dieſer ließ zurück ſagen, daß er ſich ſogleich auf den Weg machen werde, denn die Abende wurden ſchon kurz, und er mußte durch einen Fohrenwald und an den Teich vorbei, beides ſeit dem Verſchwinden des Herrn v. Erdeven übelberichtigte Orte. Der Fremde erbot ſich, ihn zu geleiten, und ging mit ihm nach dem Kloſter zurück, an deſſen Pforte der Gärtner ſtand, der, wie er den Begleiter des Priors erblickte, ganz erſchrocken ein paar Schritt zurücktrat, den Mönch bei Seite zog und ihm zuflüſterte:

Beim heiligen Guignolet! Das iſt derſelbe Mann, den ich an dem Abend, wo der Herr v. Erdeven verſchwand, im Walde und in der Nähe des Teiches habe umherirren ſehen! Er hatte den Hut grade ſo herabgeſchlagen, er trug denſelben Mantel, und mein Hund knurrte ihn an ... Geht ja nicht mit ihm, ehrwürdiger Vater. Wer weiß, ob es nicht der Graf von Bangor iſt?

Der Fremde hörte nur dieſe letzten Worte; er trat näher und ſagte lächelnd:

Der Graf Irenée v. Bangor, Baron v. Etel, Hauptmann über hundert Lanzen in der Armee des Königs, iſt nicht ſo ſchwarz, wie Ihr ihn malt, ehrwürdiger Vater; er wird ſich ſehr geehrt fühlen, Euch zu dienen und Euch unterwegs zu beſchützen.

Bei dieſem Geſtändniß überlief den Prior ein Schauer und der Gärtner bekreuzte ſich voll Schrecken.

Heilige Jungfrau, brummte er zwiſchen den Zähnen, ich glaube ihn noch zu ſehen mit ſeinen flammenden auf den Teich gehefteten Augen.

Der ehrwürdige Vater Saint-André war mistrauiſch und furchtſam; dennoch wagte er nicht des Grafen Irenée Begleitung auszuſchlagen, und ſo machte er ſich denn, nachdem er ſich allen Heiligen empfohlen, mit ihm auf den Weg.

Digitized by Google

Beſchäftigt mit ſeinen Plänen oder mit der Erinnerung an die Vorfälle, die er eben erzählt, ſprach der Graf bis an den Teich von Kernock kein Wort. Der Abend war kalt und windig; eiſengraue Wolken zogen träg am Himmel dahin und ſpiegelten ſich im Sumpfe: im Hintergrunde verſchwammen Landſchaft und Horizont in eine dunkle graue Maſſe. Im Vordergrunde ſtanden verkümmerte Ginſterſträuche, in deren Zweigen der Wind unheimlich rauſchte.

Der Graf war an den Rand des Teiches getreten und blieb ſtehen, um den Prior auf etwas, was ihm aufgefallen, aufmerkſam zu machen. Wie die Augen des Mönchs dem Finger ſeines Begleiters folgten, bemerkte er fünf Raben, die langſam eine große Stange, die in der Mitte des Teiches aufrecht ſtand, umkreiſten. Ein ſechster Rabe ſaß auf der Spitze dieſer Stange und wetzte ſeinen Schnabel daran. Wie er wegflog, nahm ein andrer ſeinen Platz ein und keinen Augenblick blieb die Stelle unbeſetzt. Immer mehr Raben kamen von allen Seiten krächzend herbeigeflogen.

Den Prior überlief ein Schauer, ohne daß er wußte warum, und Irenée v. Bangor ſprach mit einem Blick auf den dunkeln Föhrenwald, der den Teich umſchloß, zu ſeinem Gefährten:

Ein unheimlicher Ort; man erwartet faſt Kain auf einem dieſer Felſen ſitzen zu ſehen.

2.

Die Schönheit der Frau v. Kernock ſtand in großem Ruf, und man wunderte ſich, daß dieſe Dame, die, den böſen Zungen zufolge, am Hofe ein glänzendes und ziemlich frivoles Leben geführt hatte, ſich in die Einſamkeit zurückzog. Aber die böſen Zungen, die den Namen der Marquiſe mit gar vielen ſeltſamen Abenteuern in Verbindung brachten, hatten diesmal die einfache Wahrheit etwas zu wunderlich ausgeſchmückt. Der verſtorbene Gatte der Frau von Kernock, den ſie aus Gehorſam gegen ihre Aeltern geheirathet, war ein einfältiger und häßlicher Greis geweſen, der in ſeiner erſten Ehe Gelegenheit gefunden, ſich ziemlich oft lächerlich zu machen: ſo kam man, als eine zweite Gattin den übelberufenen Namen der Frau v. Kernock annahm, auf den Gedanken, ihr die Eigenſchaften ihrer Vorgängerin beizulegen. Es dauerte nicht lange, ſo verfiel der alte Marquis in ein tödtliches Siechthum, während deſſen, ſobald man erfahren, daß die großen Beſitzungen des Alten auf ſeine Witwe übergehen würden, neue Bewerber um die Hand der ſchönen Marquiſe ſchon im Voraus anhielten. Nach dem Tode des Herrn v. Kernock wurde die Zahl derſelben noch größer, und die junge Witwe faßte zuletzt den Entſchluß, vor den Zudringlichen ſich auf ihr einſames Schloß zu flüchten.

Ein Vorfall, den wir gleich erzählen werden, gab zu dieſem Schritt einen Vorwand und eine Veranlaſſung: unter den zahlreichen Bewerbern war es dreien gelungen, ſich in die vorderſte Reihe zu ſtellen. Der erſte war der Herr v. Bouillon aus dem Hauſe Sedan; aber er hatte im Heirathen Unglück: ſein Abenteuer in Avignon mit der Frau v. Urban, einer Tochter des zu berufenen Marquis v. Ganges hatte ihn anrüchig gemacht.

Der Baron v. Erdeven war der zweite; er war eben aus dem Felde zurückgekehrt; ein wackrer Herr und tüchtiger Degen und ein Landsmann der Marquiſe, der ihr Vertrauter geblieben war, trotz der Eiferſucht eines dritten

Bewerbers, welchen er, wie die Spötter erzählten, ſelbſt bei der ſchönen Witwe eingeführt hatte.

Es war dies ein Herr Roſan de la Crau, ein entfernter Verwandter des verſtorbenen Marquis; ein feuriger Provençale, unbeugſam wie Eiſen, unerſchrocken im Kriege, ein entſchloſſener und rückſichtsloſer Raufbold, einer jener Burſche, die Einen zwingen, ihnen ihre Streiche zu vergeben. Man ſah ſchon den Augenblick nahen, wo er die Abneigung der Frau v. Kernock gegen eine neue Ehe überwunden haben würde, als er ſo unglücklich oder ungeſchickt war, zehn Monate nach der Verordnung von 79 gegen die Duelle einen jungen Edelmann zu tödten, der unverſchämt genug geweſen war, den Fächer der Marquiſe aufzuheben. Durch die Bemühungen ſeiner Feinde wurde ſeine Sache noch durch eine Anklage auf Conſpiration verſchlimmert und Herr de la Crau ſah ſich genöthigt, eiligſt nach Holland zu entfliehen. Die Marquiſe hatte ihn dabei unterſtützt und war dann in die Bretagne zurückgekehrt, wo der patriarchaliſche Adel der Provinz ſie wie eine große Sünderin betrachtete.

Man wird daraus wol errathen, daß nicht die Verehrung, welche ſie dem Prior v. St. Gildaz einflößte, letztern beſtimmte, der Nacht, der Furcht und der Kälte zum Trotz ſich nach dem Schloſſe zu begeben. Aus der ſündigen Magdalene, meinte er, müſſe eine büßende werden, und nur ſeinem Eifer folgend, eilte er ihrem Wunſche zu entſprechen.

Daher wurde auch, ſobald er die Zugbrücke des alten Schloſſes überſchritten, ſein Geſicht allmälig heitrer. Als er ſich anſchickte, dem Bedienten in das Zimmer der Marquiſe zu folgen, flüſterte ihm der Graf v. Bangor zu: Ehrwürdiger Vater, ich erwarte Euch hier; nennt meinen Namen nicht. Der Prior antwortete mit einem beiſtimmenden Nicken; die Thür ging auf, die Tapete wurde bei Seite geſchoben und der Mönch ſtand der Marquiſe gegenüber.

Eine Lampe von vier Flammen von orientaliſcher Form erhellte mit ihren Strahlen die dunkeln Tapeten und den Hausrath von braunem, kunſtreich geſchnitztem Holze. Nichts Weißes hob ſich von dieſem Grunde ab, und der Kopf der Marquiſe, zurückgelehnt in das große Rückenkiſſen eines violetſammtnen Fauteuils trat in einem Glanze hervor, den die ſanftere Färbung ihres blonden Haares wohlthuend mäßigte. Da ſie ganz in der Nähe der Lampe ſaß, ſchien ihr Antlitz das Licht, das auf ſie fiel, rings um ſich zu verbreiten. Bei dem Eintritt des Priors ſtand ſie halb auf, ließ ſich wieder nachläſſig in ihren Seſſel zurückſinken und bat den Gaſt, Platz zu nehmen.

Nach einer Unterhaltung von einigen Minuten ſah ſich der gute Abt gezwungen, ſeine Hoffnungen auf eine Bekehrung aufzugeben, und der ernſte Ton, den die Marquiſe annahm, ließ ihn gar nicht an die coquette Dame der großen Welt denken. Es handelte ſich ganz einfach um die Grenzmarken einiger Aecker der Abtei St. Gildaz, die an die Beſitzungen der Marquiſe ſtießen.

Während dieſes Geſprächs ſaß der Graf v. Bangor im Warteſaal, ohne die Stunden zu zählen, und verlor ſich in ein Labyrinth von Gedanken. Durchwogt von Erinnerungen, die er ſelbſt erweckt, verlieh er geliebten Schatten Geſtalt und Weſenheit; noch einmal ſtarb Margarethe vor dem Schuldigen, der ſie verkannt hatte. Endlich gedachte er Dianens, die noch lebte und auf ewig aus dem Herzen, das ſie umſtrickt, verbannt war. In

tiefem Brüten blieb er ſitzen, bis Stimmengeräuſch ſich dem Saale näherte und die Thür aufging; ein Diener erhielt Befehl, den Prior von St. Gildaz, der in Begleitung der Marquiſe v. Kernock auf der Schwelle erſchien, nach Hauſe geleiten zu laſſen.

Irenée war aufgeſtanden, um dem Prior zu folgen. Plötzlich eilte er der Frau v. Kernock nach, indem er mit erſtickter Stimme ausrief:

O Diane! Euch ſehe ich wieder!

Als die Marquiſe v. Kernock ihren Jugendfreund erkannte, ſchien ſich in ihr ein Gefühl zu regen, das aus Staunen und Furcht gemiſcht war. Sie blickte ſcheu um ſich, überließ ihre kalte Hand dem Grafen und ſprach langſam ſeinen Namen aus. Es war ſchwer zu ſagen, ob der Eindruck, den dies Zuſammentreffen auf ſie hervorbrachte, angenehm oder peinlich ſei, aber der Graf war in dieſem Augenblick weit entfernt von dem Gedanken, die Gefühle Andrer zu ſtudiren; von den ſeinigen überwältigt, ſchwieg er; dieſe Erſcheinung hatte ihn bezaubert. Wer ihn dies Antlitz betrachten ſah, hätte meinen können, er hoffe in ihm Vergeſſenheit ſeiner Leiden und die Verwirklichung aller Hoffnungen und Träume ſeiner Jugend zu finden.

Diane, ſagte er bewegt und leiſe, geſtattet, daß ich Euch ſtets ſo nenne; Schweſter, geliebte Schweſter!

Und da er in ſeiner Aufregung keine Worte weiter fand, drückte er ſeine Lippen auf die Hand der Marquiſe und brach in Thränen aus.

Vielleicht waren dieſe Thränen nicht ganz frei von Bitterkeit; ſie glichen dem Aufſchrei des Sklaven, der ſeine Kette wieder anlegt. Irenée fühlte ſein Unterliegen, er verſenkte ſich ohne Beſinnen in die Vergangenheit; neben dieſem herzloſen aber geliebten Bilde erſchien ihm immer noch der Schatten Margarethens. Wenn in dieſem Augenblick die Seele derjenigen, die nicht mehr war, aus dem Munde der Marquiſe geſprochen hätte, ſo wäre das Herz ihres Freundes zerſprungen wie ein kryſtallnes Gefäß, in das man eine ſiedendheiße Flüſſigkeit gießt; aber Diane zeigte eine unwandelbare, heitre Ruhe. Es macht mich glücklich, Euch wiederzufinden, ſprach ſie mit einer Stimme, wohlklingend wie der Ton eines Klaviers; ich hatte längſt an dieſer Hoffnung verzweifelt.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton

Wir nehmen heute Abſchied von einander, die Leſer der «Mode» und ich. Der Verfaſſer dieſer Wochenmittheilungen verläßt Leipzig für einige Zeit, um ſeinen Aufenthaltsort dem Süden ein wenig näher zu rücken. Daher kann er einer Pflicht nicht länger entſprechen, deren Erfüllung ihm ſchon zur lieben Gewohnheit geworden war. Alſo zum letzten Male redet er aus dieſen Spalten zu Ihnen und obſchon er weit entfernt iſt von der Eitelkeit, daß von irgend Jemanden ſein Wort vermißt werden könnte, ſo beſchleicht ihn doch eine gewiſſe Wehmuth. Die Wehmuth, die jeder Trennung eigenthümlich — — und es iſt ihm zu Muthe, als hätte er allerlei Wichtiges und bis daher Aufgeſchobenes auf dem Herzen und müßte des Augenblicks wahrnehmen, es Ihrer Erwägung oder auch nur Ihrem Gedächtniſſe zu empfehlen.

Was war es aber doch? — Wahrhaftig mir ahnt, es wird mir geſchehen, wie vielen Menſchen geſchieht von lebhafter Empfindung bei einem Abſchiede. Sie vergeſſen ſchließlich das Eine mit dem Andern. Das was ſie zu ſagen hatten ſchien ſo Viel und ſo Bedeutendes, daß ihnen plötzlich dürftig und klein er-

ſcheint, was ihnen grade einfällt. Immer fehlt noch das Nothwendigſte und das Rechte, es ſchwebt ihnen auch auf den Lippen, aber dennoch tritt es nicht darauf und zwiſchen Suchen und Beſinnen iſt die Trennung gekommen und der Moment entflohen.

Hätte ich von der Oper, die *Walter von Göthe*, der Enkel ohne Beiſatz, componirt hat, erzählen wollen? Sie heißt «König Enzio» und von ihrer Aufführung werden wir demnächſt vernehmen. Ich glaube nicht, daß es dieſe Nachricht war, die es mich bedrängte, hier zu geben. Sie paßt nicht in eine Woche, in welcher das Wort des Großvaters durch die Blätter läuft, womit er Karl von Holtei beſchied, als dieſer, noch ein junger Bühnenanfänger in Weimar, dem alten Herrn einmal klagte, daß er in einiger Verlegenheit über die Auffaſſung der Helena im zweiten Theile des «Fauſt» ſei. «Ihr guten Kinder,» verſetzte Göthe darauf, «wenn Ihr nur nicht ſo dumm wärt.»

Oder habe ich von der wichtigen Entdeckung der neueſten Geſchichtsforſchung ſprechen wollen, daß *Tilly Magdeburg* nicht zerſtört hat, was wir durch zwei Jahrhunderte ganz rechtſchaffen als ausgemacht angenommen? Ohne alle Wahrſcheinlichkeit war unſer Dafürhalten nicht. Eine reiche und mächtige Stadt Magdeburg, das iſt außer allen Zweifel geſtellt, hat es gegeben. Sie ward im dreißigjährigen Kriege von einem Heere belagert und mit Sturm erobert, welches Graf Tilly befehligte. Wer aber am Tage darauf nach Magdeburg fragte, dem ward ein ungeheurer Ruinenhaufen als die Spur der alten Herrlichkeit gezeigt, Tauſende von Unglücklichen ergoſſen ſich über Deutſchland, von dem grauſamen Morden und Brennen der liguiſtiſchen Soldaten mit Schaudern zu melden. Was war natürlicher, als daß der Verdacht entſtand, Graf Tilly ſei doch auf ſo viel hin verantwortlich an dem Schickſale der jämmerlich verderbten Stadt, als überhaupt ein Vorgeſetzter für das verantwortlich iſt, was ſeine Untergebenen thun! Jetzt wird uns plötzlich das Gegentheil, das heißt mit vollſtändiger Ueberführung bewieſen, daß Graf Tilly eigentlich ein herzensguter Menſch geweſen, daß er Magdeburg nimmermehr habe zerſtören wollen, was ſogar ſeinem eignen Vortheile durchweg entgegen geweſen wäre und endlich, daß er es auch gar nicht eingeäſchert habe. Das Druckpapier iſt ſo geduldig, daß ſich Alles mit ihm anfangen läßt. Eben ſo ſicher, als uns die Zeitungen darthun, daß wir jetzt trotz des grimmigſten Mangels und der ſchreiendſten Hungersnoth in mehrern Theilen des Vaterlandes doch keinen eigentlichen Mangel, ſondern vielmehr Ueberfluß an Brotſtoffen haben, eben ſo und noch leichter wird auch zu beweiſen ſein, daß ein älteres Magdeburg gar nicht vorhanden war und die Stadt überhaupt erſt nach dem dreißigjährigen Kriege gegründet iſt. Dann freilich hat es Tilly niemals weder zerſtören wollen, noch hätte er es zerſtören gekonnt.

Was die Theurung angeht, ſo hat ein ähnlicher und ſogar noch größerer Nothſtand in Deutſchland nach dem Zeugniſſe einer mir vorliegenden *Medaille* auch im Winter von 1771 zu 1772 geherrſcht und, das iſt das tröſtliche dabei, er iſt glücklich überwunden worden. Die Denkmünze iſt gehenkelt, von ſehr roher Arbeit und aus Bleimaſſe. Sie enthält auf der einen Seite eine Pyramide mit dem ſächſiſchen Landeswappen. Darum die Schrift: «Große Theuerung. Schlechte Nahrung.» Neben der Pyramide ſtehen die Jahreszahlen 1771 und 1772 je links und rechts eine. Auf der Rückſeite der Gedächtnißmünze ſind die Preiſe der hauptſächlichſten Nahrungsmittel alſo verzeichnet: «In Churſachſen galt 1 Scheffel Korn 13 Thlr., 1 Schffl. Weitzen 14 Thlr., 1 Schffl. Gerſte 9 Thlr., 1 Schffl. Haſer 6 Thlr., 1 Pfd. Butter 8 Gr., 1 Pfd. Brod 2 Gr.» Nach dem damaligen Werthe des Geldes ſind dieſe Preiſe weit höher als die gegenwärtigen.

Daß ſich unſre Zeitungspreſſe ſo gern an kleine, nichtsnutzige Anekdoten klammert, auch wenn ſie häßlich, auch wenn ſie für die Schriftſtellerwelt ſelbſt von empfindlich verletzendem Inhalte ſind, iſt ein trauriger Beweis ihrer Taktloſigkeit und ihrer Schwäche. Es gibt bittre Wahrheiten, die herausgeſagt werden müſſen, mögen ſie treffen wen ſie immer wollen. Gegen die Scharſe ſolcher wichtigen und nothwendigen Wahrheiten mag ich Niemanden geſchützt ſehen, und am wenigſten die Schriftſteller. Aber Jedermann möchte ich geſchützt wiſſen gegen bedientenhafte Klatſcherei und zu dergleichen geben ſich die deutſchen Blätter nur zu bereitwillig her. Iſt es etwas Beſſeres als eine durchaus unbedeutende und widerwärtige Vorzimmeranekdote, was uns ſoeben von einem gröblich zurückgewieſenen Beſuche des Berliner Schriftſteller Herrn J. L. Klein bei Herrn Heinrich Heine in Paris erzählt wird? Zwiſchen Thür' und Angel ſoll Heine den deutſchen Gaſt empfangen und ihm kurzweg geſagt haben, daß, wer ſeit funfzehn Jahren an «fahrenden Literaten» erlebt habe, was er, Heine, an ihnen erlebt, keine Beſuche annehme. Dieſer Vorfall, des Glaubens ſo unwerth, würde übrigens nur wider Heine ſprechen. Allein ſelbſt wenn die krankhafte Mißſtimmung des Dichters einer ſo unveranlaßten Beleidigung fähig geweſen wäre, ſo ſollte doch Herrn Börnſtein

nirgend geſtattet ſein, dergleichen auszubreiten. Herr Börnſtein iſt offenbar der Einſender, wenn nicht der Urheber jener Anekdote, durch die er Herrn Klein zu kränken, ſich ſelbſt aber in verſteckter Form als den zweiten deutſchen Namen in Paris zu feiern ſucht, bei dem die Fremden vorſprechen. Heinrich Heine aber, der von ganz Frankreich gekannte ſelbſtſtändige und glänzende Vertreter unſrer Literatur — — und ein Ueberſetzer, der wie Herr Börnſtein von den Brocken lebt, die von den Tiſchen der Pariſer Feuilletoniſten und Vaudevilleverfaſſer fallen — das ſind nur Gegenſätze und Endpunkte verſchiedener Linien, keine Nebenläufer.

Perſönliche Schilderung, das immer keckere Herauskehren des friſchen Erlebniſſes bilden einen großen Reiz der heutigen Literatur. Allein wer ihn bieten will, muß nicht blos eine ſehr geſchickte Feder führen, ſondern er muß ſie auch mit dem Zartgefühle und mit dem Adel der Geſinnung führen, daß ihm ein Jeder der perſönlich Behandelten die Beſprechung ſeiner Angelegenheiten gern anvertraut und daß ihn ſelbſt der feindlich Berührte kleinlicher Abſichtlichkeit und gemeiner Mittel nicht zu zeihen vermag. Wie anregend und feſſelnd ſich perſönliche Schilderung geſtalten läßt, dafür liefern Heinrich Laube's jüngſte Pariſer Berichte in der Augsb. Allg. Zeitung ein neues Beiſpiel. Dieſe Mittheilungen leſe auch nach, wer über das Befinden Heinrich Heine's genauere Auskunft verlangt. Laube gibt ſie nach dem Auge und aus dem Herzen eines Herzensfreundes. Freilich iſt die Auskunft nicht treſtlich und ein letztes Wiederſehen des Dichters ſcheint der Haupterfolg von Laube's Reiſe nach Paris geweſen zu ſein, von der er in voriger Woche nach Leipzig zurückgekehrt iſt. Herrn Alexander Weill verließ er als glücklichen Bräutigam einer tapfern franzöſiſchen Putzmacherin und Alfred Meißner in Heimweh um das alte Prag und das liebe deutſche Vaterland. Meißner langweilt ſich gründlich in Frankreich. Auch Laube hat das jetzige Paris und die jetzigen Franzoſen um Vieles gealtert gefunden. Die Theater ſelbſt haben an ihrer Zauberkraft verloren und zu den Künſtlern an den verſchiedenen Bühnen iſt ſeit Jahren keine neue Größe gekommen. Faſt will's den Anſtrich nehmen, als würde bald in Deutſchland beſſer Theater geſpielt werden als in Frankreich.

Die Pariſer Bühnen leiden an Schwäche der heimiſchen Erzeugniſſe und fangen mehr und mehr an, nach dem Fremden zu greifen. Außer Shakespeare und Schiller iſt auch Göthe herbeigezogen worden, deſſen «Egmont» im Odeon nächſtens in Scene gehen ſoll. Daß nur der Bearbeiter nicht gar zu willkürlich und zerſtörend mit unſerm Großmeiſter poetiſcher Kunſt umſpringt! In New-York wurden vor Kurzem Schillers «Räuber» nach der Zurechtlegung für die amerikaniſche Bühne von einem Herrn Anderſon gegeben, daß kein Deutſcher das Stück wiedererkennen mechte und daß es den Amerikanern auf das Entſetzlichſte misſiel. In Paris macht die Stuttgarter Balletfamilie Fenzl großes Glück. Dagegen entging Frau Weiß in Boſton mit Mühe der Gefahr, gelyncht, das iſt von einem wüthenden Volkshaufen nackt getheert, gefedert und in dieſer Geſtalt angezündet zu werden. Ihre acht und vierzig kleinen Tänzerinnen hatten nämlich das Wohlgefallen der Boſtoner in ſolchem Grade erregt, daß ſie dieſelben zu einem großen Carnevalszuge einluden, der ſich durch die Stadt bewegen ſollte. Frau Weiß verſagte ihrer Kindergeſellſchaft die Theilnahme an der Feſtlichkeit. Das erbitterte die Bevölkerung, und von einer Preſſe aufgeregt, welche die Sklaverei der Schwarzen ganz in der Ordnung findet, plötzlich aber in dem Verfahren der Frau Weiß den ſchnödeſten Misbrauch einer zur Freiheit berufenen Jugend erkannte, drohte ſie der Balletunternehmerin das Haus zu ſtürmen. Die Conſtabler kamen dazwiſchen. Unſre Landsmännin fand aber die Gefahr, gelyncht zu werden, noch gräßlicher als ſelbſt den Schiffbruch, den ſie im Herbſte erlitt. Sie iſt eilig nach New-York zurückgereiſt.

Unter den jüngſten Neuigkeiten der Pariſer Theater ſticht ein Stück: «Ein Dichter» in fünf Akten und in Verſen von Jules Barbier hervor. Die Kritik zwar nennt es ein ausſchweifendes und wüſt zuſammengefügtes Werk. Allein der Bühnenerfolg iſt ſo vollſtändig für «Ein Dichter» vorhanden, daß es immer wieder und ſtets mit demſelben Beifalle in Scene geht.

Was aber iſt zwiſchen Herrn Karl Gutzkow und das «Dresdner Tageblatt» getreten, daß Letzteres aus einer Berliner Beſprechung des «Uriel Acoſta» die verwunderte Frage auszieht: «Lauter Juden — und doch keine Handlung?» Auch hier treffen wir wieder auf J. L. Klein, der den Berliner Modenſpiegel A. Cosmar's fortſetzt. Er hat eine zermalmende Beurtheilung des «Uriel Acoſta» geſchrieben. Das iſt nun ſo Berliner Art. Aber daß das «Dresdner Tageblatt» auf die Kleinſche Kritik hinweiſt, fällt bedenklich auf nach dem herzlichen Einverſtändniß, welches zwiſchen der Ortspreſſe und dem neuen Dramaturgen obzuwalten ſchien. Auch nach andrer Seite hin ſcheint Gutzkows Wirkſamkeit in Dresden auf Hinderniſſe und Verdrießlichkeiten zu ſtoßen. Dies geht deutlich aus ei-

Digitized by Google

nem Artikel des «Nürnberger Correſpondenten» hervor, der in Gutzkows Namen in herbe Klagen wider die leidigen Hoftheaterverhältniſſe ausbricht. Und über das, was den Verfaſſer des «Uriel Acoſta» betrifft, pflegen die Berichterſtatter immer aus der beſten Quelle unterrichtet zu ſein.

Rob. Heller.

Moden.

Daß man dieſen Sommer Viſites, Mantelets, Mantillen und Manten von den verſchiedenſten Schnitten und Namen ganz allgemein tragen wird, ſteht feſt. Alle Hüllen, die zum Ausgehen am Tage beſtimmt ſind, haben eine größere Form als die dieſen Winter gangbaren Soiréehüllen. Beim erſten Frühlingseintritt waren große halstuchförmige Mantelets am meiſten getragen und erſt jetzt zeigen ſich die echarpeartigen, leichteren Mantillen. Die großen Mantelets, die hinten ganz ausſehen wie ein ſehr weites Halstuch, deſſen abgerundeter Zipfel mit ſeiner Garnirung faſt bis zur Höhe der Kniekehle herabfällt, werden von ſchwerem, dunkelfarbigem Seidenzeug, z. B. ruſſiſchgrünem Pekin gemacht und mit drei oder vier handbreiten ſchwarzen Spitzenfalbeln garnirt. Die verhältnißmäßig nicht zu langen vordern Zipfel dieſes Mantelets ſind ebenfalls unten abgerundet. Oben in der Länge des Kleibleibchens liegt eine Pelerine vom ſelben Zeug und gleichfalls mit Spitzenfalbeln garnirt auf dem Mantelet. Faſt denſelden Schnitt hat die Mante-Fernande, nur mit dem Unterſchied, daß dieſe letztere ein Doppelhalstuch bildet, keine Pelerine und keine Falbelgarnirung hat, ſondern daß der äußere Rand dieſes großen Doppelhalstuchs ausgebogt und mit einer Erbsſtickerei verziert iſt. Die Mante-Fernande macht man von ſehr lichtem ſchillerndem Taffet. Sehr elegant iſt in kühleren Tagen ein kleiner Sommermantel, den man von weißem Taffet macht, mit drei weißen Spitzenfalbeln ringsum bereichert, und um deſſen Halsausſchnitt ein Spitzencapüchen liegt. Ganz neu iſt in dieſer Art auch die Mante-Marquiſe, deren Form dem Viſiteſchnitt ſehr gleichkommt, nur daß ſie größer und weiter iſt und daß man ſie ſehr bauſchig mit Zeugfalbeln ausputzt. Man verfertigt die Mante-Marquiſe am öfterſten von rohfarbigen oder modefarbigen leichten Seidenſtoffen und beſetzt deren Zeugfalbeln mit einem gleichfarbigen Agrément. Faſt alle Sommerhüllen werden von lichtfarbigem Seidenzeug gemacht und ſehr bauſchig garnirt. Ueber die leichten Sommerkleider wird man wieder weiße Mantillen von geſticktem Mull gemacht tragen, die man mit Spitzen- oder Tüllfalbeln ausputzen und mit einem weißen oder lichtſeidnen Futter bereichern kann.

Paletotartige Ueberwürfe tragen die Modedamen gar nicht mehr; einfache Echarpes ſieht man ſehr wenig, ſondern man gibt dieſer einfachen Form durch Falbelzuthat das Anſehn leichter Mantillen und nennt ſie dann Echarpe-Mantelet.

Die Saiſon der **Strohhüte** hat begonnen und man trägt ſie mehr als je; denn man hat ganz einfache Geflechte zum ordinärſten Gebrauch, hat die hochgemuſterten, die durchbrochenen und die ganz fein gerippten Strohhüte zur eleganten Sommertoilette und man hat endlich die Spitzenſtrohgeflechte zum feinſten Putzhut. Der Ausputz der Strohhüte iſt nach den verſchiedenen Arten derſelben auch der mannichfaltigſte, doch zeigt ſich eine Vorliebe für bunte lebhafte Farben bei allen. Dies ſchließt nicht aus, daß man viel grüne Blätterzweige auf die Strohhüte wählt, da ein buntes Band daneben garnirt immer ein lebhaftes Ganzes bildet. Allerliebſt ſind z. B. Epheugeranke, oder ein Hollunderzweig, der ſeine grünen Beerenbüſchel trägt, oder eine Hopfenguirlande mit Früchten gemiſcht oder Büſchel von grünem Hafer. Auch ſehr bunte und ausländiſche Blumen garnirt man auf die Strohhüte und zu dieſen wählt man dann weißes oder mattfarbiges Band. Alles Band muß aber ſehr ſchwer ſein. Man arrangirt den Ausputz der Hüte zu beiden Seiten des Kopfes gleich voll, läßt aber den Schirm von außen frei und garnirt ihn dafür um ſo voller von innen. Zum Morgenanzug trägt man ſeidne oder Crepp-Capoten und in letzteren iſt die Reſedafarbe ſehr modiſch. Auch verwendet man oft indiſchen Crepp zu Hüten und insbeſondre ſind indiſche Creppbänder eine geſuchte Modeneuigkeit.

Die **Sonnenſchirme** ſind dies Jahr ſehr einfach. Man ſpannt ſie weniger flach als vorm Jahre, behält aber oft die chineſiſche Spitze bei; ſie haben im Ganzen das Anſehn kleiner Regenſchirme. Am geſuchteſten ſind bis jetzt die ſogenannten Sonnenſchirme jeune femme, dieſe haben einen Bambusrohr- oder Citronenholzſtiel, ſind gar nicht garnirt und

Digitized by Google

mit lichtfarbigem ſchillerndem Seidenzeug bezogen. Man garnirt die neuen Sonnenſchirme überhaupt nicht mehr, wohl ſind ſie aber oft am Rande mit einer geſtickten Kante verziert. Originell iſt der Sonnenſchirm Montpenſier, dieſer iſt mit amaranthfarbiger Seide bezogen, auf der ein goldgelbes Erbsmuſter mit einem ſchwarzen Filetgekreuz eine breite Kante abzeichnet. Vom beſten Geſchmack nennt man aber die Sonnenſchirme, wie die Herzogin von Orleans einen gewählt hat. Das iſt eine ziemlich große Form, welche mit rohſeidnem Stoff bezogen iſt, und in derſelben Farbe mit chineſiſcher Plattſtickerei und einem ſchön gearbeiteten Elfenbeinſtiel bereichert iſt. Auch füttert man oft die Sonnenſchirme, doch wird dann das Futter ſo dicht auf das Oberzeug gelegt, daß es wie einen Stoff bildet.

In der Kleidform iſt durchaus keine Aenderung eingetreten und unter den vielen bereits angenommenen Ausputzweiſen der Kleider wiederholt ſich in letzter Zeit der Bandausputz ſehr häufig, da die neue Saiſon die größte Auswahl der ſchönſten Bänder geliefert hat. Auch ſind faſt alle Sommerkleider mit Gürtel getragen. Ganz neu iſt ein kleiner Ueberwurf, für's Land beſtimmt und Lola Montez genannt. Dies iſt eine Art griechiſcher Weſtenſchnitt, dem ein ſpaniſcher Schooß angefügt iſt, und den man von Sammt oder Caſchmir macht und mit Poſamentirarbeit bereichert.

Man trägt ſtets Kämme im Hinterhaar und zwar ſind es meiſt durchbrochne oder ausgearbeitete Gallerienkämme. Auch unter den Hüten behält man die Kämme bei.

Mit der Putzwäſche beſchäftigen ſich jetzt alle pariſer Modiſtinnen, doch iſt auch darin wenig gradezu Neues zu erwähnen. Die Cannezouts und die Pelerinen, von Mull gemacht und mit Spitzen garnirt, werden ohne Aermelchen und ohne Schößchen in einem glatt anliegenden Halstuchſchnitt angefertigt. Ganz neu iſt ein Negligéeanzug, der kürzlich als Modell gezeigt wurde. Er war von weißem Jaconas gemacht und beſtand aus einem Rock, der unten mit einer breiten geſtickten Falbel garnirt und außerdem auf dem Vorderblatt in Schürzenform mit einer reichen Stickerei verziert war. Ueber dieſem Rock lag ein Paletot, der ohne Taille ebenfalls von Jaconas gemacht und mit zwei breiten, geſtickten Falbeln ſo beſetzt war, daß es ausſah, als wenn der Paletot zwei Röcke hätte. Dieſer Paletot war natürlich um die Falbelbreite kürzer als der untere Rock und war auch vorn geöffnet, um die Schürzenſtickerei des Unterrocks zu zeigen. Die Aermel des Paletots waren oben eng, wurden aber nach unten ganz weit und waren unten mit drei geſtickten Falbeln beſetzt. Solche Art Paletot hat man auch von weißem, oder ſchottiſch gedrucktem Caſchmir als Morgenrock angefertigt.

Jetzt iſt der Moment, wa man die Zimmer neu decorirt, und insbeſondre die Land- oder Gartenwohnungen nehmen neue Einrichtungen in Anſpruch. Es iſt auffallend, wie ſtetig in jeder Hinſicht ſeit einiger Zeit die Mode iſt, und man möchte glauben, daß die Franzoſen den Sinn für die veränderliche Mode verloren hätten, weil ſie dafür ſo wenig entſchieden Neues liefern, indeß doch die große Vervollkommnung einzelner Fabrikate ihren nicht ruhenden Induſtriefortſchritt bekundet. Alſo wie die Herren- und Damenmoden ſeit zwei Jahren ſich auffallend gleichbleiben, ſo bleibt auch die Zimmereinrichtung ſeit dieſer Zeit dem Rococo- oder Renaiſſaneegeſchmack unverändert treu, nur leider daß der Styl von Louis XIV. und Louis XV. oft dem von François I. vorgezogen wird. Goldleiſten, Schnitzwerk, üppiges Polſter, damaſtartige Bezüge, großblumige Behänge, altväteriſche Ripps, Porzellangeſchmack und gothiſche Zeichnung: darin beſteht das moderne Rococo neuer Einrichtungen, denen Blumenduft und Blumenflor als letzte, liebliche Zuthat des bunten Geſchmacks nicht fehlen darf.

Bei den kleinen Soirées, die zwiſchen den Winterfeſten und den Sommervergnügungen liegen, iſt es in Paris mode geworden, ſtatt des Thees Chocolate zu reichen. Man nimmt die Chocolate in ganz kleinen echt chineſiſchen Taſſen. Nächſt dem altſächſiſchen Porzellan iſt das chineſiſche auch für das Tafelgeſchirr am meiſten geſucht. Zum Deſert oder auch zum Thee oder zur Chocolate gibt man kleine Servietten herum, die in Damaſt gewebt, ringsum ausgefranſt und in der Mitte mit dem in Gold oder bunter Seide geſtickten Wappen der Familie verziert ſind. J.

Hierzu eine Kunſtbeilage:

№ 30. Pariſer Damenmoden. Promenadentoiletten. Ein grüngeſtreiftes und gemuſtertes Pekinkleid, welches mit einem eigenthümlichen Quaſtenbeſatz garnirt iſt. Dazu ein großes Spitzentuch und einen Baſthut. Das lila ſchillernde Kleid iſt mit drei Falbeln, an denen Spitzränder ſind, ausgeputzt; dazu eine gelbe algieriſche Echarpe und einen Baſthut.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brackhaus in Leipzig.

Die Mode 1847 N° 30.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

№ 21. Pränumerationspreis halbjährlich $2\frac{1}{3}$ Thaler. 1847.

Die Sphinx.

(Fortſetzung.)

Wie hätte ich Euch unter dieſem Namen vermuthen ſollen? Niemand konnte mich darüber aufklären; ich komme mit Niemanden zuſammen; fern von Euch gibt es nichts für den armen Irenée, weder Familie, noch Herzensbande, weder Glück noch Freude, erwiderte der Graf mit ſchwärmeriſchem Feuer.

Was habt Ihr in den vielen Jahren erlebt? Werdet Ihr mir nicht Eure Erfolge, Eure Zukunftspläne, Eure Erlebniſſe erzählen? Wir müſſen unſre Bekanntſchaft von Neuem beginnen, und Ihr durft mir nicht ein Recht nehmen, auf das ich ſo alte Anſprüche habe, ſprach die Marquiſe.

Meine Erlebniſſe, ſagte Irenée ... Geſtern habe ich Euch geſehen; heute ſehe ich Euch wieder; das iſt Alles. Möglich, daß die Nacht lang war und der Schlaf von böſen Träumen geſtört wurde; aber ich bin aufgewacht und vergeſſe, und ich bin bei Euch.

Ich habe nichts vergeſſen und Ihr habt mir viele Qualen verurſacht; man ſprach am Hofe von nichts als von Euerm Muth, Eurer Verwegenheit; Ihr kanntet weiter nichts als den Ruhm. Die Tapferkeit hat einen ſehr mächtigen Reiz, lieber Graf: nehmt keine ſo zurückhaltende Miene an; Eure Schweſter kann gewiß auch Eure Vertraute ſein.

Ich bin nicht anders geworden, Diane, und ich weiß nur von Euch zu ſprechen, ſagte der Graf mit Wärme.

Die Marquiſe ſchien mit dieſer Antwort nicht ganz zufrieden zu ſein und ſah ſich zerſtreut und ſcheu um. Ihr ſeid verſchwiegen gegen Eure Freunde, ſagte ſie, und ſogar gegen eine Schweſter galant.

Verſchwiegen! Was hätte ich Euch zu verbergen? Seid Ihr nicht frei, Diane, frei wie ich?

Frei! ſagte Frau v. Kernock ganz leiſe und ließ ihre Blicke im Zimmer umherſchweifen; ich bin frei, in der That!

Seltſame Schickung! ſagte der Graf, ohne ihre Unruhe zu bemerken: wir ſchienen auf ewig getrennt zu ſein und eine einzige Minute hat Alles verändert. Meine Tage ſchwanden fern von Euch dahin, und jetzt iſt es mir, als ob mein Leben erſt beginne.

Ihr verſteht Euch vortrefflich auf die Sprache der Männer, ſagte die Marquiſe; ſie gerathen plötzlich in Brand, ihre Phantaſie trägt ſie von dannen, aber ſie iſt eben ſo launiſch als feurig; Ihr ſeid nicht verſtändiger geworden und ſeid noch ganz ſo ungeſtüm wie in Eurer Jugend.

Könnt Ihr ſo ſprechen und verſteht Ihr nicht mehr in dieſem Herzen zu leſen, in dem nur eine einzige Empfindung Platz hat? Meine Seligkeit werdet Ihr ſtets in Händen haben!

Ach, erwiderte ſie mit wachſender Unruhe, die Männer tröſten ſich ſo leicht ...

Dieſe Worte drangen wie ein Pfeil in das Herz des Grafen und erfüllten es mit einer Muthloſigkeit, die in frühern Zeiten in ihrer Nähe ihn ſo oft befallen hatte. Dieſe Wolke zog jedoch ſchnell vorüber; wieder ſtrahlte die Hoffnung in ſeinen Augen, ſeine Stirn heiterte ſich auf, und mit einem faſt vertrauenden Lächeln ſagte er leiſe:

Nein, Ihr habt Niemanden geliebt! ... Wahrhaft geliebt, meine ich: aber wenn Ihr mich auf die Probe habt ſtellen wollen, Diane, ſo ſagt es mir ohne Rückhalt.

Er konnte nicht wiſſen, wie ſehr ſeine Freundin die edle Naivetät dieſes innigen Vertrauens würdigte, denn anſtatt zu antworten, ſtrich ſie mit einem feinen Lächeln mit der Hand über ſein Haar und ſagte leiſe mit abgewendetem Geſicht:

Sprechen wir nicht weiter davon.

Auf dieſen Vorſchlag folgte ein viertelſtündiges Schweigen, das nur durch das Stöhnen des Windes im höchſten Thurme des Schloſſes unterbrochen wurde. Bald ſteckte das eintönige Geräuſch die Beiden mit ſeiner Melancholie an und die Marquiſe fühlte ſich gedrungen, zu ſprechen.

Seit Eurer Rückkehr in die Bretagne habt Ihr Niemand beſucht? frug ſie den Grafen.

Nur zuweilen den Baron v. Erdeven, war die Antwort.

Ihr kennt ihn? bemerkte die Marquiſe.

Er iſt ein Kriegskamerad von mir. Ich beſuchte ihn zuweilen, aber ſeit ſeinem Verſchwinden habe ich mich mit unſern Erinnerungen in die Einſamkeit zurückgezogen und verlange nach nichts Anderm.

Unſre Erinnerungen, ſagte die Marquiſe ... ſie ſind ſchmerzlich. Eine vorzüglich peinigt und bedrückt mich. Ich begreife, Graf, warum Ihr Eure Jugendfreundin vernachläſſigt und vermieden habt, ſie aufzuſuchen.

Irenée antwortete nicht; er fühlte, daß der Schatten Margarethens ſich zwiſchen ſie ſtellte, und daß auch ſie von Selbſtvorwürfen gequält werde; aber es ſchien ihm auch, als ob dieſe Mahnung des Gewiſſens nur mit Mühe die Oberhand über eine zärtliche Empfindung gewinne, die mit der Zeit ſtärker werden konnte. Dieſer angenehmen Illuſion zu Gefallen beſtrebte er ſich aufs Neue, auf die Marquiſe einen Eindruck hervorzubringen; aber je feuriger er wurde, deſto eiſiger blieb ſie; je ernſter er ſich zeigte, deſto muthwilliger war ſie. Nur dann und wann ſtrafte ein feuchter Seitenblick — ſo

Digitized by Google

meinte wenigſtens der Graf — ihre kalten Worte Lügen. Dennoch war ſie, als ſie die große Niedergeſchlagenheit des Grafen bemerkte, ſeit ein paar Minuten vertraulicher geworden, als der Graf in einer Tapetenthür einen Mann erſcheinen ſah, den das Alter gebeugt hatte und deſſen Züge eine große graue Perrücke faſt ganz verbargen. Seine mehr als beſcheidene Tracht ließ in ihm einen Bedienten vermuthen; dennoch trug er keine Livrée. Dem Anſchein nach war es eine Art Haushofmeiſter, dem eine lange Dienſtzeit ein Privilegium der Grobheit gegeben hatte; er brummte verdrießlich vor ſich hin, während er ſich mit ſchweren, aber leiſen Schritten der Gräfin näherte.

Ich glaubte, ſagte er in einem trotzigen Tone, ich glaubte, die gnädige Frau hätte geklingelt ...

Irenée wollte ſeine Verwunderung über den barſchen Ton des Bedienten zu erkennen geben, Frau v. Kernock aber konnte ſich eines Lächelns nicht enthalten und gab zur Antwort: Nein, ich habe nicht geklingelt; aber ſcheltet nicht; ich wollte Euch bitten, von den Leuten drei Pferde ſatteln zu laſſen: Edern und Loic ſollen dem Herrn Grafen das Geleit geben.

Der Alte geruhte ſeine Zuſtimmung zu brummen und entfernte ſich wieder, nachdem er erſt einige Stühle zurechtgerückt, geräuſchlos, wie er gekommen war. Der Graf glaubte annehmen zu müſſen, daß der einflußreiche Diener ihn verabſchiedet habe, und hielt es für das Beſte, ihm nach dem Beiſpiele ſeiner Freundin zu gehorchen und ſich zu entfernen, ohne letzterer die Bemerkungen mitzutheilen, zu denen dieſer Auftritt Anlaß gab.

Das unerwartete Wiederfinden brachte eine ganz neue Wendung in das Leben des Grafen; wie man ſich denken kann, erſchien er oft wieder auf dem Schloſſe Kernock und ſeine Beſuche bei dem Prior von St. Gildaz wurden immer ſeltener. Bis dahin hatte der Graf Bangor auf dem Sitze ſeiner Ahnen, der drei Meilen von Kernock lag, ein gänzlich unthätiges Leben geführt. Plötzlich aber nahm er eine ganz andre Lebensweiſe an. Er durchſtrich das Schloß vom Keller bis zum Dach und weckte die ſeit ſeiner Kindheit entſchlummerten Echos wieder auf. Auf eine tiefe Apathie folgte die größte Regſamkeit, und ſein alter Haushofmeiſter wußte nicht, was er denken ſollte, wenn er ſeinen Herrn lebhaft ſprechen, lachen, Pläne machen und an die Verſchönerung ſeines Beſitzthums denken ſah. Alltäglich ließ der junge Graf ſein Pferd ſatteln und galoppirte von dannen, feſt im Bügel, heitern Muths und geſchmückt mit einer Lilaſchleife, der Lieblingsfarbe Dianens. Wenn er dann wieder heimkam, rief er ſeinen Diener herbei, um ſich mit ihm von Feſten, Blumenbeeten, Springbrunnen zu unterhalten, und der Alte, der das Lachen verlernt hatte, zeigte mit freundlicher Miene die Zähne und konnte ſeine Verwunderung nicht verhehlen. Da er aber ſeinen Herrn liebte und ſeine Heiterkeit ihn an frühere und ſchönere Zeiten, wo dieſe Hallen Feſtesfreude erfüllt, erinnerte, ſo dankte er Gott für dieſe Veränderung und ſchwelgte ſchon in der Hoffnung, im Schloſſe das Oberſte zu unterſt kehren zu können.

Bald bemerkte Lido, daß der Graf, obgleich heiter und lebendig bei dem Wegritt, düſter und niedergeſchlagen heimkam: er unterhielt ſich ſelten, und Lido, voller Beſorgniß über ein Stillſchweigen, welches er nicht zu brechen wagte, ſeufzte und ſchien zu ſagen: die Freude iſt nicht für uns geſchaffen. Eines Abends kam Irenée ſehr aufgeregt an, ſeine Kleidung war in Unordnung; ſorgenvoller als gewöhnlich ging er die ganze Nacht in ſeinem Zimmer auf und ab. Am folgenden Tage kam er ſehr ſpät heim und ging ſeit dieſer

Zeit nie anders als gut bewaffnet aus. — Es gehen eigenthümliche Sachen vor in dieſem Lande, das ſo ſtill und friedlich erſcheint, ſagte er zu Lido. Neulich ſtreifte nicht weit von Kernock ein Pfeil meine Bruſt, und ich konnte die Hand, die ihn entſendet, nicht entdecken. Schon iſt der Baron v. Erdeven verſchwunden; wir müſſen ein wachſames Auge auf das Schloß haben.

Deswegen machen mir auch die langen Ausritte ſo viel Sorgen, ſagte der Alte. Man erzählt, daß Häuſer und Kirchen von unbekannten Räubern geplündert worden ſeien, und ſeit einiger Zeit ſtößt man auf einſamen Wegen beſtändig auf fremde und verdächtige Geſichter. Ein ſchwarzes Schiff ohne Flagge kreuzt ſeit vierzehn Tagen an der Küſte, man ſieht es nur, wenn Sturm iſt, und des Nachts erblickt man manchmal ſeine Maſten zwiſchen den Klippen. Um dieſe Stunde ſchiffen die Piraten ihren Raub ein. Dann iſt nicht gut ſein in der Nähe des Strandes. Auch ſpricht man von einem großen Mann, der in einen Mantel und einen großen Hut verhüllt in der Gegend von Kernock herumſtreift. Der Herr Graf ſollte ſich nicht ſo der Gefahr ausſetzen.

Bah! unterbrach ihn der letztere, was kümmern mich dieſe Poſſen. Eher würde ich ſterben, als die Ausritte aufgeben. In Zukunft verbiete ich dir, über dieſe Sachen mit mir zu ſprechen.

Mit dieſen Worten ſprang er in den Sattel und ſprengte mit entſchloſſener Miene aus dem Schloßhofe; Lido aber ſtieg auf den Taubenſchlag und ſah dann ſeinen Herrn mit halsbrecheriſcher Keckheit mit verhängtem Zügel den fernen Abhang hinabreiten.

Wie geſtern berauſcht von ſtolzen Hoffnungen, wie geſtern leidenſchaftliche, unwiderſtehliche Worte erſinnend, näherte er ſich dem Schloſſe der Marquiſe. So eilte er immer hin, entſchloſſen mit ſeiner Liebe das Schweigen und die Unentſchloſſenheit Dianens zu beſiegen: denn er hatte erkannt, daß ſich zwiſchen ihnen ſeit ihrer Kindheit nichts verändert habe. Sie war noch die alte: ein Buch geſchrieben in unbekannten Charakteren, ein unlösbares Räthſel. Eifrigſt auf die Erforſchung dieſes lebendigen Myſteriums bedacht, glaubte der Graf durch die Kälte und Zurückhaltung Dianens doch zuweilen im Grunde ihrer Seele zärtliche Empfindungen zu entdecken, und wenn er dann, angelockt durch dieſen flüchtigen Schimmer, mit offenen Armen ihr entgegenſtürzte, umarmte er nichts als einen weſenloſen Schatten. Dieſe Täuſchungen machten ihn ſchüchtern, und die Marquiſe wußte mit einem Blick oder einer Geberde ſtets ſeine Gefühle, die ſchon im Begriff waren, ſeinen Lippen zu entſtrömen, wieder in die Bruſt zurückzudrängen.

Der Graf war diesmal ſehr nachdenklich; er grübelte zum erſtenmal über das geheimnißvolle Leben, welches die Gräfin auf Kernock führte. — Alles in ihr und um ſie iſt ein Räthſel, dachte er.

Am Rande des Teiches angekommen, hielt er ſein Pferd ein paar Minuten an: rechts erblickte er die Abtei von St. Gildaz, links das Schloß der Marquiſe. In der Mitte des grünlichen Waſſers ſtand noch immer die Stange mit dem Raben auf der Spitze. Leute, die einſam und viel im Freien leben, bemerken Alles: Irenée erinnerte ſich, daß die Stange, die ſo grade im Schlamme ſtand, geſtern ſchief geſtanden habe. Daß die Stange ſich in dem unſichern Boden neigen mußte, ließ ſich leicht begreifen; wie ſie aber aus freien Stücken wieder grade geſtellt worden, das war weniger natürlich. Dieſe von den Raben ſo heimgeſuchte Stange beſchäftigte ihn ſehr. Als er darüber nachgrübelte, ſenkte ſie ſich abermals, vom Winde bewegt, auf eine Seite.

Digitized by Google

Der Rabe flog weg, aber ein andrer nahm ſogleich ſeine Stelle ein. Der Graf ſetzte ſeinen Weg fort.

Als er in die Nähe des Schloſſes kam, bemerkte er zu ſeinem Misvergnügen in der Allee, — die Erde war etwas feucht — Hufſpuren, die nach dem Hauſe zugingen. Er erwartete daher, zum erſtenmal Geſellſchaft bei der Marquiſe zu finden. Aber zu ſeinem großen Erſtaunen war Niemand da; die alten Räume waren ſtill und öd wie immer.

Während der Graf allein unter den Arcaden hinging, die den Hof einfaßten, glaubte er hinter den Jalouſien des erſten Stockes, wenn nicht die Züge, ſo doch die Perrücke des alten Dieners zu erkennen; es war ihm, als verfolge er ihn aufmerkſam mit den Blicken. Niemand empfing ihn im Hauſe, deſſen Pforten ſich nur langſam vor ihm öffneten. Ungeleitet ging er daher die große Treppe hinauf und durch eine lange Gallerie, geſchmückt mit Porträts aus den Zeiten des Herzogs Franz und der Königin Anna, und wollte ſich eben rechts wenden, um in die Wohnzimmer einzutreten, als er hinter ſich Schritte hörte. Ziemlich verwundert kehrte er um und wunderte ſich noch mehr, als er Niemanden bemerkte. Bald aber brachten ihn die lieblichen Töne einer wohlbekannten Stimme auf andre Gedanken: Diane ſang zur Theorbe ein Lied von Lulli mit ſo tiefem Gefühl, daß Irenée, der unbeweglich an der Thür ſtehen blieb, bis zu Thränen gerührt wurde. Als er eintrat, lächelte die Marquiſe ſchon wieder und begrüßte ihn mit heitrer Freundlichkeit; die Wolken waren von ihrer Stirn verſchwunden. Nach einigen Minuten bat Herr v. Bangor ſie um ein Lied; ſie ſtimmte auch ſogleich ein muntres Stückchen mit vielen Trillern und Cadenzen an. Das genugte nicht den Wünſchen Irenées, der die Marquiſe bat, die Romanze, welche er vor ſeinem Eintritt gehört, zu ſingen. Anſtatt zu antworten, ſtand Diane auf und begann, indem ſie einige Verlegenheit unter einem Anſtrich der Unbefangenheit zu verbergen ſich bemühte, in den Schränken und Koffern herumzuſuchen; aber als ſie ſich wieder ſetzte, bemerkte der Graf, daß ſie verweinte Augen hatte. Um ſeine Aufmerkſamkeit, die der Marquiſe unangenehm war, abzulenken, fing ſie jetzt aufs Gerathewohl ein Geſpräch an.

Wiſſen Sie, ſagte ſie, daß das Kloſter Saint-Gildaz geſtern Nacht ausgeplündert worden iſt? Die armen Mönche haben keinen der Räuber erkennen können; ſie behaupten aber von weitem den Hauptmann geſehen zu haben, der, ſo ſagen ſie, von Euerm Wuchſe, Eurer Tournüre ſein und ſogar einen Mantel wie Ihr gehabt haben ſoll. Lieber Graf, ich muß bekennen, Ihr habt einen Doppelgänger, der Euch nicht viel Ehre macht.

Diane lachte gezwungen und mied den leidenſchaftlichen Blick Irenées, der ſich mit Macht auf ſie heftete. Aber der Wille des Grafen behielt die Oberhand.

Laßt dieſe verletzende Heiterkeit, ſagte er; ich ſehe, daß Ihr leidet und allein leiden wollt. Werde ich nie in dieſem Herzen leſen dürfen? Kann ich nichts thun, um Euch zu tröſten?

Nichts . . . erwiderte Diane mit leiſer Stimme und reſignirtem Tone.

Ihr ſeid immer noch wie früher, fuhr der Graf fort; Ihr verſchmäht das Leben, das ich Euch zu Füßen lege, Ihr misachtet die heiße und innige Neigung, die ich Euch von der Wiege an gelobt habe.

Die Wiege unſrer Liebe iſt das Grab unſrer Schweſter, erwiderte die Marquiſe.

Ewiger, grauſamer Vorwurf! ſagte der Graf. Wir Beide ſind übrig

Digitized by Google

geblieben, wir Beide allein, wir, die wir ſie lieben, die ihr Gedächtniß heilig halten. Diane, ich liebe in Euch das, was mir ſie am theuerſten machte.

Aber Ihr habt es mir mehr als einmal geſagt, ich kann nicht lieben; ich bin ohne Herz geboren. Kann ich mir eine andre Natur beilegen?

Diane! rief Irenée, Ihr täuſcht mich; nicht dieſe traurige Erinnerung trennt uns! Auf Euerm Leben laſtet ein Geheimniß, welches ich nicht zu enträthſeln verſtehe. Es umgibt Euch ein Dunkel, das verhängnißvoll für **mich** iſt, den Ihr aus Euerm Herzen und Euerm Vertrauen gewaltſam ausſchließt.

Dieſe unerwartete Aeußerung erregte in der Marquiſe eine lebhafte Unruhe; ſie ſtand auf, eilte ans Fenſter, blickte um ſich und erwiderte ſehr aufgeregt:

Ein Geheimniß ... was ſollte ich Euch, den ich wie einen Bruder liebe, zu verhehlen haben? Dieſe Einſamkeit wird von nichts geſtört, nichts erinnert mich an eine Welt, die ich vergeſſen will; denn ich bedarf der Ruhe, Irenée, und der Freundſchaft von ernſten und treuen Herzen gleich dem Euern: fordert nicht mehr von mir.

Ich verſtehe Euch, unterbrach ſie der Graf; was ich will, gehört nicht mehr Euch ... Verzeiht, geliebte Schweſter, verzeiht die thörichten Träume eines Unglücklichen, der Eurer nicht würdig iſt! Ein Andrer beſitzt Euer Herz; das iſt das Geheimniß, das ich ehren muß und das mich tödtet. Diane, ich werde nicht länger klagen, ich werde Euch nicht länger quälen, ich werde Euch nie wiederſehen!

Bei dieſen Worten zerfloß er in Thränen, und die Marquiſe, ganz außer ſich, vergaß ihre gewöhnliche Zurückhaltung und ergriff ſeine Hand, die ſie mit Theilnahme drückte.

Undankbarer! rief ſie aus, was wagt Ihr zu glauben! Nein, mein Freund; nein, dieſes Herz hat nicht aufgehört ... ſich ſelbſt anzugehören! Sprecht nicht ſo grauſame Beſchuldigungen aus, Irenée, meine Kraft reicht dagegen nicht aus.

Habt Erbarmen mit mir und verwirrt mich nicht noch mehr! rief der Graf aus, ſtürmiſch bewegt durch dieſe ſeltſamen Widerſprüche, und getheilt zwiſchen Mistrauen und Hoffnung; ſeid wahr, ſeid gut, ſeid der Spiegel einer Seele, die ſich täglich bemüht, in Euch ſich ſelbſt wiederzufinden!

Thränen traten in die Augen der Frau v. Kernock, ihre Lippen zuckten, ihr Antlitz erblaßte: von unbeſchreiblicher Unruhe erfüllt, ſprach ſie mit dumpfer Stimme: Was verlangſt du, Unglücklicher? Du ahnſt es alſo nicht? Weißt du nicht, daß meine Liebe tödtet? ... Du rufſt den Tod herbei! ... Höre mich, Irenée, höre mich, mein Bruder, ich bringe den Tod allen, die mich lieben. Herr v. Kernock ſtarb nach ſechswöchentlicher Ehe; der Ritter v. Bouillon, der um meine Hand geworben, fiel in Holland, der Baron v. Erdeven, deſſen Tod du beklagſt ... er liebte mich auch. Noch ein Andrer, ein Verwandter ... iſt landflüchtig und geächtet; meine Schweſter ... du weißt, was wir aus unſrer Schweſter gemacht haben; und du, Irenée, du ... Die Zukunft flößt mir Grauſen ein ... Entſagt dieſen Träumen, vergeßt die Gefühle, die ich nicht theilen darf. Habt Erbarmen mit Euch ſelbſt und mit mir!

Bei dieſen Worten ſtand die Marquiſe auf und wollte ſich entfernen; ganz beſtürzt iſt ihr der Graf bis an die halboffne Thür eines kleinen Nebenzimmers gefolgt, als ein leiſes Geräuſch ſein Ohr trifft; er dreht ſich um

und ſieht plötzlich eine Tapete, hinter der ſich eine Thür ſchließt, niederfallen. Obgleich er die Perſon, die ſich ſo ſchnell entfernte, nicht erkennen konnte, ſo glaubte der Graf doch trotz der Dunkelheit des Abends Männerſchuhe geſehen zu haben. Aber er wurde bald halb enttäuſcht; denn plötzlich geht die Thür wieder auf, und eine Kammerfrau trat ein mit den Worten: Ich war wieder gegangen, in der Meinung, es ſei Jemand Anderes als der Herr Graf da. Hat die gnädige Frau nicht nach Licht geſchellt?

Ja, ſtotterte die Marquiſe, die betroffen ſtehen geblieben war; ich wollte es eben thun.

Von ſtummem Staunen erfüllt, ſetzte ſich der Graf wieder neben Dianen und maß ſie mit forſchendem Blick. Dieſer Vorfall und der helle Schein der Kerzen veränderten bald die Richtung der Gedanken der Beiden; ſie wurden wortkarg und zerſtreut, bis der Graf v. Bangor, da er weder länger bleiben, noch ſeinen Gedanken Ausdruck geben konnte, es für das Beſte fand, ſich zu empfehlen.

Tiefe Dunkelheit umhüllte ſchon die Gegend, als Irenée das Schloß Kernock verließ; kaum ließ ſich in einiger Entfernung der Pfad noch erkennen, ein Nebel verhüllte den Horizont und ein ſcharfer Weſtwind wehte vom Meere her und miſchte ſein Geheul unter das ferne Toſen der Wogen. Die Wolken hatten keine beſtimmten Umriſſe; einförmig, grau und violett, und ſo dick, daß man durch keinen Schimmer von Licht Oſten von Weſten unterſcheiden konnte, bedeckten ſie den Himmel. Die Luft war dick und kalt wie von Schnee. Als Irenée den Teich von Kernock erreicht hatte, glaubte er auf dem andern Ufer — es beſtand aus weißem Sand, ſo daß es noch einen Schein von Helligkeit hatte — einen ſich bewegenden ſchwarzen Punkt zu entdecken. Zu jeder andern Zeit würde er nicht weiter darauf gemerkt haben, aber ſeine heutige Stimmung machte ihn geneigt, es mit Phantomen aufzunehmen.

Sollte das vielleicht der Mann im großen Mantel ſein, von dem man ſo viel ſpricht? dachte er. Parbleu, er ſoll auf mein Werda antworten, oder leert den Sattel!

Der Graf ſpornt ſein Pferd an, aber er ſieht nichts mehr, und der Wind übertönt jedes andre Geräuſch; ſchon gibt er alle Hoffnung auf, da blickt er zufällig auf den Teich und glaubt eine ungewöhnliche Bewegung in demſelben zu bemerken. Er ſteigt vom Pferde, legt ſich auf die Erde, ſo daß ſein Auge in gleicher Höhe mit der Waſſerlinie, deren Hintergrund jetzt der Himmel bildet, kommt, und erblickt ſo zuerſt die Stange mitten im Teiche, diesmal ſehr ſtark geneigt, und dann den Kopf eines Menſchen und eines Pferdes, die beide vom entgegengeſetzten Ufer auf die Stange zuſchwimmen.

Irenée benutzt eine Bodenfalte, um unbemerkt um den Teich zu reiten und die Seite zu erreichen, wo der Unbekannte aller Wahrſcheinlichkeit nach aus dem Waſſer kommen muß.

Zum Unglück ſchlägt letzterer, anſtatt auf demſelben Wege zurückzukehren, eine ſchräge Richtung ein und wendet ſich nach dem andern Ende. Von neuem kehrt der Graf um und erblickt wieder die Stange, die vor wenig Sekunden noch ſchief ſtand, jetzt aber ganz grade emporſteigt. Irenée ſprengt dem Wind entgegen, und in dem Augenblick, wo der von ihm Verfolgte, der ſchon das Waſſer verlaſſen hat, ſchneller als ein Aar von dannen jagt, hat der Graf ihn beinahe erreicht und er drückt ſeinem Pferde die Sporen in die Seite.

Digitized by Google

Aber vergebens verſucht er in Schnelle es mit dem Unbekannten, den ein großer Mantel verhüllt, aufzunehmen; das ſchwarze Roß des räthſelhaften Reiters ſcheint Flügel zu beſitzen. Bald hat der Graf ihn aus den Augen verloren, und umſonſt irrt er wol eine Stunde in der ganzen Gegend umher, der Unbekannte iſt verſchwunden. Nur mit Mühe findet Irenée den Teich von Kernock wieder.

Es war jetzt etwas heller geworden; die Wolken ſind dünner und die grauen Töne des Meeres werden allmälig, wie ſie dem Ufer näher kommen, bläulich.

Einige wenige Sterne blinkten am Himmel, während andre in dem Nebeldunſt des Horizontes halb verblichen. — Er hat die Stange wieder im Schlamme befeſtigt, dachte der Graf; ich muß doch nachſehen weshalb.

Er reitet in den Teich und nähert ſich der Stange; aber hier angekommen, zeigt ſich das Pferd widerſpenſtig und zittert beunruhigt, wie Irenée mit allen Kräften an der Stange rüttelt. Endlich wird ſie locker. Blaſen mephitiſcher Luft zerplatzen auf der Oberfläche des Waſſers, das Pferd fängt an zu ſchnauben, es legt die Ohren zurück und ſeine Mähne ſträubt ſich; es drängt zurück. Die Blaſen ſteigen zahlreicher empor, es bilden ſich Wirbel, die Stange löſ't ſich aus dem Schlamme und ein formloſer Klumpen, bedeckt mit Waſſerpflanzen, erſcheint auf der Oberfläche der Wellen: es iſt ein bekleideter Leichnam, der langſam von dannen ſchwimmt, umringt von einer Schaar Fröſche, welche die Bewegung aufgeſtört hat und deren heiſeres Gequak ſich mit dem entſetzlichen Geruch der Leiche vereinigt, um die Raben aus der Nachbarſchaft herbeizulocken.

Trotz ſeines Entſetzens und trotz des Schlammes, mit dem der Todte bedeckt iſt, bemerkt der Graf v. Bangor dennoch, daß die Leiche Sporen und einen Degen, deſſen Wehrgehenk noch ſichtbar war, trägt. Ein geheimer Inſtinkt empfiehlt ihm, bis er näher unterrichtet, ein unbedingtes Stillſchweigen über ſeinen Fund an. Ja, um ſeine Entdeckung noch ſicherer zu verheimlichen, verſenkt er den Leichnam wieder in die Tiefe des Sees, befeſtigt ihn mit der Stange auf dem Grunde und entfernt ſich voller Betrübniß.

Jetzt kann ich mir erklären, ſprach er zu ſich, als er das Ufer erreicht, warum die Raben nicht von dieſer Stange weichen wollten.

Als er, um ſein Pferd ruhig werden zu laſſen, es langſam den Pfad, auf dem der Unbekannte geritten, entlang führte, fand er einen Dolch ohne Scheide, den der nächtliche Reiter jedenfalls verloren hatte. Der Griff war ciſelirt und hatte oben einen Knopf, auf dem ſich wahrſcheinlich ein Wappen befand. Irenée nahm ſich vor, das ſchreckliche Geheimniß aufzuklären und das Opfer zu rächen. Er ahnte nicht, welch' entſetzliche Leiden dieſe Entdeckung ihm zuziehen würde. ...

Der Wind, in welchem ſich die Brombeerranken an der Wegſeite ſchaukelten, hatte wieder Gewölk zuſammengetrieben; einzelne Schneeflocken fielen, und von der fernen Abtei tönten zwölf dumpfe Glockenſchläge, als der junge Graf ſich in den Sattel ſchwang.

3.

Die alten Beſitzungen der einſt mächtigen und reichen Herren v. Bangor waren bis auf einige halbvertrocknete Salzteiche und ein paar unfruchtbare Aecker zuſammengeſchrumpft, in deren Mitte das Schloß, der einzige Sitz

Digitized by Google

des letzten Sprößlings dieser edeln Familie, ſich erhob. Das Schloß war eines jener ſchwerfälligen Gebäude, wie man ſie noch hie und da in der Bretagne mitten in der Ebene auf kahlen und einſamen Abhängen antrifft. Ein breiter, aber nicht tiefer Graben umgab ehedem die Burg; aber der Südweſt hatte ihn auf der dem Meere zugewendeten Seite mit feinem Sande ausgefüllt, der in einer ſchiefen Fläche bis zur Hauptterraſſe emporſtieg und mit einigen verkümmerten Diſteln bewachſen war. Der Bau legte Zeugniß ab von der Demüthigung des Adels: drei ehedem ſtolze Thürme waren auf königlichen Befehl abgetragen worden und ragten nicht mehr über die andern Gebäude empor.

Nur ein einziger Thurm war ſtehen geblieben; ihn bewohnten jetzt graue und weiße Tauben, die ſich unter die Möwen miſchten, wenn dieſe mit ſturmverkündendem Gekreiſch die alten Mauern umkreiſeten. Gewöhnlich überwölbte ein trüber Himmel die eintönige Landſchaft, der Seewind trieb wirbelnd den weißen Sand vor ſich her und trug das melancholiſche Rauſchen des Meeres, das man im Hintergrunde erblickte, herüber.

Der einzige Schmuck von Bangor waren die Trümmer einer gothiſchen Kapelle, neben der ſich ein Druidenſtein, ein granitener Dolmen als Denkmal eines uns unbekannten Glaubens erhob.

So war der Ort, wo früher die Töne der Freude gehört wurden, wo geliebt worden war, wo vier ſchöne Kinder emporgeblüht waren. Dieſe Einöde war eine Welt geweſen für zwei Familien, und ſie hatten nie die Rauhheit des Klimas oder die düſtere Färbung der Landſchaft bemerkt: die Heimat des Glücks iſt immer ſchön.

Dem Grafen Bangor gefiel der Ort; er hatte ihn zu einem Tempel gemacht, in deſſen Allerheiligſtem er ſich mit den Erinnerungen umgab, die ſein Leben erfüllten. So groß war ſeine Verehrung für den Sitz ſeiner Ahnen, und ſo gering war ſeine Sorge um die Zukunft, daß er ſich unter dieſen baufälligen Gewölben faſt begraben ließ. Schon fiel der Bewurf von den Wänden, der Epheu drang hier und da in die Zimmer, die zerriſſenen Tapeten flatterten im Winde, der durch die Mauerſpalten ins Zimmer drang, und in keinem Zimmer konnte eine Kerze ruhig brennen.

In dieſer ihm ſo theuern Ruine beſchäftigte ſich Herr v. Bangor die ganze Nacht mit der Entdeckung, die er im Teiche von Kernock gemacht, und der Deutung des Wappens auf dem Dolche, den er am Ufer gefunden. Vor ihm lagen auf einem großen Tiſch mehre Wappenbücher, und er wiederholte, indem er ſie durchblätterte: Im ſilbernen Felde ein ſchwarzer Ochſenkopf mit rother Zunge und goldenem Naſenring.

Das Schild war ihm noch nie vorgekommen und ſeine Nachforſchungen blieben lange Zeit fruchtlos; endlich fand er es unter dem Stammbaume der Barone v. Daumelas, einer Familie der Grafſchaft Venaiſſin.

Dieſer Fund konnte ihn nicht befriedigen; er kannte nur einen einzigen Edelmann dieſes Namens. Derſelbe war Cornet im Dragonerregiment des Grafen Lauzun, ein reicher und verſchwenderiſcher Jüngling, und konnte eines Verbrechens nicht verdächtigt werden. Auf dieſe Weiſe getäuſcht in ſeinen Hoffnungen auf eine Aufklärung des Räthſels, verlor ſich Irenée wieder in tauſend verſchiedene Vermuthungen und frug ſich, ob er der Marquiſe das verhängnißvolle Geheimniß anvertrauen ſolle. Lief er nicht Gefahr, ſie zu erſchrecken und ihre Ruhe zu ſtören? Kam es ihm zu, ſie von dem traurigen Schickſal eines Mannes, den ſie geliebt hatte, zu benachrichtigen? Dieſe

Digitized by Google

Zweifel waren natürlich; aber unbeſtimmte und thörichte Vermuthungen mehrten ſie noch. Diane zeigte ſich gegen ihn ſo wenig vertrauensvoll, ihr Leben war in einen ſo dichten Schleier des Geheimniſſes gehüllt, ihr letztes Geſpräch hatte einen ſo ſeltſamen Eindruck auf ihn gemacht, daß er in dem Gefühl, wie ſehr ſie ihre innerſten Gedanken ihm verhehlte, einer unwillkürlichen Regung nachgab, welche ihm rieth, ſie zu beobachten und gegen ſie ebenfalls zu ſchweigen. Dieſe gezwungene Iſolirung drückte einen Jüngling, der nur zwei Perſonen auf der Welt kannte, die eine derſelbe aber als Leiche wiederfand, und die Gefühle der andern, für die allein er lebte, mit Mistrauen beobachten mußte.

Von dieſen Gedanken beunruhigt, ging Herr v. Bangor in dem mit Eichenholz getäfelten Zimmer auf und ab. Schwarze Wolken verhüllten den Mond, und die Nacht, ohne ſehr finſter zu ſein, war dunſtig und trübe. Wie der Graf nach dem Meere blickte, entdeckte er links ein Feuer, das auf dem Strande ſchimmerte. Gleich darauf erhellte ein Blitz die ſchwarze Fläche des Meeres, und der friſche Nordwind trug einen kaum hörbaren Donner bis an Irenées Ohr. Nach dieſen beiden Signalen herrſchte wieder die alte Finſterniß.

Seltſames Land, ſagte der Graf; vereinſamt am Tage, bevölkert es ſich Nachts mit einer Menge unbekannter Weſen.

Er hatte ſich zum Fenſter hinausgelegt, als er dies ſagte, und vernahm jetzt im Zimmer ein leiſes Geräuſch, während er zugleich ſeinen Namen nennen hörte.

Raſch drehte er ſich um und bemerkte jetzt, daß die Thür aufſtand, und daß der Zug das Licht ausgelöſcht hatte und in den Büchern blätterte. Die Urſache dieſer Störung war der alte Lido, der ſich ſeinem Herrn näherte und ihm zuflüſterte:

Haben es der gnädige Herr geſehen?

Was denn? frug der Graf.

Das Feuerzeichen am Strande und den Signalſchuß auf dem Meere.

Nun, was iſt damit? ſagte Irenée.

Morgen Abend wird es nicht geheuer ſein draußen, erwiderte der Alte. Allemal, wenn das Feuer geſehen wird, kündigt es für den nächſten Abend die Landung oder die Abreiſe der Seeräuber, oder der Dämonen, die dieſe Gegend beunruhigen, an. Es ſind gewiß dieſelben, die den Herrn v. Erdeven aus dem Wege geſchafft haben. Ach, lieber Herr, bleibt morgen nicht ſo ſpät unterwegs!

Irenée fand es nicht für angemeſſen, die Beſorgniſſe ſeines Dieners zu verſtärken oder zu zerſtreuen; er brachte die Rede auf etwas Anderes, und frug Lido, warum er noch nicht zu Bett gegangen ſei. Dieſer gab zur Antwort, daß er ſich nicht ſchlafen lege, ſo lange ſein Herr noch wach ſei, um ihn zu jeder Stunde bedienen zu können. Auf dieſe Auskunft beeilte ſich Herr v. Bangor, als guter und mildgeſinnter Herr, zu Bett zu gehen.

Immer noch erfüllt von den peinlichen Eindrücken des Tages wurde der Graf v. Bangor, anſtatt im Schlummer Erquickung zu finden, von gräßlichen Träumen gequält. Er ſah den Herrn v. Erdeven aus tauſend Wunden bluten; er kämpfte ſelbſt mit gräßlichen und fantaſtiſchen Banditengeſtalten, und unter dieſe peinigenden Viſionen miſchte ſich das ruhige und lächelnde Antlitz Dianens mit dem unbeſchreiblichen Ausdruck, der von dem Tage an, wo ſie das Reh ſterben ſah, einen ſo ſeltſamen Zauber auf Irenée ausgeübt

Digitized by Google

hatte. Er erwachte ſpät und ſehr ermattet, und die Zeit bis zur Stunde, wo er ſchicklicherweiſe in Kernock erſcheinen durfte, erſchien ihm ſehr lang.

Die friſche Luft im Freien beruhigte ihn einigermaßen. Er entſchlug ſich allmälig der düſtern Phantaſien, je näher er dem Schloſſe kam. Er liebte die Gräfin zu aufrichtig, als daß er ſchreckliche oder ſtörende Eindrücke mit zu ihr hätte bringen können. Ihre Anweſenheit ließ ihm Alles vergeſſen; die ſchwarzen Gedanken verſchwanden; das ſüße Licht der Augen der Marquiſe vertrieb die Wolken, welche ſich in ſeiner Seele ſtürmiſch bewegten, und bei dem erſten Anblick ſo hoher Anmuth und Schönheit fühlte der Graf alle ſeine Empfindungen ſich zu einer inbrünſtigen und andächtigen Anbetung vereinigen.

Auf einen Fenſterſims geſtützt, den Arm auf einem Sammtkiſſen ruhend, die Finger an die Stirn gelegt, ſo empfing die Marquiſe den Grafen Irenée. Ein leichter bläulicher Anflug unter den klaren Augen ſchien große Reizbarkeit zu verrathen; man hätte meinen können, ſie habe geweint: ihre Wangen hatten die glänzende Bläſſe des Marmors, und auf den ſo beweglichen Lippen, um die gewöhnlich eine etwas ſpöttiſche Heiterkeit zuckte, lag jetzt ein ſeltſam aus Melancholie und Ueppigkeit gemiſchter Ausdruck. Nachläſſig und doch anmuthig in ihren Seſſel hingegoſſen, glich Diane einer verſchmachtenden Lilie: ein Sonnenſtrahl glitt über ihr blondes Haar und verlor ſich in den Falten ihres Gewandes. Als Irenée ſie mit Entzücken betrachtete, fühlte er ſich von Stolz gehoben bei dem Gedanken, daß er ſeine Seele der Verehrung eines ſo vollkommnen Weſens geweiht habe: die Wonne zu fühlen, daß er liebte, mußte ſich Luft machen und mit thränenfeuchten Augen und zitternder Stimme rief er aus: O Gott! Diane, wie ſchön biſt Du!

Es gibt gewiſſe Huldigungen, deren naiv leidenſchaftliche Sprache auch das kälteſte Herz rührt. Die Marquiſe warf auf ihn einen verſtohlenen Blick, ſchlug die Augen nieder, und wäre Irenée weniger bewegt geweſen, ſo hätte er ſeine Freundin erröthen ſehen können.

Dies ging jedoch bald vorüber, und Diane faßte ſich um ſo ſchneller, da ſie bald bemerken mußte, daß ihr Beſuch eine verlegene und in Gedanken verlorne Miene annahm. Er ſchien mit ſich ſelbſt zu ſprechen und zeigte ſich ſehr zerſtreut. Die Marquiſe war heute unbefangener als gewöhnlich, und nachdem ſie den Grafen über ſein Spätkommen neckend ausgeſcholten hatte, ſagte ſie heiter:

Was Ihr mir zu ſagen habt, muß Euch ſehr ſchwer werden auszuſprechen, Irenée.

Nein, ſtotterte der Graf betroffen, ſich ſo ſchnell verrathen zu ſehen, nein, ich habe Euch nichts zu ſagen.

Sie nahm ihre Stickerei mit ſchmollender Miene wieder zur Hand, und der Graf, der in ſeiner Verlegenheit ein Arbeitskörbchen umgeworfen, war bemüht, ſorgfältig jeden einzelnen Gegenſtand aufzuleſen und wieder in das Körbchen zu legen. Nachdem er dieſe Arbeit gewiſſenhaft vollendet, war ein Streifen Makulatur, der um das Garn gewickelt geweſen, in ſeiner Hand liegen geblieben, und in ſeiner Zerſtreuung rollte er den Zettel zwiſchen den Fingern auf. Zufällig fielen ſeine Augen darauf, und er las das Wort Daumelas. Jetzt vergaß er alles Andre und dachte nur noch an den mit dem Wappen gezeichneten Dolch.

In der Hoffnung, etwas Wichtiges zu entdecken, durchflog er haſtig den Zettel, der ein Bruchſtück einer alten Zeitung war. Es wurde darin erzählt,

daß Herr v. Daumelas, Cornet bei den Dragonern, als er Nachts allein nach Hauſe geritten, von Räubern angefallen, einer bedeutenden Geldſumme beraubt, ermordet und in die Durance geworfen worden ſei. Einer ſeiner Freunde, der zufällig denſelben Weg ritt, eilte ihm zu Hilfe, kam aber zu ſpät, um ihn zu retten; die Urheber der Miſſethat entflohen und blieben unbekannt. Den Hergang hatte man erfahren durch die Erzählung dieſes Freundes, des Herrn v. ....

Hier war das Blatt abgeriſſen.

Was leſet Ihr da mit ſo liebenswürdiger Andacht? frug Diane.

Irenée reichte den Zettel der Marquiſe hin.

Ich weiß nicht, wie das Papier dahin kommt, ſagte Frau v. Kernock, als ſie einen Blick darauf geworfen.

Dann faltete ſie es zuſammen und verſchloß es in einen Schubkaſten.

Das hier Erzählte ſcheint Euch ſehr zu intereſſiren ... Ihr kennt wahrſcheinlich die Familie Daumelas?

Nein, aber ich habe in Geſellſchaft von Leuten gelebt, die mit ihr ſehr nahe verbunden waren, gab ſie zur Antwort.

Vielleicht iſt Euch ihr Wappen nicht unbekannt? frug der Graf weiter.

Ich glaube wol, ich kann mich noch drauf beſinnen, erwiderte Frau v. Kernock.

So könnt Ihr mir wol ſagen, ob meine Vermuthungen richtig ſind, ſagte jetzt Irenée und zog aus ſeinem Wams den gefundenen Dolch, den er der Marquiſe hinreichte.

Sie warf einen Blick auf das Schild, das den Griff des Dolches verzierte, und ſagte halblaut:

Wir haben ein Wappenbuch ſtudirt; auf dieſem Dolch habe ich das Schild der Daumelas kennen gelernt.

Irenée beobachtete verſtohlen das unbewegliche und faſt zu ruhige Geſicht.

Ihr ſeht alſo dieſe Waffe nicht zum erſtenmale? frug er ſie nach einer Pauſe.

Die Marquiſe erwiderte lachend:

Warum ſollte ich eine Sache nicht kennen, die mir gehört?

Euch? rief der Graf mit erſchrockener Miene und ſank in ſeinen Seſſel zurück.

Ein Freund des armen Daumelas hat mir den Dolch geſchenkt, ſagte die Gräfin in gleichgiltigem Tone; wenn er Euch ſo ſehr gefällt, will ich ihn Euch ſchenken.

Wißt Ihr, wie er in meine Hände gekommen iſt?

Ich habe ihn vor einiger Zeit verloren, und Ihr werdet ihn wahrſcheinlich gefunden haben? erwiderte die Marquiſe.

Aber ich frage Euch, wer iſt dieſer Mann, der Euer und des Barons Daumelas Freund iſt? frug Irenée tief bewegt.

Graf, Ihr ſtellt ein Verhör an ... unterbrach ihn Diane ſtolz. Ich weiß nicht, welche Grillen Ihr Euch heute in den Kopf geſetzt habt; jedenfalls bin ich nicht geneigt, ihnen nachzugeben oder ſie wegzuſchaffen.

Dieſer Ton, den die Marquiſe noch nie gegen Irenée angenommen hatte, verletzte dieſen und ſchüchterte ihn zugleich ein. Er ſtammelte einige Worte, halb Vorwurf und halb Entſchuldigung, und ſchon gab ihm das Gefühl der Gerechtigkeit ſeiner Sache und der Aufrichtigkeit ſeiner Abſichten ſeine Ruhe und Würde wieder, als Diane das Geſpräch wieder anfing.

Digitized by Google

Wenn Ihr wünſcht, daß ich Euch anhören ſoll, ſagte ſie, ſo dürft Ihr nicht in Räthſeln ſprechen. Als Ihr herkamt, ſprach Euer Geſicht Mistrauen aus, und Ihr habt weder Diskretion genug, um zu ſchweigen, noch Offenheit, um ohne Rückhalt zu ſprechen. Wenn Ihr in Bezug auf mich beleidigendem Argwohn Raum gebt, ſo verſchmähe ich es, Euch zu antworten, denn ich habe Euch kein Anrecht auf meine Perſon gegeben; wenn Ihr nicht mehr ein treuer und vertrauender Freund ſein wollt, dann verlaßt mich, Irenée.

Ich Euch hier allein laſſen, und in einer ſolchen Zeit! rief der Graf aus und ergriff ihre Hand; Ihr werdet noch befehlen, daß ich Euch nicht verlaſſe!

Mein Gott! rief Diane ganz beſtürzt, was iſt denn vorgefallen?

Ihr habt mich misverſtanden; ich fürchtete Euch zu beunruhigen; ich wollte über die Sicherheit meiner Schweſter wachen, ohne ihren Frieden zu ſtören; Euch zu lieben, Diane, iſt mein Leben; Euch zu beſchützen meine theuerſte Pflicht. Es hängt nur von Euch ab, ſie mir in Vergeſſenheit zu bringen.

Mich beſchützen! Vor wem? Welche Gefahr droht mir? frug Diane erſchrocken und verwundert.

Ich weiß es nicht, aber eine Gefahr iſt vorhanden. Um Euch herrſcht ich weiß nicht welcher ſchwarze Zauber, Euer Leben iſt für mich ein Geheimniß, die Schatten Eurer Seele ſind undurchdringlich fur mich; ich glaube an Euch, Diane, aber ich glaube blindlings. Was ich nur halb ſehe, beunruhigt mich, und ich verſuche mehr zu entdecken.

Was habt Ihr geſehen? frug ſie mit gedämpfter Stimme.

Irenée dachte einen Augenblick nach, und einſehend, daß er nicht mehr zurücktreten könne, ſprach er in demſelben Tone:

In der Mitte des Teiches von Kernock ſteht eine große Stange; dieſe Stange, die ich emporgehoben habe, bildete den Stiel einer Gabel, und dieſe Gabel hält auf dem Boden des Teiches die Leiche des Barons v. Erdeven feſt.

Das iſt entſetzlich! rief die Marquiſe.

Das iſt noch nicht Alles. Dieſer Dolch hier, der Euch gehört, wurde am Rande des Teiches, wo ich ihn fand, von einer Perſon verloren, welche die Stange wieder im Schlamme befeſtigt hatte.

Die Marquiſe erblaßte; ihre Augen öffneten ſich weit; ſie wollte einen Schreckensruf ausſtoßen, aber ihre Stimme erſtarb auf den Lippen und ſie erfaßte krampfhaft den Arm Irenées. Ach! dachte dieſer, ich gäbe mein Leben darum, könnte ich ihr dieſe Qual erſparen.

Diane, Muth! ſagte er dann laut; bin ich nicht da in Eurer Nähe, und ganz Euch angehörend?

Plötzlich ſich wieder faſſend, gab Frau v. Kernock ihrem Freunde ein Zeichen, leiſe zu ſprechen, ſah nach, ob alle Thüren wohl verſchloſſen ſeien, und ſagte, indem ſie wieder Platz nahm:

Meine Leute dürfen nichts von alledem erfahren!

Alſo habt Ihr dieſen Dolch verloren, fuhr der Graf fort ... wenigſtens wenn man ihn Euch nicht entwendet hat. Verſucht, Euch auf die Perſonen zu beſinnen, die in Eure Nähe gekommen ſind; habt Ihr in Kernock Niemandes Beſuch angenommen?

Laßt das, Irenée, und hört mich an. Ihr habt oft Eure Liebe, Eure Hingebung angeprieſen! Darf ich ſie auf die Probe ſtellen?

Wenn es zu ſterben gilt, ich bin bereit.

Digitized by Google

Nein, es gilt für mich zu leben, ſagte die Marquiſe. Es gilt mir zu gehorchen, ohne auf einen Lohn zu hoffen, an mich zu glauben, wie an Gott, ohne mich zu begreifen, über nichts zu erſtaunen, mich nach nichts zu fragen ... und mir zu folgen. Irenée, wollt Ihr es wagen; fühlt Ihr nicht, daß es zuweilen ſchwerer iſt zu ſchweigen als zu ſterben?

Diane, ich liebe Euch! rief der Graf aus.

Und wenn Ihr als Lohn weiter nichts erhaltet, als einen unfruchtbaren Dank? ...

Diane, ich werde Euch dienen!

Ohne mich zu fragen, ohne mich zu beurtheilen, ohne ſich über etwas zu verwundern, mit Gefahr Eures Lebens? frug Diane weiter.

Ich folge Euch, betheuerte der Graf.

Gut, ich werde Euch auf die Probe ſtellen. Wartet einige Augenblicke hier, ich komme wieder.

So ſeltſam auch ſeine Lage war, ſo quälte doch den Grafen v. Bangor während der Abweſenheit ſeiner Geliebten die Neugier nicht allzuſehr; er wies ihre Regungen zurück als Verſuchungen des böſen Geiſtes und verſenkte ſich nur tiefer in die Religion ſeiner Liebe. Wenn er ſicher auf das Herz Dianens hätte rechnen können, ſo würde er ſich wenig um die Gefahren, denen er ſich ausſetzen ſollte, gekümmert haben.

Die Marquiſe erſchien nach Verlauf einiger Minuten wieder und bedeutete ihn durch ein Zeichen, ihr zu folgen. Sie verließen das Gemach durch eine geheime Thür, gingen einen in der Mauer angebrachten Corridor entlang, ſtiegen einige Stufen hinab und gelangten in einen großen mit Waffen und Bannern ausgeſchmückten Saal. Von dort führte ein gewölbter Gang bis an das äußerſte Ende des Schloſſes in ein Thürmchen, mit einer Thür in's Freie. Hier konnte man leicht über den Burggraben gelangen und in den Verſteck einer Baumgruppe, die hier, von der Mauer geſchützt, von dem tödtenden Hauch des Seewindes verſchont geblieben waren.

Mit Einbruch der Nacht, ſagte die Gräfin zu ihrem Freunde, ſchicke ich einen Reitknecht mit einem Pferd an den Prior von St. Gildaz; ich gebe ihm zugleich Euer Pferd mit, um es nach der Abtei zu bringen, wo Ihr, ſo ſage ich ihm, wartetet. Eine halbe Meile von hier begegnet Ihr dem Reitknecht, der etwas furchtſam iſt, und der, wenn er erfährt, daß Ihr nach St. Gildaz geht, ſehr froh ſein wird, ſich den Nachtritt erſparen zu können. Um acht Uhr wartet Ihr mit den beiden Pferden unter dieſen Bäumen und verliert das Pförtchen nicht aus den Augen. Hier werdet Ihr meine Befehle durch einen Mann empfangen, der Euch dann begleiten wird. Lebt wohl, mein Freund; ſeid Eures Verſprechens eingedenk. Ich werde Euch bald danken können.

Sie reichte ihm ihre Hand hin, die er ſtumm küßte und die ſie zu ſchnell ihm entzog. Dann ſprang er ſchnell über den Graben und befand ſich bald allein auf der weiten Ebene.

Um acht Uhr in der nur von Sternen matt erhellten Nacht — der Mond war noch nicht aufgegangen — ſcharrten zwei Pferde unruhig im Sande unter den Bäumen vor dem Schloſſe Kernock, deſſen Fenſter alle dunkel waren. Irenée ſaß zu Pferde und ſeine Augen waren auf das Pförtchen gerichtet, das noch ſchwärzer war als die Nacht. Er ſah es nicht aufgehen, aber plötzlich löſete ſich von dem dunkeln Fleck ein Schatten, der im Graben verſchwand und gleich darauf wieder ſichtbar wurde. Die Geſtalt kam raſchen Schrittes auf ihn zu, ſetzte ſich den Hut feſt und ſchwang ſich leicht auf das

Digitized by Google

andre Pferd. Erſt als ſie ſprach, erkannte Herr v. Bangor unter dieſer Verkleidung die Marquiſe v. Kernock. Vor allen Dingen müſſen wir das Meer bei Karnak erreichen, ſagte ſie; wir ſtoßen dort nicht auf Menſchen.

Diane ſetzte ihrem Pferde die Sporen in die Seite, es ſprengte von dannen und ihr Freund folgte ihr ſchweigend. Bald hatten ſie, begünſtigt von einer Furth und der Ebbe, die Krack hinter ſich und erreichten Karnak, hinter welchem Orte ſich eine niedriggelegene Sandfläche hinſtreckt. Einige große Bäume ſtanden oberhalb Karnak an der Abzweigung eines Fußpfades; ihre von dem Seewind plattgedrückten Wipfel gaben ihnen eine cedernähnliche Geſtalt.

(Fortſetzung folgt.)

Moden.

Die Kinder haben ihre Modeſaiſon wie die Erwachſenen, und zwar hat jedes Alter der Kinder ſeine beſondre Mode, damit iſt für die ſorgſame Mutter ein weites Feld für den Luxus geöffnet. Die kleinen Mädchen von zwei bis vier Jahr alt tragen ihre Kleidchen in Schürzenform garnirt, ſeien ſie in einem wollenen ſchottiſchen Stoff gewählt, oder ſeien ſie von einem rohfarbigen oder ſtaubgrauen Sommerzeug gemacht. Der Beſatz dieſer Kleider wird meiſt von wenig abſtechenden Borden oder von einer Schnürenſtickerei ausgeführt. Zu dieſen Kleidern tragen ſie eine kurze weiße Hoſe und ein hohes Chemiſette, das um den Hals mit einer gekrausten Spitze oder einem Pliſſéſtreifen ſchließt. Für dieſe ganz kleinen Mädchen macht man lieber paletotartige Hüllen oder Viſites ſtatt Mantelets; ſobald ſie aber das Alter von ſieben Jahren erreicht haben, tragen ſie kleine Mantelets, welche von Taffet gemacht und mit Zeugfalbeln garnirt ſind. Der Schnitt Marie-Antoinette eignet ſich für Kindermantelets beſonders gut, er iſt nämlich über der Bruſt gekreuzt und hinten ſind die Enden zuſammengeknüpft. Die Mädchen von fünf bis zehn Jahren bekommen Taffet- oder Foulard- oder Wollenmuſſelinkleider, welche mit Falbeln oder auch mit Aufſchlägen in Schürzenform ausgeputzt ſind. Man gibt den Kinderkleidern noch oft eine Schooßtaille, oder man macht doppelte Röcke, wenn das Kleiderzeug leicht iſt. Sehr modiſch ſind weiße Kleider für kleine Mädchen. Ein Anzug dieſer Art beſteht aus einem weißen Jaconaskleid, das vorn oder auch ringsum mit mehreren geſtickten und ausgebogten Streifen beſetzt iſt, über dem Kleide ſitzt ein Schooßſpenzer, ebenfalls von weißem Jaconas angefertigt und mit Stickerei verziert, zum ganzen Anzug gehört noch ein weißes Beinkleid, eine kleine ſchottiſche Echarpe und ein Strohhut mit ſchotttiſchem Band garnirt. Bis zum achten, zehnten Jahre hat man allerliebſte Hüte für die Mädchen, die mehr oder minder die Pamelaform beibehalten haben, da dieſer Schirmſchnitt den Kindergeſichtchen ſehr gut ſteht. Auch runde Hüte macht man häufig für die Kinder und dieſe ſind dann auf der Seite in die Höhe geſchlagen und vorn nach dem Geſicht geſenkt, oder ſie ſind vorn in die Höhe geſchlagen und an den Seiten niedergeſenkt. Die hübſcheſten dieſer Hüte ſind von jaspirtem Stroh gewählt und außen und innen mit ſchwarzen Spitzen garnirt und mit ſchottiſchem Band oder bunten Blumen bereichert. Man ſucht den Ausputz des Hutes in der Farbe zum Kleid zu aſſortiren. Die Mädchen, die über zehn Jahr alt ſind, hält man für junge Damen und kleidet ſie alſo nach den gangbaren Damenmoden. Zu bemerken iſt noch, daß man die weißen Beinkleider bei den Mädchenanzügen meiſt ſo kurz macht, daß man ſie faſt gar nicht ſieht, und daß auf dem Lande die Mädchen oft Nankinggamaſchen ſtatt der Hoſen tragen.

Die kleinen Knaben haben in den erſten Lebensjahren ruſſiſche oder griechiſche Blouſen, von glacirtem Wollenſtoff oder einfarbigem Caſchmir gemacht, die mit Borden beſetzt ſind. Dieſe Blouſen kann man mit oder ohne Gürtel tragen laſſen, man kann ſie auch an der Seite ein Stück ſchlitzen, oder man kann ſie mit einer Schooßpelerine faſſen. Die weißen Hoſen der Knaben erſetzt man oft mit Hoſen, welche vom Blouſenſtoff angefertigt ſind und die nur bis zur Mitte der Wade reichen, um die geſtreiſten bunten Strümpfe zu zeigen. Das eigentlich ſchottiſche Coſtüm tragen die Knaben vom vierten bis zehnten Jahre; dies beſteht aus einer kurzen weißen Hoſe, einem ſchottiſchen Rock, der bis ans Knie reicht und der in einen

Gürtel in große platte Falten gelegt iſt, einer offnen ſchwarzen Sammtjacke, einem aufgeſchlagenen Strohhut und einem großen weißen Ueberſchlagkragen. Statt dieſes auffallenden ſchottiſchen Anzugs gibt man den kleinern Knaben außer den ſtets kurzen Hoſen eine Art Sackjacke oder auch einen ganz kurzen Sackpaletot, welche beide von leichtem Tuch oder von Sammt, oder von Merino angefertigt ſein können. Nach dem zehnten Jahre ſtehen den Knaben die eng anſchließenden Schooßjacken von Tuch am beſten und zu dieſen gehört unumgänglich irgend eine Mütze, die man in Stroh und Roßhaar für den Sommer in den verſchiedenſten Formen ausgeführt hat.

Für die Damentoilette iſt im Sommer die *Spitze*, was im Winter für ſie der Pelz iſt, das heißt, kein Anzug kann ohne irgend eine Zuthat dieſer Art vor der Mode beſtehn. Beſonders beliebt iſt dieſen Sommer die Spitzengarnirung für Hüte. Welchen hübſchen Effect die echten engliſchen Spitzen auf den roſa, lichtblau, lichtlilla und ſtrohgelben Crepphüten machen, iſt längſt durch derartige reizende Ausführungen bekannt, aber auch auf Strohhüte nimmt ſich die Spitze gut aus. Madame Daſſe, eine bekannte pariſer Modiſtin, hat Strohhüte mit vier bis fünf weißen Spitzenfalbeln auf dem Schirme garnirt, und zwar ſtand die letzte Spitzenfalbel am äußern Rande des Schirmes und bildete ſo eine Art Halbſchleier. So einfach dieſe Spitzengarnirung ſcheint, ſo muß ſie doch ſehr geſchmackvoll gemacht ſein, um nicht flattrig auszufallen; an der Seite des Schirms ſind dieſe Spitzenfalbeln durch einen Blumenzweig, z. B. von Kirſchblüte gefaßt. Auch die ſchwarzen Spitzenhüte ſind als Uebergang vom Winterhut zum Sommerhut beliebt, ſie ſehn insbeſondre zu einem gelben oder amaranthnen indiſchen Caſchmirſhawl ſehr gut aus. Die diesjährigen ſchwarzen Spitzenhüte putzt man ſehr buntfarbig aus. Zuerſt gibt man ihnen meiſt ein buntes Tüllfutter und dann nimmt man grellbuntes Band und Blumen darauf. Sehr hübſch ſah ein ſchwarzer Spitzenhut aus, deſſen Schirm mit Bügel von orange, roth und ſchwarz, ſchottiſch gemuſtertem Bande belegt war und den ein Zweig von türkiſchem Jelängerjelieber zierte; dieſe Blume ſieht ebenfalls orange und hochroth aus.

Worin man in Deutſchland noch immer zurückbleibt, das iſt in der Verwendung der *Poſamentirarbeit* zum Kleidausputz, in Paris fehlt faſt keinem Kleide dieſe Zuthat. Das einfachſte Hauskleid, von rohfarbigem Sommerzeug oder von Nanking gemacht, wird mit einer Poſamentirſtickerei verziert. Die Falbeln des Foulard oder Taffetoberrocks ſind mit Agrément oder Franſen unten beſetzt und oben am Anſatz der Falbeln läuft wieder eine Poſamentirarbeit hin. Ebenſo ſind die Spitzenfalbeln mit Poſamentirverzierung aufgeſetzt. Und nun noch die Anzahl von Brandebourgs und Schürzenbeſätzen, die ganz von Poſamentirarbeit ausgeführt ſind. Unſer Modejournal liefert ſelten ein Modekupfer, das nicht einen neuen Poſamentirausputz nach Pariſer Modells zeigte. Wie an den Kleidern, ſo iſt auch an den Hüllen, ja ſelbſt an den Hüten die Poſamentirarbeit außerordentlich häufig angebracht.

Das *Ausbogen* iſt auch eine ſehr beliebte Verzierungsweiſe an den Sommerkleidern. Die eine ganz breite und die ſchmälern Falbeln, deren drei bis fünf die Taffet- oder Pekinkleider garniren, die ganz ſchmalen Falbeln, deren neun bis elf Reihen ein rohfarbiges Foulardkleid ausputzen, die Falbeln für Sommerkleider, die Falbeln der weißen oder lichtfarbigen Caſchmirhüllen und endlich die Mullfalbeln der Pelerinen und Cannezouts, alle dieſe bogt man aus.

Ein neuer *Sommerſtoff* zu Damenkleidern iſt der Jaconas Watteau, deſſen feines buntfarbiges Muſter durch den Namen bezeichnet wird. Auch perſiſche Leinwand, ebenfalls ein buntfarbig gedruckter Sommerſtoff, iſt ſehr beliebt. Außerdem iſt der Nanking oder nankingfarbiger oder rohfarbiger Stoff viel getragen.

J.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

№ 31. Pariſer Damenmoden. Beſuchsanzüge. Ein Kleid von buntgedrucktem Sommercaſchmir, mit zwei breiten Falbeln garnirt, dazu einen glacirten Taffetmantelet, der mit ſchwarzen Spitzen bereichert iſt, und ein roſa Taffethut. Der Oberrock iſt von Pekin gemacht und mit Poſamentirſtickerei bereichert, dazu ein weißer Hut.

№ 32. Pariſer Damenmoden. Der Negligéeanzug iſt ſehr neumodiſch, er beſteht aus einer Mullbaude, die mit ausgebogten Streifen beſetzt iſt, einem Ueberwurf, Polonaiſe genannt, der ſich über einem weißen Rock öffnet. Der Stadtanzug zeigt einen italieniſchen Strohhut, einen Nankingoberrock, der mit Patten und einer weißen Stickerei verziere iſt.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: **Leop. Voss.** Druck v. **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Die Mode 1847 N°31.

Digitized by Google

Die Mode 1847 No. 32.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

№. 22. Pränumerationspreis halbjährlich 2⅓ Thaler. 1847.

Die Sphinx.

(Fortſetzung.)

Hier angekommen, ließen die Reiſenden den ſpitzen Kirchthurm des Dorfes links liegen und ritten wieder landeinwärts, einen ziemlich ſteilen Abhang hinan. Als ſie die große Hälfte des Weges ſchon hinter ſich hatten, bemerkten ſie am Horizont, hinter Plouharnel, eine dunkelviolet gefärbte Stelle; je höher ſie kamen, deſto lebhafter glühte ſie: eine Hütte mußte in jener Richtung in einer Entfernung von drei oder vier Meilen brennen, meinten ſie. Wie ſie aber den höchſten Punkt erreichten, war der Schein dunkelroth geworden, und man konnte ſchon dicke, mit Funken untermiſchte Rauchwolken unterſcheiden, die der Nordoſt nach den Inſeln von Houat zuwälzte. An dem Hügel Saint-Corneille beſchloſſen die Beiden endlich Halt zu machen.

Auf dieſem Berge ſteht eine Einſiedelei, unter der in zehnfacher Reihe aufgeſtellt eine Prozeſſion druidiſcher Rieſen beginnt, koloſſale Steinblöcke von zwölf Ellen Höhe, die ſich mehrere Meilen weit hin erſtrecken. Dieſe wilde Gegend, in den Schleier der Nacht gehüllt, wäre eine paſſende Umgebung für eine grauſenerregende Staffage: überall eckige Umriſſe und kühne Linien, Hügel mit Ruinen bedeckt, ſchroffe Farbengegenſätze, halb in die Erde verſunkene Felſen, alten Gräbern gleich. Weiterhin unfruchtbare Sandſtrecken, elende Hütten. Im Hintergrunde das Meer, das murrend den Strand unterwühlt.

Und in dieſer öden, chaotiſchen Landſchaft ſteigen granitne Geſpenſter empor, Leichenſteine ohne Grabſchrift, rohe Denkmale einer fabelhaften Zeit, hier emporgerichtet durch übernatürliche Mittel. — Die Hirten ſagen, es ſeien Krieger, die von einem Einſiedler, dem die Steine gehorchten, in Stein verwandelt worden.

Digitized by Google

Von dieſen ungeheuern Granitmaſſen ſtehen einige aufrecht; andre, wie Steinbilder, die in ihrem Grabe liegen, ſind halb in die Erde verſunken. Dieſe geſpenſterhaften Geſtalten ſind in großer Anzahl vorhanden; eine Strecke von vier Meilen iſt damit bedeckt, und Nachts verirrt man ſich nicht ohne Grauen in dieſes Labyrinth, und glaubt jeden Augenblick aus ihnen eine Stimme unirdiſchen Klanges vernehmen zu müſſen.

Auch Diane von Kernock fühlte ſich von einem Schauer erfüllt. — Mein Gott, ſagte ſie leiſe, wie kalt es iſt! Wir wollen ſchneller reiten und uns nach der Gegend von Auray wenden. Dieſe Wege hier ſind nicht ſicher; es iſt der gefährlichſte Theil der Reiſe.

Ohne ſich weiter um die Pläne ſeiner Gefährtin zu kümmern, ja ſelbſt ohne ſie nach dem Ziel dieſer beſchwerlichen Reiſe zu fragen, fuhr Irenée fort, das Zunehmen der fernen Feuersbrunſt zu beobachten. Die Flammen erſchienen zuweilen über dem Horizont und erhellten mit unheimlicher Glut die Berge und die granitnen Pölwens. Vom Meere her, über dem der Vollmond ſchwebte, erhellte ein andres Licht mit fahlem Scheine die Ufer. Vor der fernen Glut erbleichend, wurde die Scheibe des Mondes immer glanzloſer und miſchte unter den rothen Widerſchein des Feuers auf der Landſchaft ungewiſſe, unheimlich bleiche Töne. Höher und höher zuckten die Flammen, und die Druidenſteine ſchienen ſich in der flackernden Beleuchtung zu bewegen: das Praſſeln des brennenden Hauſes ſchlug undeutlich an Dianens Ohr, vermiſcht mit den Klagen der Wogen, die an dem Strande zerſchellten.

Kein Zweifel mehr! rief der Graf aus; Bangor ſteht in Flammen!

Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo ertönten von allen Seiten die Sturmglocken der umliegenden Kapellen; die Luft war von ihrem Dröhnen erfüllt; jeder Gegenſtand ſchien lebendig zu werden.

Diane, rief der Graf, der ſich nicht länger beherrſchen konnte, Diane, Ihr täuſcht mich! Ich ſehe es, die Eiferſucht verfolgt Alle, die Euch lieben, die Liebe begeht dieſe Verbrechen! Dies Blut, dieſe flammenden Trümmer ſind Opfer, welche Euch geweiht ſind!

Aber die Marquiſe, ſtarr vor Entſetzen, hielt krampfhaft die Zügel feſt und ſagte mit angſtvoll gepreßter Stimme:

Kommt, kommt, laßt uns fliehen!

Es muß Einer leben, der mich verfolgt, der einen meiner Freunde ermordet hat, den Ihr kennt und den Ihr nicht nennt! rief Irenée.

Sie antwortete nicht; das Entſetzen geſtattete ihr kaum, dieſe anklagenden Worte zu hören und zu verſtehen.

Ihr ſeht es: das Haus meiner Ahnen, das Haus, wo Ihr Eure Kindheit verlebt habt, ſteht in Flammen ... und Ihr ſchweigt! Diane, was bin ich Euch in dieſer Stunde?

Ein Beſchützer, ein Freund, ſagte ſie beklommen und haſtig. Kommt, ich will Euch den Gefahren entreißen, die Ihr mir heute entdeckt habt: nach Rennes wollen wir, um dort Schutz und Hilfe zu ſuchen.

Ihr weicht mir vergebens aus; ich will Alles wiſſen, drängte der Graf.

Ihr habt mir geſchworen, mich nicht zu fragen! grauſamer, undankbarer Freund, ſo verlaßt Ihr die, an welche Ihr nicht glauben könnt? rief Diane ſchmerzlich.

Mit dieſen Worten jagte ſie, von Schrecken erfüllt, ſchnell wie der Blitz von dannen. Der Graf eilte ihr aber nach, und es gelang ihm, ſie aufzuhalten, was ſie vielleicht gehofft hatte.

Digitized by Google

Kommt zurück, ſagte er, und verlaßt Euern Bruder nicht; ſein Herz wird immer ſeinen Verſtand im Stich laſſen. Aber fort jetzt mit der Klugheit und der Zögerung; ich will dieſe räthſelhaften Feinde kennen lernen, und dieſe entſetzliche Fackel ſoll mir dazu leuchten. Ihr müßt mir folgen, Diane, denn eher würde ich die ganze Welt, wenn ſie mein wäre, brennen laſſen, als daß ich Euch allein hier ließe.

Vergebens bemühte ſich Diane, ihn von ſeinem Vorhaben, das ihr Bangen einflößte, abzubringen; jetzt war ſie die Beherrſchte; ſie mußte gehorchen. Irenée wollte in grader Richtung nach Bangor quer durch das Geſtrüpp der Haide reiten; Diane widerſetzte ſich dem mit aller Macht und erwirkte endlich, daß ſie den Druidenſteinen bis an einen Fußweg, der ſie durchſchnitt, folgten. Die Pferde eilten im vollen Laufe davon, in Schrecken geſetzt von den Steinkoloſſen, die in der glühenden Beleuchtung der flackernden Lohe ein geſpenſterhaftes Anſehen annahmen, und ſie zu verfolgen und zu umtanzen ſchienen.

Der Himmel war dunkelroth geworden, und die Funken ſchoſſen wie Sternſchnuppen über den ganzen Himmel. Ungeheure Rauchwolken wälzten ſich durch die Luft, ſtrichen ſchnell über die von der Feuersbrunſt erhellten Hügel, gleich den grauen Flügeln von rieſigen Nachtvögeln, und ſammelten ſich in einer dunkeln Schicht über dem Meere.

In der Tiefe der Höhlung angekommen, wo die Feuersbrunſt am Himmel nur noch wie eine dämmernde Helle erſchien, ſtießen unſre Reiſenden auf einen Pölwen von mehr als zwanzig Fuß Höhe, in der Stellung eines der Gruft entſteigenden Todten, der mit der einen Hand das Schweißtuch emporhebt. Hier zweigte ſich der Fußpfad ab, dem ſie folgen wollten.

Still! flüſterte Irenée; ich höre Geräuſch!

Es war ein Stein, den mein Pferd losgelöſt hat und der den Abhang hinabrollte, ſagte die Marquiſe.

Plötzlich ſpitzte das Pferd des Grafen die Ohren und ſprang ſo unerwartet zur Seite, daß Irenée faſt bugellos geworden wäre.

Kaum hatte er wieder feſten Sitz gewonnen, ſo flammte hinter dem Steinblock hervor ein Blitz und drei Schüſſe knallten. Irenée und ſein Pferd waren getroffen, er ſtürzte mit letzterem, ohne Zeit zu haben, noch einen letzten Blick auf ſeine Gefährtin zu werfen, deren Pferd, ebenfalls verwundet, ſcheu geworden war und durch das Geſtrüpp davonjagte. Zwei Bewaffnete ſtürzten auf den Grafen los, deſſen Roß nur noch krampfhaft zuckte, und eine dritte Geſtalt, im weiten Mantel und den Degen in der Hand, trat langſam heran.

Gut gezielt! rief er aus, endlich iſt die Marquiſe den Süßling los.

Ein Seufzer löſte ſich aus der Bruſt des unglücklichen Irenée, der, als er dieſe Worte vernahm, die letzte Hoffnung des Lebens fahren ließ.

Ich glaube gar, er bewegt ſich noch, ſagte der Mann im Mantel und gab dem am Boden Liegenden einen leichten Degenſtich, worauf er regungslos blieb. Macht ſchnell, fuhr der Unbekannte fort; tragt die Leiche durch das Gehölz nach Bangor und werft ſie in das brennende Schloß, damit man glaube, er ſei in den Flammen umgekommen. Morgen, bei Saint-Corneille, bekommt ihr zweihundert Piſtolen, und ſpäter ... Ihr verſteht mich.

Die beiden Banditen nahmen die Leiche und verſchwanden in dem hohen Gebüſch, der Unbekannte ſchwang ſich auf ſeinen Rappen und ſprengte ohne weiteren Aufenthalt von dannen.

Mittlerweile hatte das verwundete Pferd der Marquiſe, die ſich noch immer, obgleich halb bewußtlos, im Sattel erhielt, in immer engerem Kreiſe die Stelle der Unthat umſchweift. Die Wolken, der Mond, die Berge, die Bäume, die ganze Umgebung hatten eine fantaſtiſche Stimme und Bewegung angenommen. Zuletzt ſtürzte das Pferd auf der Stelle, wo es getroffen worden, zuſammen, und Diane, nachdem ſie ſich von dem Sturze erholt, irrte in der Dunkelheit umher und rief mit kläglicher Stimme: Irenée! Irenée!

Ihre Knie wankten; ſie wollte ſich an den Stein feſthalten mit der Hand, zog ſie aber ſchaudernd zurück, gefärbt vom Blut ihres Freundes.

Sie ſtieß einen Schrei des Jammers aus und ſank bewußtlos zu Boden.

4.

Es war Mai; die Sonne, durch roſenfarbiges Gewölk blickend, warf liebende Blicke auf die Auen nieder. Schon ſchlüpften durch den dunkeln Epheu an der Mauer der Kapelle von St. Gildaz glänzendgrüne Eidechſen; die Maßlieben beſtreuten mit weißen Sternen die Wieſen, und die letzten Veilchen lugten mit ihren amethyſtnen Augen unter ihren dunkeln Blättern hervor. Auf dem ſonnenerhellten Grün zitterten die Schatten der Bäume, die ein laues Lüftchen ſanft bewegte. Im Hintergrunde glänzte das Meer wie polirter Stahl und ſpiegelte die tiefe Bläue des Himmels wider, mit dem es in der Ferne zuſammenzufließen ſchien.

Drei Mönche gingen nach der Vesper im Garten des Kloſters St. Gildaz ſpaziren; die Obſtbäume überſchütteten ſie gleich großen Weihrauchkeſſeln mit einem Regen von Blüten.

Ihr habt Recht, Bruder Sakriſtan, ſagte der Pater Saint-André; ein Weib im Kloſter aufzunehmen, iſt ein arger Verſtoß gegen die Regel, und dem Beiſpiel der Benediktiner von Solesmes, welche der Schweſter des Herrn v. Colbert ein Aſyl gaben, dürfen wir nicht folgen.

Dennoch kommt dieſer Verſtoß nicht ſehr ſelten vor, und wir ſelbſt ſind neuerlich nicht frei davon geblieben, ſagte der Sakriſtan mit einem boshaften Blick auf ſeinen Begleiter.

Muß ich es Euch zehnmal in die Ohren ſchreien, daß die in Unwiſſenheit begangene Sünde ein erläßliches Vergehen iſt, und ſoll ich die Geſchichte, die Ihr übrigens kennt, noch einmal erzählen? Bruder Dominik, ſagte er zu dem andern Mönch, der ſich kaum enthalten konnte, über die Heftigkeit des Priors zu lächeln, Ihr ſeid auf Reiſen geweſen und habt Euch in den Klöſtern der Provence und Italiens aufgehalten; Ihr kennt wahrſcheinlich nicht den Vorfall, der ſich gegen Ende des vorigen Winters, wenige Tage vor Eurer Ankunft, ereignet hat?

Ich glaube davon gehört zu haben, ſagte der Novize.

Nun, Ihr werdet wol nicht die Einzelnheiten wiſſen: Mitten in der Nacht geräth das Schloß des Grafen v. Bangor in Brand und er kommt unter den Trümmer um; unſre Brüder eilen hin zur Hilfe. Unterwegs zwiſchen Kernock und dem Schloſſe finden ſie einen Mann, der ohnmächtig in einer Blutlache neben einem halbtodten Pferde liegt. Was war zu thun? Der Unglückliche wird hierher geſchafft und ein Bett zurecht gemacht ...

Und der Unglückliche war eine Unglückliche, unterbrach ihn der Sakriſtan.

Barmherzigkeit iſt unſre erſte Pflicht; aber es iſt manchmal ſchwer, ſie zu üben. Mußten wir nicht wegen dieſer Dame, der Gott ſeinen Frieden ſchenken möge, drei unſrer Brüder mit Briefen an den Parlamentspräſidenten nach Rennes ſchicken? Mußten wir nicht, wegen unſrer Sicherheit, hieß es, vier dicke Sergeanten füttern und herbergen, und noch dazu ohne allen Nutzen? Die Dame ſelbſt hat ſeitdem die Provinz verlaſſen; ſie iſt nach Paris zurückgekehrt und von dort, wie Einige ſagen, nach Deutſchland gereiſet, Andre behaupten, ſie habe ſich wieder verheirathet. Sei dem wie ihm wolle, man hat ſeitdem nichts wieder von ihr gehört.

Seit jener Zeit, ehrwürdiger Vater, ſagte der Novize, iſt Alles ruhig. Man hört nichts mehr von Seeraub, Mord und Brand.

Vergeſſen wir, was nun vorbei iſt. Eure Ankunft, Bruder Dominik, hat uns vielen Troſt gebracht.

Ehrwürdiger Vater, ich danke Euch für Eure Theilnahme an einem armen Fremden ohne Verwandte und Freunde, den der Schiffbruch hier an den Strand geworfen.

Der Novize wollte fortfahren, als eine männliche Geſtalt, die aus einem Gebüſch hervortrat und langſam auf die Sprechenden zukam, durch ihre plötzliche Erſcheinung Dominik erzittern machte. Wie bleich! ſagte er zu den beiden Mönchen, wie kränklich und ſiech er ausſieht! Man ſollte kaum glauben, daß ſeine Beine ihn bis hierher tragen könnten.

Sicherlich bildete der Fremde einen auffälligen Gegenſatz zu Dominik; letzterer, von athletiſcher Geſtalt und ſchönen Verhältniſſen, trug das von ſchönen ſchwarzen Locken umſchattete Haupt ſtolz emporgerichtet; ſeine ſchwarzen, feurigen Augen verbargen ſich halb unter langen Wimpern, und ſeine Adlernaſe verrieth ein energiſches und ſüdliches Temperament.

Der Neuangekommene dagegen, wie unter der Laſt ſeiner Kleider, die um ſeine magern Glieder ſchlotterten, gebeugt einhergehend, hatte einen milchweißen Teint; unter ſeiner feinen und durchſichtigen Haut vermuthete man kaum einen Tropfen Blut. Dürftige Haare umflatterten die Schläfe, und die blauen Augen lagen tief in ihren Höhlen. Zuweilen vernahm man einen trocknen Huſten und ſeine Stimme war leiſe.

Er ſchien über den Eindruck, den ſeine Erſcheinung machte, nicht zu erſtaunen. Der Prior und der Sakriſtan, ganz betroffen über ſeinen Anblick, fragten ſich gegenſeitig:

Iſt es möglich! — Iſt er's? — Welches Wunder! ...

In der That ein Wunder, gab der Graf Irenée v. Bangor zur Antwort, indem er ihnen die Hand reichte; die Auferſtehung der Todten. Uebrigens kann ich kaum glauben, daß ich lebe; ich fühle es noch nicht ... Wir wollen uns dorthin ſetzen; ich kann mich kaum aufrecht erhalten ...

Seine Stimme erloſch, und er wankte, geſtützt auf den Arm des Priors, nach der Raſenbank.

Die Erzählung meiner Abenteuer wird nicht lang ſein: als ich nach Bangor eilte, um den Brand meines Schloſſes zu löſchen, fiel ich in einen Hinterhalt von ... Unbekannten und blieb für todt liegen.

Heilige Mutter Gottes! Iſt das möglich? unterbrach ihn der Prior.

Nach einer ſehr langen Ohnmacht erwachte ich in einem Bauernhauſe, erzählte der Graf weiter. Ich befand mich in der Nähe von Vannes und war auf folgende Weiſe dorthin gekommen: mein Diener, ein alter Freund, der einzige, den ich habe, hatte mich, ich weiß nicht durch welches Wunder,

in einem Parterreſaal meines Schloſſes liegen gefunden. Obgleich die Flammen ſehr ſchnell um ſich griffen, hatte er noch ſo viel Zeit gehabt, mich auf einen Karren, der mit verſchiedenen den Flammen entriſſenen Gegenſtänden beladen war, zu werfen; dann ſpannte er zwei Ochſen vor und entführte mich aus dieſem unſeligen Lande, aus Furcht vor unſichtbaren Feinden, und brachte mich unter dem Namen eines ſeiner Verwandten auf einem Bauernhof ſeiner Schweſter unter. Während der drei Monate, die ich im Bett zubringen mußte, hat Lido mich nicht verlaſſen, ſeiner Sorgfalt ſchulde ich das mir ſo verhaßte Leben; ich muß ihm Dank wiſſen ſeiner guten Abſicht wegen.

Sobald ich wieder etwas zu Kräften gekommen war, wollte ich natürlich die Orte wieder aufſuchen, die in mir ſo bittre Erinnerungen erweckten. In dieſe beſcheidne Tracht verkleidet, bin ich das Land durchſtreift, wo man mich für todt hielt; was ich mit Lido in Erfahrung gebracht habe, und was er unter den Leuten gehört hat, zeigte mir, daß ich jede Hoffnung aufgeben muß. Man will wiſſen, aber ich kann es kaum glauben, daß die Perſon, für die ich mein Leben hingegeben hätte, mit meinem Mörder entflohen ſei. Je mehr ich darüber nachdenke, deſto klarer wird es mir, daß ſie mich getäuſcht hat. Aber ich kann den Namen des Elenden, dem ſie ſich ergeben, nicht erfahren.

Die Ausſagen der Marquiſe waren höchſt eigenthümlich, ſagte der Prior. Den Gerichten nannte ſie einen gewiſſen Roſan de la Crau, der ihr das größte Entſetzen einzuflößen ſcheint. Auf dieſe, vielleicht falſche, Ausſage ſtellte man vergebliche Nachforſchungen an; der Schuldige war verſchwunden; darauf wurde ſie ſehr zurückhaltend; endlich reiſte ſie ab und die Unterſuchung iſt niedergeſchlagen worden.

Roſan de la Crau, wiederholte der Graf ... das iſt der Name eines Edelmannes, der ſehr angelegentlich um ſie warb, und der, eines todteswürdigen Verbrechens für ſchuldig erkannt, ſich nach Holland oder Deutſchland geflüchtet hat.

Und ſeitdem will man wiſſen, ſie ſei zu ihm gereiſet, ſagte der Prior. Sei dem wie ihm wolle, dieſer Mann hat in dieſer Sache eine traurige Berühmtheit erlangt; auf den Kopf dieſes de la Crau iſt ein Preis geſetzt worden. Mit dem, was ſonſt noch die Leute von der Frau Marquiſe ſprechen, will ich Euch verſchonen. Es laufen in Bezug auf ſie die widerſprechendſten Gerüchte um; die Zukunft wird vielleicht dieſes blutigen Räthſels Löſung bringen.

Der Graf drückte dem Abt die Hand und ſagte mit gedämpfter Stimme:

Ich ſehe es nur zu klar, für mich iſt Alles aus! Ich will meine Trauer, der bald mein Tod ein Ziel ſetzen wird, in dieſem Aſyl verbergen: man darf die nicht mit Schande belaſten, die man geliebt hat.

Der Abt gab ihm zur Antwort:

Körperliche Schwäche macht zum Trübſinn geneigt. Später werdet Ihr bei wiederhergeſtellter Geſundheit Kraft finden, mit Hilfe Gottes Euern Schmerz zu bekämpfen. Bleibt bei uns in dieſem beſcheidenen Kleide; Ihr findet hier Theilnahme an Euern Leiden, und ich hoffe in unſerm Bruder Dominik, der wie Ihr in der Welt gelebt und von ſeinen Irrthümern zurückgekommen iſt, werdet Ihr einen tröſtenden Freund finden.

Graf Irenée, der kein anderes Obdach hatte, blieb alſo im Kloſter mit Lido, der, um bei ſeinem Herrn bleiben zu können, ſich den Mönchen auf mancherlei Weiſe nützlich zu machen wußte. Niemals ſprach man in ſeiner

Gegenwart einen Namen aus, der ſchmerzlich in ſeinem Innern widerhallen mußte. Niemals erwähnte man eine Perſon, die er früher geliebt hatte; aber oft ſah man ihn im Obſtgarten ſtehen und hinaus auf den Teich und die fernen Zinnen von Kernock blicken.

Täglich ſchloß er ſich mehr an Bruder Dominik an und bald hatten die Beiden, vereinigt durch Herzensergießungen, die Dominik mit Geſchick zu veranlaſſen wußte, eine enge Freundſchaft geſchloſſen. Irenée war ſanft, reſignirt; ſein Freund zeigte den Gleichmuth eines Sünders, in dem die irdiſchen Leidenſchaften erkaltet ſind. Still und kalt wie ein erloſchener Vulkan ſchien er ſich zur Selbſtverleugnung, zur Verachtung aller irdiſchen Dinge anzuſpornen. Es war ein Gemüth, das ganz Gott gehörte und nur in den ſtrengſten Bußübungen Beruhigung fand.

Allmälig gewannen die Ueberzeugungen Dominiks auch Gewalt über das Herz des Neophyten; er verſenkte ſich gern in ein paſſives Entſagen, das ſeine Schwäche ihm nur erleichterte, und die großen Beiſpiele der Selbſtverleugnung erregten in ihm ein Staunen und eine Bewunderung, welche ſein neuer Bruder, der entſchloſſen ſchien, ihn aus den Stürmen der Leidenſchaft zu retten, gut zu benutzen wußte. Oft ſaßen ſie nach der Meſſe vor der Pforte der Kirche, wo ſich eine ſteinerne Bank befand. Von hier blickte das Auge auf das Meer hinaus und ſchweifte von den Wogen nach dem Himmel.

Eines Abends in der Stunde, wo die untergehende Sonne das Meer mit Purpurgluthen vergoldet, hatte ſich Irenée vor dem Glanz und der Wärme der Sonne in den Kreuzgang des Kloſters St. Gildaz geflüchtet. Seine Phantaſie, eingekerkert zwiſchen vier weißen Wänden, auf dem man viermal die Worte las: Gott allein, verſenkte ſich in trübe und ſtrenge Bilder. So ſaß er ſchon eine geraume Zeit, als Bruder Dominik, der ihn ſelten verließ, zu ihm trat. Er ſetzte ſich neben ihn, und Beide blieben lange Zeit ſtumm. Irenée brach zuerſt das Schweigen:

In dieſer Einſamkeit, in die kein Geräuſch der Welt dringt, erſcheint mir mein früheres Leben faſt wie ein Traum. Nur hier, im tiefen Schlummer alles Denkens, genieße ich ein wenig Ruhe.

Weil man an dieſem Gott allein geweihten Ort nur den Himmel erblickt, erwiderte Dominik. Jemehr Ihr Euch von den irdiſchen Dingen abſchließt, deſto ruhiger werdet Ihr werden. Lange Zeit habe ich über die Misgeſchicke Eurer kurzen Laufbahn nachgedacht und halte ein gänzliches Losreißen von den traurigen Erinnerungen Eures Lebens für das einzige Heilmittel derſelben. Ihr müßt Euch wahren vor den tückiſchen Einflüſterungen des Herzens und des Verſtandes; Eure Vocation iſt nicht zweifelhaft, und der vornehmſte Tröſter aller Betrübten hat Euch hierher geführt.

Ach, Bruder Dominik, ſagte Irenée, kann man ohne Schauder den Gedanken faſſen, ſich durch unlösliche Gelübde zu binden?

Dieſe Scheu iſt ein Fallſtrick des böſen Geiſtes; macht Euch frei davon, und Ihr werdet den Frieden wieder gewinnen.

Ich weiß nicht, warum Ihr, die Ihr ſo einſichtig, ſo zurückhaltend ſeid, mir mit ſolcher Hartnäckigkeit rathet, der Welt Valet zu ſagen, gab Irenée zur Antwort; denn die Rathſchläge, die Ihr mir ſtets gebt, ſcheint Ihr ſelbſt wenig Luſt zu haben, zu befolgen.

Die Theilnahme, die ich für Euch fühle, bewegt mich allein, mich um Euer Schickſal zu kümmern. Ich kann die Dinge falſch beurtheilen; aber ſicherlich ſind unſre Verhältniſſe nicht ganz dieſelben, und was gut iſt für

Digitized by Google

Euch, der Ihr durch Leiden gereift und gereinigt ſeid, paßt ſich noch nicht für mein noch ſchwankendes Gemüth, das noch zu oft verſucht wird von der Sehnſucht nach irdiſchen Dingen. Ach! Das eben iſt mein Schmerz, und ich beneide die Gleichgiltigkeit, welche Täuſchungen in Euch erzeugt haben.

Ja, zweifelt nicht daran, gab Irenée zur Antwort; dieſe unſelige Leidenſchaft iſt erloſchen; aber ich fühle noch das Bedürfniß, davon zu ſprechen, um die Schmerzen meiner Erinnerungen zu lindern. Ach! Wie ich ſie liebte, Bruder! ... Ihr Haß war mein einziger Lohn; und als ich unter den Streichen eines verabſcheuenswerthen Nebenbuhlers zuſammenſank, traf die Stimme des Mörders, der frohlockte, ſie von einem Zudringlichen befreit zu haben, mein Ohr. So hat ſie nicht einmal das Geheimniß meiner heiligen und unglücklichen Liebe geachtet! O, ich kann es noch nicht glauben! Der Mörder log, nicht wahr?

Aus welchem Grunde? ... entgegnete ihm Dominik; er hielt Euch für todt und außer Stande, ihn zu hören.

Den Kopf in die Hand geſtützt, ſaß Irenée eine Weile ſchweigend und niedergeſchlagen da.

Ein Gefühl, das Ihr vielleicht nicht begreift, hindert mich, in's Kloſter zu gehen, begann er dann: ein Mann hat mich mit unerhörter Frechheit mishandelt, er hat Banditen gegen mich ausgeſandt, er iſt noch auf der Welt, und ich lebe! Und anſtatt dieſen Ehrloſen Tag und Nacht raſtlos zu verfolgen, ſoll ich träge im Kloſter ſitzen und Paternoſter beten! Ihr wollt einen Mönch aus einem Menſchen machen, der noch Blut zu vergießen hat!

Solche Ausbrüche ſind wenig chriſtlich und können Eurer Geneſung ſchaden, ſagte Dominik ſtrafend.

Dank, Bruder, für die liebreiche Warnung, entgegnete Irenée. Wenn ich an die Ausführung dieſer Rachepläne gehe, wird meine Kraft ſchon wiederkehren. Und was bedarf es auch, um einen Nichtswürdigen zu züchtigen, der ſchon vor mir geflohen iſt und mich nie ſelbſt anzugreifen wagt? Nein, ich werde niemals Mönch werden! Dieſe Geheimniſſe, die ich nicht habe aufklären können ... dieſer Mörder, und Diane, Diane ... die ich nicht mehr liebe ...

Die Ihr anbetet, unterbrach ihn mit Heftigkeit Dominik; ja, Ihr liebt ſie und Eure Augen ſuchen beſtändig über dem Walde dort die grauen Thürme ihres Schloſſes. Bleiches Kind des Nordens, der du weder der Wahrheit, noch der Lüge in's Auge zu ſehen wagſt, du willſt mich täuſchen! Glaube mir, deine Leidenſchaften, tief und nie ſtürmiſch bewegt, fromm und ewig dauernd in ihrer Kälte, paſſen gut für das Kloſter.

Ganz betroffen über dieſen heftigen Ausfall, den der für gewöhnlich ſo ſanfte und gleichmüthige Charakter Dominiks noch auffälliger machte, bemerkte Irenée:

Ihr ſeid ſehr aufgeregt, was werft Ihr mir vor? Die Marquiſe zu ſehr, oder nicht genug zu lieben? Ihr werdet mir unbegreiflich.

Aber ohne ſich beſänftigen zu laſſen, fuhr Dominik mit funkelndem Auge fort:

Höre mich an, armes Kind, das zu ſchwach iſt für ſeine Unglücksbürde; dein Herz ähnelt dem meinen wie der Bach dem ſtürmiſchen Meere; wenn du litteſt, was ich dulde, du wäreſt längſt im Sturme zuſammengeknickt. Wenn deine Liebe der meinen gliche, ſo wurdeſt du ſie nicht mit ſchwärmeriſchem Eifer ausplaudern, ſondern ſie in den ſicherſten Grund deines Herzens

Digitized by Google

verſchließen! Auch in meiner Bruſt hauſ't eine Schlange, die mein Herz zerfleiſcht, aber ich ſchweige und ſterbe; ja, ich ſterbe jeden Tag, jede Nacht, jede Minute, ohne jemals Leiche zu werden, und ich leide rettungslos wie der Skorpion in dem Feuerkreiſe ... Was meint Ihr mit Nichtswürdigkeiten? Was ſoll das heißen? Was iſt für ein Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe? Sehr wenig: die Liebe iſt Alles! Ich bin edler geboren als Ihr, und edler oder ſchlechter Thaten fähig; Euch fehlt zu beiden die Willenskraft.

In dieſem heiligen Aſyle, wo Jeder, ſei er Sünder oder nicht, demüthig ſein ſoll, ſeid Ihr mir nur ein Freund, der leidet, ſagte Irenée.

Reue, qualvollſte Reue waren die einzige Frucht meiner Liebe, rief Dominik. Bruder, in meinem Herzen wohnen Furien, und wenn Ihr von einem Weibe ſprecht ... das Unglück iſt ſelbſtſüchtig, ... ſo denke ich an mich und meine Wunden öffnen ſich von neuem. Verbannt dieſe Träume, lechzt nicht länger nach dieſem Gifte: Wir ſind Beide betrogen worden! Seht Ihr nicht ein, daß dieſe Marquiſe Niemanden liebte? Und Ihr wollt ihr Euer Leben opfern? O Jammer der Erde!

Der Mönch ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirn und fuhr fort:

Ihr habt mich gehört und glaubt, ich ſei müde unwürdiger und thörichter Leidenſchaft? So wißt, Bruder, in dieſem Augenblick zerfleiſcht mich noch die Eiferſucht, und wenn ich könnte, würde ich ganz der Alte ſein! Dereinſt vielleicht fange ich mein altes Leben wieder an; ich fürchte und hoffe es, und lebe im beſtändigen Kampfe mit mir ſelbſt! Unglücklicher! Entflieht dem Schickſale, das Euch droht! Entſagt den irdiſchen Gelüſten, die voller Gefahr ſind, und werdet Mönch!

Mit dieſen Worten eilte Dominik ganz außer ſich von dannen und ließ Irenée in ſprachloſem Staunen im Kreuzgange zurück.

Nachdem der Graf von Bangor lange über die ſeltſamen Aeußerungen Dominiks gegrübelt hatte, bemerkte er, daß der Tag faſt zu Ende war und die hohen Giebel ſchon lange Schatten auf den Hof des Kloſters warfen.

Er verfügte ſich in die Kapelle, wo die Brüder zur Abendmeſſe verſammelt waren. Bruder Dominik hielt ſich abſeits und lag auf den Knien, das Geſicht mit den Händen verhüllend. Irenée wünſchte mit ihm zu ſprechen, um ihm einige tröſtende Worte zu ſagen. Aber der Andre wich ihm aus, was der Graf einem Gefühl der Beſchämung zuſchrieb. Die Geſtändniſſe ſeines neuen Freundes hatten ſeine Theilnahme erregt und in der Naivetät ſeines Herzens betrachtete er ihn mit dem zärtlichſten Mitleid. Dennoch hatte ihn der Auftritt ſehr aufgeregt; er konnte die Nacht nicht ſchlafen.

Am folgenden Tage ſah er Dominik nirgends, auch nicht die folgenden Tage, und dieſer Umſtand war ihm um ſo peinlicher, als er ein Bedürfniß fühlte, ſich durch den Umgang mit dem Novizen zu zerſtreuen.

Irenée war noch ſehr ſchwach, und die Anſtrengungen der letzten Tage zogen ihm zuletzt einen heftigen Fieberanfall zu, der ſein Leben in Gefahr brachte.

Nachdem er eine lange Kriſis überſtanden, kam er, ſchwächer als je, in ſeiner Zelle wieder zum Bewußtſein, und ſeine Augen fielen zuerſt auf den treuen Lido, der zu Füßen des Bettes neben Dominik ſaß. Letzterer legte eine große Freude über die eingetretene Beſſerung in Irenées Zuſtand an den Tag und eilte hinaus, um den Prior davon zu benachrichtigen. Wie Lido ſich jetzt allein ſah, erzählte er ſeinem Herrn, mit welcher faſt mütterlichen

Digitized by Google

Theilnahme ihn der Novize gepflegt hatte. Das Delirium war lang und heftig geweſen, und Irenée hatte in demſelben die Namen der Marquiſe, des Barons v. Erdeven, eines gewiſſen Roſan de Crau und Bruder Dominiks auf die ſonderbarſte Weiſe unter die Einzelnheiten einer unheimlichen und unbegreiflichen Geſchichte gemiſcht. Während dieſer Kriſe hatte Dominik, ohne eine Minute zu ſchlafen, und ohne zu dulden, daß ein Andrer ihn erſetze, ihn allein und mit bewundernswerther Sorgfalt gepflegt. Irenée fühlte ſich durch dieſe Freundſchaftsbeweiſe ſehr ergriffen und ſchloß ſich immer näher und inniger an den jungen Bruder an.

Dominik benutzte den Zuſtand des Grafen, um ihn zum Eintritt in's Kloſter zu bewegen, worauf er mit ſeltenem Eifer drang und worin ihn der Prior, der das Kloſter als das beſte Aſyl betrachtete, unterſtützte. Die guten Mönche glaubten in ihrer frommen Einfalt ſich ein Verdienſt zu erwerben, wenn ſie eine Seele dem Treiben der Welt entriſſen. Jemehr ſie Irenée liebten, deſto theurer wurde ihnen ſein Seelenheil, und da ſie nie über die Vorſchriften des heiligen Baſilius hinſichtlich übereilter Gelübde nachgedacht hatten, ſo wendeten ſie ihren ganzen Eifer darauf, die Phantaſie des Novizen zu gewinnen. So überredeten ſie ihn — ſie glaubten es übrigens ſelbſt — daß ſeine Geneſung eine wunderbare Huld des Höchſten ſei, der ihn zu großen Dingen beſtimme. Man brannte vor dem Lager des Grafen Kerzen an und hielt Dankſagungen. Dominik machte ſo viel Redens von der Vocation Irenées, daß er zuletzt Alle, auch Herr v. Bangor, daran glaubten. Letzterer verpflichtete ſich beinahe, das Gelübde abzulegen, und Dominik betrachtete dies halbe Verſprechen ſtets als eben ſo unwiderruflich, wie das bereits abgelegte Gelübde. Außer dem Kloſter ſah er für ihn weder Frieden noch Heil.

Sobald Herr v. Bangor das Lager wieder verlaſſen konnte, geleitete er ihn auf ſeinen Spaziergängen und lenkte viel lieber ſeine Blicke auf das weite Meer, als auf den Wald und den Teich von Kernock, ein Name, der nie vernommen wurde: die an jenem Abend im Kreuzgange des Kloſters begonnene Herzensergießung wurde nie fortgeſetzt. Dennoch entzog ſich Irenée manchmal ſeinem ſtrengen Freunde und ſtahl ſich fort hinter die Kapelle, wo er ſich auf eine Bank ſetzte und den Vögeln zuſah, die das Schloß, wo noch ſeine Gedanken weilten, umkreiſten. Aber dann entdeckte er auch bald Dominik, der unweit von ihm ſtand und ihn mit gekreuzten Armen ſtreng und faſt drohend betrachtete.

Er mußte nachgeben; erſchöpft von der Krankheit, von Leiden und dem ſtarken Blutverluſt in jener Nacht des Ueberfalles, beſaß er nicht mehr ſeine alte Willensſtärke, und der von den Mönchen unterſtützte Einfluß Dominiks war zu mächtig für ihn. Und was konnte er übrigens wählen? Zu Grunde gerichtet, ohne Obdach, außer Stande, ein ſeinem Range gemäßes Leben zu führen, hätte er ſeinen Feinden den Genuß verſchaffen müſſen, ihr Opfer gedemüthigt zu ſehen. Oder ſollte er als Ankläger der Marquiſe auftreten? Sollte er ſie zwingen, mit ihrer Ehre den kurzen Reſt ſeiner Lebenstage zu bezahlen? Dieſe peinlichen Fragen beſprach Dominik oft mit chriſtlicher Strenge und einer auffälligen Hartnäckigkeit. Bald machte ſich Irenée, überzeugt, daß ſein Ende nahe ſei, mit den Gebräuchen des Kloſterlebens vertraut; die eckigen Kanten ſeines Geiſtes ſchliffen ſich von Tag zu Tag mehr ab, die Zweifel an dem Verrath der Marquiſe, die er lange in ſeinem Herzen gehegt, wurden immer ſchwächer, ſeine Augen wurden glanzloſer und ſein Haupt ſenkte ſich demüthig.

Digitized by Google

Allmälig fing ihn ein gebieteriſches Bedurfniß des Schweigens und der Ruhe ganz zu beherrſchen an und nun gab er auf das erſte Andringen nach. So begab er ſich mit dem Gehorſam eines Kindes in die Vorbereitungszelle, und der Tag, wo er ſein Gelübde ablegen ſollte, war ſchon feſtgeſetzt.

Bald erfuhr die ganze Umgegend, daß ein Novize im Kloſter St. Gildaz Profeß thun werde, und da die Sitte verlangte, daß dieſe Ceremonie mit der größten Oeffentlichkeit vollzogen werde, ſo erhielten die Pfarrer der umliegenden Dörfer und die Edelleute der Provinz alle, ohne Ausnahme, Briefe des Inhalts, daß ein neuer Bruder (der Name wurde nicht genannt) aufgenommen werden würde.

Um dieſelbe Zeit wurde Irenée, wie es herkömmlich war, vor das Kapitel des Kloſters geladen, um hier dreimal die Barmherzigkeit Gottes und der Brüderſchaft der Mönche von St. Gildaz anzurufen. Von dieſem Augenblick an zum Profeß zugelaſſen, begab er ſich in die Vorbereitungszelle.

Endlich brach der große Tag, den Dominik ſo inbrünſtig herbeigewünſcht, an: der Graf v. Bangor ſollte das Gelübde ablegen.

Es war ein Sonntag: auf das zweite Läuten zur Meſſe füllte ſich die Kirche von der Thür bis an das Gitter, welches die Mönche von den Laien trennte, mit Fremden an. Keine Lücken waren auf den Ehrenbänken zu bemerken, und bunte, dichtgedrängte Reihen von Landleuten ſtanden im Schiff der Kirche. Einige adelige Damen hatten ſich unter die Menge gemiſcht, ſie waren aber einfach gekleidet und trugen den langen ſchwarzen Schleier, der damals in der Bretagne Landestracht war.

Vom Schiff aus konnte man nur mit Mühe Irenée in der einfachen, ſchwarzen Kutte ohne Kapuze, zwiſchen zwei Reihen Chorſtuhlen knied, erkennen. Die untere Hälfte der Kirche, ausgetäfelt mit dunkelm Holzwerk und mit ſchwarzbekutteten Mönchen erfüllt, war ſehr finſter; wenn man aber zum Gewölbe emporblickte nach den ſich verſchlingenden Rippen der Decke und den kunſtreichen Knäufen der zierlichen Säulen, ſo wurde das Auge erquickt von tauſend durchſichtigen Blumen, die der Sonnenſchein, der durch die bunten Fenſter glänzte, auf dem grauen Stein erblühen machte.

Mit den Augen durch dieſen Blumenhimmel irrend, hörte Irenée kaum die feierlichen Klänge der gregorianiſchen Hymne, die um ihn ertönte; er ſchien in tiefe Andacht verſunken zu ſein, hatte aber alles Gefühl für die ihn umgebende Welt verloren, ſo ſehr hatte ihn das Faſten und die letzten Tage der Zurückgezogenheit geſchwächt. Er fühlte weder Kummer, noch Sehnſucht, noch Furcht, und nahm an der Ceremonie Theil, wie an ſeiner eignen Leichenfeier.

Ein unbedeutender Vorfall brachte ihn wieder zu ſich und gab ſeinen Gedanken eine beſtimmtere Richtung. Leute, die an trubes Sinnen und Einſamkeit gewöhnt ſind, ſind häufig abergläubiſch und ein vorüberfliegender Vogel, eine verlöſchende Kerze, ein krächzender Rabe, ein ſchreiender Uhu genugt, ihre Phantaſie in Aufregung zu bringen. Irenée wurde durch einen noch unbedeutendern Vorfall bewegt: eine große Spinne fiel auf ſeine Hand, und er ſchüttelte ſie mit Lebhaftigkeit ab, da er gegen dieſe Art Thiere, deren Anblick ihm von unglücklicher Vorbedeutung zu ſein ſchien, immer einen Widerwillen gehabt hatte. Er konnte ſich nicht der ſtillen Frage enthalten, welches Unglück ihn denn bedrohe und mußte ſich ſagen: Du willſt Mönch werden.

Dieſer Gedanke, der ihm ehedem tröſtlich erſchienen, wurde ihm jetzt,

da er durch ein unglückliches Omen in Erinnerung gebracht worden, unangehmer. Er fühlte eine ſpäte Reue, die um ſo bittrer war, als ſie nichts ändern konnte. Ihn peinigte das Gefühl eines nicht zu ändernden Uebels; er dachte von neuem an ſeine Liebe und ſetzte jetzt plötzlich ein glückliches Erreichen ſeines Zieles, an das er vorher nie gedacht, voraus; ſo erlangte er den Beweis, daß er, ohne es ſelbſt zu wiſſen, in dieſer Hinſicht immer noch Hoffnungen hegte. Er bemühte ſich, dieſe Gedanken von ſich zu weiſen, aber es wollte ihm nicht gelingen. In dieſem feierlichen Augenblick, wo das ſchwere Opfer, das er bringen ſollte, ihm unvermeidlich erſchien, fühlte ſich der Graf v. Bangor ſo wenig klöſterlich geſinnt, daß er ſich in der Kirche, welche ſein Gelübde hören ſollte, unaufhörlich ſagte: Es kann nicht ſein! Wie ſoll ſo etwas ſtattfinden? Wird es geſchehen oder nicht?

Gleich den Verurtheilten auf dem Wege zum Schaffot malte er ſich eine Unzahl wunderbarer Vorfälle aus, die Alles verändern ſollten, und die unmöglichſten erſchienen ihm wie die wahrſcheinlichſten; dennoch hätte er nicht gewagt, von den natürlichſten Mitteln zum Widerſtand Gebrauch zu machen.

Die Meſſe ging ihren Gang, der verhängnißvolle Zeitpunkt rückte immer näher, und Irenée fühlte ſich immer ſchwächer werden und in einen Zuſtand halbwachen Träumens verſetzt. Die Geſänge der Mönche ſchallten in ſein Ohr wie der wirre Lärm von drohenden Stimmen, und aus den Chorſtühlen hervor blickten ihn die Steinbilder, welche die Sitze ſtützen, mit höhniſchem Geſicht und ſataniſchem Grinſen an. Allmälig wurde er ruhiger, ſein Blick wurde freier, und er ſah über ſich die Spinne, die an einem großen Faden nach ihrem Gewebe am Knauf einer Säule hinaufzuklettern ſich bemühte. Von Zeit zu Zeit verlängerte ſich der Faden, und dann fiel ſie immer wieder bis faſt auf die Erde herab, bis ſie endlich die Hälfte des Weges hinter ſich hatte. Die ſo häufig vereitelten Beſtrebungen der Spinne gaben dem Aberglauben des jungen Bretagners friſche Nahrung, und trotz der feierlichen Umgebung und Stunde konnte er ſich nicht enthalten, das Gelingen der Bemühungen der Spinne wie eine Art Vorbedeutung der Erlöſung von dem Gelübde zu betrachten. Er betrachtete ſie daher mit der ſpannendſten Theilnahme, und fühlte ſich außer Stande, einer andern Sache ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Schon hatte ſie eine Stelle erreicht, wo der Faden, getroffen von dem durch das bunte Glas gefärbten Strahl, roth wurde wie glühender Drath. Die Spinne, goldiggrün beleuchtet, klimmte langſamer empor, und Irenée faßte wieder Hoffnung, als plötzlich ein kleine blaue Fliege, glänzend wie Stahl, vorüberflog, den Faden zerriß und im dunkeln Hintergrunde verſchwand. Auch die Spinne war nicht mehr zu erblicken. Eine Sekunde ſpäter aber entdeckte ſie Irenée auf einem Leichenſtein vor ſich und er verlor ſeine letzte Hoffnung.

Es war nicht lange Zeit zum Träumen. Ein großer Fuß zerquetſchte die arme Kaſſandra, und der Pater Sakriſtan, der die Stelle des Ceremonienmeiſters vertrat, ergriff die Hand des jungen Mönchs und ſprach zu ihm:

Mein Bruder, es iſt Zeit.

Ganz außer Faſſung, folgte ihm Irenée wie ein Kind bis an den Hauptaltar, wo er ſich vor dem Prior und den Offizianten auf die Knie niederwarf: zugleich wurde das Suscipe me angeſtimmt. Alsdann führte man ihn in die Mitte des Chors vor ein Gebetpult. Hier blieb er ſtehen, und der Sakriſtan gab ihm die Urkunde über ſeinen Eintritt in's Kloſter in die

Digitized by Google

Hand, um ſie zu unterſchreiben. Ohne ſich im mindeſten zu ſträuben, wollte Irenée dieſe Formalität erfüllen, als ein leiſes Gemurmel in der Kirche die Aufmerkſamkeit des Sakriſtans abzog. Das Publicum, das jetzt den Profeßleiſtenden ganz gut ſehen konnte, äußerte ſich halblaut über ſeine Schönheit, ſeine Jugend, ſein ſieches und rührendes Ausſehen. Der Sakriſtan wendete ſich jetzt wieder um und Bruder Dominik, der den Ceremonieumeiſter unterſtützte, ſtellte ſich, mit dem Rücken gegen das Schiff der Kirche gewendet, neben ihn.

In dem Augenblick, wo Irenée, nachdem er aus Dominiks Händen die Feder empfangen, ſich niederbeugte, ließ ſich ein eigenthümlicher Laut, ſtärker als ein Seufzer und ſchwächer als ein Schrei, aber doch durchdringend genug, vernehmen; eine Frau war hinter dem Gitter in Ohnmacht geſunken. Wer ſie war, wußte niemand; auch der Graf nicht; aber der Klang dieſer Stimme hatte ihn bis in's Innerſte ſeines Herzens erſchüttert. Er machte einen Schritt nach dem Gitter zu und erblickte grade noch den zierlichen Fuß einer Dame, die man durch das Gedränge hinaustrug. Dieſer gedämpfte Wehſchrei hatte eine wunderbare Einwirkung auf Irenée gemacht, der vor dem Gebetpult auf die Knie niederſank und ſein Geſicht mit den Händen verhüllte.

Dominik, der Strick und Kapuze hielt, hatte dieſe fallen laſſen, und als man die Feierlichkeit fortſetzen wollte, war er verſchwunden. Da ſich Irenée nicht regte, rief ihn der Ceremonienmeiſter dreimal mit Namen, aber er erhielt keine Antwort; der Novize war ohnmächtig geworden.

Man ließ einen Mönch neben ihm niederknien, damit er nicht umfalle, und ſetzte die Meſſe fort, ohne den Unglücklichen hinauszuſchaffen, aus Furcht, ein Aergerniß zu bereiten.

5.

Entſchloſſen, die Feierlichkeit ſeines Eintritts auf unbeſtimmte Zeit hinauszuſchieben, theilte Irenée ſeinen Entſchluß dem Prior mit, indem er bei dieſem vorſchützte, daß zu ernſtliche Verſuchungen ihn an dem Vollziehen dieſes wichtigen Schrittes hinderten. Der Pater St. André nahm dieſe Entſchuldigungen ruhig hin, und auch Bruder Dominik hörte ſie mit Gleichgiltigkeit an. Er frug ſeinen Freund nicht um die Urſache jenes Auftritts in der Kirche, und Irenée ſchloß daraus, daß er ſie errathen habe. Ein Zweifel quälte noch die Seele des Grafen; hatte ihn das dunkle Gefuhl ſeines Herzens irre geleitet? Aus welcher Bruſt hatte ſich der Wehſchrei losgerungen, der noch bis in die tiefſten Tiefen ſeines Herzens widerhallte? Seine Ungewißheit über dieſen Punkt wurde halb zerſtreut durch den Widerwillen, mit dem man ſelbſt ſeinen indirekteſten Fragen auswich. Aber warum war die, welche ihn hingeopfert und verrathen hatte, bei ſeinem Anblick in Ohnmacht geſunken?

Zuweilen überredete er ſich, daß am Tage ſeiner Profeßleiſtung die Marquiſe weit entfernt von St. Gildaz geweſen ſei, und ſeine Phantaſie den Ton der von ihm geliebten Stimme einer andern gegeben habe. Bald aber, empört über dieſen Gedanken, rief er aus: O nein, welche andre Stimme hätte mich ſo erſchüttern können?

Seit dieſer Zeit kam dem Grafen die Freundſchaft kälter vor und er ſuchte Dominik weniger eifrig auf, ohne ihn deshalb minder werth zu halten. Die beiden Jünglinge ſchienen die Rollen gewechſelt zu haben: in demſelben

Digitized by Google

Maße, wie der Graf früher vertrauend geweſen, zeigte er ſich jetzt zurückhaltend, Dominik dagegen ſchien ſich ein Vergnügen daraus zu machen, ihm zu dienen, alle Bürden von ihm zu nehmen, ihn aufzuheitern, ihm ſeine Freundſchaft unentbehrlich und das Kloſterleben angenehm zu machen.

Aber unter der gleichmüthigen Ruhe Dominiks verbarg ſich eine tiefe Bekümmerniß. Wie alle kräftigen, mit großen Anſtrengungen belaſteten Naturen war er früh erſchöpft, und ſeine tiefeingeſunkenen Augen, ſein mageres Geſicht, ſein mattes Weſen verriethen die Seelenqual, die er während der Nacht erduldet. Oft bebte ſeine Lippe wie vor Zorn. Anſtatt ſich wie Irenée in Liebesträumen zu gefallen und nach Dingen zu trachten, die an Liebe erinnern und die Seele verweichlichen, hielt ſich Dominik fern von dieſen Quellen der Melancholie. Er mied ſorgfältig den ſchattigen Obſtgarten, das Säuſeln des Abendwindes im Laube, den Geſang der Grasmücken; er mochte in der Mittagsgluth nicht die Cicaden hören, und wenn ein lauer Zephyr, beladen mit dem berauſchenden Duft der Auen, ihn bis in ſeine Zelle verfolgte, ſo ſchloß er raſch das Fenſter. Einſam, fern von allen Lockungen der Natur und den Empfindungen, die ſie erwecken, blieb er auf einem Felſenſtück unter Brombeergeſtrüpp ſitzen, das Kinn in die Hand geſtützt, die Stirn gerunzelt und die Augen auf das Meer geheftet, welches ewig gegen die Granitfelſen des Ufers anſtürmte. Auch begegnete man ihm in den dunkeln Hallen des Kloſters, ernſt und ſtumm auf- und abſchreitend. Er faſtete täglich, legte die vollkommenſte Demuth an den Tag, unterzog ſich den ſtrengſten Kaſteiungen; dennoch wollten ſeine Nachbarn in der Kirche wiſſen, er bete nie. Die ganze Gemeinde war überzeugt, daß Bruder Dominik eine ſchmerzensreiche geiſtige Wiedergeburt mit unerhörter Anſtrengung durchführe. Da er von merkwürdiger Schönheit war, ſo glaubte man, er bemühe ſich, eine tiefgewurzelte Leidenſchaft zu vergeſſen und betrachtete ihn mit jener kalten und ſcheuen Achtung, die man Menſchen, die großer Anſtrengungen fähig ſind und deren Leben in Geheimniß gehüllt iſt, ſchenkt. Die Mönche verkehrten wenig mit ihm; er wich ihnen aus und ſchien ſie höchſtens zu kennen. Er ſprach langſam, gemeſſen, ohne Leidenſchaft, aber man fühlte, daß dieſe ruhige Form das Erzeugniß einer unermeßlichen Anſtrengung war, und fürchtete immer die niedergehaltene Glut zerſtörend hervorbrechen zu ſehen.

Mit ſich ſelbſt zu ſehr beſchäftigt, bemerkte Irenée anfangs die Leiden Dominiks nicht; zuletzt fing er an ſie zu ahnen. Erfüllt von dem Wunſche, ihm Troſt zu ſpenden, näherte ſich Irenée ihm; aber Bruder Dominik wich ihm aus und ſchien den, den er früher in ſein Herz aufgenommen, daraus verbannen zu wollen. Uebrigens zeigte er ſich jetzt ſehr veränderlich in ſeiner Stimmung; bald legte er die größte Bitterkeit an den Tag und überließ ſich eine Stunde ſpäter einem wahren Rauſch der Freundſchaft, bat Irenée, ihm ſeine Heftigkeit zu vergeben, ihn zu lieben und vornehmlich ihn nie zu verlaſſen. — Wenn Ihr mich verlaſſt, rief er voll Leidenſchaft aus, ſo iſt meine Seele auf ewig verloren, ich würde große Miſſethaten begehen und ſie nie bereuen! In einer ſpätern Zeit — ach! es iſt noch lange hin — werde ich mehr Kraft haben; aber bis dahin, geliebter Irenée, verlaßt dieſes Haus nicht. Ach, wenn Ihr das Gelübde ablegtet, ſo wäre die Ruhe meines Lebens für immer geſichert.

Einmal Nachts, als der Graf eingeſchlummert war, nachdem er lange nachgegrübelt über die Urſachen des ſchmollenden Schweigens, in das ſein Freund ſeit drei Tagen verſunken, erweckte ihn ein ſeltſames Geräuſch, und

er ſah bei dem ungewiſſen Lichte, welches die weißen Wolken des Himmels auf die Wände ſeiner Zelle fallen ließen, eine Geſtalt vor ſeinem Bett ſtehen. Er ſprang auf und ergriff ihre Hand.

Graf, ſprach Dominik mit hohler Stimme, ich habe Eure Seele geprüft. Ihr ſeid entſchloſſen, in die Welt zurückzukehren und jene Frau wiederzuſehen?

Lieber Dominik! Euer Schmerz rührt mich auf's Tiefſte; aber die Zweifel, die mich quälen, laſſen mich nicht länger ruhen; ich muß das Dunkel, welches mich umgibt, aufklären; das größte aller Uebel iſt die Ungewißheit. Die Luft in dieſen Hallen erſtickt mich.

Ihr verfolgt eitle Traumbilder, antwortete ihm Dominik; die, welche Ihr ruft, wird Euch nicht antworten; ſie iſt mit ihrem mächtigen Geheimniß für ewig entflohen.

(Fortſetzung folgt.)

Moden.

Die chineſiſchen Creppſhawls ſind auch dies Jahr wieder das eleganteſte, was man in leichten Sommerſhawls wählen kann. Man hat dieſe Shawls in allen Farben, weiße, ſchwarze, ſcharlachrothe, gelbe u. ſ. w.; ſie werden in derſelben Farbe oder in weiß reich geſtickt und zwar ſind dieſe Stickereien meiſt in chineſiſch baroquen Muſtern ausgeführt. Chineſiſch roſa Creppſhawls, mit weißer Stikkerei bereichert, tragen viele junge Damen, doch ſind wol die röthlich grauweißen (nuance vapeur) Creppſhawls, die in derſelben Farbe reich geſtickt ſind, die vornehmſte Neuigkeit dieſer Art. Die lichtfarbigen Hüllen jeder Art ſind dieſen Sommer höchſt modiſch. Zum Negligée trägt man ungebleichtfarbige Taffetmantelets, welche mit weiß glaeirt ſind und deren Schnitt in einem kurzen ſehr abgerundeten Halstuch beſteht, deſſen vordere Zipfel eine nach außen abgerundete Echarpe bilden. Dieſe Mantelets werden mit einer breiten Zeugfalbel ringsum garnirt, an deren unterm Rande ein gleichfarbiges Band falbig angeſetzt iſt. Vorn im Armeinbug bildet die breite Falbel des Mantelets einen kleinen Aermel. Zum Abend hat man als Phantaſiehülle einen leicht anliegenden Ueberwurf angenommen, der ebenfalls von lichtfarbigem Taffet angefertigt und mit geſtickten Zeugfalbeln ausgeputzt wird, dem man aber außerdem noch ein weißes Seidenfutter gibt. Dieſe Ueberwürfe (pardessus) führt man in eleganteſter Weiſe von weißem Taffet aus und beſetzt die Falbeln derſelben mit weißen Poſamentirſpitzen. Die Polonaiſe, der ſogenannte Morgenpaletot, von dem wir neulich eine Abbildung gaben, findet den größten Beifall und wird nicht nur von weißen, ſondern auch von buntfarbigen Stoffen für das Landnegligée häufig angefertigt.

Für die Landtoiletten geſtatten bekanntlich die Pariſerinnen die Ausführung jeder Phantaſie, wenn ſie nur gut ſteht; obgleich ſie beim Stadtanzug alles Gewagte oder Auffallende als ſchlechten Geſchmack bezeichnen. Die ſeidnen Nankingkleider, die jetzt ſo ſehr modiſch ſind, hat man als Phantaſieanzug für das Land mit ganz ſchmalen ſchwarzen Sammtbandchen beſetzt, was allerdings grell abſticht, aber ſonſt ganz hübſch ausſieht. Im gleichen Geſchmack hatte man neulich ein Pekinkleid, das auf rohgrauer Grundfarbe mit grünen Linien ausgezeichnet war, mit einer breiten Zeugfalbel beſetzt, welche am untern und am obern Rande mit einer durchbrochenen grünen Sammtborde eingefaßt war. Außer den roh- oder nankingfarbigen leichten Seidenkleidern trägt man auch viel ſchmalgeſtreifte oder ſchottiſch gemuſterte Foulard- oder Baregekleider. Alle dieſe leichten Kleider haben aber vielen Beſatz und insbeſondere viel Falbelbeſatz. Auch breite Franſenreihen erſetzen zuweilen die Falbeln. Die Leibchen der Negligéekleider macht man oft faltig und mit einem Gürtel gefaßt, die geputzteren Kleidrr haben ſtets ein enganliegendes, glattes Schneppenleibchen. Die Aermel zu beiden Leibchenſchnitten können entweder halbweit oder enganliegend ſein. Doch macht man die enganliegenden Aermel neuerdings

Digitized by Google

etwas bequemer und alſo troß des Namens nicht ganz enganliegend. Kleine Ueberärmel ſind über den engen Aermeln ſehr beliebt; dieſe Ueberärmel beſtehen wie der Faldelausputz der Kleider oft aus zwei oder drei Reihen ſchmaler Falbeln. Man glaubt, daß der Sommer viel weiße Kleider bringen wird, wenigſtens ſah man bei der erſten Vorſtellung der ſpaniſchen Tänzer in Paris viel weiße Toiletten unter dem ſehr eleganten Publicum. Bei dieſer Gelegenheit zog die Herzogin von Montpenſier alle Augen auf ihren allerliebſten, caſtilianiſchen Anzug. Dieſer beſtand nämlich aus einem roſa Seidenkleid, das mit zehn ſchwarzen Spitzenfalbeln garnirt war; dazu trug ſie einen ſpaniſchen Schleier als Haarputz, den eine große Roſe feſthielt. Eine hübſche Dame ihres Gefolges zeichnete ſich ebenfalls durch einen reizenden Anzug aus. Dieſe trug ein roſa Atlaskleid, das mit neun Reihen roſa Tüllgekraus bis über die Kniehöhe bedeckt war; gleiches Tüllgekraus drapirte wie eine Berthe den Ausſchnitt des Leibchens und die Aermel. Den Kopf dieſer Dame zierte ein Auffatz von roſa Tüll, in deſſen duftigem Gekraus ſich kleine roſa Roſen verſteckten, und um dieſen ganz roſigen Anzug zu vollenden, ſo legte die Dame beim Weggehen einen roſa Taffetmantelet über die Schultern. Auch in Blau, insbeſondere in einem vollen Lichtblau (bleu Montpensier) ſah man einige geſchmackvolle Toiletten ausgeführt. Dieſe blauen Kleider waren meiſt mit weißen Spitzen verziert.

Bei ſolcher Gelegenheit, wie im Theater oder im Concert, trägt man häufig Blondencapoten, die ſo leicht und durchſichtig arrangirt ſind, daß ſie wie ein Heiligenſchein das Geſicht umgeben. Allerliedſt ſind auch die bunten Creppcapoten; man hat z. B. deren von vollblauem Crepp gemacht und ſie mit roſa Cactusblüten ausgeputzt, andre von nankingfarbigem Crepp gezogen und ſie mit einem Büſchel Kornblumen bereichert. Schön beſonders ſah aber ein nußbrauner Crepphut aus, den ein Palmzweig verzierte. Sehr lichtgrüne Crepphüte, die weiße Federn und Spitzen bereichern, ſind außerordentlich modiſch, doch ſtehen ſie nicht jedermann zu Geſicht. Die durchbrochenen Stroh- oder Pferdehaarhüte machen dies Jahr die eigentliche Mode der Sommerhüte aus, gegen die ſelbſt die weißen Baſthüte zurücktreten.

Die Vorliebe für Bänder und für den Ausputz auf Kleider von denſelben ſteigt mit der Sommerjahreszeit ſo ſehr, daß ohne Bandzuthat keine Toilette vollendet ſcheint. Man trägt nicht nur Gürtelbänder mit langen Enden, Bandſchleifen auf den Cannezouts, Cravattenbänder und Bandmanſchetten, ſondern auch die Mantelets und die Kleider müſſen ſo viel als möglich mit Bandverzierung bereichert ſein.

Die Taſchentücher, die Handſchuh und die Schuhe beſtimmen die wirkliche Eleganz eines Anzugs; alſo für ſie muß die größte Sorge und Auswahl verwendet werden. Zum Morgenanzug gehört das Maintenontaſchentuch, dies iſt ein kleines, ſehr einfach, z. B. mit einem Erbsmuſter geſticktes Batiſttuch, welches ſtatt der Spitze mit einem ebenfalls geſtickten und ausgebogten Batiſtſtreifen umrändert iſt. Zum geputzteren Anzug wählt man ein Capriceentaſchentuch, deſſen Name die wunderlichen Verſchlingungen der verſchiedenen Stickſtiche und die Vereinigung derſelben in einer breiten Kante angedeutet, oder man wählt ein tuniſiſches Taſchentuch, in dem die reichſte Stickerei mit den künſtlichſten Spitzenſtichen wetteifert und das breite Spitzenfalbeln garniren.

Den joinvilleblauen Stiefelchen, die die Damen dieſen Winter ſo häufig trugen, folgen jetzt violette oder perlgraue Stiefelchen. Die Pariſerinnen tragen von Neuem faſt nur Stiefelchen und haben ſomit die hohen Schuhe wieder verlaſſen, auch laſſen ſie alles Schuhwerk von ſeidnen Stoffen anfertigen und höchſtens für die Gänge zum Einkauf in den Straßen halten ſie wollne Zeugſtiefelchen für zweckmäßig.

Die beſten Handſchuhe kauft man bei Mayer (rue de la Paix) in Paris und der neueſte Schnitt derſelben hat innen an der Daumwurzel keinen Zwickel mehr, wodurch zwei unſchöne Nähte erſpart werden. Im Hauſe und auf dem Lande trägt man meiſt ſchwarze Halbhandſchuhe (mitaines) von Filet gemacht.

J.

Hierzu eine Kunſtbeilage:

№ 33. Pariſer Damen- und Kindermoden. Die Dame trägt einen ſilbergrauen Taffetoberrock, der mit einer Pelerine gedeckt und mit eigenthümlicher Poſamentirarbeit beſetzt iſt, und einen roſa Crepphut mit Halbſchleier. Das Mädchen trägt einen Maria-Stuart-Hut und ein roſa Wollenmuſſelinkleid. Die Schooßjacke des Knaben iſt von blauem Tuch gemacht und geſtickt.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mode 1847 N° 33.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

№. 23. Pränumerationspreis halbjährlich 2⅓ Thaler. 1847.

Die Sphinx.

(Fortſetzung.)

Ach, Dominik, ſagte der Graf, ſo kann ſich das Herz nicht täuſchen; ich höre jetzt noch den Schrei, den ſie ausſtieß, als ſie mich erkannte.

Eitler Wahn, Thorheit! Wenn es das nicht wäre, müßte ſie dann nicht gleich herbeigeeilt ſein, um Euch wiederzuſehen und ſich zu rechtfertigen?

Dieſer gewichtige Einwurf machte Irenée verſtummen?

Unerklärliches Stillſchweigen, murmelte er nach einer Weile ... Unerklärlich wie ihre Worte, ihre Seele und ihre Handlungen ... Dominik, wenn Ihr mich liebt, ſo begleitet mich und helft mir dieſes Geheimniß aufklären.

Bruder, erwiderte der Novize mit gepreßter Stimme, indem er die Hand ſeines Freundes zwiſchen ſeinen beiden Händen drückte, wenn Euch mein Leben, meine Liebe, meine Ruhe, mein Seelenheil lieb ſind, ſo beſchwöre ich Euch, ſim Namen des Himmels und beim Namen Eurer Mutter, gebt dieſen Plan auf! Bruder, ich bitte Euch, ich bitte Euch auf den Knien!

Irenée blieb ſtumm, da er ihn weder täuſchen, noch ſeinen Schmerz vermehren wollte.

Mein Gott! rief Dominik verzweiflungsvoll aus, du ſiehſt, wie ich mich anſtrenge, ihn zu retten! Ich liebe ihn, dieſen Unglücklichen, ich hätte ihm auf den Knien dienen, hätte ſein Sklave ſein können, und neben ihm hätte ich in Schweigen gelitten ... Aber wenn du, mein Gott, zuläſſeſt, daß er ſcheidet, was ſoll dann aus mir werden? O, mein Bruder, ſchwöre mir, daß du dieſe Frau nie wiederſehen willſt! — O, ich Wahnwitziger! rief er aus, indem er die Hand Irenées zurückſtieß, wie kann ich von der Liebe verlangen, daß ſie ſich der Freundſchaft opfere! Und dennoch, Bruder, wirſt du ſie nie wiederſehen und nie dieſen Ort verlaſſen; das habe ich geſchworen.

Mein Freund, der Eifer für mein Seelenheil reißt Euch fort, ſagte der Graf. Ihr könnt kaum athmen, Ihr zittert, Eure Augen glühen im Fieber; dies Geſpräch reibt Euch auf.

Ja, Fieber! rief Dominik mit wahnwitziger Heftigkeit aus und klammerte ſich an den Grafen an; die Hölle iſt in meinem Herzen. Du verläſſeſt mich nicht, du entfliehſt mir nicht, und dein Tod wird mich befreien ...

Seine Stimme verlor ſich in einem Wuthſchrei, und Irenée ſah ein Meſſer in ſeiner Hand. Mit ſtaunenswerther Gewandtheit ſtürzte er auf ihn los, öffnete ihm die Hand und die Waffe fiel zu Boden. Noch ein Ringen von einer Sekunde, und der Graf hatte ſich von Dominik losgemacht, entſchlüpft durch die Thür der Zelle und ſchließt ſie hinter ſich zu.

Zum großen Erſtaunen Irenées ſchien Dominik am nächſten Morgen ganz ſeine gewöhnliche Sanftheit wiedergewonnen zu haben und ſich nicht mehr im mindeſten an ſeinen Wuthanfall zu erinnern. Er war feſt überzeugt, daß der Bruder unter dem Einfluß eines Fiebers, hervorgerufen durch Erregung des Blutes, gehandelt habe. Selbſt von Furcht erfüllt vor ſeinen Viſionen, bat Dominik den Grafen, ſich in Zukunft jeden Abend durch einen kleinen Riegel an der Außenſeite (die Zellen haben nämlich keine Thürſchlöſſer) einzuſchließen, und Irenée folgte dieſem Rath; aber der Riegel war jeden Abend zerbrochen. Von dieſer ſeltſamen Nacht an verdoppelte Dominik ſeine Aufmerkſamkeit gegen Irenée; er verließ ihn nicht mehr und zeigte ſich ausnehmend willfährig. Jetzt fühlte ſich Irenée von ſeiner Dienſtfertigkeit beläſtigt und fing an, ihn zu meiden. Er hatte geheime Gedanken und wünſchte nicht, ſie errathen zu ſehen.

Eines Morgens gegen vier Uhr war er allein aufgeſtanden, um einige Augenblicke in der Einſamkeit umherzuſtreifen. Die Sonne erſchien eben hinter dem Hügel von Kernock, und der glänzendblaue Himmel verſprach einen von jenen heißen Tagen, wo die laue und durchſichtige Luft uns die Möwe beneiden macht, die frei über der Erde ſchweift. Wenn die Atmoſphäre ſo rein iſt, ſingen die Vögel, die Blumen lächeln und die Gefangenen weinen. Geſchüttelt von einer Schaar von Hänflingen, die ſich in den Zweigen haſchten, fielen von der Linde, unter der Irenée ſaß, Blätter und Federn auf ſein Haupt herab. Von Zeit zu Zeit flog einer der zahlreichen Sänger, die die ſchattige Krone bewohnten, hinaus in die Weite; Irenée folgte ihm mit dem Blick, bis er im Azur der Ferne verſchwand.

Wie er ſinnend auf den Raſen niederblickte, wurde ſeine Aufmerkſamkeit rege gemacht durch Fußſpuren in dem bethauten Graſe. Von einer plötzlichen Neugier ergriffen, folgte ihnen Irenée und traf bald auf einem Felsblock, mit Epheu bedeckt und von wilden Maulbeerbäumen überſchattet, Bruder Dominik ſitzen, vertieft in den Anblick der fernen Thürme von Kernock. Seine ſchwarzen, glänzenden Augen waren feſt darauf geheftet und zwei Thränen löſten ſich von den Wimpern. Irenée hatte nicht Zeit, Dominik lange zu betrachten; mit ſich ſelbſt unzufrieden, ſchlug ſich letzterer vor die Stirn, riß ſich von jenen fernen Gegenſtänden mit einer Geberde des Haſſes los und drehte ſich um. Beide Novizen ſahen ſich erwartungsvoll an.

Irenée ſagte zu Dominik mit ziemlich trocknem Tone:

Ich hätte nicht das Vergnügen dieſes frühzeitigen Begegnens erwartet: was macht mein Bruder hier?

Ich mache es Euch nach; ich überlaſſe mich poetiſchen Träumen und

betrachte, dem Orient zugewendet, die aufgehende Sonne. Ich habe in jener Gegend weiter nichts zu ſuchen.

Irenée biß ſich in die Lippen und begann nach einer Pauſe von neuem, indem er auf die Giebel des Kloſters deutete:

Dieſe Hallen bewohnen glückliche Menſchen, die nie geliebt haben ... Menſchen, die der Welt entſagt haben, und die Auen, die ſie nie betreten dürfen, ohne Sehnen betrachten.

Sie werden lange leben, antwortete Dominik; dann fügte er mit wilderem Tone hinzu: Mein Flehen bleibt fruchtlos; Euer Entſchluß ſteht feſt ... Aber hofft nicht ... (hier ſchien der Novize ſich wieder zu faſſen und ſeine Stimme nahm einen einſchmeichelnden Ton an), hofft nicht, Irenée, daß ich mich tröſten werde über den Abſchied von Euch: er verſchuldet meinen Untergang und mein ewiges Verderben. Bruder, noch iſt es Zeit, weiſet die Verlockung zurück.

In ſeinen Zügen und in ſeinen Geberden verrieth ſich eine ſo lebhafte Seelenangſt, daß der Graf davor erſchrecken mußte. Ihm fehlte der Muth, Dominik zu antworten, und er fühlte ſich erleichtert, als er die funfzehn Glockenſchläge vernahm, die zur Frühmeſſe läuteten. Uebrigens war auch Irenée heute weniger als je geneigt, ſich den Wünſchen ſeines Freundes zu fügen; denn er hatte am Abend vorher von ſeinem treuen Lido Nachrichten empfangen, die ihn nur in ſeinem Entſchluß befeſtigen konnten. Die Gerichte hatten ihre Nachforſchungen wieder begonnen und ſpürten einem gewiſſen Roſan de la Crau nach, den das Gerücht hatte nach Holland fliehen laſſen, der aber nach neuern Nachrichten ſich in der Bretagne verſteckt halten ſollte. Da dieſe neuen Entdeckungen mit der wahrſcheinlichen Rückkehr der Marquiſe zuſammenfielen, brannte Irenée vor Verlangen, das Ende dieſes Abenteuers zu ſehen und Aufklärung über das geheimnißvolle Benehmen Dianens zu erlangen.

Während er über dieſe Pläne nachſann, fuhlte er ſich von einer tiefen Bewegung erfüllt. Auf dem Punkte ſtehend, ſie wiederzuſehen und ſeine Ungewißheit vielleicht mit einer ewigen Verzweiflung zu vertauſchen, verhehlte er ſich nicht, daß er ſich wieder in die Kämpfe einlaſſe, die ſein Leben verzehrt hatten. Eine Art Bangen verdunkelte ſeine Hoffnungen und hemmte ihren Aufſchwung.

Erfüllt von dieſer Aufregung, begab er ſich mit ſeinem geliebten Dominik nach der Kirche, ohne daß er gewagt hätte, dieſem die ihm drohende Veränderung in ihrem gegenſeitigen Verhältniß mitzutheilen. Er blieb, verſunken in tiefes Nachdenken, bis zum Angelus in der Kirche ſitzen, zum großen Erſtaunen des Priors, der gleich wieder Hoffnung für die Vocation des Novizen zu ſchöpfen begann. Der Graf hatte übrigens in dem Maße, wie er geſünder geworden, mehr und mehr die Einſamkeit aufgeſucht, und Dominik hatte daraus ganz richtig geſchloſſen, daß ein Menſch, der von einer Leidenſchaft für einen abweſenden Gegenſtand erfüllt iſt, ſich nicht ſelbſt genügen kann, wenn er nicht Grund hat, zu hoffen. Deshalb mied er es mehr als je, ſich von Irenée zu trennen.

Es war bei den Mönchen von St. Gildaz Brauch, täglich um das Kloſter paarweiſe und Litaneien ſingend zu ziehen. Dies geſchah in jeder Jahreszeit um ein Uhr nach Mittag. Heute war die Erde glühendheiß, der Himmel wie Erz, die Sonne ſtechend. Trotz der großen Hitze begannen die Mönche ruhig ihre Prozeſſion die weiße Mauer entlang, welche die Glut verdop-

pelt zurückſtrahlte. Neben ihnen verſchmachteten die Pflanzen, die Blumen ſchloſſen ſich und nur die durch den Epheu ſchlüpfenden Eidechſen ſtörten das allgemeine Schweigen. Der Prior ſang die Litaneien vor und die Brüder reſpondirten im Chor. So ſchritten ſie in der glühenden Mittagshitze geduldig auf ihrem ſchattenloſen Wege dahin.

Zwei Mönche unter den Brüdern merkten nichts von der Hitze des Tages, ſo verſunken waren ſie in ihre Gedanken. Aber ſie beteten nicht. Sie wandelten neben einander; Dominik beobachtete aufmerkſam ſeinen Freund, der, zerſtreut und andächtig zu gleicher Zeit, abwechſelnd in ſeine Gedanken verſunken und mit inbrünſtigen Gebeten beſchäftigt zu ſein ſchien. Wie der Prior hintereinander die vier Bitten ausſprach: — ab omni malo, — ab insidiis diaboli — a coecitate cordis, und endlich a daemonio meridiano, reſpondirte Irenée mit Inbrunſt und verſank dann wieder in Abſpannung. Das flößte Dominik wieder einiges Vertrauen ein. — Er betet noch, dachte er; ſein Entſchluß ſteht noch nicht feſt.

Nach der Vesper gewahrte er, daß ſich Irenée lange Zeit mit dem Prior unterhielt. Gegen ſieben Uhr Abends wurde die Luft gewitterhaft; ſchwere, maſſenhafte Wolken, aus denen Blitze hervorflammten, wälzten ſich von Oſten her; die Hitze wurde erſtickend, und obgleich keine Luft ſich regte, zitterten doch die Blätter der Bäume; die Vögel ſchwiegen und das Meer, von dunklerer Bläue als gewöhnlich, bedeckte ſich mit Schaum und murrte dumpf.

Einer jener Abende nahte, wo der Geiſt wach, der Gedanke ſchnell und das Herz unruhevoll iſt; wo einſame Büßer ſich an die Bruſt ſchlagen und reuevoll niederknien.

Einſam und träumeriſch irrte Dominik, als es ſchon dunkelte, in den Mauern der Abtei umher, als er von weitem einen Mönch gewahrte, der durch eine Seitenthür in die Kapelle ſchlüpfte. Für ihn war jeder Mönch der Bruder Irenée. Er eilte daher ebenfalls in die Kirche, wunderte ſich aber ſehr, als er, an den Stufen des Chors angekommen, Niemand erblickte. Da hörte er hinter dem Holzgitter, welches die Kirche in zwei Hälften theilt und das ſich blos für den Sakriſtan öffnet, in der Richtung des Taufbeckens ein leiſes Geräuſch. In jener Gegend aber war eine Thür angebracht für die Kirchengänger aus Kerlut und Lockmaria, die auf das freie Feld hinausging. Dominik hörte die Pforte aufſchließen und knarrend ſich öffnen. Wie ein Pfeil ſchoß er hin und hielt den Grafen v. Bangor, der die Schwelle überſchreiten wollte, bei der Kutte feſt. Dominik ſah ihn vorwurfsvoll an und ſchien ihm mit einer drohenden Geberde zu verbieten, ſeinen Weg fortzuſetzen. Aber ehe er noch zu Worte kam, ſprach der Graf mit weicher Stimme: Geliebter Zeuge meiner Schwäche, lebt wohl; gedenkt oft eines Unglücklichen, der Euch liebt.

Als der Andre dies hörte, erwiderte er mit anſcheinender Rührung:

Irenée! Nur einige Tage Friſt! Ueberlegt es Euch noch einmal. Mein Gott, ich thue Alles, was ich kann, um ihn und mit ihm mich zu retten vor ewigem Untergang! Irenée, Bruder, ſieh mich hier vor dir knien! ... Dann wieder ſchlug er ſich verzweiflungsvoll an die Bruſt und rief aus: Ich bin nicht beſſer als ein Weib! Das Evangelium und die Liebe haben mich in's Verderben geſtürzt!

Faſſet Muth, tröſtete ihn Irenée, ich werde bald zurückkehren und dann trennen wir uns nicht mehr. Wenn ich über den Argwohn, der mich peinigt, aufgeklärt bin, wenn ich ſie wiedergeſehen habe ...

Digitized by Google

Wahnſinniger, verſuche nicht, ſie wiederzuſehen; fliehe ſie wie den Tod! Lebe wohl, Dominik, mein einziger Freund; bete für mich!

Er wollte den jungen Novizen an ſeine Bruſt drücken, dieſer aber wandte ſich ab und verhüllte ſich das Geſicht mit den Händen.

Als der Graf ſich entfernt hatte, ſah ihm Dominik mit unheimlichem Blicke nach. Dann ſtieß er einen Schrei der Verzweiflung aus und rief mit einem grollenden Blick gen Himmel aus:

Du Gott ohne Gerechtigkeit, dein Auge hat mein Streben nach dem Guten geſehen und du haſt dem Geiſte des Böſen gedient! Dein' Wille geſchehe! Mögen aber die Folgen nicht auf mein Haupt kommen!

6.

Um Mittag des folgenden Tages ſaß die Marquiſe v. Kernock unweit ihres Schloſſes im Schatten eines Baumes, der an einem durch ein blühendes Flachsfeld führenden Pfad ſtand. Es war ein herrlicher Tag. Die ganze Natur ſchwelgte in reicher Fruchtbarkeit; überall ſtrömte Leben und Saft, und die beiden einzigen Gegenſtände, die inmitten dieſer allgemeinen Regſamkeit ungerührt und ſchweigſam blieben, waren Diane und der Thurm von Kernock, deſſen graue Spitze über einem röthlichen, mit Geisblatt gekrönten Felſen ſich erhob. Regungsloſer als ein Marmorbild heftete die Marquiſe ihre Augen auf einen fernen Punkt, den ſie nicht erkennen konnte, denn ihr ſchwaches Geſicht geſtattete ihr nicht, weiter als auf funfzehn Schritt mit Deutlichkeit zu ſehen ... Daher ahnte ſie nicht, daß Irenée v. Baugor ſie ſeit einer Viertelſtunde mit athemloſer Wonne betrachtete.

Seit den traurigen Ereigniſſen des vergangenen Winters hatte Diane nichts von ihrer Schönheit verloren. Unter einem ſchwächlichen Ausſehen verbarg ſie jene nachhaltige Kraft, die Seelenerſchütterungen keine Einwirkung auf die äußere Erſcheinung geſtattet. Sie war bleicher geworden, aber die matte Weiße des Geſichts ſtimmte gut mit der Unbeweglichkeit ihrer Züge zuſammen. Ein Ueberkleid von grauem Mohr umhüllte ihren ſchlanken Leib; den Strohhut hatte ſie neben ſich aufs Gras gelegt, und ihr blondes Haar fiel in reichen Locken auf die weißen Schultern herab. Von einer andachtvollen Scheu durchdrungen, wagte der Graf nicht die leiſeſte Bewegung zu machen. Da ihm dieſe Erſcheinung wie ein Traum vorkam, dachte er nicht daran, zu ſprechen; beim Anblick dieſer regungsloſen Geſtalt fühlte er ſich ſo weit entfernt von Dianen, wie im Kloſter von St. Gildaz und überließ ſich ganz der ſüßen Melancholie eines Liebenden, der im Traume das Bild einer Todten ſieht, die ihm theuer geweſen.

Eine Bewegung der Marquiſe machte ihn erzittern und gab ſeinen Gedanken eine andre Richtung. Er erinnerte ſich, daß dieſes Steinbild denke, und ohne das ſeltſame Gefühl, das ſich ſeiner in dieſem Augenblick bemächtigte, beherrſchen zu können, entfernte er ſich ein paar Schritte weit, da er nicht die Kraft in ſich fühlte, ſich ihr zu nähern. Wie er ſich wieder umſah, war die Geſtalt verſchwunden. Irenée ging jetzt zu dem Baume hin und lagerte ſich traurig auf der Stelle, wo ſie geruht; er vergaß den Verlauf der Zeit und träumte immer noch auf demſelben Platze, als die Sterne zu erſcheinen begannen.

Am nächſten Tage ſah er von Weitem Dianen durch die hohen Felder wandeln; ſein Herz blutete bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit,

ſeine letzte Illuſion aufgeben zu müſſen, und es verdroß ihn daher nicht, daß ein tiefer Bach ihn von ihr trennte und ihn hinderte, zu ihr zu gelangen. Uebrigens, wenn er auch jetzt nicht mehr jene ſchlimmen Gedanken über den Mord von Karnak hegte, ſo peinigte ihn doch noch fortwährend der Verdacht, einen Nebenbuhler zu haben, den ſie mit dem undurchdringlichſten Geheimniß umgab. Er wandelte daher entfernt von ihr, getheilt zwiſchen Liebe und vagem Groll, was ihn ſchüchtern und verlegen machte. Den ganzen Weg entlang ſuchte er eine ſeichte Stelle, aber der Bach wurde immer breiter und ſchlammiger.

Dieſe Art, der Marquiſe, ohne daß ſie es wußte, zu folgen und ſie zu betrachten, beſtändig in der Nähe einer Perſon zu bleiben, die ihn für todt hielt, reizte Irenées Phantaſie. — Nein, ſagte er ſich, nein, ſie kann nicht das Weib ſein, das in der Kirche in Ohnmacht ſank; ich habe mich getäuſcht; ſie weiß nicht, daß ich noch lebe.

So, dachte er, müſſen nach dem Tode die Schatten unſichtbar und ſtumm Die umſchweben, die ſie auf Erden geliebt.

Er hatte noch nicht den Muth gehabt, ſeit der Nacht des Brandes die Trümmer ſeines Schloſſes zu beſuchen. Der Anblick, das ſah er voraus, mußte ihn tief erſchüttern. Er fürchtete dort wieder von dem heißen und blinden Rachedurſt, von dem die Religion ihn mit ſo vieler Mühe geheilt hatte, befallen zu werden. Da er aber in Erdeven gehört hatte, daß ſich Frau v. Kernock nach Plouharnel begeben werde, ſo wartete er an dieſem Orte ſchon ſeit dem frühen Morgen auf ſie; und da das Dorf ganz in der Nähe von Bangor liegt, machte er ſich, in träumeriſches Sinnen verloren, langſam nach den Ruinen auf den Weg.

Als er ſich ſeinem Beſitzthume näherte, fühlte er ſich von einem dumpfen Entſetzen erfüllt, als er in der wohlbekannten Umgebung nicht mehr die ehrwürdigen Mauern ſeines Ahnenſitzes erblickte, die ſich ſtolz über die Ebene erhoben hatten. Die geſchwärzten Wände waren halb eingeſtürzt und der Seewind begrub die verſtümmelten Reſte allmälig in den Sand, den er herbeiwirbelte. Schon konnte man die Zeit berechnen, wo der ſtolze Edelſitz verſchwunden ſein werde von der Erde und aus dem Gedächtniß der Menſchen. Die Feuersbrunſt hatte nur den Taubenſchlag verſchont: die maſſenhaften Donjons waren zuſammengeſtürzt, und dieſer gebrechliche Bau ſtand noch. Weiße Tauben niſteten noch dort und flogen um die Ruinen wie ehedem um das Schloß. Nach einigen Augenblicken faßte ſich Irenée ſo weit, daß er das Schauſpiel mit Gleichgiltigkeit anſehen konnte; da er der letzte ſeines Stammes war, ſo war er Niemand Rechenſchaft ſchuldig über das Erbe ſeiner Ahnen, und er betrachtete dieſe Trümmer wie ein großartiges Mauſoleum.

Als er an ſeine Armuth dachte, mußte er ſich ſagen, daß das einzige Mittel, ſein Haus wieder in Anſehn zu bringen, eine Verbindung mit Frau v. Kernock ſei, und er warf ſich jetzt vor, eine Liebe an den Tag gelegt zu haben, die für eigennützig gelten konnte. Dieſer Gedanke, auf den er noch nie gefallen war, berührte ihn unangenehm. Plötzlich erblickte er am Ende des Pfades, den er durch das Brombeergebüſch verfolgte, Dianen, die langſam aus einem blütenreichen Dickicht hervortrat. In den Rahmen dieſes Buſchwerks, das über und über mit wilden Roſen, weißen und blauen Glocken und den violetten Blüten der Waldrebe geſchmückt war, hätte man Dianen mit ihrem alabaſterweißen Teint, ihrem langſamen Gang und ihren wallenden

Digitized by Google

blonden Locken für Titania halten können, die ihre nächtliche Herrſchaft auf den Tag ausgedehnt hat.

Bei ihrem Anblick fühlte ſich der Graf heftiger bewegt als geſtern, ſein Gemüth wurde zu größerer Energie geweckt und er erwartete ſeine Jugendfreundin, die, ohne ihn zu ſehen, einen andern Weg einſchlug. Irenée folgte ihr, entſchloſſen, ſie anzureden, aber ein ſchüchterner Blick auf den Ort, wo er einen ſolchen Gaſt empfangen ſollte, ließ ihn von neuem fürchten, als eigennütziger Liebhaber zu erſcheinen, und ſcheu und unentſchloſſen verlor er ſich unter den Trümmern.

In einem dunkeln Winkel, wo man noch einen großen mit Wappen verzierten Kaminſims erblickte, hatte er ſich verſteckt, um ſie zu fliehen, und vielleicht um ſie zu erwarten, denn wer kann die Geheimniſſe des Herzens enträthſeln? Vor dieſem Kamine hatte einſt Irenée als Kind in Gegenwart Margarethens und ihrer Schweſter das Todesröcheln des Rehes gehört. An dieſem Orte, ja in dieſer Stunde entſtand jenes verhängnißvolle Intereſſe an dieſem merkwürdigen Kinde. Und als ob Diane immer das Bild ihrer Schweſter verdrängen ſollte, bewegte ſich jetzt ein Schatten über den ſteinernen Fußboden, und ſie erſchien im Eingange des Gewölbes. Im dunkeln Hintergrunde verſteckt ſaß Irenée da, ſtarr vor innerer Bewegung und Neugier. Will ſie die Erinnerung an ihre Kindheit, an ihre Schweſter, oder an mich hier feiern? frug er ſich.

Sie ließ ſich auf einen Stein nieder, faſt auf derſelben Stelle, wo das Reh verendet, und betrachtete lange die Umgebung. Keine Bewegung ihres ſtrengen Geſichts verrieth, was ſie dachte ... Irenée hätte ſein ewiges Heil hingegeben, wenn er hätte wiſſen können, was in ihrer Seele vorging. Bald erſchien auf ihren Lippen ein mattes und ſeltſames Lächeln, wie es nur ihr eigen war; dann war alles wieder Nacht.

Nachdem ſie noch einen trüben Blick auf das Schild der Bangor geworfen, wollte ſich Diane nach der Thür wenden, und ihr alter Freund, aufs tiefſte erſchüttert von dieſer ſtummen Geberde, ſtand auf dem Punkte, zu ihr zu eilen und vor ihr auf die Knie zu ſinken, als die Kammerfrau, die ſie begleitet, zu ihr trat. Die Marquiſe ſprach und der Klang der geliebten Stimme bannte den Grafen auf ſeinen Platz.

Mein Kind, ſagte ſie, wir wollen weiter; du folgſt mir nach Karnak und St. Corneille, wo du auf mich warten mußt, denn allein fürchte ich, mich zu verirren.

Mein Gott! murmelte Irenée; nach St. Corneille, nach Karnak ... trauervolle Erinnerungen! Was will ſie dort machen? Ja, ich muß ihr ungeſehen folgen und ihr Geheimniß zu entdecken ſuchen.

Wenn mir die gnädige Frau folgen wollte, ſo würden wir lieber nicht ... begann die Kammerfrau.

Aber die Marquiſe ließ ſie nicht ausreden und ſagte: Wir wollen fort.

Einen Augenblick ſpäter ſah Irenée ſie hinter den Sandwellen verſchwinden und eilte ihr behutſam nach.

Nichts hatte ſich ſeit dem Winter in der Umgebung des Hügels St. Corneille verändert; die Jahreszeiten laſſen keine Spuren auf dieſen kahlen Oeden zurück, und die ſpärlichen Pflanzen, die hier ein kümmerliches Daſein friſten, wie Schwämme und Flechten, ſind von abgehärteter Lebenskraft und unveränderlicher Farbe. Auf der wellenförmigen Fläche dieſer mit Dünen und run-

Digitized by Google

den Felsſtücken untermiſchten Haide ſteigen überall die Reihen rieſiger Druidenſteine empor.

Ueber dieſer öden Landſchaft wölbte ſich heute ein wolkenloſer Himmel. Es war hohe Fluth, und ein ſcharfer Nordweſt trübte mit einem dunkeln Schatten die azurne Fläche des Meeres. Das Brauſen der Wogen erſtarb am Strande mit einem ſcharfen Pfeifen und der vom Winde aufgeſtörte Sand ſchlug wie ein feiner Regen an die granitnen Rieſen. Zuweilen ſchoß von der Spitze eines ſolchen Dolmens wie ein Strahl ſchmutziges Waſſer eine graue Natter herab und verlor ſich im Sande. Als Herr v. Bangor den Schauplatz des Mordes betrat, konnte er ſich eines gewiſſen Schauers nicht erwehren. Unten an dem Fußpfade, der nach Erdeven emporſteigt, erblickte er von Weitem jenen großen Pölwen, vor dem er, von der mörderiſchen Kugel getroffen, zu Boden geſunken war. Eine Erinnerung an ſeine Kindheit knüpfte ſich an dieſen Granitblock, den in jener Schreckensnacht Irenée bei der zweifachen Beleuchtung des Mondes und der Feuersbrunſt erkannt hatte. In ihrer Jugend getrauten ſich ſeine Brüder und Schweſtern nicht an dieſem Stein vorüberzugehen, und oft hatte ſie ihr Vater an dieſe Stelle geführt und ihnen befohlen, das räthſelhafte Denkmal mit den Händen anzufaſſen, um ihnen die Furcht zu benehmen. Wie ſich der Jüngling das Bild der zahlreichen Familie, die ihn in der Jugend umgeben, zurückrief, fühlte er mit doppelter Bitterkeit ſeine Vereinſamung.

Vor dem Steine, den Rücken dem Grafen zugekehrt, den Ellbogen auf die rechte Hand geſtützt und das Geſicht mit der linken bedeckend, kniete Diane v. Kernock wie eine büßende Magdalene, in tiefes Sinnen verloren. In dem Granitblock war jetzt eine kleine Niſche angebracht, und in dieſer ſtand jetzt ein Marienbild und ein Kreuz, wol eine fromme Gabe der Marquiſe. So bezeichnet man die Stelle, wo ein Menſch eines gewaltſamen Todes geſtorben iſt. Es war ein ſeltſamer und rührender Anblick, dieſe Frau in dieſer wilden und einſamen Gegend, wo man tagelang keinem Menſchen begegnete, vor dem einfachen Altar knien zu ſehen.

Großer Gott! rief der Graf aus, ſie beweint mich, ich bin geliebt!... O Diane, Diane! ſagte er und ſtreckte die Arme nach ihr aus, du gibſt mir das Leben wieder, das Leben, das du für erloſchen hielteſt, und das du heute neu erweckſt!

Während er ſie noch ſo betrachtete, machte das Pferd der Marquiſe eine Bewegung. Diane drehte ſich um und ſah den Grafen zwanzig Schritt vor ſich ſtehen. Bei ihrer Kurzſichtigkeit konnte ſie ihn jedoch nicht erkennen; ſie ſtand langſam auf und ging nach ihrem Pferde, wobei ſie, ohne aufzublicken, an dem Unbekannten vorbeiſtrich, der ihr einen Schritt entgegentrat, aber wieder ſtehen blieb, aus Furcht, ihr eine zu plötzliche Ueberraſchung zu bereiten. Aber ſeine Bewegung war der Marquiſe nicht entgangen, die, als ſie gewahrte, daß man ihr folgte, bei Seite trat, um den Andern vorbeizulaſſen. Sie ſah ihn dabei an und erkannte ihn.

Ihre Erſchütterung verrieth ſich in ihren verſtörten Zügen; ſie öffnete die Lippen, ohne ſprechen zu können, ihre ſtarren Augen ſchienen ſich ſelbſt nicht zu glauben; ſie wankte und wäre vielleicht zu Boden geſunken, wenn der Graf ſie nicht in ſeinen Armen aufgefangen und dadurch zugleich den abergläubiſchen Schrecken, den er ihr eingeflößt, verbannt hätte. Jetzt ſtieß die Marquiſe einen lauten Schrei aus, warf ſich an Irenées Bruſt und ſtammelte ſeinen Namen.

Als Diane wieder etwas ruhiger geworden war, war ihr erstes Gefühl ein Zweifel, ihre erste Bewegung ein Blick, den bald eine Thräne verdunkelte. Nie hatte Irenée sie so bewegt gesehen und dieser erste Tropfen, der aus Dianens Augen auf seine Liebe fiel, belebte sie von neuem; seine Seele war davon berauscht. Sie ließen sich am Rande des Fußpfades nieder: die Marquise wurde nicht müde, ihn anzublicken, seine Hände zu berühren. Als sie erst ihre Stimme wiedergefunden, sagte sie zu ihm: Sprecht, sprecht; erzählt mir Alles; ich weiß kaum, ob ich wache; Euch hier zu sehen! Und lebend! Wie geht dies zu? Bin ich nicht wahnwitzig? O! redet, redet!

Warum soll ich, und noch dazu an diesem Orte, so traurige Erinnerungen zurückrufen? erwiderte er. Als ich einsah, daß Ihr für mich verloren waret, entsagte ich der Welt und vergrub mich in ein Kloster, dem Ihr mich entrissen habt ... vielleicht wider Euern Willen.

Ich! Was wollt Ihr damit sagen? frug ihn verwundert die Marquise.

Ich wollte eben das Gelübde unterschreiben: in dem Augenblick, wo einer unsrer Brüder, Dominik, mein werther Freund, mir die Kapuze und den Strick hinreichte ... hallte ein Schrei durch die Kapelle, und so sehr war ich von Euch erfüllt, daß ein thörichter Wahn sich meiner bemächtigte. Dieser Vorfall gab mir Erkenntniß über den Zustand meines Herzens und über die Gefahr, Gott das anzubieten, was nicht mehr mein war.

Wie! rief die Marquise, dieser vor dem Hochaltare von St. Gildaz kniende Novize waret Ihr?

Ihr waret dort, Diane, und habt mich nicht erkannt? Was konnte Euch denn so erregen?

Ich weiß nicht; ich war leidend, gab sie zögernd zur Antwort. Aber, Irenée, Ihr sprecht von einem Freunde, einem jungen Mönche?

Vom Bruder Dominik: derselbe, der damals an meiner Seite stand, und dessen Pflege mich später in's Leben zurückrief. — Aber was fehlt Euch, Diane? Ihr seid krank, unterbrach sich der Graf; vielleicht ist Euch der scharfe Wind unangenehm?

Was kann mir der Wind thun! sagte Diane halb vor sich hin.

Diane, welche plötzliche Veränderung! Ihr wendet das Gesicht ab. Ach, gebt einem Freunde, der so lange geprüft ist, daß er nicht mehr zu glauben wagt, das Leben und die Hoffnung wieder! rief Irenée aus.

Nein, nein; es ist jetzt nicht die Zeit, von Liebe zu plaudern. Fürchtet Alles, wenn Ihr noch weiter davon sprecht, sagte Diane mit unerklärlicher Beklommenheit.

O Marmorbild, das kälter und härter ist als dieser Granit, neidest du mir selbst den süßen Wahn eines Augenblicks? Werde ich aus diesem Munde nie ein Wort des Trostes vernehmen?

Ich werde für Euch bis zum Grabe eine aufrichtige Neigung fühlen, sagte sie leise und mit derselben ängstlichen Befangenheit, wie vorhin. Aber fragt mich nicht weiter und sprecht nicht mehr von Glück; uns beiden wird es vielleicht nie lächeln.

Sie hatte ihre ganze passive Kraft wiedererlangt, und während ihr Freund der Verzweiflung nahe war, sah Diane seinen Schmerz mit ruhiger und resignirter Miene. Ihre Züge verriethen keine Gemüthsbewegung, und mit klarer Stimme sprach sie, dem Schmerz des Jünglings nachgebend:

Wenn Gott mich jemals befähigt, Euch über mein Benehmen aufzuklären, so wird dieser Tag der glücklichste meines Lebens sein.

Er preßte ſeine Lippen auf ihre Hand, die ſie ihm ließ, und ſtützte ſein Haupt auf ihre Schulter, die nicht vor ihm zurückwich. Schon wieder gewann der Glaube im Gemüth des Grafen die Oberhand, und ſeine Befürchtungen und ſein Argwohn waren verſchwunden. Die haben nie geliebt, die nicht begreifen können, mit welcher Schnelligkeit in einem wahrhaft liebenden Herzen das Vertrauen erliſcht und wieder lebendig wird.

Ich kann nicht an Euch zweifeln, Diane, ſagte Irenée. Aber wollt Ihr, die Ihr ſo gut in meiner Seele zu leſen verſteht, mich nie in Eure blicken laſſen?

Ich muß ſchweigen, Eure Ruhe verlangt es; die meinige fordert von Euch einen letzten Beweis der Aufopferungsgabe und Freundſchaft. Ihr müßt auf einige Zeit das Land verlaſſen, mich allein eine ſchwere Pflicht erfüllen laſſen. Wenn Ihr mich liebt, werdet Ihr mir auf der Stelle und ohne zu murren, gehorchen.

Es iſt zu ſpät, unterbrach ſie eine rauhe Stimme, die aus dem Druidenſteine hervorzutönen ſchien; es iſt zu ſpät, er verläßt dies Land nicht mehr.

Sie wandten ſich Beide um. In einen langen ſchwarzen Wams gekleidet, die Stirn bis auf die Brauen mit einem breitkrempigen Hut bedeckt, und die Hand auf das Stichblatt eines langen Degens geſtützt, ſtand ein Mann hinter ihnen, den ſie nicht hatten kommen ſehen, und der ihnen zuhörte.

Bei ſeinem Anblick ſtellte ſich die Marquiſe, bleich und zitternd, wie zum Schutz, vor Irenée. Dieſer aber eilte an ihr vorbei und auf den Unbekannten zu, zu dem er mit Innigkeit ſagte:

Seid Ihr es, lieber Dominik? Diane, dies iſt der Freund, von dem ich Euch ſchon erzählt habe. Wie ſchön, Bruder, daß Ihr das Kloſter verlaſſen habt; wir wollen vereint leben, und werden in unſerm Aſyl gewiß St. Gildaz vergeſſen.

Diane hörte ihm entſetzt zu und ſagte leiſe: O, Schweſter Margarethe! Gott rächt dich ohne Erbarmen.

Graf v. Bangor, ſagte jetzt die eherne Stimme des Novizen, in der Irenée nicht mehr die weichen Töne Dominiks erkannte, ich bin Euer Feind, ſeit Ihr die Schwelle des Kloſters überſchritten habt.

Was habe ich Euch gethan?

Erräthſt du es nicht?

Seltſamer, wer biſt du?

Graf Irenée, ich bin für dich der Bote des Todes: ich bin Roſan de la Crau.

7.

Als der Graf v. Bangor in dem, den er zu ſeinem Freund und Vertrauten erwählt, ſeinen Todfeind erkannte, blieb er eine Weile wie erſtarrt ſtehen.

Was habe ich gethan, rief er dann aus, daß der Himmel mich ſo hart beſtraft?

Ihr habt mir verſprochen, nicht über mich zu urtheilen, unterbrach ihn Diane; haltet Euer Wort, ich werde mein Verſprechen nicht vergeſſen.

Und habt Ihr mir nichts verſprochen? ſagte Roſan de la Crau mit einem düſtern Blick auf ſie. Was hat dieſer Menſch fur Euch gethan? Was

ſind ſeine Anrechte auf ein Herz, dem ich meine Ruhe und meine Ehre geopfert habe?

Irenée fiel ihm ins Wort und rief:

Antwortet ihm nicht, Diane, er lügt; mir allein kommt es zu, Euch zu vertheidigen.

Ein Blitz des Zornes leuchtete in Roſans Auge und er trat einen Schritt vor, indem er ſeinen Degen halb entblößte. Die Marquiſe wollte ihn aufhalten; aber der Graf ergriff ſchnell das Stichblatt des Degens, riß ihn aus der Scheide und zerbrach die Klinge am Felſen, worauf er den Griff ſeinem Feinde vor die Füße warf. La Crau ſchlug die Augen nieder und zeigte ganz das reſignirte Antlitz Dominiks.

Angeſichts dieſer unbegreiflichen Gelaſſenheit ſagte ſich Frau v. Kernock mit Bangen:

Seine Rache muß ſicher und nahe ſein.

Der heutige Tag, ſprach Roſan de la Crau mit langſamer Stimme, der einzige, der uns alle Drei beiſammen geſehen, iſt für einen von uns der letzte; wir wollen dieſe feierliche Stunde nicht mit unnützer Heftigkeit ſtören. Graf Irenée, ich ſtehe Euch zu Befehl.

Ich verſtehe Euch, erwiderte Herr v. Bangor; aber ein Zweikampf mit Euch wäre entehrend; meine Ahnen haben nie dem Henker in's Handwerk gepfuſcht.

Das Herz wird gereinigt, indem es ſich verzehrt, erwiderte Roſan vor Zorn erröthend und einen raſchen Blick auf die Marquiſe werfend. Laſſen wir das, wir werden uns nie wiederſehen; ich habe Euch viel zu ſagen und muß dieſe kurze Friſt benutzen. Geſtattet mir, Graf, Euch Euern Gegner in etwas milderem Lichte zu zeigen, und Ihr, Marquiſe, werdet gewiß nicht Euer Ohr der letzten Beichte eines Unglücklichen verſagen.

Ich würde es verſchmähen, erwiderte Irenée, Roſan de la Crau anzuhören, aber ich werde die Kraft haben, noch einmal Den zu hören, der einſt Dominik war.

La Crau lächelte bitter und ergriff das Wort.

Ich habe weder meinen Vater noch meine Mutter gekannt, erzählte er; meinen Adel habe ich dieſem Degen zu verdanken; die Natur war mein Lehrer und der Inſtinkt mein einziger Führer. Die Liebe ſtürzte mich in's Verderben: ein falſches Zartgefühl war die Urſache meines erſten Verbrechens. In meiner Armuth wagte ich Euch, Marquiſe, nicht ein Herz anzubieten, das Ihr ſchmählicher Habſucht hättet beargwöhnen können, und ich gab mich einer düſtern Verzweiflung hin. Zu jener Zeit wurde der Baron v. Daumelas bei Nacht von Räubern angefallen und erſchlagen, und ich nahm ihnen ihre Beute ab. Daumelas hatte eine bedeutende Geldſumme bei ſich gehabt. Ein ſchrecklicher Kampf entbrannte in mir, aber die Leidenſchaft erſtickte die Stimme der Ehre und ich ſtahl die Hinterlaſſenſchaft meines Freundes. Als der unglückliche Ausgang eines Duells, deſſen Urſache Ihr wart, mich nach Holland zu fliehen zwang, da wurde mir das Leben unerträglich; entfernt von Euch mußte ich vor Liebe und Eiferſucht ſterben; ich wage es zu behaupten, Marquiſe, ich hatte auf Euch mehr Eindruck gemacht, als meine Nebenbuhler, weil ich allein Euch wahrhaft liebte. Aber dieſer Eindruck war noch nicht tief genug: ich fürchtete die Abweſenheit und kehrte mit Gefahr meines Lebens zurück. Ein Korſar, der häufig an der Mündung der Krack kreuzte, landete mich heimlich in der Bretagne und ich verbarg mich in Euerm Schloſſe,

aus dem ihr mein geächtetes Haupt nicht zu verbannen wagtet, und wo meine Aufmerkſamkeit, meine Liebe und mein Wille Euch feſthielt. Ach! Leugnet es nicht, Diane, Roſan hatte ſich einen Platz in Euerm Herzen erobert, als, o ewig unſeliger Tag! Ihr den Grafen v. Bangor wiederſahet. Dennoch hat er mich nicht geſtürzt; meine thörichte Eiferſucht, mein finſteres Grollen haben Alles verdorben und mir Eure Liebe geraubt. In das niedere Kleid eines Dieners gehüllt, beobachtete ich Euch Schritt für Schritt, zerriſſen von hölliſchen Qualen. Ach! meine Lage war ſchrecklich! Das Spiel und unbeſonnene Verſchwendung hatten meine Mittel erſchöpft, mein Stolz verbot mir, meine Bedrängniß einzugeſtehen, und ich wollte um jeden Preis Geld haben. Ich verband mich mit Piraten, ich wurde ihr Agent in dieſer Provinz, die ſie plünderten — nächtige Thaten, die für immer Dunkel bedecken möge. Doch der Baron v. Erdeven entdeckte meine Theilnahme an dieſem Verbrechen und drohte, mich den Gerichten zu überliefern, wenn ich nicht das Land miede. Er liebte Euch, Diane; ſein Schickſal war im Voraus beſtimmt, aber ich beſchleunigte es; er unterlag, ich ſchwöre es, wie die Andern, die um Euch warben, im ehrlichen Kampfe.

Ihr ſolltet es ſchwören, unterbrach ihn der Graf, bei dieſem Granitblock, vor dem ich niederſank, bei dieſer Erde, die Ihr mit meinem Blute getränkt habt.

Das Verbrechen, fuhr la Crau mit hohler Stimme fort, iſt ein Abgrund, den man mit reißender Schnelle hinabgleitet. Lange Zeit wies ich die Einflüſterungen des böſen Geiſtes zurück: eitles Beginnen. Als ich Euch die Leiche des Barons v. Erdeven aus dem Waſſer ziehen ſah und am andern Tage Alles der, die ich liebte, enthüllen hörte, da ſagte mir das Entſetzen, daß Ihre Wange erbleichen machte, daß ich mich ſchrecklich rächen werde. Ich that es ohne Gewiſſensbiſſe und in einem ſeltſamen Rauſche. Das Kloſter, wo ich nach der Flucht meines Koſaren eine Zuflucht fand, hat meine Leiden nur verdoppelt: das Schweigen tödtet kranke Gewiſſen; ſie brauchen Geräuſch und Leben, das ſie zerſtreut. Der Menſch, der einmal den Pfad des Verbrechens betreten hat, muß immer vorwärts; wenn er ſich umſieht, iſt er verloren, denn er ſchreckt vor Entſetzen zurück und fällt ſeinem Henker, der Reue, in die Hände. Eine Hoffnung der Gnade wurde mir geſchenkt: als ich Euch in's Kloſter treten ſah, hätte mich meine Freude faſt verrathen. Zu kurzes Frohlocken! Wie viele blutige Thränen habt Ihr mir gekoſtet, klagender Liebhaber, der Ihr, ohne Euer Geheimniß verſchweigen zu können, mein Herz beſtändig mit Euern vertraulichen Ergießungen foltertet! Da, Irenée, fing der Kampf in mir mit neuer Wuth an; da weihte Dominik, um ſein Gewiſſen zu beruhigen und ſeine Verbrechen zu ſühnen, ſein Leben dem Berufe, Euch zu pflegen, zu tröſten und wie eine Mutter zu behüten. Die Selbſtverleugnung erhielt mich aufrecht, und Ihr hättet mich gerettet, wenn Ihr Euch dazu verſtanden hättet, Euer Gelübde abzulegen und meine Eiferſucht nicht länger zu reizen. Dafür haſſe ich Euch jetzt, Graf Bangor; ich haſſe die Liebe, die mich zum Verbrecher gemacht hat, ich verabſcheue die Reue, die mich verzehrt und verfolgt. Ihr, Diane, die Ihr durch leere und ſüße Worte mein Herz verlockt habt, Ihr habt mir das Recht gegeben, Euch dem ganzen Univerſum ſtreitig zu machen; Ihr, Graf, habt mir das nagende Gift der Reue in die Seele geträufelt: Ihr ſeht jetzt, daß ich Urſache habe, nach Euerm Blute zu verlangen!

Wie vernichtet von dieſer Rede, wagte Diane nicht, ihre Entrüſtung

an den Tag zu legen, aus Furcht, die Wuth Roſans zu reizen, den ſie mit flehendem Blicke anſah. Zu ſehr der Furcht entwöhnt, um ſich dieſen Schein der Sympathie zu erklären, wurde Irenée immer düſterer.

Diane, ſagte er mit Ruhe, aber mit Feſtigkeit, ein Mann hat lange Zeit und allein mit Euch verborgen auf Eurem Schloſſe gelebt; er liebt Euch, und Ihr wußtet es; ſein Geheimniß habt Ihr heilig gehalten; Ihr habt ihm, wie er behauptet, Treue geſchworen; ſelbſt jetzt noch flößt er Euch Theilnahme ein. Jetzt iſt die Zeit gekommen, wo Ihr zwiſchen uns wählen mußt, wenn Ihr noch frei ſeid, wenn die Vergangenheit Euch noch eine Wahl geſtattet.

Irenée! unterbrach ſie ihn erſchrocken, Irenée, was verlangt Ihr? Aus Schonung gegen mich und gegen Euch ſelbſt müßt Ihr dieſen Plan aufgeben.

Nein, nein! Sprecht, und auf der Stelle. Wenn Ihr Euch hartnäckig weigert zu reden, ſo deute ich Euer Schweigen und werde, obgleich mit Schmerzen, einen unwiderruflichen Eid ſchwören, Euch nie wiederzuſehen.

Grauſamer Freund, undankbarer Bruder, Ihr werdet eines Tages bereuen, mich ſo gequält zu haben! rief die Marquiſe aus.

Dieſe ſchönen Namen haben mich mehr als einmal getäuſcht, ſagte er ſo ruhig als vorhin; vielleicht ſind ſie Andern als mir beigelegt worden. Eine Perſon ſteht hier, Diane, der Ihr Aufklärung ſchuldig ſeid.

Sein Entſchluß ſtand unerſchütterlich feſt; und wenn er in dieſem Augenblick eine Illuſion von ſich abwies, die ihn oft genug geſchmeichelt hatte, ſo geſchah es, weil er, beunruhigt durch die perfiden Andeutungen Roſans, mit Schrecken an das lange und geheimnißvolle Zuſammenſein dieſes gefährlichen Menſchen mit ſeiner Freundin dachte. Eine wahrhafte, muthvolle und reine Liebe konnte allein die Hingebung und die faſt thörichte Beſtändigkeit Irenées vergelten: ſeine Ehre verlangte eine förmliche Erklärung.

Während dieſes Kampfes ſah Roſan mit zuſammengepreßten Zähnen und hohlem Auge die Marquiſe drohend an; er ſchien ihr zu ſagen: Verbergt die Glut, die in Euch brennt; wenn er ſein Glück und ſeinen Sieg erfahrt, ſo zittert für Euch und weint um ihn.

Diane, die ſeine Geberden nur zu gut verſtand, rief voll Verzweiflung aus: Könnt Ihr ein Herz, wie das meinige, ſo foltern?

Wie ſie darauf La Crau aufzucken ſah, eilte ſie auf ihn zu und flüſterte ihm mit erſtickter Stimme zu:

Seid großmüthig, ich will Alles vergeſſen!

Ihr liebt ihn zu ſehr ... antwortete dieſer, den Kopf ſchuttelnd.

Sein Nebenbuhler, der ſie heimlich flüſtern ſah, ſagte jetzt mit Bitterkeit:

Redet nicht weiter, ich habe es zu gut verſtanden. Schweſter Margarethens, ihr Bruder vergibt Euch. Lebt wohl, lebt wohl auf ewig!

Er entfernte ſich voll Verzweiflung, aber entſchloſſen, und La Crau gebot der Marquiſe mit einer herriſchen Geberde, keine Silbe hören zu laſſen. Dieſe Anſtrengung war für ſie zu groß; der geliebte Name rang ſich aus ihrem Herzen empor und Irenée drehte ſich um. Frau v. Kernock, an den Druidenſtein gelehnt und die Augen auf den Boden geheftet, ſtand unbeweglich da und ließ den ungeſtümen Wind, der über die Haide wehte, mit ihren Locken und ihrem Kleide ſpielen. Der Graf hatte den Muth noch einmal, ſein Schickſal auf einen Wurf zu ſetzen und mit übernatürlicher Ruhe zu ſagen: Nur ein einziges Wort, Diane. Wer von uns Beiden?

Diane ſetzte ſich auf einen Stein und ſchluchzte in wortloſem Schmerz.

Digitized by Google

Irenée rührte ſelbſt dieſe Thräne nicht, und aus Furcht, weich zu werden, wollte er gehen. Als Diane dies ſah, ſtieß ſie einen Schrei aus, richtete ihre ſchönen thränenerfüllten Augen mit einem Blick voll Angſt und Flehen auf Roſan und auf Irenée, der maſchinenmäßig wiederholte: Wer von uns Beiden?

Zur Einſicht gelangt über die Nutzloſigkeit fernern Widerſtands, faltete ſie die Hände krampfhaft und ſagte leiſe und mit großer Anſtrengung, als ob ſie alle Kraft zu einem ewigen Opfer aufbiete: Keinen von Beiden...

Sie war vor dem Muttergottesbilde auf die Knie geſunken. Unterdeſſen zog de la Crau, geſchickt die Zeit benutzend, den halb wahnſinnigen Irenée fort und ſchwur mit ihm, ſie nie wiederzuſehen.

Sie ſchritten ſeit faſt einer halben Stunde ſchweigend neben einander her, als Irenée plötzlich ſtillſtand und frug:

Wohin führt Ihr mich?

Fürchtet Ihr Euch? entgegnete Roſan mit Ironie.

Sie ſetzten ihren Weg fort. Einen Augenblick ſpäter hatten ſie den Strand erreicht. Der Graf hatte jetzt angeſichts der Gefahr ganz die Kaltblütigkeit und den Muth des Edelmannes und des Soldaten wiedergefunden; er überblickte aufmerkſam die Gegend, in die man ihn geführt hatte.

Das Ufer war hier niedrig und ſandig, der einförmige Strand bildete einen ſeltſamen Gegenſatz zu der grünen, ewig wogenden Ebene des Meeres. Große Wogen brachen ſich am Ufer und ſtreuten tauſend bunte Muſcheln auf den Sand, über den einzelne Strandvögel hin und her huſchten. Irenée's Auge aber folgte Spuren von menſchlichen Fußtritten, die eine große Strecke über den Sand liefen, bis zu zwei Wanderern in der Ferne. Es waren zwei Mönche von St. Gildaz, die auf ein Fiſcherboot zugingen, das am Strande lag.

Nach dieſem Fahrzeug wandte ſich jetzt auch La Crau; er ſprang hinein und kam mit einem ſehr ſchönen Degen bewaffnet zurück. — Dies Boot iſt unſer, ſagte er gleichgiltig.

Das kümmert mich wenig, erwiderte Irenée und zog ſeinen Degen.

Wol möglich, gab Roſan zur Antwort, indem er ſeine Waffe mit der Spitze in den Sand ſteckte und die Arme kreuzte; aber mich kümmert es ſehr; ich will Euch den Grund ſagen. Erlaubt mir aber vorerſt eine Bemerkung, oder einen Rath, wenn Ihr es ſo nennen wollt.

Nur zu, entgegnete Irenée kalt.

(Fortſetzung folgt.)

Moden.

Die Toiletten der Damen waren bei der am erſten Mai in den Tuilerien ſtattfindenden Cour eleganter als brillant, das heißt, die leichten, friſchen Moden des Frühlings hatten den ſchweren Putz der Winterſoirées erſetzt. Blumen, Bänder, ſeidne Stickereien, Crepp und matte Seidenſtoffe hatten die winterlichen Atlasgewebe und den ſchweren Schmuck mit Edelſteinen verdrängt. Viele der auf dieſem letzten Feſte erſchienenen Taffetkleider waren lichtfarbig und mit zwei Röcken gemacht, welche beide mit einem breiten Rande von gekrauſtem, gleichfarbigem Flor ausgeputzt waren. Andere Taffetkleider

hatten ebenfalls zwei Röcke, doch war der obere Rock derſelben vorn der ganzen Länge nach geöffnet und jeder der Röcke war mit vier bis fünf gleichfarbigen, ſchmalen Crepp-ſalbeln garnirt. Ein weißes Kleid, von Poult de ſoie gemacht, war ganz und gar mit weißem Tüllgekraus gedeckt, in das auf dem Vorderblatt in Schürzenform Bouquets von vollen Veilchen geſtreut waren. Ebenſo war ein roſa Taffetkleid durchaus mit roſa Creppſchrägen beſetzt, welche zu beiden Seiten des Vorderblattes von einem Weinrebengewinde aufgerafft wurden. Der Kopfputz zu all' dieſen Toiletten beſtand aus zupaßlichen Blumengewinden. Auf einem vom Prinzen Ligne kürzlich gegebenen Balle fand man eine Toilette ſehr geſchmackvoll, welche aus einem aprikoſenfarbigen Creppkleide beſtand, das mit Erdbeerbouquets, die Blätter, Blüten und Früchte vereinigten, ausgeputzt war; ein gleicher Erdbeerkranz ſchmückte das Haar der brünetten Dame. Das Gelb iſt in allen Farbentönen außerordentlich modiſch; die neueſte Farbenabſtufung dieſer Art heißt aprikoſengelb und zeigt ein röthliches Chamois. Natürlich erſcheinen dann ſogleich aprikoſenfarbige Kleider, aprikoſenſarbige ſeidne Zughüte, aprikoſenfarbige Creppſhawls u. ſ. w. Auf Wolle ſärbt ſich dieſe neumodiſche Aprikoſenſarbe ſehr warm und ſchön, daher Barègekleider dieſer Art, die mit weißen Linien abgezeichnet ſind, ſehr hübſch ausſehen.

Unter den Barègekleidern ſind ſehr groſsgegitterte ſchottiſche Muſter am meiſten geſucht, da ſie meiſt zur Landtoilette verwendet werden. Faſt alle dieſe Kleider ſind mit breiten reichlichen Falbeln deſſelben Zeuges gedeckt, und zwar ſind alle Falbeln am untern Rande wie Hahnkämme ausgeſchlagen und aben oft mit einer Band- oder Zeugrüche angeſetzt. Die Leibchen dieſer leichten Kleider können hoch oder ausgeſchnitten ſein, ſind aber ſtets faltig gemacht und mit einem ſchmalen Gürtel gefaßt. Die langen Aermel derſelben ſchneidet man oben eng und garnirt ſie mit Falbeln oder Ueberärmelchen, erweitert ſie aber nach unten und reiht ſie an der Hand in ein Bündchen. Trägt man ein langes buntſeidnes Gürtelband zum leichten Kleide, ſo verſieht man die langen Aermel an der Hand mit einem Zuge, zieht vom ſelben Gürtelband hinein, ſchließt ſomit die Aermel am Handgelenk und läßt kurze Bandenden daran flattern. Einfarbige Kleider von einer lebhaften und friſchen Farbe ſind insbeſondere in Seidenſtoffen ſehr modern. Die ſogenannten Modefarben ſind dabei immer ſehr geſucht, doch haben dieſe ganz ihren frühern, matten und unentſchiedenen Charakter gegen friſche, glänzende Färbung vertauſcht. Auch ſind die Modefarben vorzugsweiſe zu Grundfarben der Stoffe gewählt, die mit vollen, bunten Farbenſtrichen geſtreift oder gegittert ſind. In einer Farbe abſchattirte Kleider ſind ſehr modern, doch ſind ſie ganz anders gemuſtert als die früher in einem breiten Streifen ombrirten Muſter. Die neumodiſch abſchattirten Kleider ſind ſolche, wo z. B. ein lichtgrüner, ein mittelgrüner, ein dunkelgrüner und ein ſchwarzer fingerbreiter Streif neben einander läuft und ſomit die Abſchattirung bildet. Das Ineinanderverſchwimmen der Farben gefällt gar nicht mehr, ſelbſt die noch ſehr beliebten Schiller- oder Glacéſtoffe ſcheinen in der verſchiedenen Strahlenbrechung in beſtimmten Farden, daher man jetzt nur zweifarbige Schillerſtoffe neu gemacht hat.

Die neueſten ſeidnen Bänder ſind häufig brochirt, und zwar mit Blumenmuſtern; daher wird ein wohlgewählter Baſthut nicht nur in der Farbe des Bandes mit der Farbe der Blume übereinſtimmen, ſondern das brochirte Muſter des Bandes wird eine Guirlande von denſelben Blumen zeigen, mit denen der Hut garnirt iſt. Dieſelbe Uebereinſtimmung des Muſters ſucht man bei Sommerkleidern und den dazu gehörigen langen Gürtelbändern herzuſtellen.

Die buntgedruckten Tarlatankleider gehören zur gefälligſten Sommermode; man gibt ihnen eine Unterlage von buntem Taffet, einen Falbelbeſatz und Bandbereicherungen. Die unter nordiſcher Leinwand oder ſchwediſcher Leinwand (toile du Nord) bekannten Sommerſtoffe verwendet man gern zu Reiſepeignoirs oder zum Negligée.

Im jetzigen Augenblicke werden in Paris täglich eine Unzahl neuer Hüte ausgeſtellt, und man könnte ohne Uebertreibung von Hunderten von neuen Modells ſyrechen, da die jetzige Mooe in der größten Mannichfaltigkeit der Zuſammenſtellungen beſteht. Die Capoten ſetzt man gern aus verſchiedenen Streifen zuſammen oder man bereichert die Zugcapoten mit abſtechendem Bügel. Für den Morgen findet man ſehr paßlich eine Capote, welche aus Streifen von zwei Finger breitem italieniſchen Strohgeflechte und eben ſa breiten gefältelten weißen Taffetſtreifen zuſammengeſetzt und außerdem mit einer Spitzenroſette und Bandſchleifen verziert iſt. Noch eleganter iſt eine puffig-gekrauſte, weiße Taffetcapote, welche mit einer Poſamentirarbeit von Strohgeflechten, in zwei Finger breiten Abſätzen durchaus geſtreift und außerdem mit einem grünen Haferbouquet geziert iſt. Ganz reizend ſind ferner die lichtfarbigen Creppcapoten, die mit weißen Baſtbügeln

Digitized by Google

abgezeichnet und mit zupaßlichen Feuchtbouquets ausgeputzt ſind. Sehr hübſch ſah eine aprikoſenfarbige Creppcapote aus, die ein Bouquet deauner Malven gaenirte. Die Steohhüte für ganz junge Damen putzt man häufig ganz ohne Blumen aus — obgleich außerdem faſt alle Hüte und Blumen geſchmückt ſind — und gibt ihnen nur eine Garnirung von Band, das einen Sammtrand hat. Ein ſolches aprikoſenfarbiges Band mit einem grünen Sammtrand, oder ein nankingfarbiges Band mit vollblauem oder roſa Sammtrand ſieht zu einem grobgemuſterten Strohhute ganz hübſch aus. Die Spitzenſtrohhüte, d. h. ſolche Strohgeflechte, die wie ein Spitzenmuſter fein durchbrochen ſind, gehören zn den modernſten Putzhüten des Sommers; man füttert ſie meiſt mit buntem Tüllgekraus und gaeniet ſie mit deei weißen Federköpfen. Aller Fedeeaufputz füe den Sommer beſteht aus kuezen Köpfen. Auch die Blumen verwendet man meiſt in kuezſtieligen Bouquets auf die Hüte, doch kommen einzeln auch wol langhängende Zweige vor.

Die indiſchen Echarpen machen großes Glück; ſie beſtehen aus farbigem Caſchmir und ſind mit einer reichen indiſchen Stickerei bedeckt. Bald iſt der Grund der indiſchen Echarpen ungemuſtert und nue die Enden ſind bedeckt von langgezeichneten Palmen, mit Aeabesken durchzogen, bald iſt der Grund derſelben durchaus gemuſtert und eine ſchmale Palmenkante umrahmt von allen Seiten das Ganze. Die viereckigen großen Shawltücher weeden dies Jahr wieder mehe als im vorigen getragen, wo man nur Langſhawls trug.

Die Mode greift von Neuem die glatten Scheitel der Damen an und will nur Locken und zwar nur ſehr gekrauſte Locken gelten laſſen. Noch iſt es aber die Frage, ob die Bequemlichkeit des Scheitels wieklich der neuen Lockenmode unterliegen wied? Die Sevignélocken, die rund um die Stirn krauſen, ſind die modeenſte Haaefriſur, doch begnügen ſich viele Damen mit kurzen, ſehr krauſen Locken über der Schläfe.

J.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

№ 34. Pariſer Damenmoden. Blau- und weißgeſtreiftes Seidenkleid mit drei in P..ffen gefaßten Schrägen beſetzt; lange Aermel, welche bis zum Ellbogen offen und in Zwiſchenräumen durch Knöpfe geſchloſſen ſind; Reisſtrohhut mit langer Feder. Die zweite Dame trägt ein roſa Barègekleid, mit zwei Falbeln beſetzt; hohe glatte Taille; Taffetmantelet und blauen Crepphut.

№ 35. Pariſer Damenmoden. Roſa Crepphut mit Tüll gedeckt und mit einem Roſenzweig verziert. Ueberwurf mit drei Falbeln garnirt; Pekinkleid; breite Schärpe, welche ohne Schnalle geſchloſſen wird. Der zweite Anzug beſteht in einem italieniſchen Taffetkleid, Taffetmantelet in Tuchform und Reisſtrohhut.

Anzeiger. № 6.

Neue Musikalien im Verlage von **Fr. Hofmeister** in Leipzig.

Duvernoy, Op. 166. Deux Fantaisies sur Robert Bruce de Rosini p. Pfte. № 1, Cavatine. № 2, L'Orgie, à 12½ Ngr. 25 Ngr. **Flügel**, Op. 17. Tagfalter (Falter im Sonnenschein. Ergebung. Kampf u. Sieg. Erholung) f. Pfte. 22½ Ngr. **Labitzky**, Op. 9. Polonaise d'Amitié p. Pfte. 5 Ngr. **Idem**, Op. 135. Seraphinen-Quadrille f. Pfte. zweihändig 10 Ngr., vierhändig 15 Ngr. **Idem**, Op. 136. Victoria-Walzer f. Pfte. zweihändig 15 Ngr., leicht arrangirt 10 Ngr., f. Orchester 1 Thlr. 20 Ngr., vierhändig 20 Ngr. **Idem**, Op. 137. Chinesen-Galopp f. Pfte. zweihändig 7½ Ngr., vierhändig 12½ Ngr. Seraphinen-Quadrille und Chinesen-Galopp f. Orchester 1 Thlr. 20 Ngr. Chinesen- und Daguerreotyp-Galopp leicht arrangirt 10 Ngr. **Marschner (H.)**, Op. 22 et 23. Douze Impromptus. Morceaux caractéristiques p. Pfte. Neue Ausgabe in einem Bande 1 Thlr. **Nowakowski**, Op. 27. Deuxième grande Valse p. Pfte. 20 Ngr. **Schneider (Fr.)**, Op. 104. Der 23. Psalm f. vier Männerstimmen. Partitur u. Stimmen 20 Ngr.

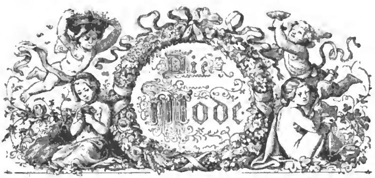
Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mode 1847 N° 34.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Mode 1847 No. 35.



Zeitung für die elegante Welt.

№ 24. Pränumerationspreis halbjährlich $2\frac{1}{3}$ Thaler. **1847.**

Die Sphinx.

(Fortſetzung und Schluß.)

Wenn Ihr mich aus dem Wege ſchaffen wollt, ſo könnt Ihr es auf eine ſicherere Weiſe thun, als durch ein Duell: in der Bretagne aufgeſpurt, in Paris zum Tode verurtheilt, überall geächtet bin ich in Euern Händen: warum liefert Ihr mich nicht dem Parlament von Rennes aus?

Behaltet ſolche Mittel für Euch, ſagte der Graf froſtig.

Ganz gut! Aber bedenkt, daß ich mich nicht zwei Tage lang in dieſem Lande zeigen darf, ohne mich der Verhaftung auszuſetzen, und daß ich, wenn ich Euch tödten ſollte, ſehr Gefahr laufe, hernach den Kopf zu verlieren. Das wäre dann eben ſo gut, als ob Ihr mich ausgeliefert hättet.

Nach dieſem Geſtändniß würde ich unehrlich handeln, wenn ich Euch nicht in dem Rettungsplane, den Ihr entworfen habt, unterſtützen wollte, ſagte der Graf.

So hört mir zu; Ihr allein könnt mir bei der Ausführung helfen. Wir haben Krieg mit dem Hauſe Oranien, und von Frankreich beſchutzte Corſaren, die gegen engliſche Schiffe kreuzen ſollen, werden jetzt in Belle-Ile ausgerüſtet. Jeder wird auf dieſen Schiffen angenommen; der Muth erſetzt dort alle andern Tugenden. Um das Fiſcherboot bis Sauzon, dem Rendezvous der Flotte zu bringen, ſind bei ſolchem Wetter zwei Menſchen nothwendig, und zwar gute und unerſchrockene Seeleute. Ihr ſeht wol ein, ich kann mich nur Euch anvertrauen, der einen Kampf auf dem Feſtlande unter dieſen Umſtänden nicht annehmen wird. Daher wollen wir uns nach Belle-Ile wenden, Graf, und nach den Inſeln von Houat laviren, wo wir eine halbe Stunde vor Anker gehen, um unſern Streit auszufechten. Bleibe ich am Leben, ſo bin ich in zwei Stunden in Belle-Ile; ſterbe ich, ſo fällt es

Euch nicht ſchwer, wenn der Sturm ſich gelegt hat, wieder das feſte Land zu erreichen. Habe ich Eurer Großmuth oder Eurer Kühnheit zu viel zugetrauet?

Als Irenée eben antworten wollte, kam der alte Lido heran und rief ganz athemlos:

Es hat mir viel Mühe gemacht, den Herrn Grafen wiederzufinden. Die gnädige Frau v. Kernock, die ich unterwegs ganz in Thränen gebadet traf, ſagte mir, Ihr wäret in großer Gefahr, und ich dürfte Euch nicht verlaſſen. Ach! lieber Herr, Ihr werdet Euch doch nicht ohne mich in Gefahr begeben!

Ich bin dir ſehr dankbar für deine Treue, alter Freund, ſagte der Herr nicht ohne Rührung.

Heiliger Gott! Was wollt Ihr thun? fing jetzt Lido wieder an, als er La Crau ſich dem Ufer nähern ſah; wollt Ihr bei dieſem Sturme in See gehen?

Der alte Lido erhielt keine Antwort.

Mein lieber Herr, ich habe einen Zweig nach dem andern von Euerm Hauſe abſterben ſehen; wir Beide ſind allein noch übrig; laßt mich zuerſt ſterben.

Er war niedergekniet und küßte die Hand Irenées, der ganz ruhig blieb.

Herr, hört auf einen alten und treuen Diener: ich liebte Euch ſchon, als Ihr kaum ſtammeltet; ich habe Euch und die Andern, die unter der Erde ſchlafen, auf den Armen getragen ...

Oft bringt ein Rathſchlag eine von der beabſichtigten ganz verſchiedene Wirkung hervor. Die Bitten des alten Lido erweckten in ſeinem Herrn eine etwas romantiſche Furcht, deren er ſich ſchämte, und die Scham erzeugte in ihm Verwegenheit; man trotzt gern einer Gefahr.

Wir fürchten nichts, ſagte er mit Feſtigkeit; Dominik, ich bringe Euch nicht nach den Inſeln von Houat, ſondern bis nach Belle-Isle. Auf, und ans Werk!

Die beiden Gegner hoben den Kiel des Boots empor und es glitt langſam durch den Sand, bis es die erſten Wellen erreichte. Bald brachen ſich die Wogen an ſeiner Seite, ſchüttelten es, ſtießen es zurück und wälzten ihm Haufen von Seekraut entgegen, als wollten ſie ihm den Weg verlegen. In dem Augenblick, wo das Boot ſich mit dem Vordertheil erhob und von einem Wogenberg auf den feuchten Rücken genommen wurde, ſprangen die beiden Jünglinge in das Hintertheil und das Fahrzeug ſchoß in das Meer hinaus.

Auf das Steuerruder gelehnt, drehte ſich Roſan de la Crau von Zeit zu Zeit um und warf einen ungeduldigen Blick auf die Küſte der Bretagne. Wie das Fahrzeug weiter in das offne Meer hinauskam, war ſein Gefährte bemüht, das dreieckige Segel, das dem Winde zu viel Fläche darbot, zu verkleinern. Schon überzog die tieferſtehende Sonne die dunkelgrünen Wogen und den weißen Schaum mit orangefarbenen Tinten, und das Ufer, das oft hinter den hohen Wellen verſchwand, erſchien am Horizont nur wie ein ſchmaler goldener Streifen, als Roſan, nachdem er das Steuerruder mit einem Strick feſtgebunden, ſich ſeinem Begleiter näherte.

Geſtattet mir, ſagte er und beugte ſich dicht an das Ohr des Grafen, um ſich durch den Sturm hindurch verſtändlich zu machen, geſtattet mir vor allen Dingen, meine Dankbarkeit gegen den vertrauensvollſten und edelmüthigſten aller Feinde auszuſprechen.

Ueber ſein Geſicht zuckte bei dieſen Worten ein ironiſches Lächeln, das in ſchlechtem Einklang mit ſeinen Worten ſtand.

Mein Vertrauen, erwiderte der Graf, iſt das eines Mannes, der die Furcht wenig kennt; mein Edelmuth ...

Iſt nicht weniger ausgezeichnet, wenn Ihr wirklich aus freien Stücken handelt, und das glaube ich; denn Ihr wißt jetzt ohne Zweifel, daß, als die Marquiſe in der Kirche von St. Gildaz ohnmächtig wurde, ſie nicht Euch, ſondern mich erkannte, was ich gar nicht vermuthet hätte, denn ich hatte mich mit großer Sorgfalt verkleidet. Ihr wißt wol auch, daß ich, wahrſcheinlich von ihr den Gerichten angezeigt, verfolgt werde, und daß Ihr mich, ohne mich grade auszuliefern, mit allem Anſtand gefangen nehmen laſſen könnt.

Ich ... wußte es, ſtammelte der Graf, ein Gefühl der Ueberraſchung verbergend.

Ihr zeigtet Euch noch edelmüthiger: heute Morgen konntet Ihr Euern Vortheil beſſer benutzen und mich mit Euerm Triumphe zu Boden ſchmettern, wenn Ihr nicht auf meine Erlaubniß gewartet hättet, die Ihr aus allzugroßer Höflichkeit nachſuchtet.

Sprechen wir von andern Sachen, ſagte der Graf; dieſer Name komme nie wieder über unſre Lippen.

Was kann es Schöneres geben, als von der Geliebten ſprechen hören, wenn man ſelbſt geliebt wird? ſagte de la Crau. Ihr ſeid es, Graf, und ohne Nebenbuhler. Wenn ich das gegen Euch nicht anerkennen wollte, würde ich die Rolle eines Gecken oder eines Pinſels ſpielen.

Ohne zu antworten, machte Irenée eine Geberde der Ungeduld und wandte das Haupt ab. Das Meer wurde immer unruhiger. La Crau klammerte ſich an das Tauwerk, beugte ſich herab zu ſeinem Begleiter und flüſterte ihm ins Ohr:

Und dennoch hätte ich Euch aus dieſem Herzen verdrängt; es gelang mir, der Marquiſe ein Gemiſch von Entſetzen und thörichter Bewunderung einzuflößen, und ſie hielt den Sterblichen, der ſie in Staunen geſetzt, für ausgeſtattet mit unwiderſtehlicher Kraft. Eure Erſcheinung in Kernock (Fluch dieſem Abend!), die Erinnerungen, welche ſie in ihr weckte, die Aufregung, welche ihr Eure unruhige, ſpürende und demüthige Liebe verurſachte, machten ihr begreiflich, daß ſie mich nicht liebe. Der Zauber war gelöſt. Ihr machtet unmerkliche Fortſchritte, ſie fühlte in Euch nicht den Herrn; Ihr beſtandet darauf, ſie für ein lebendes Räthſel zu halten. Sie ſpielte mit dieſer Flamme, ohne ſich zu verbrennen, getheilt zwiſchen dieſer wiederaufkeimenden Leidenſchaft und der Hoffnung, die ſie mir zu hegen geſtattet hatte: zwiſchen der Furcht vor unſerm gegenſeitigen Haß und dem Bedürfniß einer beſtändigen Heuchelei. Ein ſolcher Zuſtand hätte vielleicht lange dauern können, wenn meine thörichte Eiferſucht ihm nicht ein Ende gemacht hätte.

Von der Bitterkeit ſeiner Empfindungen überwältigt, ſchwieg La Crau einen Augenblick, aber er faßte ſich bald wieder, ein teufliſches Lächeln zuckte um ſeine Lippen und mit einem giftigen Blick betrachtete er den Grafen, der mit zerſtreuter Miene die ſeltſame Erzählung anhörte. Beide kümmerten ſich nicht um das Meer, das immer unruhiger wurde; das Fiſcherboot war faſt ein bloßes Spiel der Wellen geworden und erzitterte von ihren Schlägen.

Als die Marquiſe Euch zu ihren Füßen niederſinken ſah, fuhr La Crau fort und ergriff den Arm des Grafen, der ganz erſtaunt war, daß ſein Neben-

Digitized by Google

buhler Gefallen daran fand, ſeine eigne Niederlage zu erzählen, als Euer Blut ſie beſpritzte, da wagte ſie in ihrem Herzen zu leſen und fühlte, daß ſie Euch liebe, und Euch allein. Daß ich damals nicht ahnte, daß ſie Euch auf dieſer Wanderung begleitete!

Ihr hättet mich gerächt wie Daumelas, indem Ihr die Marquiſe entführtet, ſagte Irenée mit Bitterkeit.

Ich will kurz ſein, fuhr La Crau, ohne ſich ſtören zu laſſen, fort: Ihr ſollt wenigſtens wiſſen, daß ich ſeit Eurer Entfernung aus St. Gildaz Euch wie Euer böſer Engel umſchwebe. Heute früh, als ich ſah, wie ſehr die Marquiſe für Euch von meiner Rache fürchte, verlockte ich Euch, ihr anzumuthen, zwiſchen uns Beiden zu wählen. Das war vortrefflich berechnet: Ihre hingebende Liebe nöthigte ſie, ſich für Euch aufzuopfern! Ganz berauſcht von dem Glück, Euch wiederzuſehen, mußte ſie Euch auf ewig entſagen; Ihr ſelbſt zwangt ſie dazu; ſie betet Euch an und ſtürzt Euch ins Verderben, und ihre Verzweiflung iſt grenzenlos, wenn ſie bedenkt, daß Ihr niemals wiſſen werdet, wie theuer Ihr ihr waret!

Ihr ſeid ein verabſcheuenswerther Menſch! rief Irenée, niedergeſchmettert von dieſer Enthüllung.

Der Gram wird ſie tödten, ſie, um die ich ſo viel gelitten, ſagte La Crau: ſie wird ſterben, wie ihre Schweſter Margarethe, und Ihr habt beide unglückliche Herzen verkannt, die Euch geliebt haben.

Nein, nein, Gott wird es nicht zulaſſen; er wird dieſe abſcheulichen Pläne zernichten.

Gott hat andre Dinge zu thun. Und wie kannſt du wagen, ihn anzurufen? Was haſt du für ihn gethan? Iſt deine Laufbahn auf Erden ſo ruhmreich geweſen? Du haſt zwei Frauen getödtet, dein Leben träg hingeträumt, an dir ſelbſt gezweifelt, nichtige Pläne gemacht; du haſt deine Jahre vergeudet in einer unfruchtbaren Liebe; deine ungenützt vergangene Jugend, in Anſpruch genommen von einem einzigen egoiſtiſchen Gefühl, hat nicht Zeit gehabt, ein Leiden zu mildern, ein Almoſen zu ſpenden, einen Betrübten zu tröſten. Du haſt deine Lampe brennen laſſen und biſt eingeſchlafen. Und du willſt von Gott Wunder verlangen!

Noch kann ich Alles wieder gut machen, rief Irenée aus: mein erſtes gutes Werk ſei, dich vor ſeinen Richterſtuhl zu ſchicken!

Wahrhaftig, Graf, erwiderte La Crau, es muß etwas dunkel in Euerm Kopfe ſein, wenn die Geſtändniſſe, die ich gemacht habe, Euch nicht beunruhigen.

Irenée zuckte zuſammen und ſah ihn feſt an.

Ah, Ihr habt jetzt begriffen, fuhr Roſan fort, daß wir hier ſind, um zu ſterben? Meer und Wind ſind uns entgegen, es möchte ſchwer ſein, nach Belle-Ile zu kommen. Doch, beruhigt Euch; unſer Ziel werden wir nicht verfehlen: ehe eine Stunde vergeht, gehen wir vor Anker in dem unbekannten Hafen, den man die Ewigkeit nennt.

Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo erreichte ſie ein fürchterlicher Windſtoß; große grüne Wogen, wie flüſſige Bergketten, wälzten ſich ihnen ſchaumgekrönt entgegen; das Schiff drehte ſich, die Maſten neigten ſich, wie um den Sturm zu begrüßen, und das Boot wäre umgeſchlagen, wenn nicht Irenée mit ſchneller Geiſtesgegenwart die Taue des nur halb gerefften Segels zerſchnitten hätte.

So wie durch Irenées gewandtes Manöver das Fahrzeug ſein Gleichgewicht wiedergefunden, vergaßen die beiden Rivalen eine Gefahr, die ſie nicht

Digitized by Google

in Schrecken geſetzt hatte, und der Graf rief aus, indem er, den Degen in der Hand, auf La Crau losſtürzte:

Dein wildes Frohlocken hat dich verrathen! Du haſt zu früh geſprochen! Vertheidige dich, wenn du kannſt! Vertheidige dich, ſage ich dir!

Der Graf, mit der linken Hand ſich am Tauwerk des Maſtes feſthaltend, legte ſich aus, trotz dem Rollen des Bootes. Als dies ſein Gegner ſah, zog er ebenfalls den Degen und warf ihn mit der größten Kaltblütigkeit von der Welt in's Meer. Bei dieſem Anblick ließ der Graf ſeine Waffe ſinken; aber ſein Zorn milderte ſich deshalb nicht, denn er packte ſeinen Feind bei der Kehle und rief aus:

Feigling, haſt du nur den Muth, deine Feinde meuchlings anzufallen? Du ſprichſt von Sterben und wagſt nicht, meinem Schwerte dich gegenüberzuſtellen! Aber ſollte ich mit den Nägeln dir die verdammte Seele aus dem Leibe reißen ...

Er ſprach nicht aus; ein erbitterter Ringkampf hatte ſich zwiſchen ihnen entſponnen. Auf ſeine Rieſenſtärke vertrauend, glaubte La Crau den Grafen beſiegen zu müſſen; aber Irenée hatte ihn gepackt, warf ihn wuthſchäumend auf den Rand des Boots und ſtemmte ihm das Knie auf die Bruſt. Als er nach ſeinem Dolche ſuchte, gelang es Roſan, ſeinen zu ziehen, und er reichte ihn Irenée hin mit den Worten:

Nehmt, damit Ihr Eure Wuth befriedigen könnt.

Der Graf trat zurück, ohne eine Silbe zu ſprechen.

Warum wollen wir den wahrhaft erhabenen Tod, der unſrer wartet, mit unſerm Blut beflecken? ſagte La Crau, nachdem er das Steuerruder losgehakt und in's Meer geworfen hatte; laßt uns unſer Ende mit Geduld erwarten; die Zeit iſt nicht fern mehr. Wir ſind jetzt außer Stande, das Boot zu lenken, und wenn der Sturm das Boot nicht umwirft, zerſchellt es an den Klippen von Kerlut. Außerdem habe ich den Boden durchbohrt, ſo daß es in der nächſten Viertelſtunde ſinken muß.

Der Graf konnte ſich einer Geberde der Beſtürzung nicht enthalten; aber der ſtoiſche Stolz des Bretagners gewann ſogleich wieder die Oberhand. Die Wichtigkeit, einem ſolchen Manne gegenüber nicht zu wanken, einſehend, ſteckte Irenée den Dolch, den er noch in der Hand hielt, wieder in die Scheide und murmelte:

Wenn Ihr mir das eher geſagt hättet, ſo hätte ich mir die Mühe ſparen können.

Während er ſo ſprach, ſann er ſich einen Plan der Rettung aus, denn die Liebe zu Dianen machte ihm das Leben koſtbar. Das Ufer war freilich noch weit entfernt; aber das Fahrzeug näherte ſich ihm allmälig, ſeitdem es kein Steuerruder mehr hatte. Einige Stellen der Bucht von Quiberon ſind vom Winde geſchützt und ziemlich frei von Klippen, und Irenée, ein unerſchrockener und ausgezeichneter Schwimmer, wäre wie Odyſſeus von der Inſel der Kalypſo bis nach dem Lande der Phäaken geſchwommen. Dieſer Hoffnung nachſinnend, hatte er die Augen auf die Wogen geheftet, auf deren Spitze das Boot emporſtieg, um alsdann wieder in die Tiefe zu ſinken. Faſt jede Minute zerſchellte eine Welle über dem Verdeck, und unſre beiden Helden, von Meerwaſſer triefend, erwarteten ſchweigend die verhängnißvolle Kataſtrophe.

Immer noch belebt von der Hoffnung, ein Windſtoß werde das Boot dem Ufer ſo weit nähern, daß ſich eine Möglichkeit der Rettung zeige, behielt

Digitized by Google

der Graf Irenée ſein ruhiges Geſicht mit echt bretagniſcher Hartnäckigkeit bei. Dieſer Wetteifer des Muthes war in dieſem feierlichen Momente, das fühlte er wohl, die einzig mögliche Herausforderung, und keiner der beiden Gegner gab in dieſem eigenthümlichen Kampfe nach.

Plötzlich zeigte ſich über den ſchwankenden Umriſſen der Wogen, die bis jetzt den Horizont begrenzt hatten, eine dunkle feſte Maſſe. Es war die felſengezackte Küſte und Roſan rief aus:

Das Ende naht ... Lobt Gott ohne Reue, Graf; denn ich habe, um Euer Gewiſſen zu ſchonen, den Selbſtmord auf mich genommen.

Er wollte weiter ſprechen; aber eine neue, ungeheure Welle packte das gebrechliche Fahrzeug. Leicht wie eine Feder ſchoß das Boot über die Wogen dahin; ſein Lauf war ſo ungeſtüm, daß die Strandklippen, die kaum erſt ſichtbar geworden waren, mit ſchreckenerregender Schnelligkeit näher rückten und größer wurden. — Irenée und La Crau betrachteten in ſchweigender Erwartung die Riffe, an denen ihr Boot im nächſten Augenblicke zerſchellen mußte.

Aber die rieſige Welle, die ſie bis jetzt getragen hatte, ſank jetzt donnernd in ſich zuſammen und warf die Schaluppe in eine kleine Bucht, deren eine Spitze durch die Fluth jetzt vom Lande getrennt war, und wo das Boot, von zwei entgegengeſetzten Strömungen feſtgehalten, ſich im Kreiſe drehte, anſtatt an die Felſen geworfen und dort zerſchellt zu werden.

Noch ganz betäubt von der Schnelligkeit, mit der das Boot auf die Küſte zugeſchoſſen, erſtaunten unſre beiden Helden, ſich noch unter den Lebendigen zu finden. Sie waren ganz in der Nähe der Stelle, wo ſie in See gegangen waren; aber der Strand war jetzt vom Meere bedeckt.

In einer Ecke der Bucht, auf einer ziemlich ſchmalen Erdzunge, die bald die Fluth bedecken mußte, erblickten ſie eine menſchliche Geſtalt, die dorthin wie durch ein Wunder gekommen zu ſein ſchien. Da die Fluth den ſehr niedrigen Streifen, der die Spitze mit dem feſten Lande verband, ſchon überſchwemmt hatte, ſo ſah dieſe unbewegliche Geſtalt aus wie ein Marmorbild auf ſeinem Fußgeſtell, das allmälig in's Meer verſinkt. — Gott! rief Irenée aus, als er die Geſtalt erblickte, ſie iſt's! Es iſt Diane! Und er ſank auf dem Verdeck auf die Knie nieder und ſtreckte die Arme aus nach ſeiner Freundin, die ihn nicht ſah.

Ja, ſagte La Crau ſpottend, die Sphinx hat ihr Räthſel errathen laſſen und jetzt muß ſie ſterben.

Ihr zu Hilfe zu kommen war unmöglich; von dem Strudel feſtgehalten, wurde das Boot unaufhörlich im Kreiſe herumgetrieben, ohne von der Stelle zu kommen; eine Woge hätte es verſenkt, aber konnte es nicht von dannen tragen. Wer es gewagt hätte, ſich in's Meer zu ſtürzen, wäre ſogleich von dem Wirbel hinabgezogen und von dem Kiel zermalmt worden. Dennoch wollte es Irenée thun, aber ſein Begleiter hielt ihn zurück. Sie ſieht uns nicht, ſagte er; erſpart ihr den Schmerz, Euch ſterben zu ſehen.

La Crau fürchtete vielleicht, er könnte ſie noch retten.

Welch' unſeliger Gedanke muß ſie hierher geführt haben? frug ſich Irenée.

Sie iſt unſrer Spur gefolgt und hat den alten Lido getroffen, der ihr Alles erzählt haben wird, entgegnete La Crau. Dann iſt ſie an den Strand geeilt, um Euch zu ſuchen, und in Ihrer Liebe zu Euch alle Sorge für ihre Selbſterhaltung vergeſſend, hat ſie der Fluth Zeit gelaſſen, ihr den Rückweg abzuſchneiden.

Digitized by Google

Gleichgiltig gegen Roſans Hohn, konnte ſich der Graf v. Bangor kaum der Thränen enthalten. Plötzlich beſann ſich die Marquiſe; man ſah ſie zuſammenzucken, ſich umſehen und plötzlich zurückwanken.

Diane, Diane, rief Irenée, Ihr ſterbt für mich, der ich Euch in Verzweiflung geſtürzt habe, und ſeht weder meine Reue noch meine Thränen! Mein letzter Gedanke ſeid Ihr, und nie werdet Ihr es wiſſen!

Dann rief er aus, als könnte er das Toſen des Sturmes übertönen:

Diane, warte auf mich! ich will in deinen Armen ſterben!

Unglücklicher, der ich bin, unterbrach ihn La Crau, in dem die Eiferſucht noch wüthete, ich habe ſie trennen wollen und vereinige ſie vielleicht auf ewig! Graf, ich bin beſiegt; meine Strafe iſt ſchrecklich ... Stirb in Frieden, denn du biſt gerächt!

Mittlerweile hatte ſich das Boot wieder vom Ufer entfernt, und Diane erſchien nur von Zeit zu Zeit über dem wildaufwogenden Meere. Seit einigen Augenblicken betete Irenée mit Inbrunſt; er bot Gott das Opfer ſeines Lebens dar und ſuchte in dem Glauben eine neue Kraft; ein Abglanz himmliſchen Lichtes verklärte ſein Angeſicht. Indem er wieder aufſtand, winkte er Roſan freundſchaftlich zu und ſagte mit erhabener Ruhe:

Dominik, ich verzeihe Euch.

Ohne die Antwort ſeines Feindes abzuwarten, der mit Wuthgebrüll auf ihn losſtürzte, um ihn zurückzuhalten, ſprang er in's Meer und theilte mit Rieſenkraft die Wogen.

La Crau war es nicht vergönnt, Zeuge des unglücklichen Ausganges dieſes verwegenen Verſuchs zu ſein: ein ungeheurer Wellenberg wälzte ſich heran, hing einen Augenblick dräuend über dem gebrechlichen Boote und ſtürzte dann über ihm zuſammen, das Ufer hinaufſtürmend. Als die Kraft der Woge erſchöpft war und ſie wieder vom Strande zurückwich, ließ ſie ein paar Boote und den Stumpf eines Maſtes dort zurück.

Als das Meer die düſtre Farbe der Nacht annahm und die Sterne allmälig am Himmel erſchienen, da fiel das kalte Licht des Mondes auf zwei Leichen, die von den noch nicht ganz beruhigten Wogen hin- und hergeſchaukelt wurden. Es war Irenée und Diane, die im Tode die Vereinigung gefunden, die ihnen im Leben verſagt worden war.

Francis Wey.

Ein Königreich für ein Pferd!

In der Nacht des 2. Juli 1690 nahm der kleine Reſt einer geſchlagenen Armee Stellung auf dem Abhange eines Hügels, der an der Grenze der Grafſchaft Dublin lag. Vor einem kleinen viereckigen Thurme ſchritt eine Schildwache auf und ab, düſter brütend über das unglückliche Gefecht des geſtrigen Tages. Manchmal blieb er ſtehen und ſtampfte zornig und einen grollenden Fluch murmelnd auf die Erde, wenn die Gefühle des Mannes über die Gewohnheit des Soldaten den Sieg davontrugen. Das Geſumme einer heranziehenden kleinen Abtheilung Reiterei tönte aus dem Thale herauf, aber Lachen und Singen, die ſo oft den Marſch beleben, ließ ſich nicht ver-

Digitized by Google

nehmen. Selbſt die Trompete ſchien ihren friſchen, begeiſternden Klang verloren zu haben und tönte der Schildwache matt und dumpf in's Ohr.

Da kommen noch mehr von den Fliehenden, dachte er, als er vor der niedern Pforte, die er zu bewachen hatte, auf und ab ſchritt. — Fliehende — verflucht ſei das Wort! — Sollen wir nichts thun als beſtändig weichen vor dieſem verwünſchten Holländer? Und gar geſtern, wo wir eine ſo köſtliche Gelegenheit hatten, die Kerle in Stücke zu hauen — und Alles umſonſt, und ſo vieler Tage hartes Kämpfen ohne allen Erfolg! O! wenn Sarsfield uns geführt hätte, wäre es anders gekommen! Bei dieſen Worten ſtampfte er mit dem ſchweren Reiterſtiefel auf die Erde und ſchritt raſcher auf und ab. Aber jetzt ſtörte ihn in ſeinem düſtern Brüten raſcher Hufſchlag und bald ſah er durch das Dunkel einen Reiter im Galopp nahen. Die Schildwache rief den Ankömmling an, der die Parole gab und dann bis an die Thür des Thurmes kommen durfte. Er ritt ein herrliches Schlachtroß, einen milchfarbenen Schimmel, deſſen ſchweres Athmen von einem ſcharfen Ritt zeugte. Der Reiter ſtieg ab; ſeine Tracht war gemiſcht und deutete an, daß der Krieg nicht ſein Gewerbe war, ſondern daß die unruhigen Zeiten ihn hineinverwickelt hatten. Auf dem Kopfe trug er keine ſchützende Bedeckung, ſondern nur den breitkrempigen Hut, mit dem zu jener Zeit der Nichtſoldat ſich ſchmückte; dafür war die Bruſt von einem Küraß geſchützt und ein ſchwerer Pallaſch hing an ſeiner Seite. Nur dieſe Waffen verriethen den Kriegsmann, denn die großen mit Silber beſchlagenen Reiterpiſtolen, die aus den Halftern hervorguckten, führte damals jeder Vornehmere unterwegs bei ſich.

Wollt Ihr mein Pferd halten, bis ich herauskomme, ſagte er zur Schildwache.

Ich ſtehe auf Poſten, Sir, und kann nicht, gab der Soldat zur Antwort.

Ich bleibe nicht länger als ein paar Minuten drin, ſagte der Andre.

Ich darf nicht, Sir, ſo lange ich in Dienſt bin — aber drinnen werdet Ihr wol Jemand finden, dem Ihr Euer Pferd übergeben könnt.

Der Fremde klopfte jetzt an die Pforte des Thurmes und nach einigen Fragen und Antworten wurde geöffnet.

Schickt Jemanden heraus zu meinem Pferde, ſagte er; bringt es nicht in den Stall, denn ich bleibe nicht lange da, aber ich bin ſcharf geritten und das Pferd ſchwitzt; daher führt es herum, bis ich weiterreite. Er trat dann in den Thurm und wurde in ein kleines, ſchmuckloſes Zimmer geführt, wo ein Mann von funfzig bis ſechzig Jahren, gehüllt in einen koſtbaren Schlafrock, auf einem zerbrochenen Stuhle ſaß und mit einem etwas jüngeren Mann in der Uniform eines höhern Offiziers ſprach. Letzterer zeigte mit den Fingern gewiſſe Stellen auf einer Karte, die vor ihm auf einem Tiſche lag. Große Niedergeſchlagenheit und Entmuthigung war der herrſchende Ausdruck auf dem Antlitz des ältern, während in den edeln Zügen des andern durch die Bekümmerniß derſelben ein unterdrückter Aerger blickte, wenn ſeine Rathſchläge, die er mit dem Finger auf die Karte deutend gab, mit Kälte aufgenommen oder gar zurückgewieſen wurden.

Hier wenigſtens können wir uns dem Feind noch einmal entgegenſtellen, ſagte der General, und ſein Auge blitzte und ſeine Brauen zogen ſich zuſammen bei dieſen Worten.

Ich fürchte, nein, Sarsfield, ſagte der König, denn der Sprecher war der unglückliche Jakob der Zweite.

Digitized by Google

Sarsfield zog die Hand raſch von der Karte zurück, kreuzte die Arme und ſchwieg.

Der fremde Reiter, deſſen Eintritt von beiden nicht bemerkt worden war, ſagte jetzt: Sire, ich hoffe, nicht zur ungelegenen Stunde zu kommen.

Wer ſpricht da? ſagte der König, die Augen mit der Hand vor dem auf dem Tiſch ſtehenden Lichte ſchützend und durch das Dunkel blickend.

Eure Feinde, Sire, ſagte Sarsfield mit einiger Bitterkeit, würden einen geprüften Freund Eurer Majeſtät wol eher erkennen — es iſt der Mann auf dem Schimmel; und während er ſo ſprach, bewillkommnete ihn Sarsfield mit einem freudigen Blick des Wiedererkennens.

Der Fremde fühlte mit dem Stolze eines Tapfern Alles, was des Generals Blick und Benehmen ſagte, und verbeugte ſich ehrerbietig vor dem Führer, deſſen Kühnheit und Scharfblick er ſo oft bewundert hatte.

Ah! Mein wackerer Mann auf dem Schimmel, ſagte der König.

Eurer Majeſtät getreuer Unterthan, Gerald Pepper, war die Antwort.

Ihr habt Euch den Namen des Mannes auf dem Schimmel erworben, und Ihr verdient ihn zu tragen, ſagte Sarsfield.

Gerald verbeugte ſich.

Der General hat Recht, ſagte der König, ich werde Euch nie unter einem andern Namen kennen. Ihr und Euer Schimmel habt gute Dienſte geleiſtet.

Hätten ſie doch mehr thun können, war die lakoniſche und beſcheidene Antwort.

Hätte ſich doch Jeder, ſagte Sarsfield und betonte das letzte Wort nachdrücklich, geſtern der Sache ſo treu erwieſen.

Und was hat Euch zu uns geführt? ſagte der König.

Ich komme, Sire, um Eurer Majeſtät Lebewohl zu ſagen, und um die Gnade zu bitten, Eure königliche Hand küſſen zu dürfen.

Lebewohl? wiederholte der König betroffen. Auch Ihr geht? — So verläßt mich Alles! Tiefer Schmerz klang aus ſeinen Worten, denn wie er ſprach, fiel ſein Auge auf einen Ring, den er trug und auf dem ſich das Portrait ſeiner Lieblingstochter Anna befand. Der bittre Gedanke, daß ſie, ſein eignes Kind, zu derſelben Klage aus dem Munde des Vaters Anlaß gegeben, kam über ſeine Seele und machte ſein Herz bluten. Er verſtummte plötzlich, ſeine Stirn runzelte ſich, er ſchloß die Augen und ein Schmerzensſeufzer drängte ſich aus ihm hervor. Er fuhr mit der Hand über das Geſicht und vertilgte das weibiſche Zeichen ſeiner Schwäche.

Sagt nicht, ich verlaſſe Euch, Sire, ſagte Gerald Pepper. Allerdings muß ich für jetzt von Euch gehen, aber ich thue es erſt, weil ich ſehe, daß ich auf keine Weiſe mehr nützen kann. So lange wir uns in meiner Heimath befanden, konnte ich mit meinen beſcheidenen Kräften mancherlei Dienſte leiſten; meine Kenntniß des Landes, des Volks und ſeiner Hilfsquellen, ſeiner Päſſe und ſeiner ſchwachen Punkte konnten von Nutzen ſein. Aber hier, oder weiter ſüdlich, wo Eure Majeſtät jetzt hingeht, bin ich außer Stande, etwas zu thun, das der Auszeichnung, mit der mich Eure Majeſtät und General Sarsfield zu beehren belieben, werth wäre.

Ihr habt immer noch ein tapferes Herz, einen klaren Kopf, einen ſtarken Arm und ein gutes Pferd, ſagte General Sarsfield.

Ich habe aber auch eine ſchwache Frau und hilfloſe Kinder, General, erwiderte Gerald Pepper.

Darauf konnte Sarsfield nichts erwidern und er ſchwieg.

Aber obgleich ich Eure Majeſtät nicht mehr mit meinem Arme unterſtützen kann, — meine Wünſche und meine Gebete werden Eurer Majeſtät immer folgen — ſo hat doch mein König, wenn er mich auf andre Weiſe gebrauchen kann, nur die bereitwilligen Dienſte ſeines Unterthans zu fordern.

Treu verſprochen, ſagte der König.

Das Verſprechen ſoll eben ſo treu erfüllt werden, betheuerte Gerald; aber darf ich mir, ehe ich gehe, noch die Gnade einiger Worte unter vier Augen mit Eurer Majeſtät ausbitten?

Ihr könnt mir vor Sarsfield Alles ſagen, ſagte der König.

Gerald Pepper zauderte einen Augenblick; ſein Zartgefühl lag mit dem Gehorſam gegen den Befehl des Königs in Kampf; aber erſteres überwindend, ſagte er:

Ich wollte mit Eurer Majeſtät über Geldangelegenheiten ſprechen.

Ich weiß, ich weiß, unterbrach ihn der König etwas ungeduldig, ich ſchulde Euch noch fünfhundert Goldſtücke.

O, Sire! ſagte der Getreue und kniete vor ihm nieder, denkt nicht ſo unwürdig von mir, daß ich Eure Majeſtät jetzt an die Kleinigkeit erinnern ſollte, die Ihr die Gnade hattet, von mir anzunehmen; ich bedaure nur, daß ich nicht die Mittel hatte, mehr zu geben. Das wollte ich nicht; ich habe noch hundert Stück mitgebracht, Alles, was ich vor der Hand auftreiben konnte, und wenn Eure Majeſtät mir auch noch die Huld erweiſen will, dies Scherflein anzunehmen, ſo werde ich mit zufriedenerem Herzen von Euch ſcheiden und mit dem Bewußtſein, Alles, was ich konnte, für den König gethan zu haben. Und mit dieſen Worten legte er die Börſe mit dem Golde auf den Tiſch.

Ich kann nicht leugnen, daß unſre Kriegskaſſe ſehr erſchöpft iſt, ſagte der König, aber ich wünſche nicht —

Erweiſt mir die Gnade, es nicht zurückzuweiſen, Sire, ſagte Gerald, immer noch kniend — weiſet nicht den letzten kleinen Dienſt zurück, den Euer getreuer Unterthan vielleicht in Eurer Sache leiſten kann.

Gut, ſagte der König, ich nehme es an — aber ich würde es nicht thun, wenn ich nicht ſicher wäre, eines Tages Mittel zu beſitzen, Eure Treue und Hingebung zu belohnen. Mit dieſer Selbſttäuſchung beruhigt, nahm er von Gerald Pepper die letzten hundert Guineen, die dieſer ſein nennen konnte.

Meine Miſſion iſt jetzt beendigt, ſagte Gerald. Kann ich die Gnade haben, Eurer Majeſtät Hand zu küſſen?

Wären doch alle meine Unterthanen ſo treu, ſagte Jakob, als er ſeine Hand Gerald hinreichte, der ſie ehrfurchtsvoll küßte und dann aufſtand.

Was gedenkt Ihr zu thun, wenn Ihr mich verlaſſen habt? frug der König.

So bald als möglich mich nach Hauſe zu begeben — wenn ich es wagen darf, gab Gerald zur Antwort.

Wenn es das Schickſal will, daß ich von meinem unnatürlichen Schwiegerſohne und meinem Reiche vertrieben werde, ſo hoffe ich, er wird gnädig ſein gegen mein Volk und Keinem ſeine Anhänglichkeit an die Sache ſeines rechtmäßigen Herrn entgelten laſſen, ſagte Jakob.

Ich wünſche, Sire, entgegnete Gerald, er möge halb ſo viel Nachſicht gegen ſeine irländiſchen Unterthanen üben, als Ihr geſtern gegen Eure eng-

liſchen, — und er ſchüttelte dabei ungläubig das Haupt und ſein Geſicht verdüſterte ſich.

Ein ſchwerer Seufzer entſchlüpfte hier Sarsfield, der dann, ſich auf die Lippe beißend, mit gerunzelter Stirn einen Blick voll bittrer Bedeutung mit Gerald Pepper wechſelte.

So lebt denn wohl, da Ihr einmal gehen wollt, ſagte der König. Begleitet unſern theuern Freund hinaus, Sarsfield. Noch einmal gute Nacht; König Jakob wird den Mann auf dem Schimmel nicht vergeſſen. Mit dieſen Worten winkte er ihm Lebewohl. Gerald Pepper verbeugte ſich ehrfurchtsvoll und Sarsfield geleitete ihn hinaus. Beide ſchwiegen, bis ſie die Pforte des Thurmes erreichten, und als die Thür geöffnet worden, trat Sarsfield mit Gerald in's Freie, wo er die friſche Luft drei oder vier Mal hörbar einſchlürfte, als ob er ſich dadurch erleichterte.

Gute Nacht, General Sarsfield, ſagte Gerald.

Gute Nacht, mein wackrer Freund, erwiderte der General mit bekümmerter Stimme.

Seid nicht ſo niedergeſchlagen, General, ſagte Gerald, beſſere Zeiten werden kommen, und mit ihnen der Sieg.

Nie, nie! ſagte Sarsfield. Niemals war mehr Gelegenheit dazu als geſtern, wäre ſie nur gehörig benutzt worden. Aber ein Verhängniß herrſcht über unſrer Sache, und ich fürchte, das Schickſal iſt gegen uns.

Sprecht nicht ſo, General, — denkt nicht ſo, tröſtete Pepper.

O, könnte ich anders denken — aber ich fürchte, meine Ahnungen ſind nur zu wahr, ſagte Sarsfield.

Ihr gebt alſo unſre Sache auf? rief Gerald erſtaunt.

Nein, ſagte Sarsfield feſt und faſt heftig. Nie — ich ſterbe vielleicht für dieſe Sache, aber nie werde ich ſie aufgeben, ſo lange mir noch ein Mann folgt — doch ich darf hier nicht länger verweilen. Lebt wohl! Wo iſt Euer Pferd?

Ich habe es Einem von der Dienerſchaft übergeben, war die Antwort

Ich hoffe, Ihr ſeid gut beritten? bemerkte der General.

Ja, da bringen ſie mein Pferd.

Was! rief Sarsfield, den Schimmel!

Ihr werdet mich nie ein andres haben reiten ſehen, erwiderte Gerald

Aber nach den übermäßigen Strapazen von geſtern? meinte Sarsfield erſtaunt.

Es iſt noch friſch genug für den heutigen Ritt, ſagte Gerald, als er ſich in den Sattel ſchwang. Der Schimmel wieherte freudig, als er ſeinen Herrn auf ſich ſitzen fühlte.

Edles Thier! ſagte Sarsfield und klopfte das Pferd auf den Hals, den es ſtolz gebogen trug.

Und nun lebt wohl, General, ſagte Gerald, ihm die Hand reichend.

Lebt wohl, mein Freund. Es iſt ungerecht vom Schickſal, einem ſo tapfern Herzen die Freude des Sieges zu verſagen.

Es erfordert mehr Tapferkeit, ſtandhaft zu bleiben bei der Niederlage; und Ihr, General, gebt darin ein glänzendes Beiſpiel.

Gute Nacht, gute Nacht, ſagte Sarsfield raſch, um ſein eignes Lob nicht anzuhören, und die dargebotene Hand mit Wärme ſchüttelnd. Dann wendete er ſich nach der Pforte, aber ehe er ging, rief ihn Gerald noch einmal zurück.

Digitized by Google

Iſt Euer Regiment hier, General? ſagte er. Ich möchte gern noch Abſchied nehmen von den Offizieren der tapfern Schar, unter deren Fahne ich die Ehre hatte zu fechten.

Es iſt noch nicht angekommen. Vielleicht iſt es jetzt unterwegs; aber ich ließ es zuletzt aus Dublin abmarſchiren, denn da es geſtern die Schmach erlitt, zuerſt das Schlachtfeld verlaſſen zu müſſen, trug ich Sorge, daß es heute den ehrenvollen Auftrag bekam, unſern Rückzug zu decken.

So grüßt Ihr meine alten Waffengefährten von mir, ſagte Gerald.

Sie werden den Mann auf dem Schimmel nie vergeſſen, ſagte Sarsfield, und gern hören, daß Ihr noch beim Abſchied an ſie gedacht habt. Und nun noch einmal gute Nacht.

Gute Nacht, General; Gottes Segen ſei mit Euch.

Amen! ſagte Sarsfield; und mit Euch!

Sie drückten ſich ſtumm noch einmal die Hand. Sarsfield ging in den Thurm zurück, Gerald Pepper gab ſeinem Pferde die Zügel und der Schimmel eilte ſo ſchnell von dannen, wie er gekommen war.

Einige Tage lang blieb Pepper in Dublin, wohin er ſich in der Nacht nach der Zuſammenkunft mit dem König begeben hatte. In dem Hauſe eines Freundes fand er ein Aſyl, denn er hielt es für unklug, ſich öffentlich zu zeigen, da ſeine Perſon und ſeine Anhänglichkeit an den König Jakob zu bekannt war. Er ſah ſich daher genöthigt, ſich während dieſer ganzen Zeit in einem abgelegenen Zimmer zu verbergen. Die Urſache ſeines Aufenthalts in Dublin war nur in der Begierde zu ſuchen, zu erfahren, welche Maßregeln man gegen die Anhänger der alten Dynaſtie ergreifen werde — denn nur zu begründet war die Furcht, daß bedeutende Konfiskationen ſtattfinden würden, — und zu hören, ob er auch mit auf der Proſcriptionsliſte ſtehe, war der Zweck, der ihn vom Hauſe fern hielt. Zuletzt ging ihm jedoch die Geduld aus, und eines Morgens, als ſein Freund ihn beſuchte, ehe er in die Stadt auf Erkundigungen ausging, ſagte ihm Gerald, daß er dieſen Zuſtand und die lange Abweſenheit von ſeiner Familie nicht länger ertragen könne und werde. Meine arme Magdalene, ſagte er, kann nicht länger in der beſtändigen Angſt und Ungewißheit, die eine nothwendige Folge meiner Abweſenheit iſt, leben, und deshalb, mein werther und vortrefflicher Freund, werde ich Euch morgen früh verlaſſen.

Vielleicht gibt Euch ein oder zwei Tage längeres Warten Ruhe, erwiderte der Freund, oder wird wenigſtens Eurer Ungewißheit über die Maßregeln, die man gegen die Anhänger des Königs zu ergreifen gedenkt, ein Ende machen.

Ich warte blos noch heute, ſagte Gerald; mein Entſchluß ſteht feſt.

Sein Freund entfernte ſich und war kaum ein paar Stunden weg geweſen, als er zurückkehrte, ein leiſes Klopfen an der Thür von Geralds Zimmer zeigte ſein Kommen an; der Riegel wurde zurückgezogen und er trat ein.

Gerald! ſagte ſein Freund und drückte ihm mit ſtummer Theilnahme die Hand.

Ich verſtehe Euch, ſagte Gerald; ich bin ein Bettler!

Sein Freund antwortete blos mit einem unterdrückten Seufzer, und dann

Digitized by Google

tauſchten die beiden noch einen zweiten feſten Händedruck und einen kummervollen Blick. Dann ſetzten ſie ſich einander gegenüber und blieben ein paar Minuten in tiefes Schweigen verſunken. Mancherlei Gedanken flogen während der Zeit durch ihren Geiſt. Gerald dachte an zu Hauſe, an ſeine geliebte Magdalene, an ſeine Kinder. Er ſah ſchon Magdalenen in Elend und obdachlos, während ſeine Kleinen nach Brod ſchrien und vor Kälte zitterten; der Jammer überwältigte ihn und er verhüllte ſich das Geſicht mit den Händen. Sein Freund dachte vor der Hand über den beſten Weg nach, den Gerald unter den beſtehenden Umſtänden einzuſchlagen hatte, und ihm ſchien ſeine Lage, obgleich verzweifelt genug, nicht ganz hoffnungslos. Als er daher Gerald ſo entmuthigt daſitzen ſah, ſtand er auf, legte ſeine Hand liebevoll auf die Schulter des Unglücklichen und ſprach:

Nur Muth, Mann! Die Sache ſteht noch nicht ganz ſo ſchlimm, daß Ihr gleich verzweifeln müßtet. Ihr ſeid nicht der Mann, für den ich Euch hielt, wenn ein ſolcher Schlag, ſo ſchwer er auch iſt, Euch ganz niederſchmettern kann.

Gerald blickte auf, ſein Auge war klar und ſein Antlitz ruhig, als er dem theilnehmenden Blick des Freundes begegnete; er hatte ſeine ganze Ruhe wiedergewonnen. Die Stimme ſeines Freundes hatte die ſchrecklichen Geſichte verjagt, welche die Phantaſie ihm vorgeſpiegelt hatte, und ſeine Gedanken wieder auf die unmittelbare Gegenwart gelenkt.

Ich verzweifle nicht und bin auch nicht niedergeſchmettert, ſagte er. Ein ſchrecklicher Gedanke bemächtigte ſich meiner und nahm mir alle Manneskraft, aber Ihr ſeht, ich bin wieder gefaßt.

Ja, jetzt ſeid Ihr wieder der Alte, ſagte ſein Freund.

Und werde gewiß nicht rückfällig werden, verſicherte Gerald. Sobald ich einmal das Schlimmſte kenne, nehme ich es mit meinem Schickſal auf; und jetzt ſagt mir, was habe ich zu fürchten? Daß ich zu Grunde gerichtet bin, weiß ich; aber ſagt mir erſt Näheres. Iſt mein Leben in Gefahr, während ich zugleich mein Beſitzthum verliere?

Nein, Euer Leben und Eure Freiheit ſind nicht bedroht, aber Eure Güter ſind konfiszirt, und wahrſcheinlich wird ſich ſchon nach wenigen Tagen ein neuer Beſitzer einſtellen.

In wenigen Tagen! ſagte Gerald; Stunden meint Ihr. Die Leute gehen bei der Art Angelegenheiten ſchnell zu Werke. Ich muß ſogleich nach Hauſe eilen.

Wird es nicht morgen früh zeitig genug ſein? frug ſein Freund; der heutige Tag könnte noch recht gut in Berathungen über das, was Ihr zunächſt thun könntet, angewendet werden.

Die Verſäumniß eines Tages könnte einem Manne, der jeden Acker Landes, den er beſeſſen, verloren hat, weſentlichen Nachtheil bringen, entgegnete Gerald.

Wie ſo? frug ſein Freund.

Ich möchte den Plünderern zuvorkommen, damit ich einige werthvolle Sachen, wie Juwelen und Silberzeug, ihren Händen entreißen könnte, war die Antwort.

Aber das ſind doch Sachen, die in der Güterkonfiskation nicht mit einbegriffen ſind! rief der Freund aus.

Die Söldner des Prinzen von Oranien werden ſich wenig um ſolche juriſtiſche Spitzfindigkeiten kümmern; deshalb will ich nach Hauſe eilen und retten, was ich kann.

Noch ein Wort, ehe Ihr geht, ſagte der Freund. Wenn Eure Güter das Eigenthum von einem Söldner Oraniens werden, wie Ihr ihn nennt, ſo ſind das Leute, die lieber eine runde Summe Geld nehmen, als Land; und wenn Ihr die Sache geſchickt anfangt, könnt Ihr mit ein paar hundert Guineen den Eindringling auskaufen.

Auf dieſes Auskunftsmittel darf ich nicht rechnen, ſagte Gerald; all' mein verfügbares Geld habe ich dem König gegeben.

Was! Ihr habt gar nichts mehr?

Die letzten Hundert, die ich auftreiben konnte, habe ich ihm gegeben, war Geralds Antwort.

Das iſt ſchlimm, ſagte ſein Freund; um ſo ſchlimmer, als ich Euch nicht aushelfen kann.

Ich weiß, ich weiß, ſagte Gerald, ſprecht nicht davon. Wenn es dem Himmel gefällt, mir Leben und Geſundheit zu ſchenken, wird es mir gewiß gelingen, den Sturm zu überſtehen. Wenn ich mein Silberzeug und andre werthvolle Sachen zu Gelde mache, ſo kann ich damit mit meiner Familie nach Frankreich kommen, ohne meine Börſe ganz zu erſchöpfen. Am franzöſiſchen Hofe hoffe ich auf eine gute Aufnahme rechnen zu können, und ich glaube nicht, daß es mir mislingen wird, eine Stelle im Heere Ludwig XIV. zu erhalten.

Ihr habt Euch ſchnell entſchloſſen, Gerald, ſagte ſein Freund, etwas erſtaunt über die Ruhe und Kaltblütigkeit, die jener zeigte.

Ja, und Ihr wundert Euch darüber, erwiderte Gerald, weil Ihr mich vor der Minute noch niedergeſchlagen ſaht; aber die trüben Gedanken, die mich überwältigten, ſind vorüber.

(Schluß folgt.)

Moden.

Die gelbe Farbe iſt dieſen Sommer nicht zu vermeiden, man ſei Herr oder Dame; man ſtößt bei der Auswahl einer modiſchen Toilette überall auf Sommerſtoffe, in denen das Gelb vorherrſcht. Die Grundfarbe faſt aller neuen Zeuge zur Sommertoilette der Herren iſt ein chamois, das der Rankingfarbe ganz ähnlich iſt. Der Ranking ſelbſt iſt vorm Jahre von den Herren zu viel getragen worden, um ihn dies Jahr häufig zu wählen. Zu Beinkleidern hat man einen ſehr geſchmackvollen, weichen, wollenen Stoff, der auf chamois Grund mit blauen Linien groß gegittert und mit grauen Strichen chinirt iſt; man ſieht auch chamois Wollenzeuge ohne Gitter und nur chinirt, doch ſind die einfarbigen Zeuge ohne alles Muſter von der vornehmſten Mode für den Pantalon. Die gegitterten Stoffe zur Phantaſie- oder Morgentoilette der Herren ſind alle ſehr großgemuſtert, und zwar ſind die Querſtriche derſelben breiter als die Längenſtriche.

Iſt auch das Gelb in außerordentlicher Gunſt für Hoſen, Weſten und Jacken, ſo treibt man doch nicht ſolchen geſchmackloſen Misbrauch damit, wie vorm Jahre mit dem Ranking, worin ſich die Männer über und über wickelten. So trägt man jetzt zu einer chamois oder gelblich grauen Jacke eine weiße Weſte und ein graues Beinkleid; zu einem chamois Beinkleid wählt man eine blaue Weſte und eine braungrau chinirte Jacke; zu einer chamois Weſte ein weißes Beinkleid und eine grünliche Jacke, kurz die verſchiedenen Kleidungsſtücke ſind ſtets in abſtechenden, aber nicht in grell entgegengeſetzten Farben zuſammen gewählt. Auch die durchaus quarrirten Landtoiletten der Herren gelten

für eine lächerliche Uebertreibung von vorm Jahre. Chamoisgrundige Weſtenſtoffe liegen in allen Modemagazinen aus; für ſehr elegant hält man einen chamoisgrundigen Seidenſtoff, welcher mit blauen Linien großgegittert iſt und wo allemal in der Mitte dieſer von den Linien gebildeten Vierecke eine breite von kleinen Blumen gebildete Palme eingewirkt iſt. Andre gelb- oder graugrundige Weſtenſtoffe ſind mit einer Corallenzeichnung von abſtechender Farbe gemuſtert.

Mit der wärmern Jahreszeit bildet ſich das Negligéeartige der Herrenkleidung immer mehr aus und die leichten Stoffe hängen ganz loſe, ja faſt formlos über den Geſtalten. Auf dem Lande findet man eine knapp gekleidete, ſchöne Herrenfigur gradezu von ſchlechtem Geſchmack, wenn nicht lächerlich. Die Zeugjacke der Herren, die man vorm Jahre mit ſo großem Erfolg in die Sommertoilette einführte, wird dies Jahr wieder allgemein beſtellt, doch iſt ihr neuer Schnitt dahin abgeändert, daß man ſie nicht mehr habit-jaquette, wie vorigen Sommer, ſondern jaquette-paletot nennt. Der Beiname Paletot deutet beſſer als jede Beſchreibung die Form dieſes Kleidungsſtücks an — der Leib deſſelben entſpricht einer Jacke; der ſehr kurze Schooß hat Paletotſchnitt. Der Leib dieſer Paletotjacke iſt eigentlich vorn grade geſchnitten, hat auch nur eine Reihe Knöpfe — welche aus vier ſehr weitläufig ſtehenden, kleinen, gewölbten Knöpfen beſteht — jedoch ſind Knöpfe wie Knopflöcher, beſonders nach oben zu, etwas vom Rande zurückgeſetzt, wodurch beim Zuknöpfen ein ſchmales Uebereinanderkreuzen der Bruſttheile erzielt wird. Der kurze Schooß dieſer Jacke iſt zwar in Paletotform, öffnet ſich aber vorn etwas und iſt in den untern Ecken wie ein Frackſchooß abgerundet. Der Kragen der Jacke kann Shawlſchnitt haben, er kann aber auch den gewöhnlichen Kragenſchnitten folgen, nur ſind ſtets die Spitzen deſſelben abgerundet und er iſt hohl und ſchmalfallend gemacht. Die Aermel ſind bequem weit und ohne Aufſchläge angefertigt. Auf der Bruſt und vorn auf dem Schooß iſt von außen eine Taſche eingeſchlitzt. Dieſe Jacken, ſo wie die Phantaſiefracks, macht man von gemuſterten oder melirten hellgrundigen Sommerſtoffen, und zwar die Jacken vorzugsweiſe von chamois, gelben, ſtaubgelblichen Sommertuch, welches entweder einfarbig oder gegittert oder melirt ſein kann, und die Phantaſiefracks am meiſten von eiſengrauem, rohfarbigem, bronzefarbigem oder grünem Wollenatlas, der auch melirt oder gegittert ſein kann. Iſt der Stoff zu dieſen Sommerröcken ein leichtes Zeug, ſo füttert man ſie oft vom ſelben Zeug, iſt er aber von Tuch gewählt, ſo gibt man ein leichtes Seidenfutter darunter.

Die eben erwähnte Paletotjacke muß den bequemſten Schnitt haben und darf die Form des Körpers nur in ſchwankenden Linien abzeichnen; etwas mehr formt der Phantaſiefrack die Figur, doch ſchließt auch er ſich nirgend genau an. Die Taille des letzteren iſt ſehr lang, aber in derſelben Höhe ringsum laufend, alſo hinten nicht länger als vorn. Der Kragen wird nicht ſchmal und ſhawlartig umſchlagend, die Bruſtklappen werden kaum daumbreit breiter als der Kragen gemacht, ſie haben abgerundete Ecken und ſchlagen kurz und hohlfallend um. Die Schöße des Phantaſiefracks gehen vorn nur ſehr allmälig auseinander und ſind unten ſehr rund abgerundet; man füttert ſie mit zupaßlichem Seidenzeug; Aermel und Leib ſind dagegen ganz ohne Futter getragen.

Der Schnitt der Weſten bleibt natürlich ſehr langtaillig, ſo lange die Röcke demſelben Schnitte treu bleiben. Schooßweſten trägt man aber nicht mehr, es ſei denn eine Phantaſieweſte zur Jagd oder zum Reiten. Alle Weſten werden vorn grade geſchnitten, man mag ſie mit Shawlkragen oder mit Bruſtklappen anfertigen. An den Weſten ſetzt man nach oben die Knöpfe, wie die Knopflöcher, etwas vom äußern Rande entfernt, um dadurch ein ſchmales Uebereinanderkreuzen der Bruſttheile zu bewirken. Dieſes ſchmale Kreuzen der Weſten iſt ſehr neumodiſch.

Das modernſte Beinkleid wird halbweit gemacht und mit ſtraff ſchließenden Fußriemen verſehen. Viele Pariſer Schneider ſchlagen ganz enganliegende Beinkleider als die neueſte Form vor, doch ſcheuen die Herren im Sommer den engen Schnitt; es wird ſich zeigen, ob ihn der Herbſt wirklich in Aufnahme bringt.

Unter dem Damenputz machen die weißen und die Nankingkleider jetzt großes Glück. Allerliebſt ſchildert man weiße, ſehr flüchtige Mullkleider, welche mit mehrern Falbeln vom ſelben Zeug garnirt ſind und welche ſich dadurch auszeichnen, daß der Rand der Falbeln mit einem Strohagrément beſetzt iſt, und daß über dieſem Strohrand noch zwei Reihen von ſchmalen, buntfarbigen Sammtbändchen hinlaufen. Die Berthen zu dieſen weißen Kleidern ſind ebenfalls mit Strohagrément und mit Sammtbändchen beſetzt; ſie ſind auf den Achſeln und vorn in der Mitte ſo aufgerafft, daß ſie faſt wie eine Draperie ausſehen. Andre weiße Mullkleider ſind mit zwei Röcken gemacht, und zwar ſo, daß der untere Rock mit einer breiten Falbel garnirt, der obere eine vorn geöffnete Tunika bildet und ſo kurz iſt, um mit dem untern Saum auf

den Anſatz der Falbel des untern Rocks zu ruhen. Die Falbel des untern Rocks, ſo wie die Tunika ringsum ſind reich geſtickt. Man trägt viel wirkliche Nankingkleider und trägt noch mehr nankingfarbige oder aprikoſengelbe Foulardkleider. Alle derartigen Kleider arrangirt man ſehr einfach und gibt ihnen ein hohes glattes Leibchen, das nach Gefallen ganz geſchloſſen oder vorn geöffnet ſein kann. Die Nankingkleider ſind oft mit einer weißen Schnürenſtickerei bereichert; die Foulardkleider garnirt man gern mit vielen Falbeln. Die Falbelbeſätze müſſen immer wieder für alle Sommermoden als ſehr modiſch empfohlen werden.

Eine ſehr auffallende Neuerung zeigte ſich in der letzten Woche an einigen Sommerhüten in Paris. Dieſe Hüte hatten zwar im Ganzen die jetzt madiſche Form, jedoch war der Schirm etwas weiter geſchnitten und vorn in der Mitte nach dem Geſicht heruntergebogen, in der Art wie die Kopfſchirme der Marie Stuart abgebildet werden, daher die ſo eingebagenen Hüte à la Marie Stuart genannt werden. An Hauben ſah man ſchon im jetzigen Frühjahr kleine Schirme à la Marie Stuart angebracht, ab dieſe Mode für die Hutſchirme greifen wird, muß man abwarten. Man fertigt ſolche Stuartſchirme an Crepp- wie an Strohhüte an. J.

Hierzu eine Kunſtbeilage:

№ 26. Pariſer Damenmoden. Der Anzug der erſten Dame beſteht in einem hohen Barègekleide, deſſen Aermel beträchtlich weiter, als jetzt gewöhnlich, ſind; geſticktes Seidenmantelet, Strohhut. Die zweite Dame trägt einen reizenden Ueberwurf in Shawlform von grünem Taffet gemacht und mit zwei ſehr breiten ſchwarzen Spitzen beſetzt, roſa Seidenkleid mit drei ausgebogten Falbeln verziert, Seidencapote die mit Tüll gedeckt und mit Blumen bereichert iſt.

Anzeiger. № 7.

Im Verlage von **Berger's** Buchhandlung in Leipzig erſchien neu und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Beſtuſchew's, A., Werke. 3r. u. 4r. Band. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
Inhalt. 3r. Band: **Kaukaſus.** 4r. Band: **Fregatte Nadgeſchoa.** Seeroman.

Braß, A., das Geſpenſterhaus. Roman. 2 Bde. mit Zeichnungen von Hoſemann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dumas, Alex., der Chevalier von Harmental. Hiſtoriſcher Roman. 3te verbeſſ. Aufl. 4 Bde. 8. 2 Thlr.

—— ——, die Jungfrau van Orleans. Hiſtoriſcher Roman. 8. 15 Ngr.

Soirée, die letzte, der Gräfin Tolſa aber Nemeſis Walten. Roman von der Verfaſſerin der Gräfin Löwenmark. 2te Aufl. 2 Bde. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Sternberg, A. von, Suſanna. Roman. 2 Bde. 8. 3 Thlr.

Töpffer, R., Roſa und Gertrude ader die Geprüften. 2 Bde. 8. 20 Ngr.

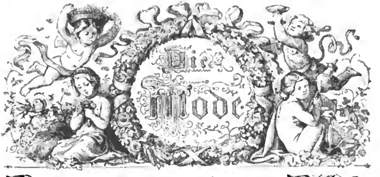
Neue Musikalien im Verlage von **Fr. Hofmeister** in Leipzig.

Beyer, Op. 88. Les Progrès des jeunes Elèves. 12 Morceaux instructifs en Variations et Rondeaux sur des Thémes favoris p. Pfte. № 7, Les Huguenots. № 8, Aie anglais „God save the Queen,“ № 9, La Sonnambula. à 12½ Ngr. 1 Thlr. 7½ Ngr. **Croisez,** Op. 34. Aurora.' Divertissement sur une Valse allemande p. Pfte. 12½ Ngr. **Idem,** Op. 37. Les Rayons d'Italie. 2 Fantaisies p. Pfte. № 1, Les Bateliers du Tibre. Chanson romaine. № 2, Motifs de Torquato Tasso, de Donizetti. à 15 Ngr. 1 Thlr. **Duvernoy,** Op. 164. La belle Cordière. Fantaisie sur un Motif favori de Thys p. Pfte. 12½ Ngr. **Idem,** Op. 165. Marcel le Tambour. Fantaisie militaire sur un Motif favori de Thys à quatre Mains p. Pfte. 15 Ngr. **Idem,** Op. 167. Marche sur Robert Bruce. Opéra de Rossini à quatre Mains p. Pfte. 12½ Ngr. **Idem,** Op. 168. Ecole du Style. Die Schule des Vortrags, in 12 Studien f. Pfte. 1 Thlr. 10 Ngr. **Nowakowski,** Op. 28. Chansonette polonaise variée p. Pfte. 25 Ngr.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mode 1847 Nº. 36.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

№ 25. Pränumerationspreis halbjährlich 2⅓ Thaler. **1847.**

Zur Nachricht.

Die geſchäftlichen Verhältniſſe dieſer Zeitſchrift veranlaſſen den Verleger, ſie mit Nr. 26, Schluß des Semeſters, aufhören zu laſſen.

Ein Königreich für ein Pferd!

(Schluß.)

Ich ſehe deutlich den Pfad vor mir, den ich einſchlagen muß, um Weib und Kind vor Untergang zu retten, und da ich dieſe Gewißheit habe, härme ich mich weiter nicht und denke nicht einmal mehr an die Güter zurück, die ich in einer guten Sache verloren habe. Lebt wohl, Freund! Meinen herzlichſten Dank für alle Eure Liebe! Ehe ich Irland verlaſſe, ſehe ich Euch noch einmal, aber für jetzt lebt wohl!

Binnen zehn Minuten ſaß Gerald Pepper im Sattel, und ſein treues Roß trug ihn nach dem heimiſchen Herde, der ihm jetzt ſo viel Sorge machte.

Wie er ſchnell die Landſtraße entlang trabte, waren ſeine Gedanken ſo ganz von ſeinem Misgeſchick in Anſpruch genommen, daß er der Umgebung keinen Blick ſchenkte und auch ſein geliebtes Pferd weder mit Wort noch Geberde ermunterte. Erſt als ſich in der Ferne der runde Thurm von Swords zeigte, wurde er gewahr, welch' große Strecke des Wegs er ſchon zurückgelegt hatte und wie ſchnell er ritt; er zog daher den Zügel an, wie er auf dem Gipfel des Hügels ankam, von wo aus man die weite Ebene bis zu dem

Gebirgszug an den Grenzen der Grafſchaften Dublin und Kildare überſchaut. Die Berge von Carlingford und Mourne ſtiegen in ihren ſchönen Umriſſen empor, wo die äußerſte Ferne in nebelhaftem Blau verſchmolz, und das Meer kaum vom Horizont zu unterſcheiden war; aber näher, rechts, zeichnete ſich ſeine blaue Ebene ſchärfer ab vom Himmel, wie es hie und da über den Wäldern von Feltrum und Malahide, unterbrochen von einzelnen Felſen und Vorgebirgen, erſchien.

Als Gerald langſam den Hügel hinab nach dem Dorfe ritt, zeigte ſich plötzlich eine Geſtalt am Rande des Hohlwegs und ſprang auf die Straße; ſie eilte auf den Reiter los, umfaßte ſeine Knie und rief aus:

Gott ſegne Euch, Maſter Gerald! Da ſeid Ihr ja wieder geſund und friſch.

Was! rief Gerald verwundert aus, Rory Oge! — Welcher Zufall führt dich hierher?

Wartet nur ein wenig und laßt mich erſt zu Athem kommen, denn ich bin quer über das Feld gelaufen, als ich Euch ſo ſchnell herantraben ſah, und fürchtete ſchon, Euch nicht mehr zu erreichen.

Iſt meine Familie geſund? ſagte Gerald, kannſt du mir Nachricht geben?

Alle geſund und friſch, war die Antwort.

Gott ſei Dank! ſagte Gerald mit Inbrunſt.

Amen, fügte Rory noch bei.

Meine gute Frau hat ſich wol ſehr geängſtigt?

Freilich, und kein Wunder; aber ſie hält ſich wacker, und ich wollte ſelbſt nach Dublin gehen, um zu ſehen, was Ihr machtet, erwiderte Rory.

Du, Rory! rief Gerald verwundert aus.

Ja, ich, und warum nicht? Und bei einem Haar wäre ich vorbeigelaufen, wenn nicht der Schimmel geweſen wäre, ſagte Rory, das Pferd ſtreichelnd; denn Ihr waret ſo entfernt, als ich Euch zuerſt ſah, daß ich Euch vielleicht gar nicht beachtet hätte, wenn mich das Pferd nicht aufmerkſam machte.

Aber wer hat dich nach Dublin geſchickt? fragte Gerald weiter.

Ich, und niemand anders — bin ſelber darauf gekommen; denn ich ſah Eurer Frau Kummer und hoffte Euch in Dublin zu finden; und das iſt auch eingetroffen, denn hier hab ich Euch.

Aber nicht in Dublin, Rory, ſagte Gerald, der ſich trotz ſeiner Bekümmerniß eines Lächelns nicht enthalten konnte.

Na, das iſt Alles einerlei, ſagte Rory, denn hier ſeid Ihr und ich habe Euch gefunden; und jetzt, Maſter Gerald, da ich Euch geſund wiederſehe, ſo ſagt mir, wie es mit dem König und ſeiner Sache ſteht?

Schlecht genug, Rory, und noch ſchlechter mit ſeinen Freunden, gab Gerald mit einem tiefen Seufzer zur Antwort.

Rory errieth mit nationalem Scharfblick, was er meinte, und ſagte mit einem Blick voll rührender Theilnahme: Gott behüte uns, Maſter Gerald, Ihr ſeid doch nicht etwa in Schaden gekommen?

Ja, Rory, gab Gerald zur Antwort, ich bin ein Bettler.

O, Maſter Gerald, ſprecht nicht ſo, ſagte Rory mit großer Bewegung. Wer ſoll wagen, Euch zum Bettler zu machen? rief er entrüſtet aus; und dann ſetzte er mit weicherer Stimme hinzu: Wer könnte das über's Herz bringen?

Digitized by Google

Die, welche kein Intereſſe haben, mich zu lieben oder zu fürchten, Rory, erwiderte Gerald.

Alſo dieſe Landläufer, die Williamiten — die Verräther an ihrem König, ihrem Gott und ihrem Vaterlande! Die Peppers von Ballygarth Bettler! O, was ſoll daraus werden! Aber wie können ſie Euch zum Bettler machen, Maſter Gerald?

Nun, ſie nehmen mir Haus und Hof! war die Antwort.

Ihr wollt mir doch nicht glauben machen, ſie wollen Euch aus Ballygarth wegjagen? rief Rory zweifelnd.

Ballygarth gehört nicht länger mir, Rory. Ich beſitze keinen Acker mehr, ſagte Pepper.

Aber wer wagt es denn nur, es Euch zu nehmen?

Die, welche jetzt die Macht dazu haben, Rory, entgegnete Gerald; die Sieger von der Boyne.

Freilich behielten ſie da die Oberhand, und das iſt ſchlimm genug, ſagte Rory; aber was wollen ſie mehr? Wenn ſie den Sieg davontrugen, ſo iſt das genug; wir leugnen's nicht, und ſchlimm, daß wir es ſagen müſſen — aber gewiß iſt's kein Grund für vernünftige Leute, die Gegner hernach zu berauben? Nehmen wir einmal, ein Kerl wäre unverſchämt gegen mich und ich gäbe ihm eine tüchtige Tracht Schläge, ſo habe ich doch immer kein Recht, ihn auszuziehen, oder ihm Alles, was er bei ſich hat, abzunehmen? Und iſt das nicht ganz daſſelbe? Wo iſt da der Unterſchied?

Darin, daß Ihr nur ein gemeiner Mann ſeid, Rory, und der andre ein großer König iſt.

Und wenn er ein großer König iſt, ſo ſollte er lieber ein gutes Beiſpiel geben, als ſo ein ſchmutzig Ding thun, ſagte Rory, und fuhr fort, ſeiner Entrüſtung in ähnlicher Weiſe Luft zu machen, bis er endlich mit den Worten ſchloß:

Und nun kommt dieſer Fremde, den ſie König nennen, und will Euch ausplündern und zu Grunde richten — und weshalb, möcht' ich wiſſen? Weil Ihr für Euern wahren König und Euer Land gefochten habt? Ja, wenn er noch Ehre im Leibe hätte, ſo ſollte er Euch deshalb nur um ſo höher achten; und anſtatt Euch mit ſeinen verfluchten Konfiskationsgeſetzen zu verfolgen, ſollte er lieber froh ſein, daß er Euch nicht in der Schlacht gegenübergeſtanden hat. O, der ſchwarze Dieb! Er hat kein dankbares Herz.

So ging es noch eine gute Weile fort, während Rory raſch neben dem Schimmel fortſchritt. Gerald blieb ſtumm, bis ſie am Fuße des Hügels ankamen und in das Dorf einlenken wollten. Hier hielt er ſein Pferd an und frug ſeinen Gefährten, wo er ſich jetzt, da er ſeinen Zweck erreicht, hinzuwenden gedenke.

Ich werde wol wieder heimgehen, gab Rory zur Antwort und ſehen, wie ich Euch von Nutzen ſein kann; aber Ihr ſolltet nicht ſäumen, Maſter Gerald, und ſo ſchnell als möglich nach Hauſe zur gnädigen Frau reiten, denn ihr wird das Herz im Leibe ſpringen vor Freuden, wenn ſie Euch ſieht.

Ich gedenke das auch zu thun, Rory, und hoffe Euch morgen zu ſehen.

Vielleicht auch ein bischen ſpäter, Maſter Gerald, denn ich beabſichtige in Swords zu übernachten; aber bald ſeht Ihr mich gewiß.

So lebt wohl vor der Hand, ſagte Gerald, indem er ſeinem Roß die Sporen in die Weichen ſetzte und raſch um die Mauer der maleriſchen

Burg trabte, die ehemals den Eingang des Dorfes vertheidigte. Bald war er den Augen Rorys entſchwunden.

Das Auftreten Rory Oges kam zu unerwartet, um uns bei ſeinem erſten Erſcheinen zu geſtatten, dem Leſer über ſeine Perſönlichkeit nähere Auskunft zu geben; jetzt wollen wir dies nachholen.

Rory Oge war Gerald Peppers Milchbruder, und daher das vertrauliche Verhältniß, das zwiſchen den beiden herrſchte und herrſchen durfte. In Irland, wie in Schottland, werden die Bande zwiſchen zwei Menſchen, die an einer Bruſt genährt ſind, ſehr heilig gehalten, und wurden es früher in noch höherem Grade. So hätte Rory Oge als Milchbruder Geralds manche Lebensbequemlichkeit haben können, die er aber dennoch nicht ſuchte, ſondern ſogar zu genießen mied. Denn ſobald er von dieſen Vortheilen Gebrauch machte, mußte er ſich auch in einem gewiſſen Grad ſeiner Unabhängigkeit begeben, und das war ihm unerträglich. Mit ſeiner unruhigen Natur wollte ſich die Eintönigkeit des Alltagslebens nicht vertragen, und ſein Unabhängigkeitsſinn floh jedes Verhältniß, das ſeine Freiheit im mindeſten benachtheiligen konnte. Dazu kam noch eine leidenſchaftliche Liebe zur Muſik; und man wird ſich daher nicht wundern, wenn Rory Oge den Beruf eines wandernden Spielmannes wählte. Mit der Harfe und dem Dudelſack hatte er ſich ſchon in ſeiner Jugend ziemlich vertraut gemacht; und als er den Entſchluß gefaßt, ſich ganz der Muſik zu widmen, hatte ſeine Fertigkeit auf beiden Inſtrumenten ſo zugenommen, daß er ſich bis zum Vortrefflichen erhob. Der Dudelſack war das Inſtrument, welches er vorzugsweiſe ſpielte: ſeine ihm angeborne Liebe für harmoniſchere Töne machte ihn zwar von vorn herein der Harfe geneigter, aber ſein herumſtreifendes Leben ließ ihn das erſtere Inſtrument wegen ſeiner größern Bequemlichkeit vorziehen.

In der Kühle des Abends ſaß Rory Oge hinter einer Hütte am äußerſten Ende des Dorfes, und eine Gruppe Burſchen und Mädchen tanzten nach dem Klange ſeines Dudelſacks vor ihm auf dem grünen Raſen. Mehr als eine Stunde war auf dieſe Weiſe vergangen und die Dämmerung brach ſchon an, als ein friſches Paar antrat und Rory ſeinen luſtigſten Jig aufſpielte; aber das Paar, anſtatt den Tanz zu beginnen, trat zu einer Gruppe von Zuſchauern, die ſich etwas wichtiges mitzutheilen ſchienen, und hörte dem Geſpräch zu, anſtatt die Zeit, das kurze Licht des Tages und Rorys unvergleichliche Muſik zu benutzen.

Endlich wendeten ſie ſich von den Sprechenden weg und wollten mit dem Tanz anfangen, als das Mädchen äußerte, ſie wolle lieber einen andern Jig als den, welchen Rory blies. Der junge Burſche bat Rory, aufzuhören.

Warum? frug Rory.

Aggy wollte lieber einen andern Jig, ſagte ihr Tänzer, denn ſie mag den, den Ihr ſpielt, nicht leiden.

'S iſt hohe Zeit, daran zu denken, ſagte Rory, während ich hier die ganze Zeit über in den Wind ſpiele und jetzt anders ſtimmen muß. Hol's der Kukuk, 's iſt zu ärgerlich; — warum habt Ihr mir es nicht gleich geſagt?

Seid nicht böſe, Rory, beſchwichtigte ihn Aggy; — Ihr müßt es mir verzeihen, aber ich hörte auf die Neuigkeiten, die ſie dort erzählten.

Was gibts Neues? ſagte der Spielmann. Doch nicht wieder eine Schlacht?

Digitized by Google

Nein; aber gerathen habt Ihr gut, Rory; von einer Schlacht war nicht die Rede, aber von einem Soldaten.

Was iſt mit dem Soldaten? frug Rory, aufmerkſam werdend.

Nun, ein Soldat, ein Offizier muß es ſein, iſt eben von Dublin angeritten gekommen und unten in der Schenke abgeſtiegen, gab das Mädchen Auskunft.

Eine Ahnung wurde wach in Rory, daß die Ankunft eines Offiziers zu einem ſolchen Zeitpunkte in einem Zuſammenhang ſtehen könnte mit dem, was er heute früh erfahren. Er ſtand daher raſch auf und ſagte: Meiner Treu, ich ſehe nicht ein, warum ich mir nicht auch ſo gut wie die Andern den Soldaten angucken ſollte. Ich gehe ſelber in die Schenke.

Aber Ihr werdet doch nicht gehen, Rory, ehe wir den Tanz ausgetanzt haben?

Austanzen wollt Ihr? Ihr habt ja noch gar nicht angefangen, ſagte Rory.

Nein, aber wir wollen anfangen, ſagte Aggy.

Bei meiner Seele, Ihr werdet's nicht thun, ſagte Rory hartnäckig, die Luft aus dem Dudelſack laſſend.

Ach, Rory, flehte Aggy ganz beſtürzt, Rory, thut mir's zur Liebe.

Nein, ich thu's nicht; und damit iſt's abgemacht. Ich habe mir zehn Minuten lang faſt die Lunge aus dem Leibe geblaſen, und da habt Ihr nicht getanzt, ſondern geſchwatzt, und jetzt kommt Ihr und verlangt, ich ſoll noch einmal von vorn anfangen. Merkts Euch für's nächſte mal, geht mit guter Muſik ſparſam um; ſie iſt wahrhaftig nicht ſo häufig.

Solche wie Eure freilich nicht, guter Rory, ſagte Aggy ſchmeichelnd. — Bitte, Rory!

Nein, Aggy; du denkſt jetzt es mit ſüßen Worten durchzuſetzen; aber heute wird's nichts. Und damit eilte er fort zum großen Verdruß der tanzluſtigen Jugend.

Er ging gradenwegs nach der Schenke, wo er fand, daß ein engliſcher Offizier von König Wilhelms Cavallerie nicht nur angekommen war, ſondern auch zu bleiben gedachte und jetzt ſein Pferd abreiben ließ, ehe es in den halbverfallenen elenden Schuppen, den die Wirthin einen Stall nannte, gebracht wurde. Dorthin begab ſich Rory und knüpfte ein Geſpräch mit dem Stallknecht an, um auch den Fremden mit hineinzuziehen. Er that dies mit der Gewandtheit, die ſeinen Landsleuten eigen iſt; er hörte, daß der Offizier nächſten Morgen weiter nördlich reiſen wollte: die Vermuthung in Bezug auf den Fremden, die ihn bewogen den Tanzplatz zu verlaſſen und ſich in die Schenke zu begeben, wurde allmälig zur Beſorgniß, und erfüllt von dem Verlangen, der Wahrheit näher zu kommen, glaubte er den Abſichten des Offiziers auf eine Weiſe nachſpüren zu können, die keinen Argwohn erweckte, ihn aber auch zum Ziele führte. Zu dieſem Zwecke wußte Rory während des Geſprächs geſchickt den Namen «Ballygarth» anzubringen und den Engländer genau dabei zu beobachten. Die Aufmerkſamkeit deſſelben wurde ſogleich dadurch angeregt, und ſich ſchnell zu Rory wendend, ſagte er:

Ballygarth, ſagtet Ihr?

Ja, Eure Gnaden, ſagte Rory mit der vollkommenſten Ruhe und anſcheinenden Gleichgiltigkeit, obgleich der Erfolg ſeines Verſuchs ihn überzeugte, daß der Mann, der vor ihm ſtand, ſeinen geliebten Milchbruder von Haus und Hof vertreiben ſollte.

Digitized by Google

Wie weit iſt der Ort vom Dorfe? frug der Soldat.

Nun, es liegt nicht ſo ganz bei der Hand, war Rorys Antwort.

Wie viel Meilen rechnet Ihr's?

Hm, das iſt nicht ganz leicht zu ſagen, erwiderte Rory.

Ich glaube, es iſt etwa — meinte der Stallknecht.

Vier und zwanzig oder fünf und zwanzig Meilen, unterbrach ihn Rory und gab dem Stallknechte einen pantomimiſchen Tritt an das Schienbein.

Ja, ja, ſo weit wird's ſein, ſagte der Andre beiſtimmend und rieb ſich die verletzte Stelle.

Was, Drogheda iſt ja nicht weiter von Dublin, ſagte der Offizier mit einigem Erſtaunen.

Ja, darnach kann man ſich nicht richten, Eure Gnaden, wandte Rory ein; denn Ballygarth liegt nicht an der Straße, und man hat ſo viele Seitenwege zu gehen, daß es weiter weg iſt, wenn man hinkommt, als man denken ſollte. Meiner Treu, ich wollte, ich wäre ſchon am Ende meiner Reiſe morgen, denn es iſt ein ſtarker Marſch.

Wollt Ihr morgen hin? frug der Offizier.

Ich gehe faſt bis hin, Sir, ſagte Rory mit großer Ruhe; und dann, zum Stallknecht gewendet, fügte er hinzu: das iſt ein ſchönes Pferd, Peter.

Ich frage, ſagte jetzt der Soldat, weil ich ſelbſt in die Gegend will, und da der Weg ſchwer zu finden iſt, ſo könntet Ihr mir vielleicht als Führer dienen.

Recht gern, Eure Gnaden, ſagte Rory, bemüht, ſeine Freude darüber, daß der Fremde ſo raſch in ſeine Pläne einging, zu verbergen. Jedenfalls kann ich Eure Gnaden den Weg zeigen, ſo weit ich gehe, aber ich fürchte nur, das Pferd, das ich reite, wird Euch auf der Reiſe aufhalten, denn das ſchnellſte iſt es nicht.

Schuſters Rappen wol, meinte Peter.

Nein; Teddy Ryans Brauner, ſagte Rory. Und Eure Gnaden brechen wol früh auf?

Ja, gab der Soldat zur Antwort, und dann verabredete er mit ſeinem Führer die Stunde der Abreiſe für morgen früh; nachdem dies geſchehen, wünſchte ihm der Spielmann gute Nacht und entfernte ſich.

Die Vermuthung Rory Oges hinſichtlich der Identität des Engländers war vollkommen richtig. Er war einer der vielen Offiziere Wilhelms, zu deren Belohnung die Güter des irländiſchen Adels, der dem alten Königshauſe treu geblieben, konfiszirt worden waren, und ihm war Gerald Peppers Gut zugefallen, deſſen Beſitz er jetzt anzutreten im Begriff ſtand.

In der Morgendämmerung des nächſten Tages ſtahl ſich Rory Oge zur Hinterthür des Wirthshauſes hinaus und ſchlich vorſichtig nach dem Schuppen, wo das Pferd des Offiziers ſtand. Geräuſchlos klinkte er die kunſtloſe Bretterthür auf, trat in den Stall und ſchüttete dem Pferde ein paar Hände voll Körner, die er im Hute mitbrachte, auf die Krippe. Während nun das Thier ſein Frühſtück verzehrte, hob Rory den Vorderhuf auf, legte ihn in ſeinen Schooß und fing an mit großem Geſchick die Hufnägel vermittelſt einer mitgebrachten Feile anzufeilen. Sobald dies zu ſeiner Zufriedenheit geſchehen, zog er ſich wieder in ſeinen Schlafwinkel zurück und blieb dort, bis er gerufen wurde, um den Offizier zu begleiten.

Digitized by Google

Am Ende des Dorfes fand noch ein kleiner Verzug ſtatt, denn Rory ging hier in das Haus eines Freundes, der ihm ſein Pferd zur Reiſe zu leihen verſprochen, was er noch am vergangenen Abend verabredet hatte. Bald erſchien er wieder, ein ziemlich armſeliges Pferd hinter ſich herführend, das er ſogleich beſtieg, nachdem er mit dem Bauer noch einige Worte in irländiſcher Sprache gewechſelt hatte. Hierauf bedeutete Rory dem Engländer, daß er bereit ſei, ihn zu begleiten.

Der Offizier warf einen ſehr unzufriednen Blick auf die elende Mähre, die ſein Führer beſtiegen hatte; aber Rory beantwortete die ſtumme Geberde ſogleich.

'S iſt freilich kein Wettrenner, ſagte er. Ich ſagte geſtern Abend Eure Gnaden gleich, ich fürchtete, ich würde Euch ein wenig aufhalten. Aber ſeid nur ruhig, denn das Pferd iſt beſſer, als es ausſieht, und wenn wir auch nicht Galopp reiten können, ſo haben wir doch das Sprichwort zum Troſt: Langſam und ruhig kommt auch weit mit der Zeit.

Wir haben aber eine weite Tagereiſe, ſagte der Offizier, und ich fürchte, Euer Pferd bleibt liegen, ehe wir halbwegs ſind.

O, fürchtet das nicht von ihm, erwiderte Rory, alt iſt der Gaul freilich, aber ein alter Freund iſt beſſer als ein neuer Feind.

So wurde jede Einwendung des Engländers von Rory mit einem Sprichwort oder einem Witz eigner Erfindung beantwortet; und nach einer Unterhaltung von einigen Minuten verfielen ſie in Stillſchweigen und trabten ihre Straße entlang.

Nach einiger Zeit wurde die Aufmerkſamkeit des Fremden von dem ſeltſamen und maleriſchen Thurme von Lusk erregt, der ſich jetzt ihrem Blicke zeigte, und er frug Rory nach ſeiner Geſchichte und ſeinem Zweck.

Es iſt eine Kirche, ſagte der Führer.

Es ſieht mehr wie ein Bollwerk aus, ein viereckiger Thurm mit zwei Seitenwerken, meinte der Offizier.

Freilich iſt's ein Bollwerk, ſagte Rory. Iſt's nicht ein Bollwerk gegen den Teufel (Gott behüte uns) und ſeine Argliſt? Und deshalb ſind gewaltig vornehme Leute ſtolz darauf, darin begraben zu ſein. Die Barnwells liegen darin — ich meine die Lords von Kingsland — ſeit Uralters her, und ſie ſind zu ſehen in der Kirche in Stein gehauen, als ob ſie lebten.

Sie kamen faſt an keinem Thurm oder Haus vorbei, von dem Rory nicht Veranlaſſung genommen hätte, ein Geſchichtchen oder eine Sage zu erzählen, und ſo legten ſie manche Meile zurück. Zugeben müſſen wir freilich, daß Rory faſt allein für die Unterhaltung ſorgen mußte, da ihn der Offizier ſehr wenig unterſtützte; da aber ſein Hauptzweck war, die Aufmerkſamkeit des Reiſenden zu beſchäftigen und ihm die Zeit zu verkurzen, und ihn dabei ſo lange als möglich unterwegs aufzuhalten, ſo ließ er in ſeinen Bemühungen nicht nach, ſo wenig ihm auch der Soldat darin entgegenkam. Zuletzt führte er ihn von der Landſtraße ab in jeden kleinen Nebenweg, der ſeinen Zweck, die Reiſe zu verlängern und den Reiter und das Pferd zu ermüden, begünſtigen konnte. Auch wünſchte er ſehr, daß der Gaul das Hufeiſen an einem abgelegenen Orte verlieren möchte, und manchen ſehnſüchtigen Blick warf er auf den Vorderhuf, bis er endlich die Freude hatte, das Eiſen, unbemerkt vom Reiter, abfallen zu ſehen. Rory ſagte noch nichts, ſondern erſt, als ſie eine gute Strecke weiter geritten waren, that er, als betrachte

er den Huf aufmerkſam und rief dann aus: Meiner Treu, ich glaube, das Pferd hat ein Eiſen verloren.

Der Offizier hielt augenblicklich ſeinen Gaul an und blickte hinab; ich glaube am rechten Fuß, ſagte er.

Jedenfalls am rechten Huf, ſagte Rory; und das iſt um ſo ſchlimmer.

Der Soldat ſtieg ab und unterſuchte den ſeines Schutzes beraubten Fuß näher. Ich habe das Pferd erſt vor ein paar Tagen beſchlagen laſſen, ſagte er in ärgerlichem Tone.

Dann iſt es eine Schande für den Mann, der es ſo ſchlecht gethan hat, meinte Rory.

Der Engländer unterſuchte dann die andern Hufeiſen des Pferdes und meinte, da er ſie unverletzt fand, es ſei doch ſeltſam, unter ſolchen Umſtänden ein einzelnes Eiſen zu verlieren.

O, danach kann man ſich nicht richten, gab Rory zur Antwort, denn Ihr werdet immer finden, daß ein Pferd nie zwei Eiſen auf einmal verliert, ſondern nur eines, gewiſſermaßen eine Erinnerung, daß es neu beſchlagen werden muß; und das iſt eigentlich wunderbar klug von einem Thiere, das nicht ſprechen kann; — und ich könnte Eure Gnaden eine gar merkwürdige Geſchichte von einem Pferde erzählen, das regelmäßig an einem gewiſſen Tage jedes Monats —

Ich mag jetzt keine von Euern Geſchichten hören, ſagte der Engländer mürriſch; ſagt mir lieber, wo ich den Schaden ſo bald als möglich wieder gut machen laſſen kann!

Ja, da könnt' ich Eure Gnaden eher zwei Geſchichten erzählen, als das ſagen, meinte Rory; denn ich weiß meiner Seele keine nähere Schmiede als die in Duleek.

Und wie weit iſt Duleek?

Na, eine gute Strecke.

Was nennt Ihr eine gute Strecke?

Na, man braucht ein gut Stück vom Tage, um hinzukommen.

Verwünſcht ſei Euer Geſchwätz, rief der Engländer, endlich ungeduldig werdend über dieſe ausweichenden Antworten; könnt Ihr nicht ſagen, wie viel Meilen?

Halten's zu Gnaden, ſagte jetzt der Führer, der einſah, daß er ihn nicht länger reizen dürfe, ſo viel ich ſagen kann, ſind wir etwa noch fünf Meilen von Duleek, oder ſo etwas.

Verwünſchtes Land! rief der Soldat aus. — Fünf Meilen bei ſo ſchlechtem Wege, und dazu noch Eure langen Meilen.

Der Weg iſt freilich nicht der beſte, ſagte Rory; aber wenn er nicht gut iſt, ſo geben wir wenigſtens reichlich Maß.

Vergebens brummte der Engländer; Rory hatte eine ſo raſche und drollige Antwort auf jeden Einwurf des Offiziers bei der Hand, daß er endlich wieder aufſaß und ſich begnügte, ſehr langſamen Schrittes auf dem abſcheulichen Nebenwege, auf dem ſie ſich jetzt befanden, weiterzureiten, um den Huf ſeines Roſſes nicht zu beſchädigen.

Nachdem nun Rory den erſten Theil ſeines Planes glücklich ausgeführt hatte, ſtrengte er jetzt alle ſeine geiſtigen Kräfte auf's Aeußerſte an, um dem Fremden den Reſt der Reiſe ſo ſehr als möglich zu verkürzen; und nicht allein gelang ihm dies, ſondern er wußte ſich auch im Laufe des Tages zum

Herrn von des Offiziers Geheimniß, ſo weit es den Zweck ſeiner Reiſe betraf, zu machen.

Im Laufe des Geſprächs erwähnte der Offizier, der dabei ſehr ſchlau zu ſein meinte, er glaube, es wohne ein gewiſſer Pepper in Ballygarth.

Einer, meint Ihr? erwiderte Rory und ſah ihn verwundert an; Einer, weiter kennt Ihr keinen? Ueberfluß von ihnen iſt da, ſage ich Euch. Das ganze Land iſt vollgepfropft von ihnen.

Aber ich meine den Pepper von Ballygarth, meinte der Andre.

Die Peppers von Ballygarth, wollt Ihr wol ſagen; denn ſie wohnen dort ſo dicht wie Kaninchen in einem alten Graben.

Ich meine Gerald Pepper! ſagte der Offizier.

So habe ich ihn jedenfalls noch nicht nennen hören, und ich weiß da nicht, wen Ihr eigentlich meint; denn ſeht Ihr, es ſind ihrer ſo viele, daß wir ſie nur durch Beinamen, die wir ihnen gegeben, unterſcheiden können; und ſo nennen wir denn einen mit einem glatten hübſchen Geſichte den weißen Pepper, und einen brünetten, auch von der Familie, den ſchwarzen Pepper; dann iſt noch ein langaufgeſchoſſener Kerl da, den heißen wir den langen Pepper; und wieder einer, ein kleines, rundes, wuſeliges Kerlchen, der hat den Namen Peppercorn; und ein hübſcher, ſtarker Burſche heißt der ganze Pepper. Welchen meint Ihr nun? Den weißen Pepper, den ſchwarzen Pepper, den langen Pepper, den ganzen Pepper oder Peppercorn?

Ich kenne keinen von alle denen, ſagte der Soldat; Gerald Pepper iſt der Mann, den ich ſuche.

Ah, Ihr ſucht ihn alſo, ſagte Rory, mit eigenthümlicher Betonung der Worte. Nun, wenn Ihr ihn ſucht, werdet Ihr ihn natürlich finden; aber ſeht einmal dorthin; da iſt die alte Abtei von Duleek! Und er deutete mit dem Finger auf das alte Gebäude.

Bis dahin hatten ſie noch etwa eine Meile, und der Tag war ſchon ziemlich weit vorgerückt, als die Reiſenden das Dorf erreichten. Rory frug den Soldaten, wo er abſteigen wollte, während er das Pferd beſchlagen laſſe, und empfahl ihm die Abtei, wo natürlich die Mönche «einen vornehmen Herrn wie ihn» aufs gaſtfreundlichſte empfangen würden. Aber dieſer Vorſchlag ſchien dem Soldaten nicht beſonders zu gefallen; denn obgleich ſein Herz keine Furcht kannte, ſo wollte er doch eine Lage meiden, wo er ganz in den Händen fanatiſcher Mönche zu ſein glaubte — und vergiftete Speiſen und Weine ſchwebten ſeiner Phantaſie abſchreckend vor. Er frug daher, ob keine Schenke im Dorfe ſei, und auf die bejahende Antwort Rorys faßte er ſogleich den Entſchluß, dort abzuſteigen und einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen, während ſein Gaul bei dem Schmied war.

Hier übte Rory wieder ſeine Schelmenkunſt; der Hufſchmied war ein Verwandter von ihm, und nachdem er den müden und verdrießlichen Offizier nach dem Wirthshaus gebracht, entfernte ſich Rory, angeblich um den Schmied zu holen, in Wirklichkeit aber, um ihn zu entfernen; und dies bewerkſtelligte er leicht, nachdem er ſeinem Verwandten die Verhältniſſe auseinandergeſetzt hatte. Bei ſeiner Rückkehr in's Wirthshaus legte Rory großen Verdruß über die Abweſenheit ſeines nahen Verwandten, des Schmieds, an den Tag, indem er dem Hintergangenen ſagte, wie ärgerlich es ſei, daß er nicht in der Schmiede ſei; — er werde aber jeden Augenblick erwartet, und wenn er käme, werde Ally (das war ſeine Frau) gleich

herüberkommen und es dem Herrn ſagen, und dann werde das Pferd gleich beſchlagen werden.

Dem Offizier blieb nichts übrig, als gute Miene zum böſen Spiele zu machen und ruhig die Ankunft des Schmiedes abzuwarten. Da Rory aber Sorge getragen hatte, daß dies nicht ſo zeitig geſchehe, ſo war es ſpät Abends, als das Pferd endlich beſchlagen war, und ein Fortſetzen der Reiſe während der Nacht war bei den ſchlechten Wegen außer aller Frage. So entſchloß ſich denn endlich der Offizier, obgleich nach vielem Brummen und Zögern, in Duleek zu übernachten.

Als der Engländer am nächſten Morgen erwachte, war Rory verſchwunden. Er hatte die Schenke am Abend vorher verlaſſen, nachdem er vorher die nöthigen Vorkehrungen, ſeine Pläne vollends auszuführen, getroffen, ſo daß der Offizier, als er nach Rory frug, erfuhr, daß dieſer zeitig in eignen Geſchäften ſich habe auf den Weg machen müſſen, aber auch für einen Führer geſorgt habe, wenn er einen brauchen ſollte.

Rory hatte nämlich mit dem Wirth, dem er die ganze Sache anvertraute, verabredet, wenn der Soldat einen Führer verlange, ihm den Sohn des Hufſchmieds zu empfehlen, einen ſchlauen, muthigen Burſchen, der zur Ausführung eines tollen Streiches vortrefflich paßte.

Einem ſolchen Führer mußte ſich nun der Engländer anvertrauen, als er am dritten Tage ſeiner Reiſe nach dem Lande der Peppers, das ihm immer noch eine terra incognita war, ſich wieder auf den Weg machte. Jedenfalls war der Knabe, der die nöthigen Inſtruktionen vorher erhalten hatte, nicht geneigt, ihm daſſelbe ſo bald entdecken zu laſſen. Er befolgte ganz dieſelbe Taktik, wie Rory am vorigen Tage, nur daß diesmal kein Hufeiſen verloren ging; aber er benutzte alle Seitenwege und Nebenpfade, und jeden Heckengang, außer demjenigen, der wirklich zu dem wahren Ziele führte, mußte der Engländer hinabreiten.

Der Knabe ſtellte ſich einfältig oder unwiſſend, wie es ihm am beſten paßte, um jeder unbequemen Frage oder Nachforſchung des Fremden auszuweichen, und endlich lenkte er in einen ſchmalen, vom Waſſer zerriſſenen Hohlweg ein, durch den ſich noch langſam ein kleiner Bach über die Steine ſchlängelte. Am Ende deſſelben angekommen, räumte er einige Raſenſtücke und Brombeerranken weg, die wol den Zutritt zu einem großen Felde, das ſich jenſeits ausdehnte, ſperren ſollten.

Was machſt du da? frug der Soldat.

Ich räume das Zeug weg, daß Eure Gnaden durch die Hecke können; ſagte der Knabe.

Es iſt ja aber keine Straße da, meinte der Andre.

Eine Straße nicht, Eure Gnaden, aber ein Richtweg, ſagte der Knabe und ſah den Offizier mit einer ſo einfältig naiven Miene an, daß ſelbſt Machiavelli davon getäuſcht worden wäre.

Wenn's nur kein kurzer Weg iſt, ſagte der Reiſende mit mürriſchem Witz, denn Eure kurzen Wege ſind immer die längſten. Ich möchte lieber auf der Straße bleiben.

Wir brauchen nur um das Feld hier und dann über den Hügel dort zu gehen, wo wir hernach auf die Straße kommen, ſagte der Burſche.

So iſt alſo eine Straße jenſeits des Hügels?

Eine ſchöne Straße, Sir, erwiderte der Knabe, der, nachdem er einen Durchgang für den Reiter gemacht, vor ihm herlief und ihn den Hügel hinab in ein ſchmales Thal führte, in deſſen Mitte ein träger Bach floß. Am Rande des Thales angekommen, lief der Knabe leichtfüßig über die Fläche, obgleich das Waſſer bei jedem Sprung, den er machte, emporſpritzte, und durch den Bach, ſo daß er an den andern Rand des Thales angekommen war, ehe der Reiter den jenſeitigen Abhang hinter ſich hatte. Hier mußte dieſer Halt machen, denn das Pferd ſank mit dem erſten Schritte ſo tief ein, daß es inſtinktmäßig den Fuß von dem verrätheriſchen Sumpfe zurückzog.

Der Soldat rief ſeinen Führer zurück, und dieſer, der ſchon die gegenüber liegende Höhe hinaufſtieg, drehte ſich um.

Ich kann nicht hier durch, Knabe, ſagte der Offizier.

Der Knabe drehte ſich, ohne zu antworten, wieder um und kletterte ſchnellen Schrittes den Hügel hinauf.

Komm zurück, Bube, oder ich ſchieße dich nieder, rief der Soldat und zog ein Piſtol aus dem Halfter. Der Knabe ließ ſich aber nicht ſtören und der Engländer ſchoß — ohne zu treffen — worauf erſterer ſtehen blieb, dem Engländer eine verächtliche Grimaſſe zog, den Abhang hinaufſprang und bald außer dem Bereich der Schußwaffe war. Kurz darauf verſchwand er hinter der Höhe.

Der Engländer ärgerte ſich über die Maßen, als er ſich in ſo hilfloſer Lage allein fand. Lange Zeit bemühte er ſich, eine Uebergangsſtelle über den Sumpf zu finden, aber vergebens, und nachdem er faſt eine Stunde geſucht, mußte er umkehren und verſuchen, ſich aus dem Labyrinth, durch welches er geführt worden, herauszufinden, um auf eine Straße zu gelangen, wo ihn ein zufälliger Wanderer hätte weiter Auskunft geben können.

Dies gelang ihm nicht, und die Nacht überfiel ihn endlich in einer öden Gegend, die ihm ganz fremd war. Dennoch ritt er vorſichtig weiter, bis zuletzt ein ſchwaches Licht in der Ferne einige Hoffnung in ihm weckte.

Geleitet von dieſem fernen Sterne, erreichte er endlich das Haus, aus deſſen einem Fenſter das Licht ſtrahlte. Er klopfte an und nachdem er dies zwei- oder dreimal gethan, wurde die Thür geöffnet. Sein Misgeſchick kurz erzählend, bat er nun um Obdach für die Nacht.

Der Diener, der die Thür aufgemacht, ging wieder hinein, um die Bitte des Fremden dem Herrn vom Hauſe vorzutragen, der gleich darauf ſelbſt erſchien und mit kalter Höflichkeit den Engländer bat, einzutreten.

Erlaubt mir erſt mein Pferd in den Stall zu bringen, ſagte der Offizier.

Ich werde es hinführen laſſen, ſagte der Andre.

Entſchuldigt, entgegnete der Engländer, wenn ich es lieber ſelbſt in den Stall bringen will. Der arme Gaul hat heute eine beſchwerliche Reiſe gehabt, und ich fürchte, einer ſeiner Hufe iſt ſehr beſchädigt; jedenfalls möchte ich das genauer unterſuchen.

Wie es Euch beliebt, Sir, ſagte der Herr vom Hauſe, der einem Diener befahl, den Fremden nach dem Stalle zu führen.

Hier unterſuchte der Soldat beim Lichte einer Laterne den Schaden, der

Digitized by Google

ſeinem Roſſe widerfahren und hatte allen Grund, zu fürchten, daß es für den nächſten Tag ganz untauglich zum Dienſte ſein werde. Nach mancher kräftigen Verwünſchung der irländiſchen Wege und Führer wollte er ſich aus dem Stalle entfernen, als ſeine Aufmerkſamkeit durch einen prächtigen Schimmel erregt wurde, und ſo ſehr ihn auch ſein Verdruß beſchäftigte, ſo waren doch die ſchönen Verhältniſſe des Pferdes zu auffällig, um überſehen werden zu können. Nachdem er es mit bewundernden Blicken von allen Seiten betrachtet hatte, ſagte er zu dem Stallknecht: Ein prächtiges Thier!

Da habt Ihr Recht, war die Antwort.

Der Gaul müßte ein gutes Schlachtroß abgeben!

Ganz gewiß.

Er muß ſehr ſchnell ſein.

Wie der Wind, meinte der Stallknecht.

Und ſpringt?

O! Ueber den Mond, wenn Ihr's verlangt.

Das Pferd muß wenigſtens zehn Meilen die Stunde laufen, bemerkte der Offizier.

O, es thut's nicht unter vierzehn, wenn es in Trab kommt — und mit dieſer Verſicherung von Seiten des Dieners verließen ſie den Stall.

In der Stube fand der Fremde den Tiſch zum Abendeſſen gedeckt, und der Hausherr, auf einen Stuhl deutend, lud ihn ein, am Mahle Theil zu nehmen.

Wir brauchen dem Leſer wol kaum zu ſagen, daß der Einladende Gerald Pepper war, denn der Schimmel im Stall wird ihn ſchon verrathen haben, und in weſſen Haus der Zufall den Offizier geführt hatte, obgleich alle ſeine Bemühungen, es zu finden, vergeblich geweſen waren. Gerald beobachtete noch immer dieſelbe zurückhaltende Höflichkeit, die er bei ſeinem erſten Zuſammentreffen mit dem Engländer gezeigt hatte. Magdalene, ſeine Gattin, ſaß in der Nähe des Tiſches, einen ſchlummernden Säugling auf dem Schooße; auf ihrem Geſicht lag ein Ausdruck tiefer Bekümmerniß; und wie der Fremde in's Zimmer trat, warf ſie einen ſcheuen Blick auf den Mann, deſſen ſchrecklicher Zweck ihr nur zu wohl bekannt war, und die langen Lider ſenkten ſich ſchnell wieder auf die bleiche Wange, welcher die Sorgen der letzten Tage ihre Röthe geraubt hatten.

Nehmt Platz, Herr, ſagte Gerald, nach einer ſo beſchwerlichen Reiſe, wie Ihr ſie gehabt habt, wird Euch eine Erfriſchung willkommen ſein: und der Engländer bewahrheitete ſogleich, nicht durch Worte, ſondern durch Thaten, die Richtigkeit dieſer Bemerkung. Während der Mahlzeit erzählte er einige ſeiner Reiſeabenteuer, die Gerald ſchon von Rory Oge erfahren, der ſich noch im Hauſe befand, obgleich er ſich aus leicht erklärlichen Gründen nicht zeigte. Endlich frug der Fremde ſeinen Wirth, ob er in der Nachbarſchaft Niemanden Namens Gerald Pepper kenne.

Margarethe fuhlte, daß ein Schauer ſie überlief, aber Gerald antwortete ruhig, daß es eine Perſon dieſes Namens in der Gegend gäbe.

Iſt ſein Gut etwas werth? frug der Offizier.

Er iſt in der letzten Zeit ſehr heruntergekommen, ſagte Gerald.

Ballygarth heißt es, ſagte der Soldat; iſt es weit von hier?

Ich weiß wirklich kaum zu ſagen, wie man von hier aus hingelangen ſollte, war die Antwort.

Es iſt doch verwünſcht, ſagte der Soldat; ich ſuche es nun ſchon ſeit drei Tagen und kann es nicht finden, und niemand ſcheint zu wiſſen, wo es liegt.

Bei dieſen Worten fühlte ſich Margarethe für den Augenblick erleichtert, aber doch wagte ſie kaum zu athmen.

Die Sache iſt, fuhr der Soldat fort, daß der König mir das Gut durch Urkunde geſchenkt hat, denn Peppers ſämmtliche Beſitzungen ſind konfiszirt.

Das ſchlummernde Kind lächelte bei dieſen letzten Worten, und die arme Magdalene, aufs ſchmerzlichſte berührt von dieſem zufälligen Ereigniß, zerfloß in Thränen; aber mit gewaltiger Anſtrengung drängte ſie jede laute Aeußerung ihres Schmerzes zurück, hielt die Hand vor die Augen und ließ ihre Thränen im Schweigen auf das Kind fallen.

Gerald bemerkte ihre Bewegung und auch ihm wurde es ſchwer, ſeine Gefühle zu bewältigen.

Es iſt hart, fuhr der Offizier fort, daß ich nach dieſem verwünſchten Orte durch das Land geirrt bin und ihn nicht finden kann. Ich dachte, er wäre nicht unbedeutend, er muß aber doch nicht der Rede werth ſein, ſonſt würde ihn Jemand kennen; was aber noch ſchlimmer iſt, iſt daß wir Kriegsleute jetzt ſo viel zu thun haben, daß ich nur vier Tage Urlaub bekommen konnte und morgen Abend wieder in Dublin eintreffen muß. Wie ich aber mit meinem kranken Pferde auf dieſen verwünſchten Wegen dahin kommen ſoll, kann ich nicht begreifen.

Schwer wird's Euch werden, meinte Gerald.

Ich will Euch etwas ſagen, rief der Soldat; wollt Ihr einen Tauſch mit mir machen?

Von welcher Art? ſagte Gerald.

Hier — ſagte der Soldat und warf ein zuſammengelegtes Pergament auf den Tiſch, hier iſt das Dokument, welches dem Inhaber den Beſitz des Gutes verleiht. Vor der Hand muß ich aufgeben, mich danach umzuſehen, und aufrichtig geſtanden, bin ich des Suchens herzlich müde; außerdem, Gott weiß, wenn ich wieder im Stande ſein werde, hierher zu kommen. Ihr wohnt in der Gegend und könnt von dem Dokument Gebrauch machen, das Euch ermächtigt, das Grundſtück ſogleich in Beſitz zu nehmen; für Euch kann es daher von Werth ſein. Mit einem Worte alſo, wollt Ihr die Schenkungsurkunde annehmen gegen den Schimmel, den ich habe im Stall ſtehen ſehen?

Nächſt ſeiner Frau und ſeinen Kindern liebte Gerald Pepper ſeinen Schimmel; und die ſo unerwartete Erwähnung des geliebten Roſſes erſchreckte ihn, und, ſo ſeltſam es auch erſcheinen mag, er beſann ſich eine Weile. Aber Magdalene, die von dem Soldaten nicht geſehen wurde, denn ſie ſaß hinter ihm, faltete die Hände und ſah ihn flehend an. Das beſtimmte ſeine Antwort.

Ich nehme es an! ſagte Gerald.

So iſt der Handel geſchloſſen, ſagte der Soldat, und er ſchob das Dokument dem Manne hin, den es aus ſeinem Beſitzthum vertreiben ſollte.

Nachdem er dem Wirth ſein eignes Gut geſchenkt hatte, fing der Offizier an den Abend zu genießen, und wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß Gerald Pepper ſeine geſellige Heiterkeit im höchſten Maße zu theilen im Stande war.

Magdalenens Herz war nach abgeſchloſſenem Handel zu voll, als daß ſie hätte bleiben können. Sie eilte in das Gemach, wo die ältern Kinder ſchliefen, küßte ſie leidenſchaftlich und zerfloß, vor ihrem Bette niederknieend, in Thränen, während ſie dem Himmel inbrünſtig dankte, daß er das Unglück, was ihren unſchuldigen Häuptern drohte, abgewendet hatte.

Am nächſten Morgen ſaß der Engländer früh im Sattel und ſchien von der ganzen Befriedigung eines geübten Reiters erfüllt zu ſein, der den ſtattlichen Gang des Pferdes, das er reitet, fühlt. Der Schimmel ſpielte ungeduldig mit dem Gebiß und verrieth durch ſeine Unruhe, daß er recht wohl fühle, ein andrer als der gewohnte Reiter ſitze im Sattel; aber der feſte Sitz und die ſichere Hand des Offiziers wußten ſelbſt dieſe kleine Zeichen des Ungehorſams ſchnell verſchwinden zu machen, und er ſagte Gerald Pepper bald Lebewohl.

Der Abſchied war kurz und ziemlich ſtumm, wie es zu dem Charakter des Einen und der augenblicklichen Stimmung des Andern paßte. Angetrieben vom Sporn des Offiziers galoppirte das Roß die Allee vor ſeines frühern Herrn Haus hinab und kehrte der Wieſe, auf der es geweidet, den Rücken. Gerald Pepper ſah dem edeln Thiere nach und ahnete nicht, daß Jemand die Thräne ſehe, die ſeinem Auge entfiel, als er wieder in das Haus treten wollte. Aber zwei Perſonen waren Zeugen der liebenswürdigen Schwäche und fühlten mit ihm — Magdalene und der treue Rory Oge. Letzterer ſprang hinter einer Ecke des Hauſes, wo er ſich verſteckt gehalten, hervor, trat zu ſeinem Milchbruder und ſagte:

Freilich iſt's Schade und ein großer Kummer, Maſter Gerald; aber ändern läßt ſich's nicht; und obgleich der Schimmel ein Verluſt iſt, denn das läßt ſich nicht leugnen, bin ich doch ſeelenfroh, daß dieſer Burſch endlich das Haus hinter ſich hat.

Gerald Pepper behielt ſein Leben lang das edle Roß in theuerm Andenken; ja, noch mehr — ſein Stall und ſeine Krippe wurden heilig gehalten und blieben in dem Zuſtande, wie das Leibpferd ſie verlaſſen; und um den Nachkommen die Erinnerung an das merkwürdige Ereigniß zu erhalten, durch welches er ſeine Beſitzungen zurückgewonnen, nahm er den Schimmel in ſein Wappen auf, und er bildet noch heute ein heraldiſches Unterſcheidungszeichen der Familie.

Moden.

Die Mantelets oder Mantillen ſind die unerläßliche Zuthat zu allen Sommertoiletten der Damen. Ueber den Schnitt dieſer Hüllen iſt ſchon öfter berichtet worden, und es iſt nur zu bemerken, daß, jemehr die wärmere Jahreszeit vorrückt, deſto kleiner

und leichter wird die Form derſelben. Die ſogenannten Mantelets-Echarpes, die hinten einen kurzen Shawl bilden und vorn in zwei ſehr kurze Echarpenenden ausgehen, ſieht man jetzt am häufigſten getragen. Man macht deren ſehr viele von ſchwarzem gemuſterten Tüll und garnirt ſie mit mehren Reihen ſchwarzer Spitzen, andre fertigt man von geſticktem Mull an und garnirt ſie mit weißen Spitzen, noch andre, und zwar werden dieſe letzteren auf dem Lande am meiſten getragen, wählt man von glacirtem Taffet und gibt ihnen einen Beſatz vom ſelben Zeug. Solche Taffetmantelets tragen junge Damen ſehr lichtfarbig, als: Himmelblau, roſa oder weiß; ältere Damen ziehen aber die Modefarben vor, wie rohgrau, lichtgrün, vollblau, aprikoſenfarbig u. ſ. w. Zum Morgenanzug trägt man gern einen Peignoir und einen Mantelet vom gleichen Stoffe, z. B. von rohem indiſchen Foulard gemacht. Zum geputztern Sommeranzug gibt es ſehr reizende Mantelets-Echarpes von Crepp und gleichfarbigen Bandrüchen arrangirt; ein hübſches Modell dieſer Art war von violettem Crepp gemacht und mit ſchwarzen Spitzenfalbeln garnirt, über denen Bandrüchen hinliefen. Neben den Mantelets ſind Sommerüberwürfe (pardessus) außerordentlich modiſch, und insbeſondere zur Abendtoilette trägt man letztere viel häufiger als die ſhawlartigen Hüllen. Unſre heute beiliegenden Modebilder Nr. 37 und 38 liefern zwei Abbildungen ſolcher Ueberwürfe in verſchiedener Form, wovon beſonders das Modell von Nr. 38 als neueſte Eleganz zu empfehlen iſt. Beide Schnitte können und werden ſtatt der angegebenen leichten Stoffe auch in ſeidnen Stoffen ausgeführt werden. Alle dieſe verſchiedenen Mantelets und Ueberwürfe thun aber der Mode der Crepptücher durchaus keinen Eintrag, denn jeder einzelne Anzug verlangt eine andre Zuſammenſtellung, und ſo benutzt eine Modedame in einem Tage nach der verſchiedenen Tageszeit und der verſchiedenen Temperatur gar viele Hüllen.

Lichtfarbige Sommerkleider ſind ſchon früher als ſehr modiſch bezeichnet worden und erfreuen ſich fortwährend der Modegunſt, obgleich jetzt die weißen Toiletten ihnen den erſten Rang ſtreitig machen. Man trägt ſehr viel weiße Kleider, legt ſie aber faſt immer über farbige Unterkleider, oder gibt den weißen Kleidern eine farbige Unterlage zum Futter. Allerliebſt findet man einen Hausanzug einer jungen Frau, der aus einem offen fliegenden Peignoir von gemuſtertem, weißem Tarlatan beſteht und der über einem hartroſa Unterkleide liegt. Dieſer Peignoir hat ein hohes ganz geſchloſſenes Faltenleibchen, das um den Hals mit einer Spitzenkrauſe faßt und in der Taille mit einer handbreiten ſehr langen roſa Schärpe zuſammengehalten wird. So breite und noch breitere ſeidne Schärpen trägt man ſehr viel; man bricht ſie um die Taille laufend dreifach zuſammen, bindet vorn eine Schleife davon und läßt die Enden bis zum Knie fallen. Solche einfache weiße Peignoirs macht man im Rock ſehr weit, gibt ihnen aber keinen Beſatz weiter, als ein drei Finger breites Tüllgekraus, durch das man nach Belieben ein Band ziehen kann. Die Aermel der eleganten Peignoirs werden halblang und nach unten ſich erweiternd geſchnitten. Einen geputztern weißen Anzug wählt man von einem Mullkleid, das mit fünf, reichlich handbreiten, unten ausgebogten Falbeln garnirt und mit einem hohen Faltenleibchen und mit langen Aermeln angefertigt iſt. Dies Kleid wird über ein lichtgrünes Unterkleid gezogen und mit einer lichtgrünen Taffetſchärpe umgürtelt. Dazu trägt man einen Strohſpitzenhut, den ein voller roſa Oleanderzweig, weißes Taffetfutter und weiße Taffetbänder verzieren, und einen roſa Taffetmantelet. Eine noch reichere weiße Toilette wird zuſammengeſtellt aus einem hohen weißen Taffetoberrock, der ſich herzförmig auf der Bruſt über einem reichgeſtickten Mullchemiſette öffnet. Dieſer Taffetoberrock iſt mit weißen Bandſchleifen zu beiden Seiten des Rocks, auf den Aermeln und der Bruſt garnirt, und zwar ſind die Enden der Bandſchleifen mit Silberſtiften (aigillettes d'argent) bereichert. Dazu gehört ein aprikoſenfarbiger Crepphut, der mit einem Ebereſchenzweig und deſſen hochrothen Früchten verziert iſt, und eine hochrothe chineſiſche Creppecharpe mit weißer Stickerei.

Außer den leichten Sommerzeugen verwendet man viel leichte ſeidne Stoffe zu den Sommerkleidern, insbeſondere kommen die ganz ſchmal und vielgeſtreiften Muſter wieder ſehr in Aufnahme. Derartige Kleider macht man als neueſte Façon am häufigſten mit zwei Röcken, weil man findet, daß dieſe einfachen Doppelröcke hübſcher ausſehen, als die bisher modiſchen breiten Falbeln, die ſo nach der Taille angeſetzt wurden, daß ſie auch faſt einen zweiten Rock bildeten. Dieſe Kleider mit doppelten Röcken haben den obern Rock viel kürzer geſchnitten als den untern, auch iſt erſterer oft vorn geöffnet und mit Poſamentirarbeit auf dem untern feſtgehalten. Ein Kleid dieſer Art war von rothgrauem mit weißglacirtem Poult de ſoie gemacht, der untere Rock dieſes Kleides war mit einer

Digitized by Google

weißen Poſamentirſpitze beſetzt, den oberen kürzeren und vorn geöffneten Rock umränderte eine ſchmälere weiße Poſamentirſpitze, und es hielten auf dem Vorderblatt des untern Rocks Schnurenſchleifen mit Quaſten die beiden offnen Theile des obern Rocks feſt. Zu dieſem Kleid, das ein halbhohes, geſpaltenes Schneppenleibchen hatte, trug die Dame eine orange Caſchmirecharpe und einen weißen Baſthut, den orange Federköpfe ſchmückten. Eine andre Toilette in dieſer Kleidſorm war von grünem, mit rothbraunen Blumen brochirtem ſchweren Seidenzeug angefertigt, und zwar war der untere dieſer Röcke mit einer ſehr breiten, unten ausgebogten Falbel beſetzt; der obere, ringsum geſchloſſene Rock aber war am untern Rande wie die Falbel ausgebogt und fiel über den Anſatz der Falbel des untern Rocks. Dies Kleid war mit einem glatten ausgeſchnittenen Leibchen und langen, engen Aermeln gemacht. Die Dame trug eine ſehr kurze, ganz anliegende Spitzenpelerine darüber; außerdem gehörte zum Ganzen des Anzugs noch eine weiße indiſche Creppecharpe, ein ſtarkgemuſterter Strohhut, der mit weißem Seidenfutter, weißen Federn und amaranthrothem Bande ausgeputzt war, und ein amaranthrother großer Sonnenſchirm.

Die Sonnenſchirme ſind ſehr groß und hochgewölbt geſpannt, ſie haben ſomit das Anſehn von kleinen Regenſchirmen, beſonders da ſie am Rande ganz glatt und ohne jede Garnirung angefertigt werden. Die allein modiſche Verzierung an Sonnenſchirmen beſteht in einer in derſelben Farbe geſtickten Kante. Die Farbe der Sonnenſchirme wählt man lebhaft und voll, und obgleich weiße, roh- oder modeſarbige Schirme viel getragen werden, ſo ſind doch vollblaue, amaranthrothe, vollgrüne,- aprikoſenfarbige u. ſ. w. Bezüge bei weitem neumodiſcher. Die Marquiſenſchirme nimmt man nur in den Wagen und da dieſe Form eine Garnirung erheiſcht, ſo ſind Spitzen oder Franſen dazu verwendet.

Der Hutform der Damen ſcheint wieder eine neue Wendung bevorzuſtehen, d. h. vorm Jahre war die abſtehende Pamela- und Clariſſaform aufgekommen und daher band die neue Mode dieſes Jahres die Schirme wieder feſt um das Geſicht, jetzt iſt man der feſtſchließenden Schirme wieder müde und will einen kleinen rundſtehenden Schirm einführen, der dem Clariſſaſchirm nahe kommt. Der Schirmeinbug à la Marie Stuart wird auch mehrfach nachgeahmt. Ganz neu für Capoten iſt ein ganz runder Kopf, der genau wie eine Jokeymütze geformt iſt und davon auch ſeinen Namen hat. Etwas Beſtimmtes läßt ſich über die wahrſcheinliche Verbreitung dieſer neuen Hüte nicht ſagen, die Mehrheit bleibt jedenfalls der ſchon länger gangbaren mittlern Form treu, zumal da die kleinern und enger ſchließenden Schirme ſehr kleidſam ſind. Zur Reiſe macht man recht zweckmäßige, ſeidne Zugcapoten, deren einzige Verzierung in einem großen gleichfarbigen Creppſchleier beſteht, welcher nach hinten über den Kopf geſchlagen und ſo mit Bandknoten gerafft iſt, daß er hinten und, bis über die Schultern vor, einen ſehr falbligen eine halbe Elle langen Bart bildet, der Nacken und Hals vor den Sonnenſtrahlen ſchützt. Zu einem Reiſepeignoir, der von grau und weiß breitgeſtreifter nordiſcher Leinwand (toile du Nord) gemacht iſt, ſteht eine ſolche roſa ſeidne Schleiercapote und ein rothbrauner Taffetüberwurf, den Zeugrüchen garniren, ſehr hübſch.

J.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

№ 37. Pariſee Damenmoden. Badetoiletten. Das grün und weiß ſchilleende Seidenkleid iſt zu beiden Seiten des Rocks mit Poſamentiegeſchnüe beſetzt und hat auf dem Leibchen einen Beethenaufſchlag von engliſchen Spitzen. Ueber dem glatten Seidenkleid der zweiten Figur liegt ein Ueberwurf von ſchwarzen Spitzen. Beide Zughüte ſind von Ceepp angefertigt.

№ 38. Paeiſer Damenmoden. Promenadentoiletten. Der Mullüberwurf der erſtrn Figue iſt durchaus geſtickt, mit roſa Taffet gefüttert und mit beettem Bandgekraus garniet; das Kleid iſt mit gleichgrbeochenem Bandgekraus verzieet; die Hutform iſt ganz neumodiſch rundſtehenb. Dir zwrite Figur zeigt ein blaugrſtreiftes und mit gelben Blumrn beochirtes Seidenkleid, das eeich mit ausgebogten Faldeln garniet iſt; die blaue Caſchmirechaepe iſt mit Stickerei bereichert. Der ſich an beiden Toiletten wiederholende Banddeſatz iſt in dieſee Art als ſehe modern zu empfehlen.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leap. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

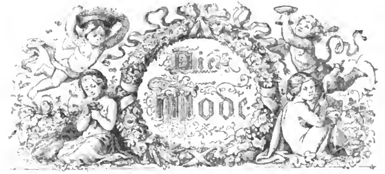
Die Mode 1847 №. 37.

Digitized by Google

Die Mode 1847 N.º 38.

Digitized by Google

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

№. 26. Pränumerationspreis halbjährlich 2⅓ Thaler. 1847.

General und Präfekt.

Von Marie Aycard.

1.

Wer mit dem Weſen der Verwaltung einigermaßen bekannt iſt, wird wiſſen, wie außerordentlich ſelten ein Departement, das zugleich Standquartier einer Diviſion iſt, vorkommt, wo der General und der Präfekt in gutem Einverſtändniß mit einander leben, ohne die Grenzen ihrer gegenſeitigen Wirkungskreiſe zu überſchreiten und ihre Maßregeln gegenſeitig zu lähmen. So war es nicht 1828 im Departement von N.; der General Lenoir, der Diviſionscommandant, lebte im beſten Einverſtändniß mit dem Präfekten, Herrn Desparieux; und doch waren beide von heftigem und ſtolzem Charakter, in Einem Alter und von unabhängigem Vermögen. Der General war ein Hageſtolz von 45 Jahren, der der Ehe entſagt zu haben ſchien; der Präfekt war dagegen zum zweitenmal verheirathet: von ſeiner erſten Frau hatte er eine Tochter, die Mathilde hieß und zwanzig Jahr alt war, von ſeiner zweiten zwei Söhne, die noch im Kindesalter waren. In dem freundſchaftlichen Verkehr, welcher zwiſchen den beiden Beamten beſtand, glaubten die Leute, welche Alles ſehen, von Seiten des Generals eine freundliche Gefälligkeit und eine Nachgiebigkeit zu bemerken, die er nicht nöthig gehabt hätte; als Junggeſell konnte er nur ſelten und bei beſonders wichtigen Veranlaſſungen in ſeinem Hauſe empfangen; aber er war ein eifriger Beſucher der Soiréen des Präfekten, und ſeine Adjutanten konnten ſich ſeine Gunſt am ſicherſten erwerben, wenn ſie häufig daſelbſt erſchienen. Man konnte ſich dies Benehmen blos durch die Vermuthung erklären, daß der General der Frau Präfektin den Hof mache, und Madame Desparieux war noch jung und hübſch genug, um eine ſolche Vermuthung zuzulaſſen. Dennoch mußte man ſich bald geſtehen, daß der General für einen verliebten Menſchen viel zu einfach

und ruhig war, und daß er, ohne jedoch gegen die Forderungen der Höflichkeit zu verſtoßen, mehr um die Gunſt des Mannes als der Frau zu werben ſchien. Jetzt kam man auf den Gedanken, er ſtrebe nach der Hand Mathildens. Sie war ſehr ſchön, reich an vortrefflichen Eigenſchaften und beſaß ein bedeutendes Vermögen von Seiten ihrer Mutter, der erſten Madame Desparieux. Es iſt immer ein gutes Mittel, den Vater zu pouſſiren, um die Tochter zu gewinnen; aber in dem vorliegenden Falle mußte man zugeben, daß der General wenigſtens darin ſehr unklug handle, daß er bei dem Präfekten ſtets mit ſeinen Adjutanten und einigen Stabsoffizieren erſchien. Unter dieſen waren mehrere noch in der Blüte der Jugend und Schönheit, die das Mädchen umſchwärmten wie Schmetterlinge und die für einen Mann von fünf und vierzig Jahren gewiß ſehr gefährliche Nebenbuhler waren.

Während die Salongäſte des Präfekten ſich in ſolchen Vermuthungen ergingen, beobachtete der General, der weder in die Tochter, noch in die Stiefmutter verliebt war, die Leidenſchaft, von welcher der Hauptmann Morand, ſein erſter Adjutant und größter Günſtling, für Mathilden ergriffen war.

Eines Morgens ließ er den jungen Mann in ſein Kabinet kommen und befrug ihn mit allem Ernſte über dieſe Angelegenheit.

Kapitän, ſagte er zu ihm, Sie kennen die Freundſchaft, welche mich mit Herrn Desparieux verbindet, und Sie wiſſen auch, daß, ſo ſehr Ihnen auch Ihre Vorzüge und Ihr Stand das Recht geben, bei ihm empfangen zu werden, ich Sie dennoch bei dem Präfekten eingeführt habe.

Ja, mein General, war die Antwort.

Ich bin alſo für Ihr Auftreten in dieſem Hauſe verantwortlich?

Ja, mein General, und ich hoffe, daß ...

Sehr gut, Kapitän, ſehr gut, unterbrach ihn der Chef. Sie lieben Fräulein Desparieux?

Ja, mein General.

Liebt die junge Dame Sie?

Mein General ...

Erlauben Sie mir zu bemerken, Kapitän Morand, daß, wenn ich eine Tochter hätte und Sie ihre Hand verlangten, ich ſie Ihnen mit dem größten Vergnügen geben würde; Sie ſehen alſo, daß meine Frage nicht indiscret iſt, ſondern nur von dem Intereſſe herrührt, das ich an Fräulein Desparieux und Ihnen nehme. Sie ſind jung, hübſch, gut geſtellt in der Welt und reich, und für Ihre Ehrenhaftigkeit kann ich bürgen, aber ...

Aber? ... ſagte der Jüngling mit banger Erwartung.

Aber, mein Freund, Sie erſcheinen mir ſeit einiger Zeit ſo traurig, ſo niedergedrückt, daß ich fürchte, Fräulein Mathilde theilt Ihre Liebe nicht, und in dieſem Falle dürfte ich nicht länger Ihre Beſuche in dem Hauſe des Präfekten dulden.

Fürchten Sie blos dies, mein General? unterbrach ihn der Adjutant.

Blos dies. Liebt Fräulein Mathilde Sie?

Ja, mein General, ich hoffe es, und ich geſtehe, daß ich lange Zeit in Ihnen meinen Nebenbuhler fürchtete.

Der General lächelte und beruhigte den Jüngling mit einigen Worten; dieſer fuhr dann fort:

Die Stadt trug ſich mit dem Gerücht, Ihre häufigen Beſuche bei dem Präfekten gälten entweder der Gemahlin deſſelben oder der Tochter; was das erſtere betrifft, ſo beunruhigte mich das wenig, da ſie nur in ſehr entfernten

Beziehungen zu ihrer Stieftochter ſteht, und Mathilde ſelbſt hat mich über die Art des Intereſſes, das Sie an ihr nehmen, aufgeklärt.

Sie iſt die Tochter meines Freundes, ſagte der General mit gleichgiltiger Miene.

Ich bin übrigens, fuhr der Kapitän fort, erſt ſeit einigen Tagen hinſichtlich Ihrer beruhigt werden.

Nun, woher dann Ihre Niedergeſchlagenheit? frug der General. Da Fräulein Desparieux Sie liebt und Sie in Vermögensverhältniſſen ihr gleich ſtehen, warum zweifeln Sie da, daß ihr Vater Sie zurückweiſen würde?

Weil er ſchon über ihre Hand verfügt hat, ſagte der Kapitän Morand, und es wundert mich, daß Sie, ſein Freund, eine ſchon ſeit langer Zeit abgemachte Sache nicht kennen.

Er hat über Mathildens Hand verfügt! rief der General, indem er aufſprang und aufgeregt im Zimmer auf und abging, — und ſeit langer Zeit ſchon!

Ja, mein General.

Nach der Aufregung des Generals mußte der Kapitain das freundſchaftliche Verhältniß mit dem Präfekten für ſehr vertraut halten, da er ſich in dieſem Maße über einen Entſchluß ärgerte, der ein Geheimniß in einer ihm doch eigentlich fremden Familie geblieben war und den er nicht eher als das Publicum zu erfahren verlangen konnte.

Desparieux verheirathet Mathilden! wiederholte der General, er verheirathet ſie! Das ſteht feſt?

Leider, ſagte der Kapitain. Fräulein Desparieux verſichert, daß es der Wille ihres Vaters ſei, und das eben iſt die Urſache unſers Kummers; aber, General, der Präfect iſt Ihr Freund.

Allerdings, gab der General zur Antwort.

Er liebt ſeine Tochter.

Gewiß.

Er wird ſie nicht opfern wollen, fuhr der Kapitän fort.

Und wem will er ſie opfern? rief der General ganz außer ſich. Wen hat denn eigentlich Desparieux ſich zum Schwiegerſohne ausgeſucht?

Der Kapitän, ſo verliebt er auch war und ſo große Freude es ihm machen mußte, in ſeinem Chef einen ſo mächtigen und treuen Bundesgenoſſen zu finden, ſuchte dennoch den Präfekten zu entſchuldigen.

Herr Desparieux, ſagte er, weiß nicht, daß ich ſeine Tochter liebe. Zudem läßt er ſich, wie die meiſten Menſchen, von ſeinem Intereſſe leiten; ſeine Tochter iſt reich und er will ſie ſeinem Neffen geben, der nichts hat. So macht er ſeinen Neffen zum reichen Manne und Mathildens Vermögen bleibt in der Familie.

Was, ſeinem Neffen! rief der General aus, dem kleinen Jules Desparieux, dieſem häßlichen, ſchielenden Krummbein! Dieſem kleinen Ungeheuer? Dieſem Einfaltspinſel, den er zu ſeinem Sekretär gemacht hat?

Demſelben, mein General, beſtätigte der Kapitän.

Ich verſpreche Ihnen, die Heirath findet nicht ſtatt; ich werde mit Desparieux ſprechen ... aber ehe ich mich verbindlich mache, hier für Sie zu wirken, Kapitän, muß ich erſt wiſſen, ob Mathilde Sie auch wirklich liebt ... Mein Gott! Sie ſind der Mann, der um ſeiner ſelbſt willen geliebt zu werden verdient; aber es iſt auch möglich, daß Mathilde Sie nur aus Haß gegen Jules Desparieux liebt ... darüber muß ich erſt ſicher ſein.

Digitized by Google

Der General ſchien ganz die gewöhnliche Milde ſeines Charakters verloren zu haben und er hätte nicht mit größerm Eifer und Ungeſtüm zum Präfekten eilen können, wenn ihm eine Depeſche des Miniſteriums befohlen hätte, die Stadt in Belagerungszuſtand zu erklären. Die erſte Perſon, die er im Hauſe des Herrn Desparieux traf, war der unglückliche Neffe, der auch ſogleich unter ſeiner übeln Laune leiden mußte.

Mit Ihnen habe ich nichts zu thun, wenigſtens jetzt noch nicht ... Melden Sie Fräulein Mathilde, daß ich ſie hier erwarte.

Damit fuhrte der General den Sekretär des Präfekten bis an die Thür des Salons und nahm in einem Fauteuil Platz. Er hatte nicht die Freude, die Perſon, die er zu ſehen wünſchte, eintreten zu ſehen, ſondern Frau Desparieux ſelbſt. Die Gemahlin des Präfekten hatte das Alter erreicht, wo an die Stelle des Verlangens, zu gefallen, oft die Begier zu herrſchen tritt, und ihr Rang und ihre Schönheit, die noch wohl erhalten war, erwarben ihr Aller Huldigungen und machten ihrem Willen alles unterthan; aber ſie beſaß die Kunſt, Gehorſam zu erlangen, ohne zu befehlen; was ſie am gebieteriſcheſten forderte, ſchien ſie kaum zu verlangen, ſo viel Sanftmuth zeigte ihr Blick, ihre Stimme und ihre Rede. Der General wußte recht gut, welcher gefährliche Charakter ſich hinter dieſem äußern Schein von Milde verſteckte, und weit entfernt, ein Anbeter der Madame Desparieux geweſen zu ſein, war er immer auf der Hut, um nicht zu offen dieſer Frau, die er nicht liebte, entgegenzutreten. Ihr Eintreten verſchlimmerte daher die ſchlechte Laune des Generals nicht wenig. Madame Desparieux erſchien mit einem Lächeln auf den Lippen.

General, ſagte ſie, ich war nicht auf die Ehre vorbereitet, Sie ſo früh bei uns zu ſehen; aber wahrſcheinlich wollen Sie mit meinem Gatten ſprechen?

Nein, erwiderte der General, nein, Madame, nicht mit Herrn Desparieux wünſche ich zu ſprechen, ſondern mit Fräulein Mathilde.

Mit meiner Stieftochter?

Ja, mit Mathilden, Madame, mit Mathilden.

Mathilde iſt ausgegangen, Herr General, ſagte Madame Desparieux mit einiger Schärfe, denn ihr kam die Forderung und der Ton des Generals anmaßend vor; ſie iſt bei einer Freundin und ich fürchte, ihre Abweſenheit wird zu lange währen für Ihre Ungeduld ... Darf ich vielleicht wiſſen, was Sie ihr zu ſagen haben? Ich bin ihre Mutter.

Ihre Stiefmutter, Madame, warf der General ein.

Ihre Stiefmutter, ihre Vertraute, ihre beſte Freundin, erwiderte Frau von Desparieux mild, obgleich in ihren Augen ein Funkeln des Zornes zu entdecken war.

Hm, hm, brummte der General, das iſt ganz ſchön, aber ...

Aber was, General? ſagte Madame Desparieux und legte die Hand vertraulich auf den Arm dieſes Mannes, den eine Art Inſtinkt ſie immer hatte haſſen machen. Zweifeln Sie etwa an meiner Freundſchaft für Mathilden? an meinem Eifer für ihr Intereſſe? Sprechen Sie, ich bitte Sie, Sie machen mir bange.

Meiner Treu, Madame, rief der General aus, der ſich in einer Stimmung befand, wo die Heuchelei ſehr ſchwer iſt, es iſt auch zum bange werden, denn es handelt ſich um nichts weniger als das Lebensglück Mathildens, die ich fur verloren halte, wenn Desparieux ſeinen Entſchluß nicht ändert.

Was iſt denn, General?

Desparieux will Mathilden an ſeinen Neffen verheirathen.

Er hat in der That dieſen Plan, ſagte die Frau des Präfekten, und Sie wollen Mathilden abreden, ihrem Vater zu gehorchen? fügte ſie in ihrem ſanfteſten Tone hinzu.

Nein, das nicht, gab der General ein wenig verlegen zur Antwort, ich will nur erfahren, ob Mathilde dieſen Bräutigam, den man ſo geheimnißvoll ihr beſtimmt, wirklich liebt, ob ſie dieſen Neffen ... Nicht wahr, Madame, den Neffen Desparieux's ſoll Mathilde heirathen?

Allerdings, General, ſagte Madame Desparieux und ſchob ihr Fauteuil etwas zurück. Ich habe übrigens ſchon mit Mathilde geſprochen; ſie liebt ihren Vetter, ſie iſt bereit, ihrem Vater zu gehorchen.

Das iſt unmöglich, Madame, ſagte der General, unfahig, ſich länger zu beherrſchen.

Madame Desparieux näherte ſich dem General und ſagte lächelnd:

Geſtehen Sie nur, ich hätte alle Urſache, dieſen Schritt ſehr ſeltſam zu finden ...

Sehr ſeltſam, Madame?

Gewiß, denn am Ende gehen unſre Familienangelegenheiten Sie nichts an ... Aber ich weiß, General, beeilte ſich Madame Desparieux hinzuzufügen, wie ſehr Sie an meinem Gatten hängen, und ich ehre die Rechte der Freundſchaft.

Es handelt ſich hier nicht von Freundſchaft, rief der General, indem er aufſtand, es handelt ſich um Mathilde, die Desparieux hinopfern will, und ich werde es nicht leiden.

Der Streit drohte heftig zu werden und die erheuchelte Sanftmuth der Präfektin ſtand auf dem Punkte, in das Gegentheil umzuſchlagen, als die Thür des Salons aufging und Mathilde eintrat. Auf ein Zeichen ihrer Stiefmutter wollte ſie ſich wieder entfernen, aber der General eilte auf ſie zu, ergriff ihre Hand und führte ſie vor das Fauteuil der Madame Desparieux.

Mein liebes Kind, ſagte er zu Mathilden mit mehr Takt, als man gewöhnlich in ſo großer Aufregung beſitzt, hier ſitzt Ihre Stiefmutter, die Sie liebt, die Sie als eine theure Schweſter betrachtet, die nur Aufrichtigkeit von Ihnen erwartet. Sprechen Sie alſo ohne Rückhalt: Lieben Sie Ihren Vetter?

Mathilde blickte Madame Desparieux an, und ſie war zu gewohnt, den Willen ihrer Stiefmutter auf ihrem immer lachenden und heitern Geſicht herauszuleſen, als daß ſie nicht ſogleich geſehen hätte, welche Antwort man von ihr erwartete; aber ſie war von Charakter durchaus nicht zaghaft, und da die Frage des Generals ihr verrieth, daß ſie endlich einen Beſchützer und einen Bundesgenoſſen gefunden, ſo war ſie entſchloſſen, die Wahrheit zu ſagen.

Meinen Vetter, General? Nein, ich liebe ihn nicht und werde mich nie entſchließen, ihn zu heirathen.

Mathilde, Mathilde, ſagte Madame Desparieux, deren Brauen ſich faſt unmerklich zuſammenzogen.

Sie ſehen es, Madame, Sie ſehen es, ſagte der General; noch ein Wort, Mathilde; der Kapitän Charles Morand, ein junger Mann von den beſten Eigenſchaften, ein vortrefflicher Offizier, reich und ſicher, eine gute Carriere zu machen, mein erſter Adjutant, liebt Sie, betet Sie an. Lieben Sie ihn, Mathilde?

Digitized by Google

Mathilde gab keine Antwort auf dieſe delikate Frage, ſondern erröthete, ſchlug die Augen nieder und der General begriff, daß ſein Adjutant Urſache hatte zu dem Glauben, geliebt zu werden.

Nun, Madame! ſagte der General und kreuzte die Arme über die Bruſt.

Die Lippe der Präfektin wurde von einem leichten Zucken bewegt, das ſie zurückzudrängen noch Kraft und Takt genug hatte, aber in ihrem Auge ſchwamm eine Thräne, als ſie dem General ihre Hand reichte und ſagte:

Herr General, Sie haben mir in dieſem Augenblick eine der ſchmerzlichſten Empfindungen, die es auf der Welt gibt, verurſacht ... Ich beſitze nicht das Vertrauen Mathildens ... Ich glaubte etwas Beſſeres von ihr zu verdienen.

Mit dieſen Worten verbeugte ſich Madame Desparieux, ſeufzte, als ſie an Mathilden vorüberging, und verließ den Salon.

Parbleu! ſagte der General, die Frau iſt vernünftiger, als ich gedacht hätte; es thut mir leid, daß ich ſo heftig gegen ſie geweſen bin; ſo leitet alſo doch hier Desparieux Alles allein?

Mathilde betrachtete den General als den Freund ihres Vaters; ſie ſetzte großes Vertrauen in ihn, aber nicht genug, um ihm ganz ihr Herz zu eröffnen. Und wie ſollte ſie auch, ohne verlegen zu werden, eingeſtehen, daß ſie einen jungen Kapitän liebe, aber in ihrer Familie Abneigung und Gleichgiltigkeit finde! Ihr Vater ſchien nur mit ihr zu verkehren, um ihr ſeinen Willen zu erkennen zu geben, und die heuchleriſche Sanftmuth ihrer Stiefmutter war ihr noch peinlicher als die dauernde, aber offne Härte ihres Vaters. Was ſollte ſie thun? Wem ſollte ſie ſich vertrauen? Mathilde brach in Schluchzen aus.

Beruhigen Sie ſich, mein Kind, ſagte zu ihr der General, ihre Hand ergreifend, ich werde mit Desparieux ſprechen, ich habe einigen Einfluß auf ihn; und ich werde dieſen in ſeiner ganzen Ausdehnung für Sie aufbieten. Zum Glück ſcheint ſich ſeine Gattin auf unſre Seite zu wenden; daher fürchten Sie nichts, ich werde Sie nicht verlaſſen.

Meine Stiefmutter, ſagte jetzt Mathilde, die, verführt von dem Eifer, den der General zeigte, ſeine Unterſtützung anzunehmen ſich entſchloß, meine Stiefmutter iſt meine Todfeindin: ſie will mich zwingen, meinen Vetter zu heirathen, weil er häßlich iſt und weil er mir nicht gefällt, und weil ſie meine Neigung zu dem Kapitän Morand entdeckt hat. Mein Vater wird mich zwingen, ihm zu gehorchen, theils um ſeinen Neffen zu bereichern, theils weil er ſtets gewohnt iſt, dem Willen ſeiner Frau zu gehorchen. Ich bin verloren.

Der General hatte ſich unterdeſſen mehr gefaßt und ſah ein, daß in einer ſolchen Angelegenheit Zorn und Heftigkeit nicht an ihrem Platze ſind, und daß man mit den Künſten der Ueberredung weiter komme; er beſchränkte ſich alſo darauf, das junge Mädchen zu beruhigen und ihr zu ſagen, daß er Desparieux gewiß andern Sinnes machen werde.

Ach, Herr General, gab Mathilde zur Antwort, ich fürchte ſehr, Ihr guter Wille bemüht ſich vergebens; mein Vater iſt ein ſtolzer Mann, hält ſtreng auf ſeine Autorität und wird gewiß nicht dulden, daß ſich Jemand, und ſelbſt wenn es ſein Freund iſt, in ſeine Familienangelegenheiten miſcht; den leiſeſten Widerſtand gegen ſeine Pläne wird er als eine Beleidigung betrachten. Wenn Sie mir glauben wollen, ſo führen Sie meine Sache bei meiner Stiefmutter; ſie beherrſcht ihn, vielleicht ohne daß er es ahnt. Madame

Desparieux haßt mich und liebt nicht ihren Neffen; wenn es Ihnen gelingt, ſie durch Huldigungen und Schmeicheleien von ihrem Plane abzubringen, ſo haben wir gewonnenes Spiel; ſie muß erſt auf unſre Seite treten, ehe mein Vater andern Sinnes wird.

Nein, mein Kind, ſagte der General, nie kann ich mich entſchließen, dieſer Frau, die mir zuwider iſt, zu ſchmeicheln; die Rolle, die ich ihrem Manne gegenüber ſpiele, iſt ſchon ſo ſchwer, daß ich eine Bürde mehr nicht tragen konnte.

Die Rolle, General? frug Mathilde verwundert.

Ja, mein Kind; glauben Sie, ich wüßte nicht, was man ſich in der Stadt erzählt? Meinen Sie, es wäre nicht bis zu mir gedrungen, was mein Stab ſich in die Ohren flüſtert? Ich erkaufte die Freundſchaft des Präfekten durch allerlei Conceſſionen, ich fügte mich allen ſeinen Forderungen, ich käme ſogar ſeinen Wünſchen entgegen: das ſagt man von mir. Und die Urſache? ... Man ſucht ſie, ohne ſie zu finden. Man wird nie den Grund meines Benehmens erfahren, wenigſtens nicht ... Aber ſo viel kann ich Ihnen ſagen, Mathilde, Sie werden den Jules Desparieux nicht heirathen.

Der General verließ hierauf die Präfektur mit dem Verſprechen, zu einer Zeit zurückzukommen, wo er ſicher ſeinen Freund treffen werde, und ließ Mathilden unruhiger und unglücklicher als ſie je geweſen zurück.

2.

Madame Desparieux hatte ſich, erfüllt von Zorn und Ingrimm, in ihr Zimmer zurückgezogen; ſie war, ſo meinte ſie, in ihrem eignen Hauſe beleidigt, es war ihr Trotz geboten worden. Der General hatte ſich beleidigende Fragen erlaubt, Mathilde hatte ſich nicht geſcheut, mit einem Fremden und in ſeiner Gegenwart gemeinſchaftliche Sache gegen ſie zu machen und ſich ihres Trotzes zu rühmen. Sie wartete die Rückkehr ihres Gatten ab und eilte zu ihm, ſo wie er in ſein Kabinet eingetreten war. Madame Desparieux glich ſehr einer Katze, die ihre Krallen unter dem weichen Sammt ihrer Pfötchen verbirgt, aber ihrem Gatten gegenüber verſchmähte ſie die gefälligen Manieren, die ſie vor der Welt zeigte, anzuwenden; ihre Herrſchaft über den Präfekten war ſo feſt begründet, daß ſie ſich gegen ihn ganz gehen laſſen konnte.

Ich habe den Beſuch deines Freundes angenommen, ſagte ſie, er war hier.

Welcher Freund? frug der Präfekt.

O! fuhr Madame Desparieux fort, er kam nicht meinetwegen, ſondern wollte zu Mathilden ... Ah! wenn das Mädchen meine Tochter wäre!

Von wem ſprichſt du denn eigentlich?

Mein Gott, du erräthſt es nicht? Von deinem Freunde, dem General Lenoir!

Ah, der General war da? ſagte der Präfekt.

Ja, um mich zu beleidigen, mich zu beleidigen in meinem Salon.

Dich zu beleidigen?

Ja, mich zu beleidigen, und Fräulein Mathilde fand für gut, auf ſeine Seite zu treten.

Mathilde war nicht das Lieblingskind des Präfekten, und ihm zu ſagen, daß ſeine Frau beleidigt worden ſei, hieß ihn an der empfindlichſten Stelle

verletzen, denn er wußte, wie ſich Madame Desparieux in ſolchen Fällen an ihm ſchadlos zu halten verſtand.

Die Perſonen, die ſich erlauben, dich zu beleidigen, ſind nicht meine Freunde, wer ſie auch ſein mögen, ſagte er; aber noch einmal, was iſt denn eigentlich geſchehen?

Eine Kleinigkeit; der Herr General will nicht, daß wir deine Tochter an deinen Neffen verheirathen, und wollte ſie bewegen, dir ungehorſam zu ſein; das war unnöthig, denn das Mädchen iſt nur zu ſehr dazu geneigt ... Anſtatt eines Gegners haſt du jetzt zwei ... Das iſt in meiner Gegenwart geſchehen, vor meinen Augen ... Solche Impertinenzen mußte ich mir gefallen laſſen. Der General hat einen Mann für deine Tochter ... einen ſeiner Adjutanten.

Von Seiten des Generals iſt dies ein Wunſch, ſagte der Präfekt.

Ein Befehl, antwortete ſeine Gemahlin; der General Lenoir will Fräulein Mathilde mit dem Kapitän Morand verheirathen: das iſt ſein Wille.

Madame Desparieux ſprach mit ſo beſtimmtem und ſchroffem Tone, daß der Präfekt gleich merkte, ſeine Frau verlange einen Bruch mit dem General. Eine beleidigte Frau kann nicht weniger fordern; aber gegen einen ſolchen Schritt fühlte der Präfekt einen großen Widerwillen; nicht daß er eine beſonders lebhafte Hinneigung zu dem Diviſionskommandanten gefühlt hätte; aber ſeine Herablaſſung ſchmeichelte ihn; es war ſo hübſch, in ſeinem Verkehr mit der Militärbehörde immer Recht zu haben, und der Präfekt kannte die Verwaltung zu gut, um nicht zu wiſſen, wie ſchwer ihm der General das Leben machen könne, wenn er es zu einem Bruch kommen laſſe. Daher zeigten ſich einige Spuren des Zauderns auf ſeinem Geſicht; Madame Desparieux bemerkte ſie und ihr Zorn verdoppelte ſich.

Du hörſt alſo nicht, was ich dir ſage? rief ſie; ich bin vom General beleidigt worden und bin nicht willens, es mir gefallen zu laſſen!

Ich auch nicht, Madame, und ich werde eine Erklärung fordern ...

Nichts von einer Erklärung; ich will nichts davon wiſſen; ich will, daß unſre Thür fortan dem General verſchloſſen bleibe. Er mag mit ſeinen Sporen anderswo klirren. Ich ſage es dir vorher, wenn er wieder bei uns erſcheint, gibt es einen Auftritt; ich laſſe ihn durch meine Leute hinausweiſen, und dann trägſt du die Schuld ...

Aber bedenke doch ... wandte der Präfekt ein.

Wie, du beſinnſt dich noch! Ich habe dir geſagt, man hat mich beleidigt, und du bleibſt kalt und ruhig: es iſt, als ob du dich um die Beleidigung gar nicht kummerteſt ... O! es bleibt dir weiter nichts übrig, als daß du deine Tochter dem Adjutanten dieſes Mannes gibſt.

O, was das betrifft, ſagte der Präfekt, den dieſe Forderung des Generals in ſeiner Selbſtliebe verletzte, ſo ſchwöre ich dir, daß Mathilde meinen Neffen heirathet; mag der General ſeine Tochter nach Belieben verheirathen, wenn er eine hat, in die Angelegenheiten meiner Kinder ſich zu miſchen, werde ich ihm nie erlauben.

Kann man ſich auf dein Wort verlaſſen?

Der Präfekt betheuerte, daß er es nie brechen werde und daß er Mathilden ſchon zum Gehorſam zwingen wolle.

Das hauptſächlich wünſchte Madame Desparieux, entweder bewegt von einem Gefühl der Eiferſucht, oder in Folge des herkömmlichen Haſſes, mit dem Stiefmutter ihre Stieftöchter betrachten; es machte ihr Freude, Mathilden

mit einem Manne zu verbinden, den dieſe nicht liebte und der ihrer nicht würdig war.

Als der Präfekt wieder allein war und ſich das Gehörte überlegte, dachte er natürlich, das Ganze ſei nur ein kleiner Sturm, veranlaßt von ſeiner Frau, die den General nie hatte leiden können. Daß dieſer wünſchte, einem ſeiner Adjutanten eine ſo reiche Partie, wie Mathilde war, zu verſchaffen, war ganz natürlich; aber daß er ſo weit ging, eine Sache gebieteriſch zu fordern, die er höchſtens vorſchlagen konnte, das ſchien ihm nicht wahrſcheinlich. Der Präfekt war gewohnt, ſein Departement wie ein kleines Königreich, regiert von einem Kopf und von einem Arme, zu betrachten; der Kopf war er, der Arm der General — der nur zu gehorchen hatte — und ſo hoch die Intelligenz über der rohen Gewalt ſteht, ſo hoch ſtellte ſich Desparieux über einen Mann, der am Ende doch blos ein roher Haudegen war, wie ſeine Frau ſagte. Wir müſſen hier einſchalten, daß auch ein beſcheidenerer Präfekt als Desparieux hier auf dieſen Gedanken hätte kommen können, da der General in den vier Jahren, ſeitdem er die Diviſion commandirte, ſtets den Rath und faſt die Befehle des Präfekten eingeholt hatte. Desparieux glaubte daher, es werde ein Wort genügen, um ſeinen Freund zu bewegen, von der Verheirathung ſeines Adjutanten abzuſehen, und dann wäre nur noch ſeine Frau zu verſöhnen, was dem General durch einige Conceſſionen nicht ſchwer werden würde. So erwartete denn der Präfekt den General mit der größten Ruhe. Letzterer ließ nicht lange auf ſich warten, und Desparieux ſah ihn in bangender Verwunderung mit einer barſchen und ſtolzen Miene erſcheinen, die man an ihm nicht gewohnt war.

Ach, mein lieber General, rief ihm der Präfekt entgegen, Sie haben ſich heute früh ein wenig mit meiner Frau gezankt?

Durchaus nicht, erwiederte der General. Ich war allerdings ein wenig aufgeregt, als ich die Ehre hatte, ſie zu ſehen, aber wir haben uns vollkommen verſtändigt. Ihre Frau Gemahlin liebt Fräulein Mathilde ſehr, und Alles wird ſich arrangiren.

Alles wird ſich arrangiren, General! Wie ſo?

Haben Sie mit Madame Desparieux geſprochen, Herr Präfekt? frug der General.

Ja, General.

So wiſſen Sie alſo, um was es ſich handelt? fragte der General weiter.

Daß wir uns nicht misverſtehen, General. Meine Frau beklagt ſich über Ihr Benehmen gegen ſie; ſie behauptet, Sie hätten ſie im höchſten Grade durch Ihre Heftigkeit verletzt.

Das muß mich wirklich ſehr wundern; mir ſchien es gerade, als ob ich und Ihre Gemahlin im beſten Einverſtändniß von einander ſchieden. Sie liebt Fräulein Mathilde ſehr, und ſcheint entſchloſſen, jede Partie zu billigen, die ſie glücklich zu machen verſpricht.

Glauben Sie, daß ich etwas Anderes beabſichtige? ſagte der Präfekt.

Das wollte ich Sie eben fragen. Es gibt nur ein Mittel, Mathilde glücklich zu machen, und dies zu wählen, wollte ich Sie bitten.

Nun, laſſen Sie hören, ſagte lächelnd der Präfekt.

Wenn ſie meinen Adjutanten heirathet.

Kapitän Morand, wenn ich nicht irre? meinte der Präfekt leichthin.

Ja, fuhr der General fort, ein vortrefflicher junger Mann, ſehr reich und von den beſten Ausſichten. Mit denſelben Worten habe ich ihn gegen Madame Desparieux erwähnt.

Ich fühle mich ſehr geſchmeichelt von der Ehre, die mir der Kapitän erweiſet, antwortete der Präfekt mit einer Verbeugung, und Ihnen, Herr General, bin ich ſehr dankbar für das Intereſſe, das Sie für meine Tochter an den Tag legen; aber ich habe ihre Hand ſchon verſagt.

Ich weiß es, Herr Präfekt; aber Ihr Plan läuft den Herzensneigungen Mathildens ſchnurſtracks entgegen.

Und was kümmert das Sie? rief der Präfekt, deſſen Geduld zu Ende war.

Der General warf einen ſo ſtrengen und zürnenden Blick auf den Präfekten, daß dieſer ſich beeilte, den Mann, der ſich zum erſtenmale ſo reizbar zeigte, wieder zu beſänftigen.

Lieber General, ſagte er, Sie ſind der vortrefflichſte Menſch von der Welt an der Spitze eines Regimentes, und führen eine Diviſion mit einem Geſchick, das Condé's Neid erregen könnte; aber von der Leitung eines jungen Mädchens verſtehen Sie nichts.

Wol möglich, Herr Präfekt, erwiderte der General.

Und es wäre lächerlich, wenn ein Militär in Bezug auf ihre Verheirathung an die Stelle des Vaters und der Mutter treten wollte.

Sie haben Recht, Herr Präfekt.

Verſöhnen Sie ſich alſo mit meiner Frau, General; Sie ſpeiſen heute bei uns, und wir ſprechen von andern Dingen ... von Ihren Feldzügen, wenn Sie Luſt haben.

3.

Daß der Präfekt den General trotz den Drohungen ſeiner Frau zur Tafel lud, war ein ſehr ſelbſtändiger Schritt, deſſen Folgen er ſich nicht verhehlte; aber ein dunkles Gefühl rieth ihm, vorſichtig mit dem General umzugehen, der in einer gefährlichen Laune zu ſein ſchien. Oft reicht ein Tag des Nachgebens gegen einen Menſchen hin, um ihn hernach ein Jahr lang nach ſeinem Willen zu leiten, und dies Mittel verſuchte jetzt der Präfekt.

Durchaus nicht, ſagte der General mit entſchloſſener Miene; Sie müſſen mir verſprechen, Mathilden meinem Adjutanten zu geben, oder wenigſtens verſprechen, fügte er hinzu, ſie nicht zu zwingen, Ihren Neffen zu heirathen.

Unmöglich, ſagte der Präfekt mit mürriſchem Hochmuth.

Unmöglich?

Ganz und gar, betheuerte Desparieux.

Iſt das Ihr letztes Wort!

General, ſagte der Präfekt, Ihre Hartnäckigkeit bringt mich in Verzweiflung; Sie wiſſen, wie gern ich Ihnen ſtets gefällig bin; aber diesmal, ich wiederhole es, iſt es unmöglich.

Gut denn, unmöglich, ſagte der General.

Damit ſtand er auf, ſchloß die Thüre des Kabinets zu, zog den Schlüſſel ab und ſchob die beiden Riegel vor.

Was thun Sie da? rief der Präfekt aus, erſchrocken über dieſe eigenthümlichen Vorbereitungen.

Fürchten Sie nichts, Herr Präfekt, ich will blos nicht unterbrochen ſein. Ich will Ihnen eine Geſchichte erzählen.

Eine Geſchichte, General? Einen Apolog vielleicht? Ein Gleichniß nach orientaliſcher Art, um mich für Ihre Meinung zu gewinnen?

Ganz richtig.

Und der General erzählte:

Im Jahre 1807 verliebte ſich ein in Paris auf Urlaub anweſender Souslieutenant in ein ſchönes Mädchen, ein paar Jahr jünger als er, und mit ihm einigermaßen verwandt. Der Offizier beſaß nichts als ſeine Epauletten und die Hoffnung, aber damals konnte ein Souslieutenant leichter General, als ich heute Marſchall werden. Wir träumten Alle von einem Ruhme, der vielen zu Theil geworden iſt, und einem Glücke, das Einzelne gefunden haben.

Vergeſſen wir unſern Souslieutenant nicht, ſagte der Präfekt, den das Gefühl verletzter Würde mürriſch und übellaunig machte.

Nein, nein. Das junge Mädchen war ſehr reich, aber ihr großes Vermögen hinderte ſie nicht, ihren armen Couſin zu lieben ...

Ah! der Souslieutenant war ein Couſin? ſagte der Präfekt. Faſſen Sie ſich kurz, General, man kennt dieſe Geſchichten von Couſins und Couſinen: ſie gleichen ſich alle im Anfang und im Ende.

Dieſe hier hatte nicht ganz das Ende, das Sie vermuthen, ſagte der General, und das war nicht die Schuld der beiden Liebenden. Sie liebten ſich mit einer Leidenſchaft, die ſie alle Grenzen vergeſſen ließ, und ſie machten ſich, aus Uebermaß der Liebe, oder aus Unwiſſenheit, eines Fehltritts ſchuldig.

Und weiter? meinte der Präfekt.

Den jungen Leuten, von denen ich rede, Herr Präfekt, gingen erſt die Augen auf, als ſie bemerkten, daß ihr Fehltritt Folgen hatte.

Teufel! ſagte der Präfekt, der aus Stolz ſich aufgeräumt ſtellte.

Mit dem offenen Vertrauen der Jugend geſtand das Mädchen Alles ihrer Mutter und der Souslieutenant warf ſich den Aeltern zu Füßen, für ſich und ſeine Geliebte um Verzeihung zu flehen. Sie wollten nun ihren Fehltritt wieder gut machen, und man gab ihren Bitten mit einer Willigkeit nach, die ihnen verdächtig hätte ſcheinen müſſen, wenn ſie weniger jung und weniger unſchuldig geweſen wären. Um ſie ganz glücklich zu machen, bedurfte es nur einer Erlaubniß des Kriegsminiſters. Anſtatt dieſer aber, um die er nachgeſucht, erhielt der Souslieutenant Befehl, ſich ſogleich zu ſeinem Corps zu begeben, das im Innern Deutſchlands ſtand. Er reiſte ab, beruhigt durch die heiligſten Verſprechungen. Aber dies war nur eine Liſt; der Vater des Mädchens, entweder um ſeine Tochter zu beſtrafen, oder weil er ſeinen jungen Verwandten nicht leiden konnte und ſeine Zukunft für zu wenig geſichert hielt, hatte ſich entſchloſſen, ſeine Tochter einem Andern zu geben. Ich habe bereits erwähnt, daß der Vater des Mädchens reich war; ich muß hinzufügen, daß er eine höhere Stellung im Miniſterium einnahm; er ſuchte ſich unter ſeinen Unterbeamten einen jungen Mann aus, wie er ihn brauchte; arm, ehrgeizig, ohne viel Zartgefühl.

Hier wurde der Präfekt, der bis dahin ziemlich zerſtreut zugehört hatte, aufmerkſam; er rückte unruhig in ſeinem Seſſel hin und her, ſein Kopf ſenkte ſich und ſtützte ſich auf ſeine Hand.

Leider gibt es Leute genug ohne Zartgefühl, fuhr der General mit Kälte fort; ein Mann, wie man ihn brauchte, war bald gefunden: ein neueinge-

tretener Subalternbeamter ſchien ihm geeignet, ſein Glück auf Koſten ſeiner Ehre zu machen.

Der Präfekt zuckte zuſammen.

Auf Koſten ſeiner Ehre, wiederholte der General. Der junge Mann wurde von allem unterrichtet, was geſchehen war; er wußte, daß das Mädchen, welches er heirathen ſollte, einen Andern liebte, daß ſie ſich dieſem Andern hingegeben hatte und die Frucht ihres Fehltritts unter dem Herzen trug. Er verſprach, ſich über die Abneigung dieſes Mädchens hinwegzuſetzen und ſpäter das Kind anzuerkennen und als das ſeinige zu behandeln. Die Heirath fand ſtatt, das Opfer wurde ſterbend an den Altar geſchleppt: der Mann trat alle Scham, alle Ehrenhaftigkeit mit Füßen und wurde reich; und dieſer Mann, Herr Präfekt, waren Sie: der Souslieutenant, das war ich.

Es iſt nicht wahr! rief Desparieux aus, ich liebte Fräulein S., als ich ſie heirathete; mich leitete kein Gedanke des Eigennutzes, blos die Liebe, und ſie ſelbſt liebte mich ... ſie hat mich ohne Zwang geheirathet.

Nein, ſagte der General, ſie liebte Sie nicht, ſie hat es Ihnen vor dem Maire geſagt; ſie hat ſich dem Willen ihres Vaters unterworfen, und Sie haben Alles erfahren, außer den Namen des begünſtigten Liebhabers. Sie erwarteten wol nicht, Herr Präfekt, daß Sie heute an dieſe Sachen erinnert werden würden? Sehen Sie mich genau an, ich bin der Souslieutenant, dem Sie die Braut geraubt haben, um ſich zu bereichern.

Um mich zu bereichern! ſagte der Präfekt. Das Vermögen, von dem Sie ſprechen, iſt Mathildens Mitgift und iſt unverletzt erhalten worden.

Es iſt wahr, Sie haben es nicht vergeudet; aber Sie haben ſich durch das Geld eine Stellung geſchaffen, Sie haben ſich vorwärts damit gebracht, und jetzt wollen Sie Mathilden mit Ihrem Neffen verheirathen, damit dies Geld in Ihrer Familie bleibe.

Herr General ...

Hören Sie mich an, fuhr dieſer fort, ich bin noch nicht fertig. Man verhehlte mir den Treubruch, deſſen man ſich ſchuldig gemacht hatte, man hielt mich bei der Armee zurück. Als ich wieder nach Paris kam, war die Frau, die ich liebte und die die Ihrige geworden war, todt, aber Mathilde lebte: Sie waren Souspräfekt, ich war Oberſt. Wir waren beide vorwärts gekommen, ich auf gradem Wege, indem ich mein Blut für das Vaterland verſpritzte, Sie, indem Sie die Protektion benutzten, die Ihnen Ihre reiche und neue Familie gewährte. Es iſt wahr, Sie haben ſich anſtändig gegen Mathilden benommen; ohne ſie vielleicht zu lieben, haben Sie ſie wie Ihr Kind und auf eine ihrem Stande angemeſſene Weiſe erziehen laſſen; ich erkenne das an und danke Ihnen dafür. Sie können ſich denken, Herr Präfekt, daß mich das, was bei Ihnen vorging, zu ſehr intereſſirte, als daß ich nicht hätte verſuchen ſollen, mich davon zu unterrichten. Endlich nahmen Sie eine zweite Frau, und unter den beſten Auſpizien; ich verdoppelte jetzt meine Aufmerkſamkeit: Mathilde bekam eine Stiefmutter ... Die Zeit verging und der Zufall führte uns beide hier zuſammen. Sie werden ſich erinnern, wie viel Mühe ich mir gegeben habe, Ihr Vertrauen zu gewinnen. Seit vier Jahren hat der Degen Ihrem Willen gehorcht und die Sachen ſind ſo weit gegangen, daß man meine Geduld und meine Nachgiebigkeit einer eingebildeten Neigung zu Ihrer Frau oder einer Liebe für Mathilden zugeſchrieben hat ... Ja, ich liebe Mathilden, aber nicht ſo wie die Leute den-

ken, welche mein und Ihr Geheimniß nicht kennen; ich fühle für ſie die Zärtlichkeit eines Vaters, Mathilde iſt mein Kind und mein Leben, mein Vermögen, mein Alles gehören ihr ... Sie ſehen alſo, ſagte der General, indem er aufſtand, ich habe ein Recht, über die Hand dieſes Mädchens zu verfügen, und ich kann nicht leiden, daß man ihr einen lächerlichen Menſchen zum Manne gibt, anſtatt eines Jünglings, den ſie liebt und dem ſie ihr Herz geſchenkt hat.

Jedes Wort der Enthüllungen des Generals hatte der Eigenliebe des Präfekten tiefe Wunden beigebracht. Das Wiedervorführen des Hergangs ſeiner erſten Heirath, die Schmach, mit der er ſich bedeckt hatte, indem er aus Eigennutz ein Kind anerkannte, das nicht ſein war, dieſe erſten Handlungen ſeines Lebens, die er in tiefe Vergeſſenheit begraben glaubte und die jetzt, nach faſt zwanzig Jahren, anklagend vor ihm aufſtiegen, dies Alles hatte ihn anfangs eingeſchüchtert und mit Schrecken erfüllt; aber der General hatte zu lange geſprochen, und Desparieux hatte Zeit gefunden, ſich von der erſten Verwirrung zu erholen und reiflich über die Sache nachzudenken. Wer würde dem General glauben, wenn er eine ſo unwahrſcheinliche und romanhafte Geſchichte erzählte? Welchen Beweis konnte er dafür vorbringen? Mathilde war Fräulein Desparieux; ſo ſtand ſie im Taufregiſter. Der General konnte ſein Geheimniß gar nicht weiter verbreiten, ohne als Verleumder zu erſcheinen, und dann — würde der General auch die Sache öffentlich machen wollen? Das war nicht wahrſcheinlich: öffentlich auftreten, hieß den Ruf einer Frau, die er geliebt hatte, die jetzt todt war, brandmarken und auf Mathilden alle Schmach herabrufen, die mit einer illegitimen Geburt verbunden iſt. Der General war nicht zu fürchten, und all' ſein Zorn würde ſich in eitlen Drohungen austoben. Der Präfekt war gewohnt, auf den General einen Einfluß auszuüben, den er keinen Augenblick verlieren durfte; er beſchloß, nicht nachzugeben.

Meine Frau war alſo Ihre Couſine, General? ſagte er leichthin.

Ja, Herr Präfekt.

Hatten Sie blos dieſe eine Couſine?

Wozu dieſe Frage?

Weil die Geſchichte, die Sie mir eben erzählt haben, General, auf meine erſte Frau durchaus keine Anwendung findet; Sie irren ſich in der Perſon.

Was wollen Sie damit ſagen?

Mathilde iſt meine Tochter, Herr General, davon bin ich überzeugt. Sie verleumden Madame Desparieux.

Ich verleumden! ſchrie der General, vor Zorn erröthend.

Gewiß, ſagte der Präfekt; ich glaube übrigens gern, daß Ihr Irrthum kein freiwilliger iſt, und daß Sie nach reiflicherem Nachdenken Ihr Unrecht anerkennen werden.

Aber Sie geſtehen ein ...

Ich? Gar nichts: Sie beſchuldigen mich, Fräulein S... aus Eigennutz geheirathet zu haben, ich leugne es; Sie erwähnen ihr Vermögen, ich ſage Ihnen, daß kein Sous davon verbraucht iſt. Das iſt Alles. Nehmen Sie ſich in Acht, General, Sie beleidigen mich; ja noch mehr, Sie beleidigen eine Frau, die ſich nicht mehr vertheidigen kann, der der Tod den Mund geſchloſſen hat und die, wenn ſie noch lebte, Ihnen Ihre Felonie vorwerfen würde.

Digitized by Google

Meine Felonie! rief der General wüthend und gewahrte jetzt, in welche Lage ihn das Leugnen des Präfekten verſetzte. Sie leugnen?

Gewiß.

Wohlan! So wollen wir ſehen, ob Sie eben ſo feig wie niederträchtig ſind, ob in dieſem Herzen, das keinen Schatten von Ehre beſitzt, noch ein Funken Muth ſich befindet.

Ein Duell? ſagte der Präfekt.

Ja, ein Duell, war die Antwort.

Sie können Ihre Beleidigungen ſparen, Herr General, ich ſtehe zu Ihrem Befehl. Ich bitte Sie, die Stunde, den Ort und die Waffen zu beſtimmen.

Morgen früh hinter den äußern Boulevards, als Waffe den Degen.

Gut, ſagte der Präfekt.

Der General grüßte kalt, ſchob den Riegel zurück, öffnete die Thür und war verſchwunden.

So wie ſich der Präfekt allein ſah, ſchloß er ſich wieder in ſeinem Kabinet ein und nahm in ſeinem Fauteuil Platz. Seine Lage war ſchwierig und verlangte reifliches Nachdenken; er wollte daher allein ſein, aber Madame Desparieux hatte nur auf das Fortgehen des Generals gewartet, um an die Thür ihres Gatten zu klopfen.

Despariеux! rief ſie.

Ich bin für Niemand zu Hauſe.

Ich bin's ja, deine Frau.

Laß mich in Ruhe, rief der Präfekt.

Ich ſage, ich bin's, öffne! rief die Präfektin heftig.

Ich will allein ſein, ſage ich dir; du kommſt nicht herein.

Ich ſoll nicht hereinkommen?

Der Präfekt ſtand auf, ſtieß mit dem Fuß gegen die Thür und ſagte energiſch: Nein.

Jetzt fing Madame Despariеux an zu weinen, oder ſtellte ſich ſo an, brach dann in Seufzen aus, dann in Schluchzen und ließ zuletzt unartikulirte Laute vernehmen, die für ein Uebermaß der Verzweiflung oder der Wuth gelten konnten.

Laß endlich dieſe Comödie ſein, die mich ermüdet, ohne mich zu rühren, und mit der du gewiß nicht dein Ziel erreichſt, ſagte endlich der Präfekt.

Auf dieſe Worte entfernte ſich Madame Despariеux wüthend, entſchloſſen, dieſe Demüthigung ihrem Gatten, und dann Mathilden, der erſten Urſache derſelben, entgelten zu laſſen.

4.

Der General kam nach Hauſe, ein wenig verdrießlich über das hartnäckige Leugnen des Präfekten, aber erfreut über das Duell für den nächſten Tag.

Dahin mußte es kommen, ſagte er ſich und rieb ſich die Hände; ich habe nur zu lange gezögert; wenn ich vor zwanzig Jahren, als ich nach Paris kam, dieſen kleinen Federfuchſer getödtet hätte, ſo würde jetzt meine arme Mathilde nicht vor Furcht zittern, einen Elenden heirathen zu müſſen, der nicht werth iſt, ihr in's Angeſicht zu blicken ... Beruhige dich, mein Kind,

fügte er hinzu, als ob er mit dem Mädchen ſpräche, der Herr Präfekt bekommt morgen einen Stoß, der ihn zur Vernunft bringen wird.

Der General ging in ſein Kabinet, wo er nur wenige Augenblicke blieb; dann ſpeiſte er in Geſellſchaft ſeines Adjutanten. Zum Deſſert ließ er Champagner bringen, ſchickte den Bedienten hinaus und ſagte zu dem jungen Manne:

Mein lieber Kapitän, ich muß für morgen früh Ihre Dienſte in Anſpruch nehmen.

Ich ſtehe ganz zu Ihrem Befehl, Herr General, darf ich fragen?...

Ah, es iſt eine dumme Geſchichte, ſagte der General, ohne ſeinen Adjutanten ausreden zu laſſen; ich ſchlage mich mit dem Präfekten ... Sie ſollen mein Sekundant ſein.

Mit Vergnügen, Herr General; aber Sie ſchlagen ſich meinetwegen?

Durchaus nicht; es iſt ganz für meine Rechnung, glauben Sie mir, erwiderte der General.

Sie haben für mich um die Hand Fräulein Desparieux's angehalten?

Ja, denn ich habe mich überzeugt, daß Mathilde Sie liebt.

Und Sie ſind zurückgewieſen worden? frug der Adjutant.

Das iſt allerdings wahr; aber ich ſchwöre Ihnen, Kapitän, daß dies nicht die Urſache des Duells iſt ... Wir ſchlagen uns in Dienſtangelegenheiten.

Der General zog jetzt zwei Briefe aus der Taſche und zeigte ſie dem Kapitän.

Hier iſt ein Brief, ſagte er, den Sie Mathilden übergeben, wenn der Präfekt glücklicher iſt als ich.

Wie, General, Sie fürchten ...

Ich fürchte nichts, mein Freund, aber man weiß nicht, was ſich ereignen kann, und man muß ſich auf Alles vorſehen; dies iſt mein Teſtament...

Wie, Herr General ... ſagte der Adjutant verwundert.

Hören Sie mich nur an, Kapitän; obgleich ohne Vermögen geboren, ſtamme ich doch von einer Familie, die ausgedehnte Beſitzungen hat, und verſchiedene Erbſchaften haben mich reich gemacht: ich kann über mein Vermögen nach Belieben verfügen.

Das iſt ganz wahr, Herr General.

Ich hoffe den Präfekten zu tödten, fuhr der General ruhig fort, und werde mir alle Mühe geben, aber ich bin etwas eingeroſtet und es kann auch anders kommen.

Ah, Herr General ...

Jedenfalls kann ich Ihnen die Verſicherung geben, Kapitän, daß dies Duell einen Wunſch erfüllt, den ich ſchon lange gehegt habe, ſagte der General.

Wie meinen Sie das?

Es wäre nutzlos, mich jetzt näher darüber zu erklären ... Hier iſt alſo mein Teſtament, und wiſſen Sie, wen ich zu meinem Univerſalerben ernannt habe?

Nein.

Sie, ſagte der General.

Mich?

Ja, Sie ... aber nur ruhig, unter einer Bedingung, ſagte der General.

Unter der Bedingung, Sie zu rächen, Herr General, rief der Kapitän mit Feuer; das werde ich thun, ich ſchwöre es Ihnen; aber, fügte er hinzu,

indem er dem General die Hand drückte, ich werde es nicht nöthig haben, Sie werden Ihren Gegner beſiegen und morgen vernichten Sie dieſes Teſtament.

Mein Freund, erwiderte ihm der General, ich bin Ihnen dankbar für ſolche Empfindungen; aber wenn ich unterliege, ſo will ich nicht gerächt ſein; Sie haben mit meinem Streit mit Desparieux nichts zu thun. Ich will Ihnen ſagen, unter welcher Bedingung ich Sie zu meinem Erben einſetze.

Nun, Herr General?

Sie beerben mich unter der Bedingung, Fräulein Mathilde zu heirathen, widrigenfalls vermache ich mein Vermögen den Hospitälern; das iſt mein Teſtament. Sie ſind reich, fuhr der General fort; dieſe Erbſchaft verdoppelt Ihr Vermögen; Sie müſſen Ihre Anſprüche ſehr hoch ſpannen, den einfältigen Neffen, den man Ihnen entgegenzuſtellen wagt, einſchüchtern und ſelbſt das Mädchen entführen, wenn Ihnen kein andres Mittel übrig bleibt! Mathilde, der ich dieſen Brief zu übergeben Ihnen angelegentlichſt an's Herz lege, wird dieſen Schritten keinen Widerſtand leiſten; zudem liebt ſie Sie, und Sie werden ſie leicht bewegen, Ihnen zu folgen.

Hierauf gab der General dem Geſpräch eine andre Richtung; er ließ Cigarren bringen und empfing die Offiziere, die ſich einfanden. Um elf Uhr entfernten ſich ſeine Gäſte, er legte ſich zu Bett und war bald in feſten Schlummer geſunken.

Der Präfekt war dafür nicht ſo ruhig: er fehlte ihm gewiß nicht an Muth, aber in dieſer Sache hatte er Alles gegen ſich. Erſtens war ſein Gegner gar nicht zu verachten. Der General Lenoir war einer der tapferſten Offiziere des Heeres und vor zehn Jahren berühmt geweſen wegen der großen Anzahl und der Verwegenheit ſeiner Duelle. Und welches Aufſehen mußte ein Zweikampf zwiſchen den beiden erſten Beamten des Departements machen! Was würde der Miniſter ſagen? Was der König? Würde das Publicum über den Grund des Duells in Zweifel bleiben? Wenn der Präfekt ſich den General als Sieger vorſtellte, ſo würde dieſer natürlich nicht ſchweigen; daſſelbe geſchah, wenn er verwundet wurde; und ſelbſt wenn er annahm, der General falle, ſo ließ ſich nicht hoffen, daß Letzterer ſein Geheimniß mit in's Grab nehme; ſicherlich hatte der Vater Mathildens Maßregeln getroffen, dieſe Welt nicht ungerächt zu verlaſſen. Ja, er war der Vater Mathildens; der Präfekt hatte es geleugnet, aber er wußte es nur zu gut. Und Madame Desparieux! Er war mit ihr uneinig, und dies war nicht ſeine geringſte Verlegenheit. Was ſollte er ihr ſagen? Sie übte über ihn eine despotiſche Herrſchaft aus; wenn ſie erfuhr, daß Mathilde nicht die Tochter ihres Gatten war, was ſollte ſie dann von einem ſo charakterloſen Benehmen denken? Jedenfalls würde ſie nicht im Hauſe leben wollen mit einem Mädchen, welches nur verwandt war mit einer Todten, mit dem Kinde eines Fremden, eines Feindes: welcher Skandal in der Stadt! Welch' unerſchöpflicher Gegenſtand zu Anſpielungen und perfiden Inſinuationen, die hernach lediglich auf den Präfekten zurückfallen würden? Und weshalb all' dieſe Verlegenheiten? Wegen eines ſehr wenig intereſſanten Neffen, der weder die Verdrießlichkeiten, noch das Blut, das vielleicht für ihn fließen ſollte, werth war.

So viel iſt gewiß, ſprach er zu ſich, wenn ich Mathilden an meinen Neffen verheirathe, gehorche ich blos meinem perſönlichen Intereſſe ... und befriedige den Haß meiner Frau. Wenn ich Vater wäre, ſo würde ich gewiß die geheimen Wünſche Mathildens und die Verdienſte und den Reich-

Digitized by Google

thun des Kapitän Morand mit in Betracht ziehen ... Lenoir iſt ein Ehrenmann, kein Windbeutel, nicht indiskret; er hat mein Geheimniß heilig bewahrt; er hat ſelbſt die Kraft gehabt, ſich gegen Mathilde nicht zu verrathen, davon bin ich überzeugt. — An der Stelle des Generals würde ich eben ſo handeln. Was verlangt er von mir? Mathilden einem Ehrenmanne zu geben, der reich iſt und den ſie liebt: darin liegt nichts ſchmerzliches; die Frage iſt, ob ich mich wegen meines Neffen beſchimpfen, abſetzen oder gar tödten laſſen ſoll.

Alles dies war ſehr richtig, und wir dürfen wol glauben, daß der Muth des Generals und ſein Ruf als Duellant das ihrige zu dieſen friedlichen und nachgiebigen Gedanken beitrugen. Der Präfekt hatte zwei Kämpfe zu beſtehen: einen mit dem General, den andern mit ſeiner Frau. Es war unmöglich, Beide zu befriedigen, aber wenigſtens konnte man einen verſöhnen, und der Präfekt erwies dem General die Ehre, ihn für gefährlicher als ſeine Frau anzuſehen. Das war eben ſo klug als einſichtsvoll, weil er um keinen Preis Madame Desparieux in ſein Vertrauen ziehen wollte. So wie dieſer Entſchluß einmal gefaßt war, und das geſchah erſt nach langen Kämpfen und Zögerungen, beſchloß Desparieux ſelbſt zum General zu gehen. Es war Mitternacht; die Stunde ſchien ihm paſſend, denn es kam ihm darauf an, ſeinen Gegner allein zu finden; ein Zeuge hätte ſeinen Schritt lächerlich und beſchämend gemacht. Er hüllte ſich daher in ſeinen Mantel und verließ verſtohlen ſein Haus. An der Wohnung des Generals angekommen, fand er in Geſellſchaft der Schildwache den Kammerdiener, der mit dem erſtern eine Flaſche Wein ausſtach, die nicht vom Weinhändler war.

Georges, ſagte der Präfekt zum Kammerdiener, etwas beſchämt, ſo auf der That ertappt zu werden, führen Sie mich zu Ihrem Herrn.

Georges verließ den Kumpan und die Flaſche, ohne ſich eine Bemerkung zu erlauben; vielleicht glaubte er, die Stadt ſei in Gefahr, oder es brenne in einer der Vorſtädte. Als ſie die Thür des Schlafgemachs erreicht hatten, nahm der Präfekt dem Bedienten das Licht aus der Hand.

Trinken Sie Ihre Flaſche mit der Schildwache aus, ſagte er; ich muß mit Ihrem Herrn allein ſprechen.

Und er trat ein.

5.

Die erſten Gegenſtände, auf welche die Augen des Präfekten fielen, waren zwei Degen von gleicher Länge, auf einem Tiſch liegend und jedenfalls beſtimmt, im morgenden Drama eine Rolle zu ſpielen; neben den Degen lag ein Brief, adreſſirt an Mathilden.

Der Brief enthält das Geheimniß, das ich aller Welt zu verbergen Sorge tragen muß, ſagte ſich der Präfekt.

Der General lag in tiefem Schlafe. Desparieux trat an das Bett und berührte leiſe die Schulter des Schläfers; dieſer wachte auf.

Georges! Georges! rief er. Und mit einem Sprung war er aus dem Bett.

Der General hätte nicht raſcher aufwachen können, wenn er unter ſeinem Zelt von einem feindlichen Ueberfalle überraſcht worden wäre.

Parbleu! Sie ſind's, Herr Präfekt, ſagte er, als er Desparieux er-

kannte; Sie haben auf mich gewartet ... Das ſoll mir dieſer Georges nicht noch einmal machen ... ich werde den Kerl fortjagen.

Durchaus nicht, Herr General; Georges iſt ohne alle Schuld. Legen Sie ſich wieder in's Bett, es iſt erſt Mitternacht.

Erſt Mitternacht! Und was zum Teufel führt Sie hierher? Wollten wir uns nicht erſt morgen früh treffen?

Während er dies ſagte, hatte ſich der General wieder in ſein Bett gelegt und ſah, den Ellbogen auf das Kopfkiſſen geſtützt, den Präfekten feſt an.

Wir ſind keine jungen Leute mehr, Herr General, ſagte Desparieux.

Auch ſchlagen wir uns nicht ohne Grund, erwiderte dieſer.

Mich führt die Erinnerung an unſre Freundſchaft hierher, Herr General, fuhr der Präfekt fort.

Bah! ſagte der General.

Mein Gott! ſprach der Präfekt, wenn wir Privatleute wären, würde ich ſprechen wie Sie; aber wir ſind öffentliche Charaktere.

Obgleich das Alter das Feuer des Generals ein wenig abgekühlt hatte, ſo ſehnte er ſich doch lebhaft danach, ſich mit Desparieux zu meſſen, und er antwortete mit Härte:

Privatleute oder öffentliche Charaktere, wer weiß, was wir in einigen Stunden ſind, Sie oder ich, oder vielleicht Beide.

Ich glaube, der Ueberlebende wird ſich in einiger Verlegenheit befinden, meinte der Präfekt.

Ich werde mein Möglichſtes thun, daß Sie nicht in dieſe Verlegenheit kommen, erwiderte der General.

Der Präfekt verbeugte ſich, ein wenig ärgerlich über die Fruchtloſigkeit ſeiner Bemühungen. Es trat eine Pauſe des Schweigens ein.

Sie haben eine Depeſche von der Regierung erhalten? frug der General kalt.

Der Präfekt entſchloß ſich gradenwegs auf ſein Ziel loszugehen.

Nein, ſagte er; aber in einigen Stunden werde ich Ihnen mit dem Degen in der Hand gegenüberſtehen.

Nun, mein Herr ...

Nun, es iſt mir unmöglich, den Degen zu ziehen, um eine ſchlechte Sache zu vertheidigen.

Sie ſprechen von der Ihrigen, Herr Präfekt?

Ja, General. Alle Umſtände, an die Sie mich erinnert haben, ſind wahr; Sie haben in Ihrer Erzählung nichts entſtellt, als die Gefühle, welche Sie mir zugeſchrieben haben. Ich liebte Fräulein v. S., als ich ſie heirathete.

Sie geben aber zu, daß Mathilde meine Tochter iſt?

Ich weiß es wohl, Herr General, und das iſt ein Beweis, welche Liebe mir die Mutter einflößte; aber, mein Herr, ich erkläre zugleich auch, daß ich dies Geſtändniß nur Ihnen mache.

Der General nickte mit dem Kopfe.

Allerdings habe ich Mathilden als mein Kind anerkannt und werde dieſe Erklärung nie zurücknehmen, fuhr der Präfekt fort.

Das iſt ziemlich gleich, meinte der General, da ich nicht an der Wahrheit zweifle und Ihr Geſtändniß nicht brauche.

Erlauben Sie, Herr General, die Sache iſt ſehr wichtig, ſelbſt zwiſchen

uns; wenn ich die Thatſache eingeſtehe, ſo erkenne ich doch auch die Conſequenzen an. Erkläre ich nicht dadurch, daß ich mir kein Recht zuerkenne, über die Hand Mathildens zu verfügen?

Sie wollen alſo Mathilden den Mann heirathen laſſen, den ſie liebt und den ich ihr geben möchte? rief der General aus.

Da ich anerkenne, kein Recht auf ſie zu haben, und die Gerechtigkeit Ihrer Anſprüche zugebe ... Aber blos unter uns, Herr General.

Der Präfekt hatte zu Füßen des Bettes Platz genommen; jetzt ſtand er wieder auf, grüßte den General mit Würde und ſagte kalt:

Alſo morgen früh, Herr General, um ſechs Uhr auf den äußern Boulevards; ich wünſche Ihnen gute Nacht. Mit dieſen Worten ging er nach der Thür; der General aber hielt ihn zurück.

Wenn es ſo iſt, Herr Präfekt, ſo nehmen Sie den Brief dort von dem Tiſche ... Sie können ihn verbrennen. Er war für Mathilden beſtimmt, wenn Sie morgen glücklicher geweſen wären als ich ... Da Sie meinem Wunſche nachgeben, iſt er unnütz.

Desparieux nahm den Brief, hielt ihn an die Flamme der Kerze und warf das brennende Papier in das Kamin.

Gut, ſagte der General, Sie können meiner Diskretion ſicher ſein, Herr Präfekt. Ich habe zwanzig Jahre geſchwiegen, und ſo werde ich heute nicht plaudern. Ach! ich fühle es wohl, der gute Ruf Ihrer erſten Frau, die ich ſo ſehr geliebt habe, erfordert, daß ich ſelbſt gegen Mathilden ſchweige, und die Pflege, die Sie meiner Tochter in der Kindheit haben angedeihen laſſen, macht auch auf Dankbarkeit Anſpruch: ich werde ſchweigen. Schlagen wir uns, Herr Präfekt?

Ich glaube, General, erwiderte Desparieux, der ſich von einer ungeheuern Laſt befreit fühlte, es würde keinen guten Effekt im Departement machen und in den beiden Miniſterien des Kriegs und des Innern würde man uns nicht beſonders Dank dafür wiſſen.

Hier iſt meine Hand, mein lieber Desparieux, ſagte der General, wir wollen Freunde ſein wie früher.

Der Präfekt hatte einen ehrenvollen Frieden geſchloſſen; aber noch hatte er einen Kampf zu Hauſe zu beſtehen, in dem er ſiegen oder ſterben mußte. Hier war an keine Capitulation zu denken. Es war einer der ſeltenen Fälle, wo ihm der Zufall zu Hilfe kam und ihm Gelegenheit gab, ſeine von den Launen Madame Desparieux's ſehr compromittirte Autorität wieder herzuſtellen. Er kehrte daher wieder nach Hauſe zurück, ging aber nicht wie gewöhnlich durch das Zimmer ſeiner Frau, ſondern begab ſich ſogleich in ſein Schlafgemach.

Madame Desparieux, die recht gut ahnte, daß ihr Gatte ſie vermeide, hatte in einem Fauteuil vor dem Bett des Präfekten Platz genommen.

Woher kommſt du? frug ſie mit zornbleichen Lippen und mit dem Tone einer Frau, die, des Gehorchens gewohnt, plötzlich Widerſtand findet.

Vom General, war die Antwort.

Du haſt ihn wol wegen der Beleidigung, die mir geſtern widerfahren, um Verzeihung gebeten?

Das war ſo ziemlich der Fall geweſen, aber der Präfekt hütete ſich ſehr, es einzugeſtehen.

Der General, weit entfernt, ſich im Unrecht zu glauben, entgegnete

Deſparieux, ahnt gar nicht, daß er dich beleidigt hat; er glaubt ganz einig mit dir zu ſein.

Der Unverſchämte! rief ſie aus.

Ich ſehe darin keine Unverſchämtheit.

Und ſeit wenn glaubſt du nicht mehr meinen Worten? rief Madame Deſparieux mit Heftigkeit.

Seit langer Zeit, erwiderte der Präfekt kalt und ernſt, finde ich es ſehr lächerlich von dir, daß du durch freundliche Manieren und ewiges Lächeln den Perſonen, mit denen du umgehſt, glauben machſt, du ſeieſt ganz gut Freund mit ihnen, während du dich gegen mich beklagſt, ſie beleidigten dich. Das iſt ein gefährliches Spiel, es kann mir meine beſten Freunde koſten.

Madame Deſparieux ſtand wüthend auf und wollte ihren Mann mit allen Aeußerungen des Zorns und der Verachtung verlaſſen, aber er rief ſie zurück.

Noch einen Augenblick, ſagte er, du weißt noch nicht, was ich bei dem General gemacht habe.

Madame Deſparieux warf ſich in den Fauteuil, die Stirn gerunzelt, die Augen trocken und brennend.

Was gibt es noch? ſagte ſie mit dumpfer Stimme.

Eine Heirath; ich habe mir die Sache überlegt und finde, daß mein Neffe nicht verdient, daß ich meine Tochter unglücklich mache und mich mit einem Freunde veruneinige.

Wahrhaftig, Fräulein Mathilde kann ſich gratuliren, einen ſo zärtlichen Vater zu haben, ſagte ſie bitter.

Man kann ſein Kind nie zu ſehr lieben, erwiderte der Präfekt kalt; ich habe den Wunſch des Generals und den Bitten ſeines Adjutanten nachgegeben. Ich gebe meine Tochter dem Kapitän Morand.

Die Scene, welche dieſer Erklärung folgte, wollen wir nicht beſchreiben. Madame Deſparieux ſchrie, weinte, fiel in Ohnmacht; ſie ſagte ihrem Gatten, ihr Wille werde nicht befolgt, weil er ſie nicht liebe; wahrſcheinlich ſogar habe eine verbrecheriſche Leidenſchaft die eheliche Liebe aus ſeinem Herzen verdrängt. Da ſie ein Gegenſtand der Verachtung geworden ſei, da man alle Mittel ergreife, um ihr zu zeigen, ihre Anweſenheit ſei läſtig und unerwünſcht, ſo bleibe ihr nur der Ausweg übrig, ſich in den Schoos ihrer Familie zurückzubegeben.

Mathilde, ſagte der Präfekt ſtreng, iſt nicht Ihre Tochter, Madame; Sie haben kein Recht, über ihre Hand zu verfügen. Es würde mich ſehr ſchmerzen, Sie zu verlieren; aber ich halte Sie nicht, Madame; Sie können abreiſen.

Einer ſo hartnäckigen Entſchloſſenheit mußte nachgegeben werden, und dies that auch Madame Deſparieux. Sie ſenkte den Kopf und dachte nicht mehr daran, ihren Gatten zu verlaſſen.

Am früheſten Morgen des nächſten Tages trat Kapitän Morand in des Generals Schlafzimmer.

Kommen Sie, Herr General, es iſt Zeit.

O nein, mein Freund, antwortete der General, ich gedenke noch lange zu leben: der Präfekt hat Vernunft angenommen. Geſtern um Mitternacht hat er mich beſucht, um mir zu ſagen, daß er es ſich zur Ehre machen wird,

Sie zum Schwiegerſohn zu bekommen. Wir ſchlagen uns nicht: laſſen Sie mich ſchlafen.

Die Heirath fand wirklich ſtatt, ohne daß Mathilde oder Madame Desparieux erfuhren, durch welchen Zauber der General den Präfekten hatte nach ſeinem Willen beſtimmen können.

So wurde ein häusliches Unwetter beſchwichtigt, das ein ganzes Departement hätte in Flammen ſetzen können.

Der General und der Präfekt lebten fortan in gutem Einverſtändniß mit einander; aber das Anſehen Madame Desparieux's ſank ſehr. Man hatte ſich auf ihre Unkoſten verſtändigt.

Moden.

Wie bei den Damen, ſo ſtehen auch bei den Herren die lichten Farben zur Sommertoilette ſehr in Gunſt und weißlich-gelb oder weißlich-grau und ganz weiß ſind die jetzt modiſchen Farben zum Herrenanzug. Ein eleganter Morgenanzug für das Land beſteht demnach in einem weißlich-gelben Tweed, der vorn geſchloſſen wird, mit drei Patten, auf denen Knöpfe und Knopflöcher angebracht ſind. Zu dieſem Tweed trägt der Herr ein weißes ſehr weites Beinkleid, eine lichtblaue ſehr lange Schooßweſte, von Caſchmir gemacht, ein dunkler blaues, kurzes Halstuch und einen großen, runden faſt weißen Filzhut. Bei einer andern Toilette der Art iſt der Tweed von weiß-grauem Zeug gewählt; das Beinkleid dazu iſt von blaugrauem, großgegittertem Stoff gemacht, und eine hellgelbe Weſte, ein braunſeidnes Halstuch und ein weißgelblicher Filzhut von gewöhnlicher Form gehört zum Ganzen. Die eigentlichen Landanzüge ſind es insbeſondere, welche die Herren in ſo weißlichen Farben wählen, die Promenaden- oder Reiſetoiletten werden ausdrucksvoller gewählt, doch behalten alle Sommeranzüge den ſogenannten Phantaſiecharakter bei und der perſönliche Geſchmack entſcheidet willkürlich über deren Zuſammenſtellung. Zwei ſolcher Phantaſieanzüge, denen man kürzlich auf den Pariſer Promenaden begegnete und die man recht geſchmackvoll fand, waren folgendermaßen gewählt. Der erſte beſtand aus einem grünlich-grauen weiten Beinkleid, das mit ſchwarzen Linien weitläufig geſtreift war, dazu eine ſehr lange, vorn in den Ecken abgerundete weiße Piquéweſte und ein habit-veste, welches von grell und breitgegittertem Sommerſtoff gemacht war. Das Zeug zu dem habit-veste war auf blaugrauem Grunde mit ſchwarzen und dunkelgrünen breiten Streifen gegittert. Ein blaues Halstuch, ein blaugrauer, breitrandiger Hut, gelbe Handſchuhe und ein dicker Rohrſtock gehörten zur Vollendung des Anzugs. Die andre Toilette war zuſammengeſtellt aus einem weiten Nankingbeinkleid, einer weiß und rothbraun geſtreiften Weſte, einem amarantrothen, kurzen Shlips, einem grauen Hute und einem habit-jaquette, deſſen Schooß viel kürzer als der am habit-veste geſchnitten iſt und der von blaugrünem, mit ſchwarz gegittertem Sommerſtoff angefertigt war. Wollen die Herren aus dem beſchriebenen Phantaſiegeſchmack herausgehen, ſo iſt der kurze Gehrock das beliebteſte Kleidungsſtück, das dieſen Sommer die ſogenannten Phantaſiefracks häufig verdrängt. Insbeſondere ſind dunkelblaue Gehröcke ſehr modiſch, ſie ſtehen ſehr gut zu weißen oder nankingfarbigen Beinkleidern, zu einer weißgrundigen mit lila und gelb großgegitterten Weſte, zu einem braunrothen Halstuch und zu einem grauen Hute. Die grauen oder vielmehr eine Art weißgelber Filzhüte ſind ſehr neumodiſch. Schwarze Halstücher trägt man gar nicht mehr, dafür beſitzt jeder elegante Herr eine Unzahl buntfarbiger Tücher oder Shlips, unter denen er einen für den Anzug zupaßlichen jedes Mal auswählt. Die weißen Halsbinden behält man für den Ceremonieanzug.

Die ſchöne und elegante Welt begibt ſich jetzt auf Reiſen oder auf die Landſitze, und ſo haben alle neuerdings ausgewählten Damenmoden den Charakter des Negligée und der größten Einfachheit. Trotz der noch immer allgemeinen Vorliebe für ſeidne Stoffe trägt man dies Jahr doch mehr leichte Som-

Digitized by Google

merſtoffe, insbeſondere gedruckte Muſſeline, als vorm Jahre. Alle leichten Kleider werden mit einer Unzahl von Falbeln bereichert. Unſer heute beiliegendes Modeblatt zeigt an der erſten Figur, wie viel man jetzt auf hohen und reichlichen Kleidausputz Zeug und Mühe verwendet. Glatte Kleider ſieht man nur von ſchwerbroſchirten Seidenſtoffen ausgeführt und auch dieſe muß eine Reihe Knöpfe oder Schleifen, oder ein Spitzenaufſchlag, oder eine Poſamentirarbeit vorn in der Mitte des Vorderblattes verzieren. Die Form der Kleiderleibchen iſt bei hohem, halbhohem oder ausgeſchnittenem Ausſchnitt von der Mehrzahl glatt anliegend gewählt. Nur für junge Mädchen oder von leichten Stoffen macht man Faltenleibchen. Die Schneppe der Kleidertaillen macht aber mehr und mehr dem Gürtel Platz und zwar einem breiten Gürtelbande mit ſehr langen Enden. Der Ausſchnitt der ausgeſchnittenen Kleiderleibchen iſt rund und ſehr hoch, insbeſondere hinten und vorn, kaum daß ſich die halbhohen und die ausgeſchnittenen Ausſchnitte unterſcheiden. Man trägt dieſen Sommer weniger kurze Aermel als vorm Jahre, weil man auch an ausgeſchnittene Kleider häufig lange Aermel macht. Halblange Aermel ſieht man ſeltener als die Art langer Aermel, welche vorn handbreit zu kurz ſind, um einem weißen Unterärmel Platz zu geben.

Die Peignoirs, die ihrer loſen Form nach vorzugsweiſe dem Morgenanzug angehören, trägt man auf dem Lande zu allen Tageszeiten, doch muß der ſchwerere oder leichtere Stoff und der mehr oder minder reiche Ausputz derſelben ihren Rang nach der Tageszeit beſtimmen. Des Morgens wählt man den einfachſten Peignoir, der von geſtreifter oder gegitterter nordiſcher Leinwand gemacht und mit Poſamentirborden oder gewebten Spitzen umrändert wird. Dieſer Peignoir öffnet ſich über einem weißen Jaconasrock und iſt um die Taille mit einer breiten buntſeidnen Schärpe gefaßt. In derſelben Farbe, wie die Schärpe, wählt man auch das Band des Morgenhäubchens. Eleganter als der eben beſchriebene Morgenpeignoir ſtellt man andre von gemuſtertem Weißzeug her und garnirt dieſelben mit geſtickten ſchmalen Falbeln. Noch reicher als letztere ſind weiße Barègepeignoirs, welche ringsum mit breitem, in der Mitte gebrochenem (à la vieille) Band garnirt und durchaus mit roſa oder gelbem oder blauem Taffet gefüttert ſind. Sehr friſch ſieht auch ein Morgenanzug aus, der aus einem offen fliegenden Peignoir beſteht, welcher von gedrucktem Muſſeline gemacht und über einem Unterrock vom ſelben Muſſeline geöffnet iſt. Zur Promenaden- oder Dinertoilette wählt man einen Peignoir von Barège, oder von einem ſeidnen Sommerſtoff oder Taffet gemacht, der mit Bandfalbeln, Rüchen, Spitzenſtreifen u. ſ. w. beſetzt iſt und den vorn Bandſchleifen zuſammenfaſſen. Die Abendtoilette geſtattet den meiſten Putz, und dafür gibt es ganz reizende Peignoirs, durchaus von Spitze gemacht, die man über ein buntſeidnes Unterkleid legt.

Die Pelerinen ſind dieſen Sommer moderner als die Canezouts. Erſtere haben meiſt einen kleinen Schnitt; ſie berühren hinten kaum die Taille, bedecken auf der Seite grade nur die Achſeln und gehen vorn mit den äußerſten Spitzen in den Gürtel. Von dieſer Form eine Ausnahme machen die Marie-Antoinetten-Pelerinen, welche zwar hinten nicht länger ſind als bis zur Taille reichend und da ein abgerundetes Halstuch formen, welche aber vorn in langen barbenförmigen Enden ausgehen. Dieſe Enden kann man vorn lang hängen laſſen, oder man kann ſie auch nach hinten ſchlagen und in der Mitte des Rückens zuknöpfen. Alle Pelerinen wählt man jetzt gern von Spitze gemacht und mit Spitzenfalbeln garnirt, die Marie-Antoinetten ſind nie anders hergeſtellt, und überhaupt ſieht man wenig geſtickte Pelerinen. Auch ſchwarze Spitzenpelerinen ſind trotz des Sommers beliebt. J.

Hierzu eine Kunſtbeilage:

№ 39. Pariſer Damenmoden. Peomenadentoiletten. Das Taffetkleid der erſten Figur iſt reich mit Bandfalbeln garnirt, der Hut iſt oon italieniſchem Steohgeflecht und mit Blumen und Früchten geſchmückt. Die andre Figue zeigt ein brochirtes Pekinkleid, das vorn in der Mitte mit einer Reibe groſer, überſponnener Knöpſe beſetzt iſt; ein Taffetmantelet mit Bandbeſatz und eine roſa Creppcapote vollenden den Anzug.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leop. Voss. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayeriſche Staatsbibliothek

Die Mode 1847 №. 39.

Digitized by Google